



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Forschungsreihe Band 6

Rainer Volz/Paul M. Zulehner

Männer in Bewegung

Zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland

Ein Forschungsprojekt der
Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands und der
Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland

Nomos Verlag

Forschungsreihe Band 6

Rainer Volz/Paul M. Zulehner

Männer in Bewegung

Zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland

**Ein Forschungsprojekt der
Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands und der
Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland**

Nomos Verlag

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8329-4610-4

In der Forschungsreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend werden Forschungsergebnisse, Untersuchungen, Umfragen usw. als Diskussionsgrundlage veröffentlicht. Die Verantwortung für den Inhalt obliegt der jeweiligen Autorin bzw. dem jeweiligen Autor.

Alle Rechte vorbehalten. Auch die fotomechanische Vervielfältigung des Werkes (Fotokopie/Mikrokopie) oder von Teilen daraus bedarf der vorherigen Zustimmung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

1. Auflage – Nomos Verlag, Baden-Baden

Vorwort

Fallen Begriffe wie Gleichstellungspolitik und Gleichberechtigung, denkt jede und jeder wohl ausschließlich an Frauen. Das Ziel von Gleichstellungspolitik ist jedoch eine Gesellschaft, in der Frauen und Männer ihre Vorstellungen und Lebensentwürfe frei verwirklichen können. Denn wenn Menschen ihre Potenziale entfalten können, bedeutet dies eine Bereicherung nicht nur für jede Frau und jeden Mann, sondern auch für unsere Gesellschaft als Ganzes. Gleichstellungspolitik darf deshalb nicht ausschließlich Frauen ansprechen, wir müssen auch Jungen und Männer mit ihren Wünschen und Bedürfnissen stärker berücksichtigen.



Die Frage nach der eigenen Identität und dem Rollenbild war eines der zentralen Anliegen der Frauenbewegung. Männer finden und gehen in dieser Frage ihre eigenen Wege. Welche Wege das sind, haben Rainer Volz und Paul M. Zulehner 1998 in der Studie „Männer im Aufbruch – Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen“ zum ersten Mal mit einer großen Fülle an Details gezeigt.

Heute, zehn Jahre später, veröffentlicht das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend die Folgeuntersuchung der beiden Autoren. Die Ergebnisse ihrer Forschungen bieten erneut einen solchen Reichtum an Daten, dass sie selbst in der vorliegenden umfangreichen Veröffentlichung noch nicht in allen Facetten ausgewertet werden konnten.

Die Studie macht deutlich, dass sich bei Männern einiges bewegt. Werte wie Familie, Partnerschaft und Freundschaften, die bislang eher Frauen zugeschrieben wurden, haben auch für Männer an Bedeutung gewonnen. Spiritualität und Sinnsuche sind für das männliche Geschlecht ebenfalls wichtiger geworden. Viele Männer sind auf der Suche nach einer neuen Rolle in der Gesellschaft.

Das Elterngeld zum Beispiel hat mit seinen Partnermonaten dazu geführt, dass sich heute sehr viel mehr Väter Zeit für ihr Neugeborenes nehmen, als das früher der Fall war: 103.000 Väter haben für ihre 2007 geborenen Kinder Elterngeld erhalten. Das sind 16 Prozent aller Haushalte – vor der Einführung des Elterngeldes waren es gerade mal 3,5 Prozent.

Das Beispiel zeigt: Wir sind auf einem guten Weg. Ich bin überzeugt davon, dass die Ergebnisse der Studie „Männer in Bewegung – Zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland“ uns helfen, diesen Weg weiterzugehen. Die Untersuchung wird wichtige und notwendige Diskussionen in der Männerarbeit anregen und die Fortschritte auf der politischen wie auf der praktischen Ebene beflügeln.

A handwritten signature in black ink, which reads "Ursula v. der Leyen". The signature is written in a cursive, flowing style.

URSULA VON DER LEYEN
BUNDESMINISTERIN FÜR FAMILIE, SENIOREN,
FRAUEN UND JUGEND

Geleitwort

Die Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands (GKMD) und die Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland haben zum zweiten Mal eine große repräsentative Befragung unter Deutschlands Männern in Auftrag gegeben. Nach zehn Jahren war es an der Zeit, genauer danach zu fragen, was aus jenen „Männern im Aufbruch“ geworden ist, die in der ersten empirischen Männerstudie im Jahre 1998 vorgestellt wurden. Mit der vorliegenden Studie, die wiederum von Rainer Volz und Paul M. Zulehner wissenschaftlich betreut wurde, erfolgt nun die Umwandlung der Querschnittsstudie des Jahres 1998 zu einer Längsschnittstudie, die die Entwicklungen im Leben der Männer und ihrer Einstellungen in den letzten zehn Jahren auf einer soliden empirischen Basis nachzeichnet. Dies drückt sich auch im Titel des vorliegenden Berichts- und Kommentarbandes „Männer in Bewegung. Zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland“ aus.

Die Auftraggeber nehmen die Ergebnisse der zweiten Männerstudie mit großer Anerkennung und in Würdigung des kostbaren und vielfältigen Datenbefundes entgegen. Bei der vorliegenden Studie handelt es sich um eine Grundlagenstudie, die – so sind beide kirchlichen Männerorganisationen überzeugt – nicht nur die eigene Arbeit, sondern auch die Männerforschung und Männerpolitik in Zukunft wesentlich befruchten wird. Die im Buch vorgelegten Kommentierungen der Ergebnisse durch Wissenschaftler und Praktiker der Männerarbeit geben dazu auch bereits erste Hinweise. Die Auftraggeber betrachten es im Übrigen als ihre Verantwortung, empirisches Material zu Lebenslagen und Einstellungen von Männern möglichst in Breite und Tiefe zu erheben und dieses der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Dies bedingt eine Vielfalt der Methoden und wissenschaftlichen Zugänge. Nur auf diese Weise kann dauerhaft eine konzeptionelle Fortentwicklung der praktischen Arbeit auf der Grundlage wissenschaftlicher Reflexion gewährleistet werden. Qualitative und quantitative Forschungsansätze sind dabei keine Alternativen. Qualitative Erhebungen bleiben ohne die quantitative Erschließung repräsentativer Befunde der Gefahr der Subjektivität ausgesetzt, während auf der anderen Seite quantitativer Forschung ohne den qualitativen Fokus die Zielschärfe fehlt. In der nötigen Korrespondenz der Forschungsansätze müssen dann aber auch zunächst mögliche unterschiedliche Ergebnistendenzen ausgehalten werden. Sie sind wissenschaftlich methodisch und nicht polemisch nach den Ursachen der Differenz und ihrer Interpretationsmöglichkeiten für den gemeinsamen Erkenntnisgewinn zu hinterfragen.

Der Dank der Auftraggeber der Studie gilt zunächst Rainer Volz und Paul M. Zulehner, die sich auf die Herausforderung einer zweiten Männerstudie eingelassen haben. Wir danken der GMS Dr. Jung Gesellschaft für Markt- und Sozialforschung mbH für die Durchführung der Feldforschung. Wir danken all den Wissenschaftlern aus dem Kreis des begleitenden Symposiums, die sich in die Abgründe des Rohdatenmaterials begeben und es zur Grundlage ihrer Kommentierungen gemacht haben. Ihnen ist es zu verdanken, dass wir in der Begleitung und Dokumentation dieser Studie den diskursiv angelegten Weg bis zum Ende gehen konnten und die Chance des fruchtbaren wissenschaftlichen Diskurses nutzen konnten.

Für die Durchführung der Studie und die Publikation des vorliegenden Berichts- und Kommentarbandes hat das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend dankenswerterweise die notwendigen finanziellen Mittel zur Verfügung gestellt. Die kirchlichen Männerorganisationen und das Ministerium haben – das zeigte die Zusammenarbeit im Projekt – gemeinsame männer- und geschlechterpolitische Anliegen. Darin liegt für uns eine Verpflichtung auch für die Zukunft.

Pfr. Heinz-Georg Ackermeier

Theologischer Vorsitzender der
Männerarbeit der EKD

Franz-Josef Schwack

Präsident der Gemeinschaft der
Katholischen Männer Deutschlands

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	4
Geleitwort.....	5
Teil I: Die Studie	21
I. Overture.....	21
II. Typologie.....	24
2.1 Facetten der Bilder von Mann und Frau.....	24
2.2 Clusterbildungen.....	28
2.2.1 Typen.....	28
2.2.2 Strukturverschiebung.....	29
2.2.3 Entwicklung.....	34
2.3 Zufriedenheiten.....	41
2.3.1 Stolz ein Mann zu sein.....	43
III. Lebensfelder.....	44
3.1 Rangordnung.....	48
IV. Lebenswelt Arbeit.....	50
4.1 Vorgezogene Kollegin – bevorzugter Kollege.....	52
4.2 Knappe Arbeitsplätze.....	56
4.3 Politische Anliegen.....	58
4.4 Politische Ziele.....	63
4.5 Die drei wichtigsten politischen Ziele.....	66
V. Familiäre Lebenswelt.....	68
5.1 Die ideale Lebensform.....	69
5.2 Institutionalisierung der Liebe.....	71
5.3 Partnerschaft.....	74
5.3.1 Das Schlimmste in der Partnerschaft.....	76
5.4 Von der deutschen Traumfrau.....	79
5.5 Der Familienmann.....	83
5.6 Die neuen Väter.....	87
5.6.1 Kinder.....	89
5.6.2 Tätigkeiten mit Kindern.....	90

5.6.3	Eigene Vatererfahrung.....	100
5.6.4	Kontakt zum Vater/zur Mutter heute	102
5.6.5	Elternkenntnis.....	104
5.6.6	Körperkontakt zu den Eltern	106
5.6.7	Aktivitäten der Großväter mit ihren Kindern	108
5.6.8	Vorbilder	110
5.7	Erziehungsziele.....	110
5.8	Die Pflegebedürftigen	115
5.9	Männer im Haushalt	120
5.9.1	Frauen und Haushalt	120
5.9.2	Berufstätigkeit von Frauen.....	122
5.9.3	Haushaltstätigkeiten.....	126
5.9.4	Scheidung	134
5.10	Männerfreundschaften	136
5.10.1	Anzahl und Intensität	137
5.10.2	Qualität von Männerfreundschaften	141
5.11	Freizeit und Vereinsleben	142
5.11.1	Freizeit	142
5.11.2	Soziales Engagement	143
VI.	Innenwelt.....	147
6.1	Gesundheit.....	148
6.1.1	Arbeit über Gesundheit	149
6.1.2	Vorsorgeuntersuchung	150
6.1.3	Alkohol und Nikotin.....	151
6.1.4	Gesundheitszustand.....	153
6.2	Sexualität.....	154
6.2.1	Wichtigkeit.....	154
6.2.2	Sexuelle Orientierung.....	155
6.2.3	Homosexualität.....	156
6.2.4	Über Sexualität reden.....	159
6.2.5	Sexuelle Aufklärung.....	162
6.3	Gefühle	163
6.4	Ängste.....	167
6.5	Leid und Tod.....	169
6.5.1	Tod	169
6.5.2	Leid	174
6.6	Persönlichkeitsmerkmale (Freiheit, Solidarität)	178
6.6.1	Solidarität.....	179
6.6.2	Freiheit.....	183
6.7	Gewalt.....	189
6.7.1	Gewalterfahrungen und Gewaltpraxis.....	197
6.7.1.1	Erlittene Gewalttätigkeit.....	202
6.7.1.2	Eigene Gewalttätigkeit	205
6.7.2	Hintergründe	207

VII. Spiritualität, Religion, Kirche.....	210
7.1 Religiosität	211
7.1.1 Religiöse Selbsteinschätzung	211
7.1.2 Religiöse Formung.....	215
7.1.3 Für Religiosität einflussreiche Personen in der Kindheit.....	217
7.1.4 Auswirkungen der persönlichen Religiosität	219
7.1.5 Gespräch über religiöse Fragen.....	224
7.2 Religion	225
7.2.1 Religion als Eigenkomposition.....	226
7.2.2 Felder	227
7.2.2.1 Atheisten und Unreligiöse	228
7.2.2.2 Verteilungen	229
7.2.3 Gottesbilder	229
7.2.3.1 Gottesbild nach weltanschaulichen Gruppen	231
7.2.3.2 Gottesbild nach Weltdeutung.....	232
7.2.4 Jesusbilder.....	232
7.2.4.1 Jesus als Vorbild.....	233
7.2.4.2 Jesu Männlichkeit	234
7.3 Kirchlichkeit	237
7.3.1 Zugehörigkeiten.....	237
7.3.2 Kirchenverbundenheit (bei Mitgliedern) und Kirchensympathie (bei Nichtmitgliedern)...	237
7.3.2.1 Verbundenheit.....	237
7.3.2.2 Sympathie	238
7.3.3 Irritationen	242
7.3.4 Frauen in der Kirche	247
7.3.5 Motive der Kirchenzugehörigkeit	250
7.3.5.1 Gratifikationen und Irritationen.....	252
7.3.6 Kirchgang.....	257
7.3.7 Bewertung des Einflusses der Kirchen auf das Leben	261
7.4 Natur	265
7.5 Moralitäten	269
VIII. Was ist ein Mann?.....	277
8.1 Stärken von Männern und Frauen	277
8.2 Männliche und weibliche Eigenschaften	282
8.3 Schief lagen.....	285
8.4 Weibliche Anteile der Männer?	290

IX. Männerentwicklung.....	293
9.1 Männergruppen	304
9.2 Und die Kirchen?.....	305
X. Highlights	308
10.1 Typologie.....	308
10.2 Bedeutsamkeit der Lebensbereiche	309
10.3 Arbeit	309
10.4 Politik	309
10.5 Familie	310
10.6 Kinder	310
10.7 Solidarität – Pflege	312
10.8 Berufstätigkeit von Frauen.....	312
10.9 Haushalt	312
10.10 Scheidungen.....	313
10.11 Männerfreundschaften – Vereine.....	313
10.12 Innenwelt: Gesundheit	314
10.13 Sex.....	314
10.14 Gefühle	315
10.15 Tod – Leid	316
10.16 Persönlichkeit.....	316
10.17 Gewalt.....	316
10.18 Religiosität/Religion/Kirchlichkeit	317
10.19 Stärken – Identität.....	318
XI. Challenges	319
11.1 Destabilisierung familialer Lebenswelten	319
11.2 Männer als Scheidungsopfer	320
11.3 Ein Haushalt braucht (in der Regel) zwei Einkommen.....	321
11.4 Neue religiöse Sensibilität von Männern.....	322
11.5 Tradierung des Christentums: ohne Frauen, ohne Familie?	323

Teil II: Kommentare	324
Alles nur Konstruktion?	
Männer- und Frauenbilder zwischen Biologie und Kultur – Peter Döge	324
Männer:	
Arbeit, privates Leben und Zufriedenheit – Stephan Höyng	342
Männergewalt – ein nachwachsender Rohstoff?	
Befunde, Deutungen, Schlussfolgerungen – Kurt Möller	356
Bürgerschaftliches Engagement der Männer – Hans Hobelsberger	370
Männer im Lernfeld	
Bildungsanlässe und pädagogische Szenarien	
(Vermutungen, Forderungen, Konsequenzen) – Hans Prömper	377
Männerspezifische Perspektiven in Kirche und Theologie	
Oder: Wozu die Männerstudie 2008 kirchliche Arbeit und	
theologische Wissenschaft herausfordert – Reiner Knieling	389
Vom Aufbruch in die Bewegung ...	
Die Entwicklung männlicher Identitäten als Herausforderung für die Männerarbeit	
der Kirchen in Deutschland – Martin Rosowski/Andreas Ruffing	399
 Autoren	 415

Abbildungen

Abbildung 1:	Ich verstehe es, mir etwas Gutes zu tun, mir etwas zu gönnen	22
Abbildung 2:	Differenzen 1998–2008 nach Frauen und Männern.....	27
Abbildung 3:	Verschiebung in der Struktur der Geschlechertypen – die Modernen	29
Abbildung 4:	Verschiebung in der Struktur der Geschlechertypen – die Suchenden.....	30
Abbildung 5:	Verschiebung in der Struktur der Geschlechertypen – die Balancierenden	30
Abbildung 6:	Verschiebung in der Struktur der Geschlechertypen – die Teiltraditionellen.....	31
Abbildung 7:	Die drei Clusteranalysen und die zwei Benennungen	33
Abbildung 8:	Clusterbildung	34
Abbildung 9:	Geschlechertypen unter Männern und Frauen 1998 und 2008	37
Abbildung 10:	Typen nach Alter	37
Abbildung 11:	Geschlechertypen nach Bildung	38
Abbildung 12:	Geschlechertypen nach politischer Präferenz.....	38
Abbildung 13:	Geschlechertypen nach Ost- und Westdeutschland.....	39
Abbildung 14:	Geschlechertypen nach Migrationshintergrund	39
Abbildung 15:	Geschlechertypen nach Herkunft der Migrantinnen und Migranten	40
Abbildung 16:	Zufriedenheitstypen	41
Abbildung 17:	Geschlechertypen nach Zufriedenheiten.....	42
Abbildung 18:	Ich möchte mich mit Ihnen über die Arbeitswelt, aber auch über den ganz normalen Alltag außerhalb der Berufsarbeit unterhalten. Ganz spontan: Würden Sie sagen, es gelingt Ihnen eher gut, so halbwegs oder eher schlecht, alles unter einen Hut zu bringen? Ich meine, der Berufsarbeit und den Verpflichtungen im Alltag gleichermaßen nachzukommen. Dies gelingt.....	45
Abbildung 19:	Rangordnung der Lebensbereiche.....	49
Abbildung 20:	Veränderungen bei der Gewichtung von Lebensbereichen in den letzten zehn Jahren bei Frauen und Männern	49
Abbildung 21:	Veränderungen der Rangordnung nach Männertypen von 1998 auf 2008 (Differenzen der Mittelwerte).....	50
Abbildung 22:	Arbeitsplatzkonkurrenz nach Geschlechertypen	54
Abbildung 23:	Veränderungen in den letzten zehn Jahren	55
Abbildung 24:	Es geht um Bevorzugung, nicht um Kollegin oder Kollege	55
Abbildung 25:	Politische Anliegen bei Männern und Frauen 2008	59
Abbildung 26:	Frauenanliegen/Mädchenförderung	60
Abbildung 27:	Männeranliegen/Jungenförderung.....	60
Abbildung 28:	Politische Themen nach Männertypen	61
Abbildung 29:	Moderne (Frauen wie Männer) sind weniger fortschritts- und wissenschaftsgläubig ...	63
Abbildung 30:	Männer und Frauen auf der Rechts-links-Skala	65
Abbildung 31:	Teiltraditionelle und Moderne auf der Rechts-links-Skala	66
Abbildung 32:	Ideale Lebensform	70
Abbildung 33:	Veränderung in der idealen Lebensform 1998–2008.....	70
Abbildung 34:	Wunsch nach stabiler Beziehung und nach Kindern bei Männern und Frauen, aufgeschlüsselt nach Alter	71
Abbildung 35:	Die Ehe ist eine überholte Einrichtung	72
Abbildung 36:	Zu enge Bindungen zu einer Frau sind für den Mann bedrohlich	73
Abbildung 37:	Außereheliche Beziehungen des Mannes wiegen weniger schwer als die einer Frau..	73

Abbildung 38:	Bilder von einer idealen Partnerschaft	75
Abbildung 39:	Beziehungsromantik nach Geschlecht und Alter	75
Abbildung 40:	Die ideale Partnerschaft nach Männertypen	76
Abbildung 41:	Das Schlimmste in der Partnerschaft	77
Abbildung 42:	Wenn es in der Beziehung nicht gut läuft, was dann?	78
Abbildung 43:	Frauen muss man auf Händen tragen	80
Abbildung 44:	Die Traumfrau von deutschen Männern 2008	81
Abbildung 45:	Die deutsche Traumfrau nach Geschlechertypen	81
Abbildung 46:	Die Traumfrau der jüngeren und der älteren Männer	82
Abbildung 47:	Veränderungen in den letzten zehn Jahren	82
Abbildung 48:	Von der Ehe profitieren vor allem die Männer?	83
Abbildung 49:	Zuständigkeit für Einkommen und Auskommen	84
Abbildung 50:	Zuständigkeiten im Familienleben 1998/2008.....	85
Abbildung 51:	Zuständigkeiten bei teiltraditionellen und modernen Frauen und Männern	86
Abbildung 52:	Wer kümmert sich bei Ihnen um die Geldangelegenheiten, um Bankwege, Versicherungen und dergleichen?	87
Abbildung 53:	Tätigkeiten der Männer mit Kindern 1998 und 2008	91
Abbildung 54:	Frauen machen deutlich mehr mit Kindern als Männer	92
Abbildung 55:	Moderne Männer machen viel mit ihren Kindern.....	92
Abbildung 56:	Moderne Männer und moderne Frauen haben sich einander angenähert, was Tätigkeiten mit Kindern betrifft.....	94
Abbildung 57:	Wissen Ihre Kinder ungefähr, worum es in Ihrem Beruf geht und was Sie arbeiten, oder sprechen Sie eher nicht mit ihnen darüber?	96
Abbildung 58:	Wenn Ihre Kinder krank sind (bzw. krank waren), sind Sie dann bei ihnen zu Hause geblieben?	97
Abbildung 59:	Ich heiße es gut, wenn eine Frau ein Kind haben will, ohne in einer festen Beziehung zu einem Mann zu leben	98
Abbildung 60:	Von welcher Person wurden Sie in Ihrer Erziehung am meisten beeinflusst?.....	102
Abbildung 61:	Elternkontakte sind intensiv.....	103
Abbildung 62:	Wie stark, würden Sie sagen, ist heute Ihre gefühlsmäßige Bindung an Ihren Vater/ Ihre Mutter? Sagen Sie mir das bitte anhand dieser Skala.....	103
Abbildung 63:	Haben Sie das Gefühl, Ihren Vater, seine Meinungen, Stärken, Schwächen und Gefühle sehr gut, eher gut, mittel, eher nicht gut oder gar nicht gut zu kennen? Und die Mutter?	104
Abbildung 64:	Haben Sie in Ihrer Kindheit den Vater bzw. die Mutter jemals weinen sehen?	105
Abbildung 65:	Haben Sie den Vater in seinem Beruf erlebt? Haben Sie Ihre Mutter – falls sie berufstätig war – in ihrem Beruf erlebt?.....	105
Abbildung 66:	Hatten Sie zu Ihrem Vater/Ihrer Mutter Körperkontakt?	106
Abbildung 67:	Empfanden Sie den Kontakt eher als angenehm oder eher als unangenehm?	107
Abbildung 68:	Was mein Vater mit mir als Kind machte und was ich mit meinen Kindern mache/gemacht habe	109
Abbildung 69:	Gleichgültig, ob Sie selber Kinder haben, welche der folgenden Eigenschaften, Fähigkeiten oder Ideale würden Sie Ihren Kindern unbedingt mitgeben wollen? ...	111
Abbildung 70:	Erziehungsziele der Männer nach Typen	112
Abbildung 71:	Wertedimensionen – aufgeschlüsselt nach Geschlecht und Geschlechertyp	113
Abbildung 72:	Was halten Sie für das Zusammenleben der Menschen grundsätzlich für wichtiger – gehorchen zu können oder teilen zu können?	114

Abbildung 73:	Dienen ist besser als Herrschen	114
Abbildung 74:	Wer soll Ihrer Meinung nach solche Personen betreuen, die rund um die Uhr jemand Anwesenden brauchen? Würden Sie sagen	115
Abbildung 75:	Für einen Mann ist es eine Zumutung, zur Betreuung seines kleinen Kindes in Elternzeit zu gehen	118
Abbildung 76:	Am besten ist es, wenn der Mann und die Frau beide halbtags erwerbstätig sind und sich beide gleich um Haushalt und Kinder kümmern	122
Abbildung 77:	Beide, Mann und Frau, sollten zum Haushaltseinkommen beitragen	123
Abbildung 78:	Berufstätigkeit ist der beste Weg für eine Frau, um unabhängig zu sein.....	124
Abbildung 79:	Glauben Sie allgemein, dass sich die Berufstätigkeit einer Frau auf die Ehe positiv oder eher negativ auswirkt? Eher positiv	126
Abbildung 80:	Was Männer und Frauen im Haushalt machen	127
Abbildung 81:	Männer- und frauenspezifische Haushaltstätigkeiten	128
Abbildung 82:	Frauen versorgen, Männer machen das Praktische	129
Abbildung 83:	Haushaltstätigkeiten der einzelnen Männertypen.....	130
Abbildung 84:	Moderne und Teiltraditionelle (Frauen und Männer) im Vergleich.....	131
Abbildung 85:	In Summe machen Frauen mehr Haushaltsarbeit als Männer (Selbsteinschätzung) – Männer sehen das auch so	132
Abbildung 86:	Frauen halten ihre Versorgungsarbeit für wichtiger als Männer.	133
Abbildung 87:	Wenn Sie eine solche Hausarbeit erledigen, bittet Ihr/e (Ehe-)Partner/-in Sie meistens vorher um Mithilfe oder kümmern Sie sich meistens selbst darum?	133
Abbildung 88:	Männer leiden unter Scheidung/Trennung mehr als Frauen	134
Abbildung 89:	Wenn Sie jetzt an Ihr eigenes Leben insgesamt denken, an Ihre Lebensform, an die Gesellschaft, an das heutige Leben allgemein. Um welche der folgenden Probleme oder Gefahren sind Sie sehr besorgt? Dass ich meine Partnerin/meinen Partner verliere	135
Abbildung 90:	Gleiche Rechte für Männer bei Scheidungsfragen	136
Abbildung 91:	Auch wenn eine Ehe sehr gut ist, ist es doch gut, zusätzlich noch Freunde zu haben	137
Abbildung 92:	Wenn Sie jetzt bitte an Ihren engen Freundeskreis denken, wie viele Männer und wie viele Frauen würden Sie derzeit als Freunde bezeichnen? Bitte sagen Sie es mir zuerst für die Männer!.....	138
Abbildung 93:	Und jetzt für die Frauen! Wie viele Frauen würden Sie derzeit als Freundinnen bezeichnen?	137
Abbildung 94:	Wichtigkeit des Freundschaftsnetzwerkes nach Geschlechertypen.....	139
Abbildung 95:	Wie oft treffen Sie Männer aus Ihrem derzeitigen engen Freundeskreis?	140
Abbildung 96:	Ledige Männer 2008 sind weniger mit Freunden unterwegs als noch 1998	140
Abbildung 97:	Wie erleben Sie alles in allem Männerfreundschaften?.....	141
Abbildung 98:	Freizeitbeschäftigungen von Frauen und Männern	142
Abbildung 99:	Sind Sie selbst in einem der folgenden Vereine, Verbände oder Initiativen Mitglied?..	144
Abbildung 100:	Und arbeiten Sie in einem dieser Vereine selbst aktiv mit?.....	145
Abbildung 101:	Männer stellen ihre Arbeit über ihre Gesundheit	149
Abbildung 102:	Alkohol- und Nikotinkonsum.....	152
Abbildung 103:	Sex ist für Männer wichtiger als für Frauen.....	155
Abbildung 104:	Homosexualität ist einfach eine andere Form zu leben. Man sollte sie in unserer Gesellschaft offen zeigen dürfen	157
Abbildung 105:	Homosexuelle strenger bestrafen	158

Abbildung 106: Gesellschaftliche Anerkennung homosexueller Lebensgemeinschaften wichtig für heutige Männer	158
Abbildung 107: Männer tun sich schwer, über Sexualität mit ihrer Partnerin zu sprechen	159
Abbildung 108: Sprechen Sie mit jemandem über Gefühle oder Probleme im Zusammenhang mit Sexualität?	160
Abbildung 109: Der männliche Sexualtrieb ist nicht immer beherrschbar, Frauen sollten daher vorsichtiger sein	161
Abbildung 110: Männerentwicklung: „Männer äußern mehr Gefühle.“	165
Abbildung 111: Den heutigen Männern fehlen Fähigkeiten. Ihnen fehlt es, weich sein zu können, leiden zu können, Gefühle zu haben	166
Abbildung 112: Männern fällt der Zugang zu ihren Gefühlen schwer	166
Abbildung 113: Besorgnisse in Summe	168
Abbildung 114: Welche Eigenschaften sind typisch weiblich/männlich? Sagen Sie mir bitte zu jedem Gegensatzpaar auf dieser Karte, ob eher die linke Eigenschaft zutrifft (= 1) oder eher die rechte Eigenschaft (= 5). Dazwischen stufen Sie ab. Wie ist das mit ... „ängstlich – tapfer“?	169
Abbildung 115: Und nun eine nicht ganz einfache Frage: Was empfinden Sie, wenn Sie an Ihren eigenen Tod denken? Ich lese Ihnen dazu einige Aussagen vor. Sagen Sie mir bitte zu jeder Aussage, inwieweit diese auf Sie persönlich zutrifft. 1 bedeutet dabei „trifft voll und ganz zu“ und 5 bedeutet „trifft gar nicht zu“. Mit den Werten dazwischen können Sie Ihr Urteil abstufen.....	170
Abbildung 116: Worauf wirkt sich Ihre persönliche Religiosität spürbar aus? Auf Ihre Vorstellungen vom Leben nach dem Tod?	171
Abbildung 117: Todesbewältigung und Glaube	171
Abbildung 118: Diesseitigkeit/Jenseitigkeit und „Gedanke an Tod macht mir Angst“	174
Abbildung 119: Frauen können mit Leid besser umgehen als Männer	175
Abbildung 120: Wie viel Leid haben Sie in Ihrem Leben erlebt? Haben Sie in Ihrem Leben sehr viel Leid (= 1) oder sehr wenig Leid (= 5) erlebt? Mit den Werten dazwischen stufen Sie bitte ab	175
Abbildung 121: Ich lese Ihnen jetzt einige Aussagen zum Thema Leid vor. Bitte sagen Sie mir jetzt zu jeder dieser Aussagen, ob Sie völlig zustimmen (= 1) oder überhaupt nicht zustimmen (= 5). Stufen Sie bitte jeweils mit den Zahlen dazwischen ab	176
Abbildung 122: Der religiöse Glaube hat bei Männern Bedeutung für die Bewältigung persönlicher Krisen	178
Abbildung 123: Persönlichkeitsmerkmale nach Geschlechertypen	181
Abbildung 124: „Warum gibt es in unserem Land Menschen, die in Not geraten sind? Hier sind dazu vier mögliche Gründe. Welcher davon ist Ihrer Meinung nach der wichtigste?“ – Nach Ausstattung mit Solidarität	182
Abbildung 125: Dämpft Religion den Egoismus?.....	183
Abbildung 126: Bitte sagen Sie mir anhand einer fünfstufigen Skala, wie frei Sie in folgenden Lebensbereichen entscheiden können. Die 1 bedeutet „sehr frei“, die 5 „überhaupt nicht frei“. Mit den Werten dazwischen stufen Sie bitte ab	184
Abbildung 127: Bitte sagen Sie mir anhand einer fünfstufigen Skala, wie frei Sie in folgenden Lebensbereichen entscheiden können. Die 1 bedeutet „sehr frei“, die 5 „überhaupt nicht frei“. Mit den Werten dazwischen stufen Sie bitte ab	185
Abbildung 128: Selbstentfaltung und Fremdbestimmung im Beruf	186

Abbildung 129:	Autoritarismus hat bei den Jüngeren zugenommen	187
Abbildung 130:	Ausstattung mit Autoritarismus	187
Abbildung 131:	Um selbstbewusst und frei leben zu können, muss sich der Mann von der Kirche und deren Überzeugungen loslösen	188
Abbildung 132:	Die Kirche behindert die Freiheit des Menschen	189
Abbildung 133:	Gewalttätig – eine männliche Eigenschaft	192
Abbildung 134:	Gewaltakzeptanz	193
Abbildung 135:	Autoritarismus und Gewaltakzeptanz	194
Abbildung 136:	Autoritarismus und Gewaltakzeptanz nach Alter	194
Abbildung 137:	Autoritarismus und Gewaltakzeptanz nach politischer Orientierung	195
Abbildung 138:	Religiöse sind etwas autoritärer als Nichtreligiöse	196
Abbildung 139:	Autoritäre sind gewaltgeneigter	197
Abbildung 140:	Gewalt erlitten und angetan	199
Abbildung 141:	Von wem Gewalt erlitten und wem sie angetan wird	200
Abbildung 142:	Wie oft Gewalt erlitten und wie oft angetan	200
Abbildung 143:	Orte der Gewalt für Männer und Frauen	201
Abbildung 144:	Erlittene und angetane Gewalt nach Geschlechtern	202
Abbildung 145:	Haben Sie im vergangenen Jahr Folgendes schon einmal erlebt? Sind Sie im letzten Jahr von jemandem	203
Abbildung 146:	Wenn Sie noch einmal an Ihr ganzes zurückliegendes Leben denken: An welchen Orten sind Ihnen die folgenden Dinge angetan worden?	204
Abbildung 147:	Haben Sie im letzten Jahr mit einer Person Folgendes gemacht?	206
Abbildung 148:	Wie oft haben Sie Folgendes im letzten Jahr mit jemandem gemacht?	207
Abbildung 149:	Kindheitsglück mindert Gewalt	208
Abbildung 150:	Vatererfahrung und Gewalt (nach Geschlecht)	208
Abbildung 151:	Erlittene und getane Gewalt nach Geschlecht und Alter	209
Abbildung 152:	Selbsteinschätzung der Religiosität nach Geschlecht und Geschlechtern	213
Abbildung 153:	Frauen sind religiöser/gläubiger als Männer	214
Abbildung 154:	Frauen haben einen anderen Zugang zu Glaube und Religion als Männer	214
Abbildung 155:	Männer sind auf der Suche nach einer eigenen Spiritualität	215
Abbildung 156:	Rückgang in der religiösen Kindererziehung	216
Abbildung 157:	Erziehungskarrieren	217
Abbildung 158:	Welche Personen haben für die Religiosität in Ihrer Jugend eine Rolle gespielt? Sagen Sie mir bitte zu jeder Person, die ich Ihnen jetzt vorlese, welche Rolle diese Person für Ihre Religiosität in Ihrer Jugend gespielt hat	218
Abbildung 159:	Auswirkungen der Religiosität auf das Leben nach Geschlechtern	220
Abbildung 160:	Durchschnittliche Auswirkung der Religiosität auf das Leben nach Geschlecht	221
Abbildung 161:	Auswirkungen der Religiosität auf das Leben nach Geschlechtern bei Männern	221
Abbildung 162:	Auswirkungen der Religiosität auf das Leben: Differenz zwischen den Teiltraditionellen und den Modernen	222
Abbildung 163:	Auswirkungen der Religiosität auf das Leben: Differenz zwischen den Alterskohorten 70–79 und 20–29 nach Geschlechtern	223
Abbildung 164:	Auswirkungen der Religiosität auf das Leben nach Geschlecht, Alter, Konfession und Weltdeutung (für Frauen und Männer getrennt)	223
Abbildung 165:	Haben Sie in letzter Zeit mit einer Frau/mit einem Mann über religiöse Fragen gesprochen?	224

Abbildung 166: Gespräch über religiöse Themen mit einer Frau/einem Mann nach Sozialmerkmalen.....	225
Abbildung 167: Typen der Weltdeutung	228
Abbildung 168: Religiöse Selbsteinschätzung und Weltdeutungstypen	228
Abbildung 169: Verteilung der Weltdeutungstypen nach Geschlechertypen und Geschlecht.....	229
Abbildung 170: Momente christlichen Gottesglaubens	230
Abbildung 171: Gottesglaube nach Weltdeutungstypen.....	232
Abbildung 172: „Jesus sollte Männern Vorbild sein.“ – Nach Geschlechertypen und Geschlecht...	233
Abbildung 173: Jesus als persönliches Vorbild – nach Geschlechertypen und Geschlecht	234
Abbildung 174: Eigenschaften Jesu – nach Geschlecht	235
Abbildung 175: Unterschied im Jesusbild zwischen teiltraditionellen und modernen Männern.....	236
Abbildung 176: Kirchenverbundenheit bei Mitgliedern/Kirchensympathie bei Nichtmitgliedern – nach Erhebungsjahr, Geschlechertypen und Geschlecht.....	238
Abbildung 177: Kirchenverbundenheit bei Mitgliedern/Kirchensympathie bei Nichtmitglie- dern – nach Erhebungsjahr, Geschlechertypen und Geschlecht (Mittelwerte)	239
Abbildung 178: Kirchendistanz – nach Erhebungsjahr, Geschlechertypen und Geschlecht	240
Abbildung 179: Kein Austritt, auch wenn keine Übereinstimmung mit Lehre – nach Geschlechertypen und Geschlecht – 2008	240
Abbildung 180: Kirchenheimatgefühl – nach Geschlechertypen und Geschlecht – 2008.....	241
Abbildung 181: Index Kirchenbindung – nach Geschlechertypen und Geschlecht – 2008	242
Abbildung 182: Irritationen – Mittelwerte	244
Abbildung 183: Kirchenkritische Positionen – nach Weltdeutungstypen	245
Abbildung 184: Unterschiede bei den Irritationen zwischen Frauen und Männern	246
Abbildung 185: Irritationspotenzial: Index „Irritationen“ – nach Geschlechertypen und Geschlecht – 2008	247
Abbildung 186: „Würden Frauen mehr Entscheidungen in der Kirche treffen, wäre das besser für die Kirche.“ – Nach Erhebungsjahr, Geschlechertypen und Geschlecht.....	248
Abbildung 187: Frauen in die Kirchenleitung! Oder soll diese Männersache bleiben? – Nach Geschlechertypen und Geschlecht – 2008.....	248
Abbildung 188: Beteiligung von Frauen an der Kirchenleitung nach Zugehörigkeit – nach Geschlechertypen und Geschlecht – 2008	249
Abbildung 189: Männer und Frauen in der Kirchenleitung – nach Alter und Geschlecht – 2008	250
Abbildung 190: Kirchlichkeitsmotive nach Geschlechertypen und Geschlecht – 2008	252
Abbildung 191: Kirchenmotive und Kirchenkritik nach Konfessionen	252
Abbildung 192: Gratifikationen – Tradition – Irritationen nach Weltdeutungstypen	253
Abbildung 193: Gratifikationen – Tradition – Irritationen nach Alter und Geschlecht	253
Abbildung 194: Gratifikationen/Irritationen nach Verbundenheit.....	254
Abbildung 195: Typologie auf Grundlage von „Gratifikationen“ und „Irritationen“	255
Abbildung 196: Gratifikations-/Irritationstypen nach Verbundenheit.....	256
Abbildung 197: Kirchgang nach Konfession und religiöser Selbsteinschätzung.....	258
Abbildung 198: Kirchgang nach Konfession und Weltdeutungstypen	259
Abbildung 199: Kirchgang nach Konfession und Gratifikations-/Irritationstypen.....	260
Abbildung 200: Kirchgang nach Konfession und Verbundenheit	261
Abbildung 201: Einfluss der (eigenen) Kirche auf das (eigene) Leben nach Geschlecht.....	262
Abbildung 202: „Wie erleben Sie den Einfluss ... [der Kirchen und Religionsgemeinschaften/ Ihrer Kirche/Religionsgemeinschaft] auf Ihr Leben?“ – Nach Geschlecht und Geschlechertyp – 2008	263

Abbildung 203: Der förderliche Einfluss der Kirche hat zugenommen. – Veränderungen in den letzten zehn Jahren nach Geschlecht.....	264
Abbildung 204: Förderlicher Einfluss der Kirchen nach Erhebungsjahr, Geschlecht und Alter – 1998 und 2008	265
Abbildung 205: Anteil der „Freundinnen/Freunde der Natur“	266
Abbildung 206: Verbreitung der „Naturmystik“ nach Geschlecht und Aktivität/Nichtaktivität in der Natur.....	267
Abbildung 207: Naturmystik nach Geschlechertypen unter den Männern.....	268
Abbildung 208: „Naturmystik“ nach Weltdeutungstypen.....	268
Abbildung 209: Hier stehen zwei Meinungen, die man hören kann, wenn sich Menschen über Gut und Böse unterhalten: Welche davon kommt Ihrem Standpunkt am nächsten, die erste oder die zweite?.....	271
Abbildung 210: Moralitäten von Männern und Frauen – 2008.....	272
Abbildung 211: Strenge und weniger strenge Bereiche der Moral – bei Frauen und Männern.....	273
Abbildung 212: Abstufung der Moralbereiche nach Religiosität.....	274
Abbildung 213: Abstufung der Moralbereiche nach Weltdeutungstypen.....	275
Abbildung 214: Abstufung der Moralbereiche nach Geschlechertypen	276
Abbildung 215: Es gibt die Meinung, dass in manchen Lebensbereichen Frauen stärker sind, in anderen Lebensbereichen Männer. Sagen Sie mir zu jedem der folgenden Lebensbereiche, ob er eher eine Stärke der Frauen, eine Stärke der Männer darstellt oder ob es dabei keinen Unterschied zwischen Frauen und Männern gibt	278
Abbildung 216: Differenz zwischen Frauen und Männern bei den Stärken	279
Abbildung 217: Stärken von Männern und Frauen: Unterschiede zwischen den Teiltraditionellen und Modernen: bei Frauen und Männern	280
Abbildung 218: Stärken von Frauen und Männern nach Geschlecht und Erhebungsjahr: 1998 und 2008	281
Abbildung 219: Teiltraditionelle und Moderne 1998/2008.....	282
Abbildung 220: Veränderungen in den letzten zehn Jahren hinsichtlich „männlich“ und „weiblich“ ..	283
Abbildung 221: Differenzen in der Zuweisung von Eigenschaften zu „weiblich“ und „männlich“ 1998 und 2008	284
Abbildung 222: „Männlich“ und „weiblich“ nach teiltraditionellen und modernen Geschlechertypen und nach Erhebungsjahr 1998 und 2008	285
Abbildung 223: Männliche und weibliche Familienaufgaben	286
Abbildung 224: Aktivitäten von Männern mit Kindern – 1998 und 2008.....	287
Abbildung 225: Haushaltsarbeiten von Männern – 1998 und 2008	288
Abbildung 226: Stärken von Frauen und Männern – 1998 und 2008	288
Abbildung 227: „Männlich“ und „weiblich“ aus der Sicht aller Befragten – 1998 und 2008	289
Abbildung 228: „Männer sind unfreier als Frauen. Sie fühlen sich Vorschriften und gesellschaftlichen Regeln mehr verpflichtet als Frauen.“ – Nach Erhebungsjahr, Geschlecht und Geschlechertypen.....	293
Abbildung 229: Veränderungen	294
Abbildung 230: Mehr Positiva als Negativa in Männerveränderung – nach Geschlecht und Geschlechertypen – 2008.....	296
Abbildung 231: Wunschthemen der Männerentwicklung – Männer 1998 und 2008	297
Abbildung 232: Wunschthemen der Männerentwicklung nach Geschlechtern	299
Abbildung 233: Hauptinteresse: Väterlichkeit – Männerinteressen von Männern nach Geschlechertypen	300

Abbildung 234: Männerinteressen – aus Sicht von Männern und Frauen – Differenzen 1998/2008	302
Abbildung 235: Einschätzung der Frauenemanzipation – nach Männern und Frauen, Geschlechertypen und Erhebungsjahr	303
Abbildung 236: Verbreitung von Männergruppen	304
Abbildung 237: Erwartungen an die Kirchen bei der Männerentwicklung – nach Geschlecht und Geschlechertypen – 2008.....	306
Abbildung 238: „Ich erwarte mir von der Kirche einen Beitrag zur Neugestaltung der Männerrolle.“ – Nach Geschlecht und Geschlechertypen – 2008	307
Abbildung 239: Vier Geschlechertypen – Männer und Frauen 1998 und 2008	309
Abbildung 240: Typisch männlich (F35): Mittelwertdifferenzen Männer – Frauen	326
Abbildung 241: Typisch Frau (F40): aus Sicht der Frauen (Mittelwerte).....	327
Abbildung 242: Typisch Frau – aus Sicht der Männer (Mittelwerte)	328
Abbildung 243: Stärken der Geschlechter (Modalwert)	329
Abbildung 244: Zuständigkeit der Geschlechter (F70) – Modalwerte	329
Abbildung 245: Typisch männlich – Männer mit Hauptschule ohne Lehre/Männer mit Abitur (Differenz der Mittelwerte)	331
Abbildung 246: Typisch männlich – Frauen mit Hauptschule ohne Lehre/Frauen mit Abitur (Differenz der Mittelwerte)	332
Abbildung 247: Typisch weiblich – Männer mit Hauptschule ohne Lehre/ Männer mit Abitur (Differenz der Mittelwerte)	333
Abbildung 248: Typisch weiblich – Frauen mit Hauptschule ohne Lehre/ Frauen mit Abitur (Differenz der Mittelwerte)	333
Abbildung 249: Stärken und Schwächen der Geschlechter – aus Sicht der Frauen (Modalwerte)	334
Abbildung 250: Stärken der Geschlechter – aus Sicht der Männer (Modalwerte).....	335
Abbildung 251: Stärken und Schwächen der Geschlechter (Modalwerte).....	336
Abbildung 252: Verantwortlichkeiten nach Bildungsmilieus – Modalwerte.....	336
Abbildung 253: Stärken und Schwächen nach Religionszugehörigkeit (Modalwerte).....	337
Abbildung 254: Arten zu leben: Wunsch und Wirklichkeit	347

Tabellen

Tabelle 1: Aussagen zu den Geschlechterrollen.....	24
Tabelle 2: Faktorenanalytische Durchleuchtung	25
Tabelle 3: Verschiebungen bei den einzelnen Items.....	27
Tabelle 4: Positionen in den einzelnen Clustern	32
Tabelle 5: Verschiebungen zwischen den Typen in den letzten 10 Jahren.....	34
Tabelle 6: Entwicklung in Alterskohorten	35
Tabelle 7: Verteilung der Rollentypen in den einzelnen Altersgruppen 1998 und 2008.....	36
Tabelle 8: Männerstolz.....	43
Tabelle 9: Rangordnung der Lebensbereiche 1998 und 2008 nach Geschlechtern getrennt	48
Tabelle 10: Ansichten zum Beruf.....	51
Tabelle 11: Stellen Sie sich bitte vor, Sie hätten eine Arbeitskollegin, die das Gleiche oder ungefähr das Gleiche kann wie Sie. Die Arbeitskollegin soll zu Ihrer Vorgesetzten befördert werden. Sagen Sie mir bitte zu jeder dieser Feststellungen, die ich Ihnen jetzt vorlese, ob diese für Sie eher zutrifft oder eher nicht zutrifft	53
Tabelle 12: Arbeitsplatzansprüche von Männern 2008.....	57

Tabelle 13:	Zweifel und Optimismus.....	62
Tabelle 14:	Es wird viel darüber gesprochen, welche Ziele unser Land in den nächsten zehn Jahren vor allem verfolgen soll. Ich lese Ihnen jetzt einige Ziele vor, die verschiedene Leute für besonders wichtig halten. Würden Sie mir bitte sagen, ob Sie sie für besonders wichtig (= 1) oder für ganz unwichtig (= 5) ansehen? Mit den Werten dazwischen stufen Sie bitte ab ...	64
Tabelle 15:	Die politischen Parteien auf einer Rechts-links-Skala.....	65
Tabelle 16:	Wichtige politische Ziele	67
Tabelle 17:	Das Schlimmste in der Partnerschaft nach Geschlechertypen	77
Tabelle 18:	Wege der Konfliktbearbeitung.....	79
Tabelle 19:	Zuständigkeiten für Aufgaben in der Familie	86
Tabelle 20:	Moderne Frauen und Männer wünschen eher weitere Kinder	89
Tabelle 21:	Wünschen Sie sich (noch) Kinder?.....	89
Tabelle 22:	Welche Bedeutung hat Ihr Kind für Sie?	90
Tabelle 23:	Bedeutung von Kindern nach Geschlechertypen	90
Tabelle 24:	Was Väter und Mütter mit Kindern tun (nach Geschlechtern und Geschlechertypen) ..	95
Tabelle 25:	Wie würden Sie Ihre Kindheit einschätzen? Sagen Sie mir bitte anhand dieser Skala, wie Sie Ihre Kindheit erlebt haben	101
Tabelle 26:	Moderne pflegen den Kontakt zu Vater und Mutter mehr als Teiltraditionelle.....	102
Tabelle 27:	Hätten Sie sich mehr Körperkontakt gewünscht, weniger, oder war es genau richtig?...	107
Tabelle 28:	Großväter und was diese mit Kindern unternommen haben.....	108
Tabelle 29:	Männliche und weibliche Vorbilder	110
Tabelle 30:	Wie stehen Sie zu folgenden Aussagen? Sie können bei jeder Antwortmöglichkeit zwischen 1 = „dem stimme ich voll zu“ und 5 = „das lehne ich ganz und gar ab“ wählen. Dazwischen können Sie abstufen.....	116
Tabelle 31:	Verringerung der Berufsarbeit zugunsten der Pflege	119
Tabelle 32:	Gründe, die gegen eine Verringerung der Berufsarbeit zugunsten der Pflege daheim sprechen.....	120
Tabelle 33:	Wer kümmert sich um Haus und Haushalt?	121
Tabelle 34:	Führen Sie zu Hause eine Form von Haushaltskasse, was trifft davon zu?	125
Tabelle 35:	Form der Haushaltskasse und erhoffte Unabhängigkeit von Frauen durch Berufstätigkeit	125
Tabelle 36:	Tätigkeitsarten.....	128
Tabelle 37:	Qualitäten von Männerfreundschaften nach Männertypen.....	142
Tabelle 38:	Auf dieser Liste finden Sie verschiedene Freizeitbeschäftigungen. Sagen Sie mir bitte, welche zwei davon Sie vorwiegend in Ihrer Freizeit machen	143
Tabelle 39:	Vereinsmitgliedschaft nach Geschlechertyp.....	144
Tabelle 40:	Und arbeiten Sie in einem dieser Vereine selbst aktiv mit?.....	145
Tabelle 41:	Konfessioneller Hang zum Teiltraditionellen (Querprozentuierung)	146
Tabelle 42:	Achten Sie normalerweise auf Ihre Gesundheit?.....	148
Tabelle 43:	Bleiben Sie von der Arbeit zu Hause, wenn Sie sich krank fühlen?	150
Tabelle 44:	Wie handhaben Sie es eigentlich mit der Vorsorgeuntersuchung. Ich meine, gehen Sie jährlich, alle zwei Jahre oder gehen Sie nur zum Arzt, wenn Sie krank sind?	150
Tabelle 45:	Wie häufig gehen Sie durchschnittlich zum Arzt?.....	151
Tabelle 46:	Nehmen Sie bzw. müssen Sie Medikamente regelmäßig, gelegentlich nehmen oder nicht?.....	151
Tabelle 47:	Und wie viel trinken Sie ca. pro Woche?.....	152
Tabelle 48:	Und wie viel rauchen Sie ca. pro Tag?	153

Tabelle 49:	Wie gesund schätzen Sie sich ein?.....	153
Tabelle 50:	Sexuelle Orientierungen	156
Tabelle 51:	Würden Sie bei schweren persönlichen Schwierigkeiten in der Partnerschaft eine Beratung aufsuchen oder auf alle Fälle selbst damit fertig werden wollen?	161
Tabelle 52:	Wenn Sie an Ihre Kindheit/Jugend denken: Von wem wurden Sie sexuell aufgeklärt? ...	162
Tabelle 53:	Welche Eigenschaften sind typisch männlich/weiblich? Sagen Sie mir bitte zu jedem Gegensatzpaar auf dieser Karte, ob eher die linke Eigenschaft zutrifft (=1) oder eher die rechte Eigenschaft (= 5). Dazwischen stufen Sie ab. Wie ist das mit ... „gefühlvoll – gefühllos“?	164
Tabelle 54:	Wenn Sie jetzt an Ihr eigenes Leben insgesamt denken, an Ihre Lebensform, an die Gesellschaft, an das heutige Leben allgemein: Um welche der folgenden Probleme oder Gefahren sind Sie sehr besorgt?	167
Tabelle 55:	Mein Glaube gibt mir die Stärke, mich dem Tod zu stellen	172
Tabelle 56:	Jenseitige und Diesseitige	173
Tabelle 57:	Umgang mit Leiderfahrung nach Geschlechterrollen	177
Tabelle 58:	Kaum Veränderungen in den letzten zehn Jahren hinsichtlich Selbstbezogenheit und Solidarität	181
Tabelle 59:	Wie würden Sie die folgenden Bereiche Ihrer beruflichen Tätigkeit charakterisieren? Bitte sagen Sie mir dies wieder anhand einer fünfstufigen Skala, 1 = „trifft voll und ganz zu“, 5 = „trifft überhaupt nicht zu“	185
Tabelle 60:	Haben Sie im vergangenen Jahr Folgendes schon einmal erlebt? Sind Sie im letzten Jahr von jemandem	202
Tabelle 61:	Haben Sie im letzten Jahr mit einer Person Folgendes gemacht:	205
Tabelle 62:	Selbsteinschätzung nach Alter.....	212
Tabelle 63:	Für die eigene Religiosität einflussreiche Personen.....	218
Tabelle 64:	Gottesbilder in den weltanschaulichen Gruppen	231
Tabelle 65:	Eigenschaften Jesu – nach Geschlechertypen und Geschlecht.....	236
Tabelle 66:	Zugehörigkeit zu Religionsgemeinschaft – nach Erhebungsjahr und Geschlecht	237
Tabelle 67:	Konfessionslose.....	237
Tabelle 68:	Wenn man heute mit Leuten über ihre Erfahrungen mit der Kirche spricht, dann begegnet man nicht selten kritischen Stellungnahmen. Ich lese Ihnen jetzt einige davon vor. Bitte denken Sie jetzt an Ihre Kirche/Religionsgemeinschaft und geben Sie an, inwieweit Sie die hier formulierte Kritik teilen. Sie haben sieben Möglichkeiten zur Abstufung. 1 bedeutet „diese Kritik trifft voll und ganz zu“ und 7 bedeutet „diese Kritik trifft überhaupt nicht zu“. Mit den Werten dazwischen können Sie Ihr Urteil abstufen!	243
Tabelle 69:	Gratifikations-/Irritationstypen nach Geschlecht und Geschlechertypen	256
Tabelle 70:	Kirchgang nach Konfessionen	257
Tabelle 71:	„Wie erleben Sie den Einfluss ... [der Kirchen und Religionsgemeinschaften/ Ihrer Kirche/Religionsgemeinschaft] auf Ihr Leben?“ – Nach Erhebungsjahr, Geschlecht und Geschlechertypen	262
Tabelle 72:	„Naturmystik“ nach Geschlecht und Geschlechertypen	267
Tabelle 73:	Veränderungen der Männer – nach Erhebungsjahr, Geschlecht und Geschlechertypen.....	295
Tabelle 74:	Was Männern (und Frauen) mit Blick auf die Männerentwicklung wichtig ist – im Vergleich 1998 und 2008 – nach Geschlechertypen	301
Tabelle 75:	Teilnahme an und Einstellung zu Männergruppen – Männer nach Alter – 2008	305

Teil I: Die Studie

I. Ouvertüre

Männerforschung ist inzwischen etabliert. In qualitativen Studien werden über Jahre Lebensgeschichten einzelner Männer forschersich ausgelotet. Paare werden durch Forschungsteams begleitet. Neben solcher unentbehrlicher qualitativer Forschung und in enger Bindung an sie hat sich auch quantitative Männerforschung etabliert. Sie sucht reinen Erkenntniszugewinn ebenso, wie sie auch Grundlagen für Entscheider in gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen sowie für Praktiker der Männer(entwicklungs)arbeit bereitstellen will.

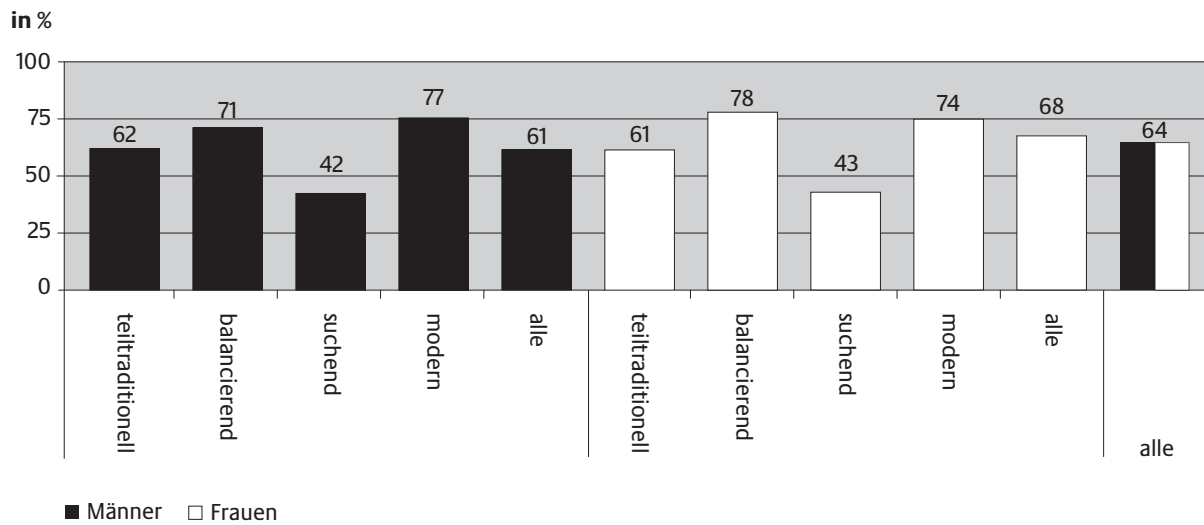
Männerforschung wird auch von Frauen¹ gemacht. Dies auch deshalb, weil sich die These verfestigt hat, dass Frauenentwicklung wegen einer als unzureichend angesehenen Entwicklung von Männern stagnieren kann. Dieser Außenblick von männerforschenden Frauen ist hilfreich für die Männerforschung, weil Fragestellungen und Interessen unterschiedlich von jenen der forschenden Männer sein können (was zumeist erst hinterher gesehen wird).

Die in diesem Buch vorgelegte deutsche Männerstudie und der Bericht über sie werden von zwei Männern verantwortet. Auch das hat Vor- und Nachteile. Unvermeidlich sind schon in die Formulierung der Annahmen (die sich auf qualitative Interviews stützten) sowie daraufhin in die Fragestellungen leitende Interessen eingegangen. Wissenschaftler, die meinen, solche Interessen nicht zu haben, sind den methodologisch Entwicklungsunfähigen zuzurechnen.

Ein leitendes Interesse dieser Studie war, als sie 1992 zum ersten Mal in Österreich in Angriff genommen worden war, die forschersiche Unterstützung bei der Neuorientierung moderner Männerarbeit. Dass dieses Anliegen aus den Kirchen kam, hat sich inzwischen längst als sekundär erwiesen. Kirchliche Männerarbeit ist heute weithin geachtet und gilt in vielfacher Hinsicht als gut entwickelt. In ihren Grundoptionen unterscheidet sich Männerarbeit unter dem Dach der Kirche nicht substantiell von jener anderer qualifizierter Einrichtungen.

Wir schlagen den kirchlichen Auftraggebern vor, von der Annahme auszugehen, dass heutiges Männerleben weit hinter seinen Möglichkeiten zurückbleibt. „*Mehr Leben ins Männerleben*“, das könnte als geheimes Leit-Motto auch der vorliegenden Studie gelten, die ein Teil eines männerforscherischen Langzeitprojekts ist. Männer gönnen sich Selbstentwicklung. Was auch bedeutet: Nicht andere drängen sie dazu.

¹ Die Ludwig-Boltzmann-Gesellschaft hat die Forschungsstelle für Politik und zwischenmenschliche Beziehungen eingerichtet, die von Cheryl Benard und Edit Schläffer geleitet wird.

Abbildung 1: Ich verstehe es, mir etwas Gutes zu tun, mir etwas zu gönnen.

Männer und Frauen 2008

Männer- wie auch Frauenleben kennt aber in unseren Kulturen abgrenzbare Felder – hier das familiäre Lebensfeld (einschließlich des Netzwerkes von Freunden und Bekannten), dort das Lebensfeld der beruflichen Erwerbsarbeit. Wie, so die einschlägigen Fragen, erleben sich Männer im Beruf, wie in der „Familie“ (in der weiten Bedeutung dieses Wortes)? Wie gestalten sie das Verhältnis beider Bereiche: Vor allem dann, was von den meisten Männern aus finanziellen Gründen akzeptiert wird, wenn beide Teile berufstätig sind? Wie steht es mit der Beteiligung an der Versorgungsarbeit im Haushalt, an der Formung von Kindern (so gewünscht bzw. vorhanden: was immer mehr zum Problem wird)? Wirken Männer an der Pflege alter und kranker Angehöriger mit? All diese Themen sind von höchster politischer Brisanz für die betroffenen Erwachsenen, Eltern, Kinder und Alten.

Breiten Raum nimmt im vorliegenden Forschungsvorhaben von Anfang an die Innenwelt der Männer ein: Gefühle, Sexualität, Gesundheit, Gewalt. Das Thema Gewalt hat im Lauf der Forschungsjahre an Gewicht dazugewonnen. In der vorliegenden Studie ist ein respektable Teil des Fragebogens einer differenzierenden Analyse von männlicher, aber auch weiblicher Gewalt gewidmet: Welche Gewalt wird erlitten, welche verübt, wie oft und an welchen Orten – von Frauen wie von Männern?

Den Start zu diesem Männer-Langzeitforschungsprojekt² bildete jene Männerstudie, die 1992 vom Familienministerium in Österreich in Auftrag gegeben worden war. 1998 kam dann an uns der Auftrag von der Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands; finanziert wurde die Studie im Wesentlichen vom deutschen Familienministerium. Die Ergebnisse haben erfreuliche Beachtung und (was überhaupt nicht überrascht) auch plausible Kritik gefunden. 2002 war dann in Österreich die Frage gestellt worden, was sich in den vergangenen zehn Jahren an Entwicklung vollzogen hat. Dieselbe Frage stellten nun auch die Auftraggeber der nunmehr in diesem Buch vorgelegten zweiten deutschen Männerstudie.

² Zulehner, Paul M./Slama, Andrea: Österreichs Männer unterwegs zum neuen Mann? Wie Österreichs Männer sich selbst sehen und wie die Frauen sie einschätzen. Erweiterter Forschungsbericht, bearbeitet im Rahmen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Werteforschung, Wien 1994. – Zulehner, Paul M. (Hrsg.): Müssen Männer Helden sein? Neue Wege der Selbstentwicklung, Innsbruck 1998. – Zulehner, Paul M./Volz, Rainer: Männer im Aufbruch, Ostfildern ³1999. – Döge, Peter/Volz, Rainer: Wollen Frauen den neuen Mann? Traditionelle Geschlechterbilder als Blockaden von Geschlechterpolitik, Bonn 2002. – Zulehner, Paul M.: Dienende Männer. Anstifter zur Solidarität. Diakone in Westeuropa, Ostfildern 2003. – Zulehner, Paul M. (Hrsg.): Mannsbilder. Ein Jahrzehnt Männerentwicklung, Ostfildern 2003. – Döge, Peter/Volz, Rainer: Männer – weder Paschas noch Nestflüchter. Aspekte der Zeitverwendung von Männern nach den Daten der Zeitverwendungsstudie 2001/2002 des Statistischen Bundesamtes, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 46/2004, 13–23.

Als Verfasser des vorliegenden Forschungsberichts³ wünschen wir auch dieser Studie, dass sie sowohl die Männerpolitik wie die Männerarbeit inspiriert. Wenn sie allein dazu beitragen könnte, dass mehr Leben in das Männerleben kommt, und wenn durch die Stärkung männlicher Identität das Niveau gesellschaftlicher Gewalt sinken würde: Es wäre für Kinder, Frauen und nicht zuletzt für die von Gewalt am meisten betroffenen Männer ein Segen.

³ Es gibt auch einen Tabellenband mit Breaks. Dieser ist als PDF-File über die E-Mail-Adresse pmz@univie.ac.at erhältlich.

II. Typologie

2.1 Facetten der Bilder von Mann und Frau

Das Herzstück der Männerstudie aus dem Jahre 1998 war eine vierteilige Typologie von Männern. Diese hatte sich auf 15 Items gestützt, von denen acht eher traditionelle Ansichten über die Rollenbilder von Mann und Frau wiedergeben, sieben hingegen eher moderne.

Tabelle 1: Aussagen zu den Geschlechterrollen

	traditionell	modern
Mann	<p>Die Frau soll für den Haushalt und die Kinder da sein, der Mann ist für den Beruf und für die finanzielle Versorgung zuständig.</p> <p>Wenn ein Mann und eine Frau sich begegnen, soll der Mann den ersten Schritt tun.</p> <p>Männer können einer Frau ruhig das Gefühl geben, sie würde bestimmen, zuletzt passiert doch das, was er will.</p> <p>Der Mann erfährt in seiner Arbeit seinen persönlichen Sinn.</p>	<p>(Ablehnung:) Für einen Mann ist es eine Zumutung, zur Betreuung seines kleinen Kindes in Erziehungsurlaub zu gehen.</p> <p>Am besten ist es, wenn der Mann und die Frau beide halbtags erwerbstätig sind und sich beide gleich um Haushalt und Kinder kümmern.</p> <p>Frauenemanzipation ist eine sehr notwendige und gute Entwicklung.</p> <p>Beide, Mann und Frau, sollten zum Haushaltseinkommen beitragen.</p>
Frau	<p>Der/Ein Beruf ist gut, aber was die meisten Frauen wirklich wollen, sind ein Heim und Kinder.</p> <p>Eine Frau muss ein Kind haben, um ein erfülltes Leben zu haben.</p> <p>Hausfrau zu sein, ist für eine Frau genauso befriedigend wie eine Berufstätigkeit.</p> <p>Frauen sind von Natur aus besser dazu geeignet, Kinder aufzuziehen.</p>	<p>Eine berufstätige Frau kann ihrem Kind genauso viel Wärme und Sicherheit geben wie eine Mutter, die nicht arbeitet.</p> <p>(Ablehnung:) Ein Kleinkind wird wahrscheinlich darunter leiden, wenn die Mutter berufstätig ist.</p> <p>Berufstätigkeit ist der beste Weg für eine Frau, um unabhängig zu sein.</p>

Diese fünfzehn Items kamen auch in der jetzt vorgelegten Studie des Jahres 2008 – zehn Jahre danach – zum Einsatz. So sieht das faktorenanalytische Ergebnis für die fünfzehn Items aus: Klar wird ersichtlich, wie sich traditionelle und moderne Items bündeln; allein die Frage nach der Berufstätigkeit von Frauen liegt quer zu den beiden polaren Dimensionen.

Tabelle 2: Faktorenanalytische Durchleuchtung

	traditionell	modern	erwerbstätig
Die Frau soll für den Haushalt und die Kinder da sein, der Mann ist für den Beruf und für die finanzielle Versorgung zuständig.	-0,73	0,00	-0,20
Ein Kleinkind wird wahrscheinlich darunter leiden, wenn die Mutter berufstätig ist.	-0,58	-0,01	0,08
Der/Ein Beruf ist gut, aber was die meisten Frauen wirklich wollen, sind ein Heim und Kinder.	-0,57	-0,26	-0,01
Wenn ein Mann und eine Frau sich begegnen, soll der Mann den ersten Schritt tun.	-0,54	-0,27	-0,01
Für einen Mann ist es eine Zumutung, zur Betreuung seines kleinen Kindes in Erziehungsurlaub zu gehen.	-0,53	0,09	0,09
Eine Frau muss ein Kind haben, um ein erfülltes Leben zu haben.	-0,51	-0,30	0,00
Hausfrau zu sein, ist für eine Frau genauso befriedigend wie eine Berufstätigkeit.	-0,49	0,01	-0,46
Männer können einer Frau ruhig das Gefühl geben, sie würde bestimmen, zuletzt passiert doch das, was er will.	-0,49	-0,12	-0,35
Frauen sind von Natur aus besser dazu geeignet, Kinder aufzuziehen.	-0,44	-0,41	0,37
Der Mann erfährt in seiner Arbeit seinen persönlichen Sinn.	-0,33	-0,46	0,18
Eine berufstätige Frau kann ihrem Kind genauso viel Wärme und Sicherheit geben wie eine Mutter, die nicht arbeitet.	0,45	-0,47	-0,23
Frauenemanzipation ist eine sehr notwendige und gute Entwicklung.	0,34	-0,54	-0,10
Beide, Mann und Frau, sollten zum Haushaltseinkommen beitragen.	0,38	-0,57	0,04
Berufstätigkeit ist der beste Weg für eine Frau, um unabhängig zu sein.	0,20	-0,67	0,14
Am besten ist es, wenn der Mann und die Frau beide halbtags erwerbstätig sind und sich beide gleich um Haushalt und Kinder kümmern.	0,19	-0,19	-0,74

Frauen und Männer 1998/2008

Die Werte bei einigen von diesen 15 Items haben sich sowohl bei den Männern wie bei den Frauen in den letzten zehn Jahren leicht verschoben.

Zugenommen hat *bei den Männern* die Wertschätzung der Frauenemanzipation (+7 Prozentpunkte), dazu die zustimmende Einstellung zur gemeinsamen Haushaltsführung (+5 Prozentpunkte). Merklich verringert haben sich bei den Männern die Werte bei den Aussagen, dass Frauen von Natur aus besser geeignet seien, Kinder aufzuziehen (-11 Prozentpunkte), und noch mehr, dass ein Kleinkind unter der Berufstätigkeit der Mutter leiden werde (-18 Prozentpunkte). 7% mehr Männer meinen, die Frauen könnten durchaus das Gefühl bekommen zu bestimmen; letztlich passiere aber doch, was der Mann will.

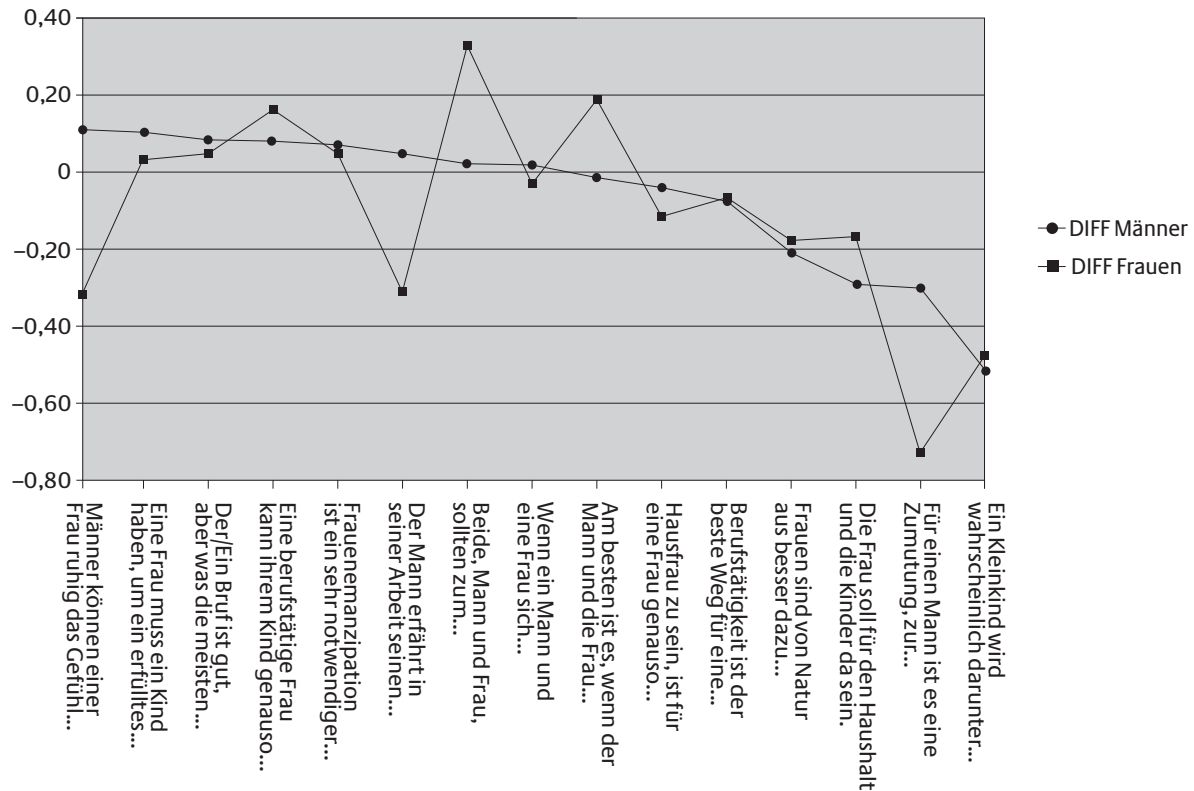
Frauen wiederum fordern mehr die gemeinsame Haushaltsfinanzierung ein (12 Prozentpunkte mehr). Deutlich weniger binden sie den Mann an die Arbeit (-12 Prozentpunkte), vor allem aber wehren sie sich im Jahre 2008 noch mehr als zehn Jahren vorher, dass Berufstätigkeit dem Kind schade (-16 Punkte). Sie halten auch weniger ein von Natur aus gegebenes weibliches Monopol aufs Kinderaufziehen aufrecht (-8 Punkte).

Tabelle 3: Verschiebungen bei den einzelnen Items

	Männer 1998	Männer 2008	DIFF Männer 98 > 08	Frauen 1998	Frauen 2008	DIFF Frauen 98 > 08
Männer können einer Frau ruhig das Gefühl geben, sie würde bestimmen, zuletzt passiert doch das, was er will.	21%	28%	7%	20%	16%	-4%
Frauenemanzipation ist eine sehr notwendige und gute Entwicklung.	39%	46%	7%	60%	63%	3%
Am besten ist es, wenn der Mann und die Frau beide halbtags erwerbstätig sind und sich beide gleich um Haushalt und Kinder kümmern.	27%	33%	5%	31%	42%	12%
Wenn ein Mann und eine Frau sich begegnen, soll der Mann den ersten Schritt tun.	31%	34%	4%	33%	35%	2%
Eine berufstätige Frau kann ihrem Kind genauso viel Wärme und Sicherheit geben wie eine Mutter, die nicht arbeitet.	48%	52%	4%	59%	65%	6%
Beide, Mann und Frau, sollten zum Haushaltseinkommen beitragen.	54%	58%	4%	54%	67%	13%
Der Mann erfährt in seiner Arbeit seinen persönlichen Sinn.	42%	45%	2%	55%	43%	-12%
Der/Ein Beruf ist gut, aber was die meisten Frauen wirklich wollen, sind ein Heim und Kinder.	40%	42%	2%	34%	35%	2%
Hausfrau zu sein, ist für eine Frau genauso befriedigend wie eine Berufstätigkeit.	27%	29%	2%	30%	30%	-1%
Eine Frau muss ein Kind haben, um ein erfülltes Leben zu haben.	31%	33%	1%	30%	31%	1%
Berufstätigkeit ist der beste Weg für eine Frau, um unabhängig zu sein.	56%	54%	-2%	70%	67%	-3%
Für einen Mann ist es eine Zumutung, zur Betreuung seines kleinen Kindes in Erziehungsurlaub zu gehen.	27%	25%	-2%	26%	16%	-10%
Die Frau soll für den Haushalt und die Kinder da sein, der Mann ist für den Beruf und für die finanzielle Versorgung zuständig.	35%	30%	-6%	26%	22%	-4%
Frauen sind von Natur aus besser dazu geeignet, Kinder aufzuziehen.	65%	54%	-11%	65%	57%	-8%
Ein Kleinkind wird wahrscheinlich darunter leiden, wenn die Mutter berufstätig ist.	56%	38%	-18%	48%	32%	-16%

Männer und Frauen 1998/2008

Abbildung 2: Differenzen 1998 – 2008 nach Frauen und Männern



Mittelwerte – Frauen und Männer 1998/2008

Bei den Verschiebungen zwischen 1998 und 2008 fällt auf, dass die Einstellungsveränderungen in jenen Bereichen erfolgen, die sich auf Familie und Kind(er) beziehen. Der Berufstätigkeit der Frauen wird zwar etwas mehr Skepsis entgegengebracht: *Weil aber im Normalfall für eine Familie das Einkommen einer einzigen Person (etwa des Mannes oder der Frau allein) nicht ausreicht, wird hingenommen, dass Frauen (zumindest in Teilzeit: Frauen wünschen diese Lösung auch deutlich mehr als 1998 für die Männer!) einer Erwerbsarbeit nachgehen.*

Damit geht einher, dass berufstätige Frauen aus Sicht der Befragten durchaus gute Mütter sein können und das Kind unter der mütterlichen Berufstätigkeit nicht leide(n dürfe). Diese Ansicht hat sich (folgerichtig) in den letzten zehn Jahren bei den Männern deutlich verstärkt. Dazu kommt, dass Männer es nicht mehr als eine grobe Zumutung empfinden, für die Betreuung eines Kindes die Erwerbsarbeit zu unterbrechen.

An sich gelten Einstellungen hinsichtlich der Geschlechter als tief verwurzelt und nur schwer veränderbar. „Eine fest verankerte Kultur mythisch begründeter Männlichkeitsbilder kann nur langfristig durch Mentalitätsveränderungen wirkungsvoll verändert werden.“⁴ Beschleunigt oder aber verlangsamt wird solche Veränderung vor allem durch ökonomische Sachzwänge. Es spricht viel dafür, „dass Männer sich aufgrund des höheren Einkommens eine Erwerbsunterbrechung nicht ‚leisten‘ können oder einen Karrierestopp befürchten“.⁵

⁴ Amendt, Gerhard: Scheidungsväter. Wie Männer die Trennung von ihren Kindern erleben, Frankfurt 2006, 29.

⁵ Rüling, Anneli: Jenseits der Traditionalisierungsfällen. Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen, Frankfurt 2007, 14.

2.2 Clusterbildungen

2.2.1 Typen

Mit Hilfe dieser 15 Einzelaussagen werden über eine Clusteranalyse vier Typen errechnet. Dabei müssen aus methodischen Überlegungen drei getrennte Clusteranalysen durchgeführt werden:

- I mit den Befragten des Jahres 1998 (Clusteranalyse 1; N = 2014); auf deren Basis waren erstmals vier Typen abgegrenzt worden; sie erhielten damals (nicht unumstritten) die Bezeichnungen *traditionell*, *pragmatisch*, *unsicher* und *neu*. Die Benennung von Clustern stellt eine interpretatorische Entscheidung der Forschenden dar
- I mit jenen von 2008 (Clusteranalyse 2; N = 2440)
- I sowie schließlich auf Grundlage der Daten beider Untersuchungsjahre (Clusteranalyse 3; N = 4454)

Die getrennten Analysen für 1998 und 2008 lassen erkennen, ob und wie sich die innere Struktur der Typen in den letzten Jahren verändert hat – dies unter der Annahme, dass sich auch im Jahre 2008 Typen ergeben, die jenen von 1998 verwandt sind.

Will man allerdings einen direkten datengestützten Vergleich zwischen den beiden Untersuchungsjahren 1998 und 2008 anstellen und daher auch die Entwicklung der Verteilungen in den letzten zehn Jahren quantitativ verfolgen, dann ist es erforderlich, auf die dritte Variante zuzugehen. Sie erbringt Typen, deren innere Struktur für beide Untersuchungsjahre gilt. Das macht es möglich, einen zahlenmäßigen Vergleich in den Verteilungen durchzuführen und damit auch Entwicklungen sichtbar zu machen. Diese Typen aus dem gemeinsamen Datensatz der Untersuchungsjahre 1998 und 2008 werden neue Namen erhalten. Damit soll erreicht werden, dass sie, auf der Grundlage einer anderen Gesamtheit als 1998, gleichwohl beim Lesen in Erinnerung gehalten wurden. Gerade der etwas sperrige Begriff der „Teiltraditionellen“ wird ein guter „Erinnerer“ sein.

Die Ergebnisse der drei Clusteranalysen weisen nun zwar nicht identische, doch verwandte Ergebnisse auf:

- I In beiden Untersuchungswellen lassen sich Männer und Frauen ausmachen, die überwiegend an *traditionellen* Rollenbildern orientiert sind.
- I Polar stehen ihnen Personen jenes Typs gegenüber, der traditionelle Bilder ablehnt und *moderne* Auffassungen bevorzugt.
- I Zwischen diesen beiden gegensätzlichen Typen finden wir solche, die in pragmatischer Weise *balancierend* (selektiv) traditionelle wie moderne Positionen verknüpfen.
- I Schließlich treffen wir auf jene, die mit den herkömmlichen Rollenbausteinen nichts mehr und mit den modernen noch nichts bzw. auch nichts anfangen können. Sind es die Unsicheren?⁶ Oder die *Formbaren*, wie wir uns in der Österreichischen Männerstudie des Jahres 2002⁷ zu formulieren entschieden haben? Ist aus dem einst (vermeintlich) „starken Geschlecht“ ein zumal emotional verunsichertes geworden? „Nach außen – z. B. in den Medien, in Politik, Wirtschaft, Verwaltung, Institutionen – werden Männer nach wie vor oft als das ‚starke Geschlecht‘ dargestellt. Diese Präsentation entspricht häufig nicht dem individuell-emotionalen Empfinden: Hier fühlen sich viele Jungen und Männer unsicher und schlecht mit ‚Männlichem‘ ausgestattet. Viele Jungen und junge Männer sind damit überfordert, stets stark, cool oder witzig wirken zu müssen.“⁸ Wir nennen in der vorliegenden Studie diesen vierten Typ die *Suchenden*.

6 Unsicherheit bzw. Verunsicherung wird als Grundmerkmal moderner Männer gesehen: „Sehr viele Männer fühlen sich stark von Frauen herausgefordert, und sie sind sich im Unklaren darüber, wie sie Mann sein sollen in der neuen Welt der Massenarbeitslosigkeit, der wechselhaften globalen Märkte, der selbstsicheren Frauen und der sich wandelnden sexuellen Kodierungen. Der dramatische Kontrast zwischen kollektiver Privilegiertheit und persönlicher Unsicherheit ist eine Schlüsselsituation der gegenwärtigen Männlichkeitspolitik.“ Connell, Robert W.: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Wiesbaden 2006, 13.

7 Zulehner, Paul M. (Hrsg.): Mannsbilder. Zehn Jahre Männerentwicklung, Ostfildern 2002.

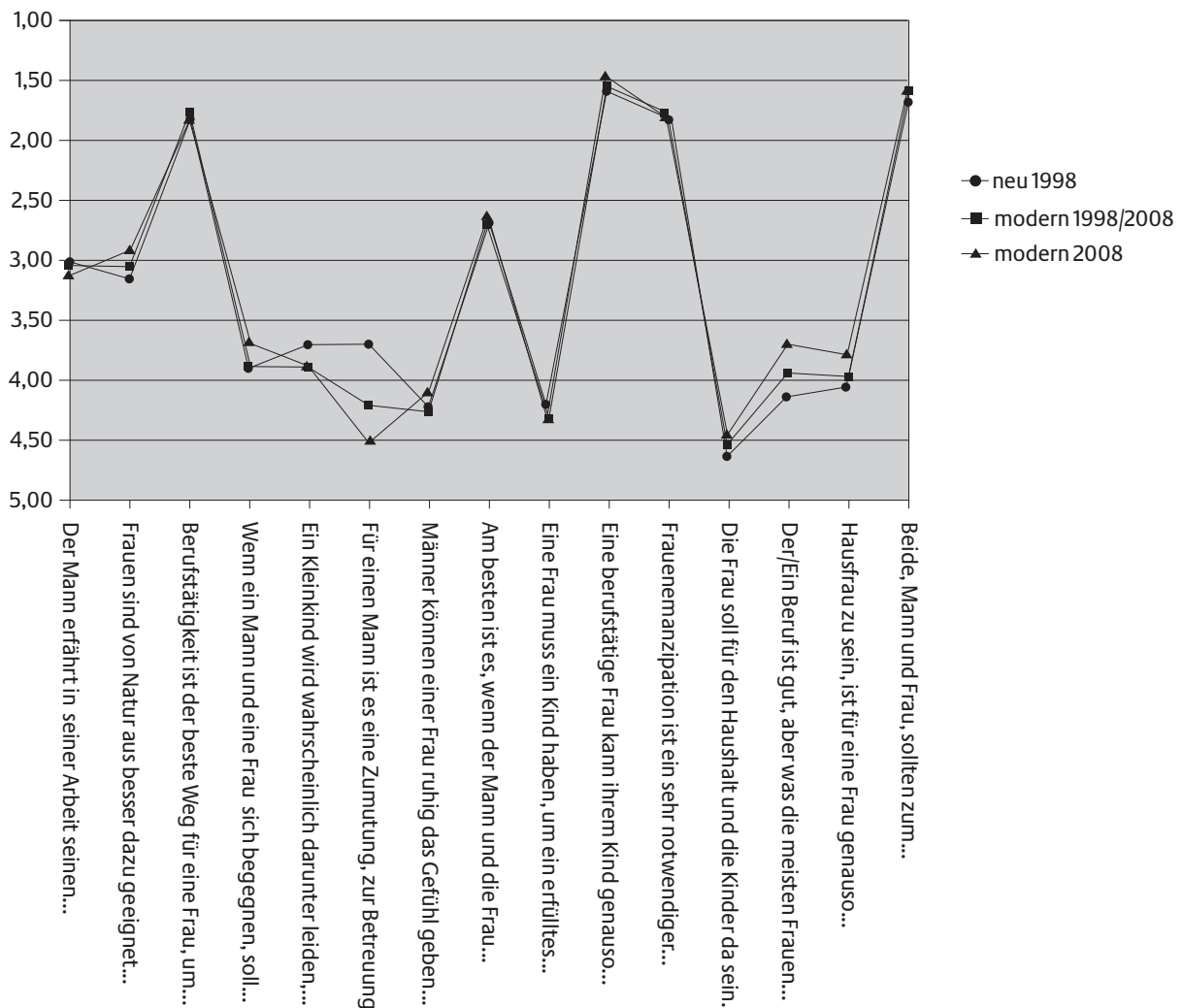
8 Benthien, May u. a.: Gender Mainstreaming und Jungenarbeit. Gender Mainstreaming in der Kinder- und Jugendhilfe, Weinheim 2004, 32.

Auf den ersten Blick scheint es (was ja für den kurzen Zeitraum⁹ nicht überrascht) eine beachtliche Kontinuität zu geben. Ein erster Vergleich zwischen Männern und der Kontrollgruppe der Frauen zeigt ein zumal geschlechterpolitisch wichtiges Faktum: *Die modernen Gesellschaften kennen nicht nur die Polarität von Männern und Frauen als Genusgruppen, sondern ebenso eine Polarität von (Teil-)Traditionellen – Männern wie Frauen – und Modernen – wiederum Männern und Frauen – als Gendergruppen.* Die zwei weiteren Zwischentypen, die Balancierenden wie die Suchenden, machen das Bild bunt und dynamisieren es zugleich.

2.2.2 Strukturverschiebung

Ein Vergleich der inneren Struktur der 1998 wie 2008 gebildeten Cluster zeigt, dass es bei drei von ihnen (pragmatisch/balancierend, formbar/suchend und neu/modern) nur geringfügige Veränderungen gegeben hat. Deutlich anders ist jedoch die innere Struktur der Teiltraditionellen. Während sich also der Typ der Modernen als stabil erweist, zeigt der Typ der Traditionellen des Jahres 1998 bis zum Jahr 2008 hin markante Verschiebungen:

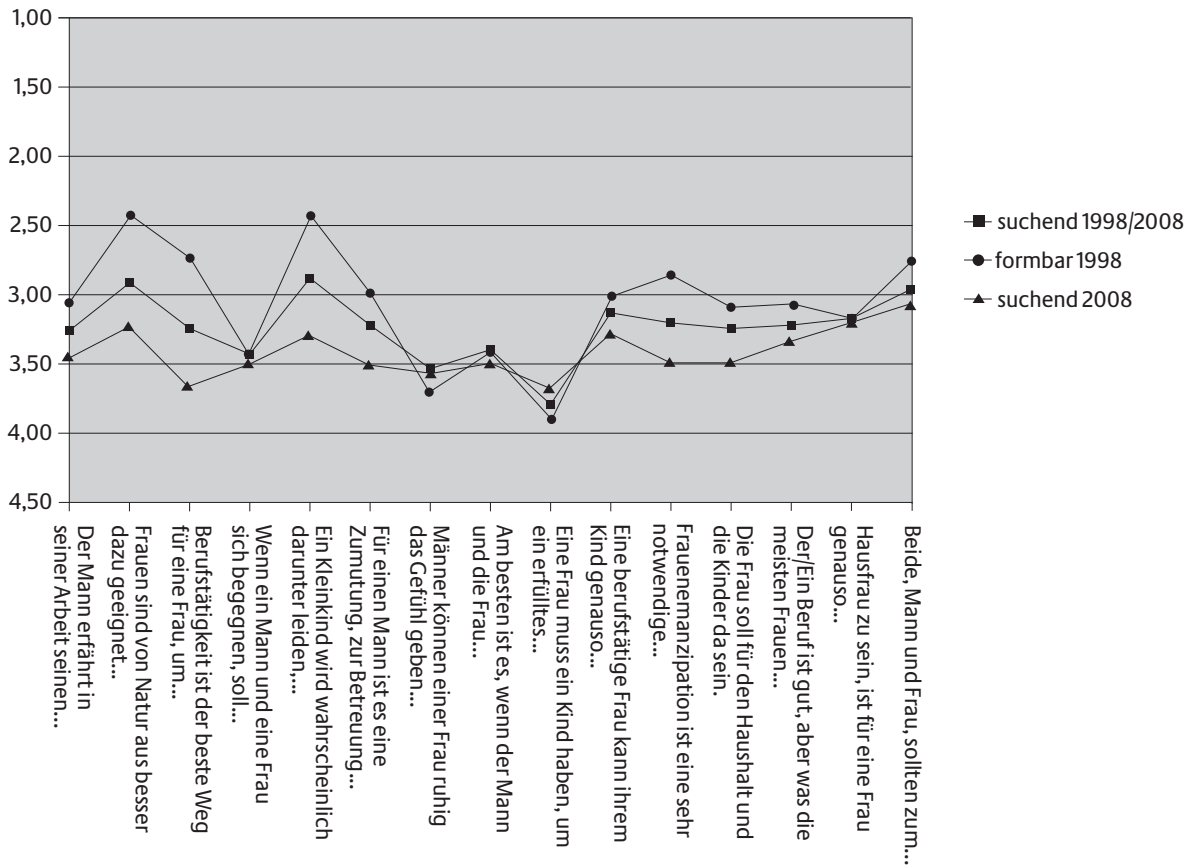
Abbildung 3: Verschiebung in der Struktur der Geschlechtertypen – die Modernen



Mittelwerte - 1 = volle Zustimmung, 5 = volle Ablehnung
Männer und Frauen 1998/2008

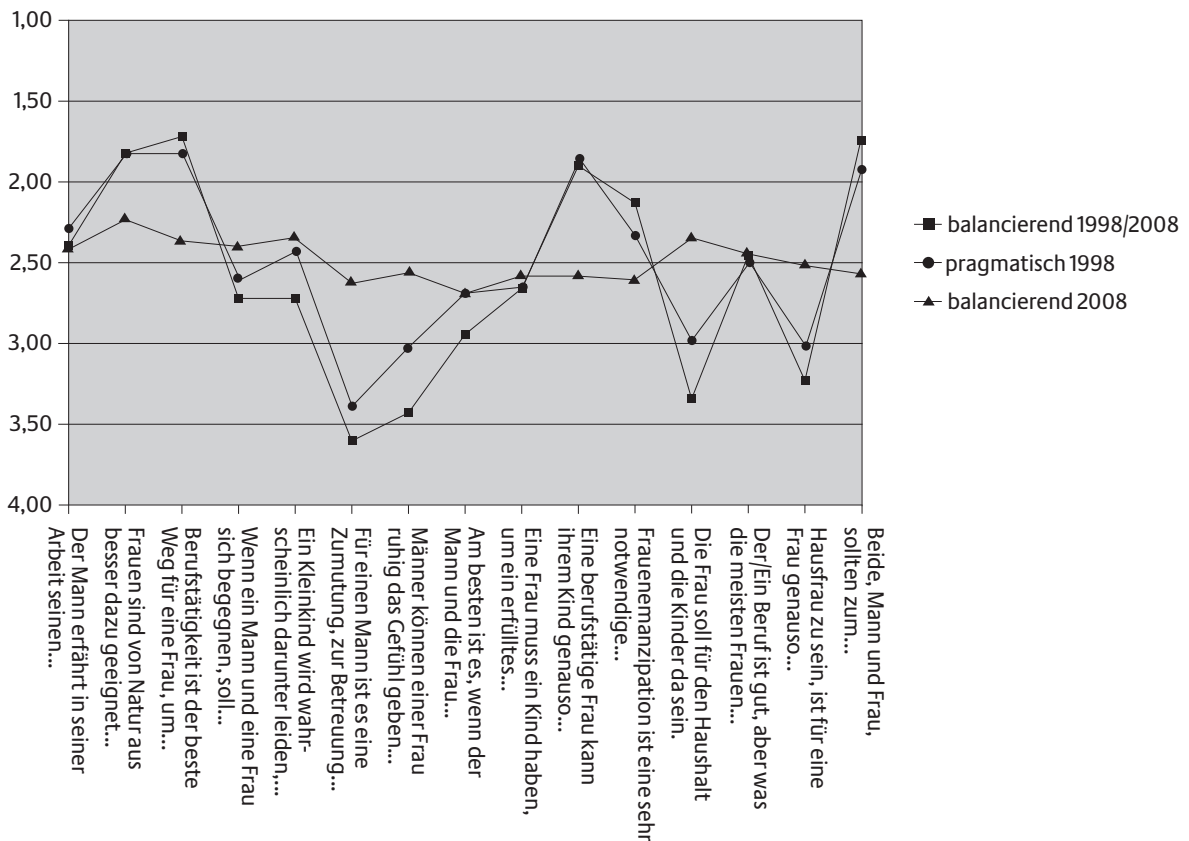
⁹ Einen weitaus größeren Zeitraum durchmisst Schmale, Wolfgang: Geschichte der Männlichkeit in Europa: 1450–2000, Wien 2003.

Abbildung 4: Verschiebung in der Struktur der Geschlechertypen – die Suchenden



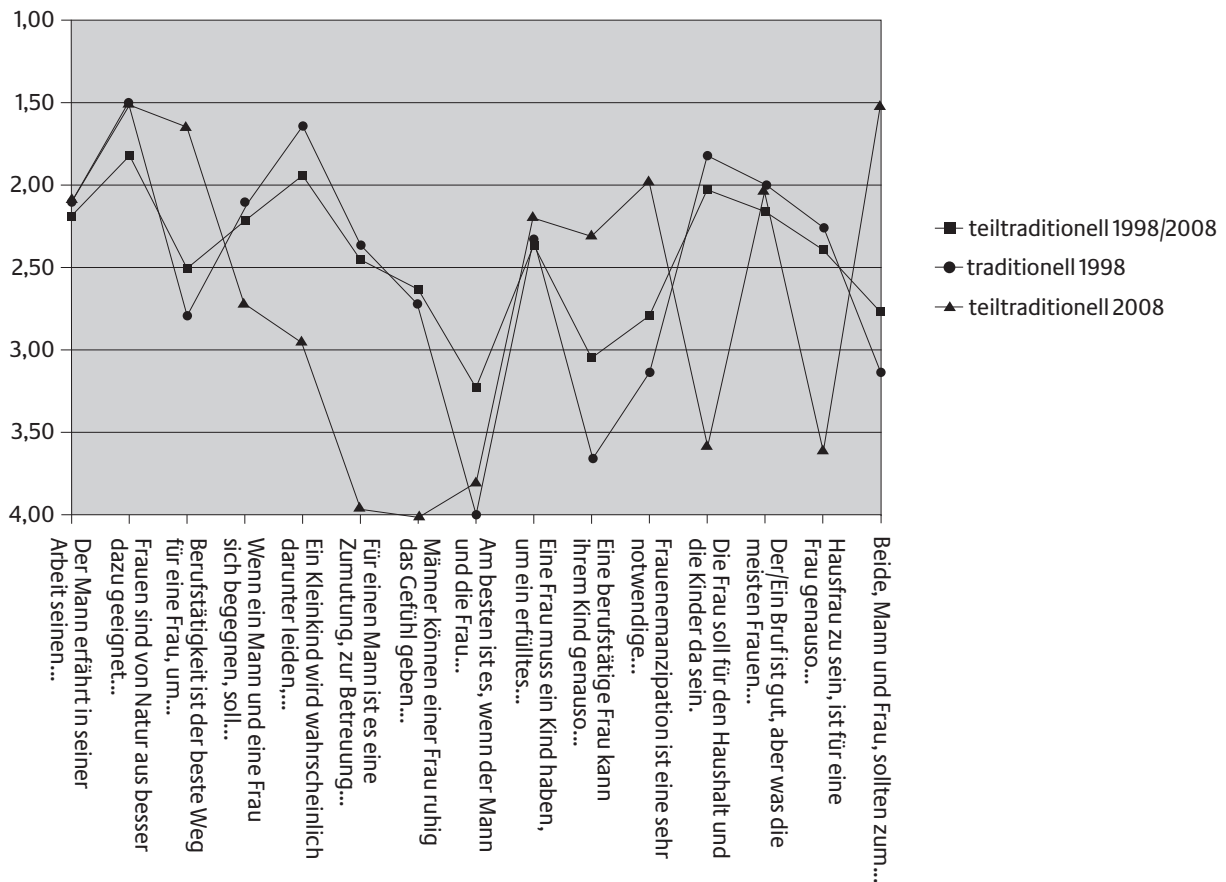
Mittelwerte – 1 = volle Zustimmung, 5 = volle Ablehnung; Männer und Frauen 1998/2008

Abbildung 5: Verschiebung in der Struktur der Geschlechertypen – die Balancierenden



Mittelwerte – 1 = volle Zustimmung, 5 = volle Ablehnung; Männer und Frauen 1998/2008

Abbildung 6: Verschiebung in der Struktur der Geschlechertypen – die Teiltraditionellen



Mittelwerte – 1 = volle Zustimmung, 5 = volle Ablehnung
Männer und Frauen 1998/2008

- Merkwürdig höher bewertet wird von Teiltraditionellen (Männern und Frauen) die Berufstätigkeit als Weg von Frauen in die Unabhängigkeit.
- Damit scheint verknüpft zu sein, dass beide zum Haushaltseinkommen beitragen sollen.¹⁰ Auch Teiltraditionelle haben sichtlich in den letzten zehn Jahren diese Positionen übernommen – wohl auch aus finanzieller Notwendigkeit, weil immer weniger Familienhaushalte mit *einem* Einkommen allein ihr Auskommen finden. Bestimmt das Sein das Bewusstsein?
- Dementsprechend finden Positionen, welche die Frauen exklusiv an Kind und Familie binden, auch bei den Teiltraditionellen weniger Unterstützung. Einstellungen werden offensichtlich modifiziert – um schlechtes Gewissen zu vermeiden?
- Umgekehrt werden weniger negative Auswirkungen der weiblichen Berufstätigkeit sowohl auf das Kind wie auf die Partnerschaft angenommen.

¹⁰ „Im Idealfall wäre diese Praxis der Arbeitsteilung dann aufgehoben, wenn beide Geschlechter zu gleichen Teilen sowohl für die Haushaltsorganisation und Kinderversorgung als auch für das Erwerbseinkommen verantwortlich sind. Diese Idee, die auf eine gleichberechtigte soziale Praxis zwischen den Geschlechtern zielt und den Abbau hierarchischer Kriterien verfolgt, ist auch den interviewten Männern nicht unbekannt ... In keinem der untersuchten Beispiele ist das Verhältnis von Produktion und Reproduktion in etwa ausgeglichen, aber in jedem Fall wird dieses Verhältnis reflektierend in Frage gestellt.“ Strohmaier, Jürgen: Sind Sozialpädagogen „neue“ Männer? Konstruktion von Männlichkeit im Feld sozialer Arbeit, Hamburg 2003, 358. – Dazu auch: Pech, Detlef: Jungenarbeit: Dialog zwischen Praxis und Wissenschaft. Dokumentation der Tagung vom 18. November 2004 an der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg, Oldenburg 2005.

Tabelle 4: Positionen in den einzelnen Clustern

A	Der Mann erfährt in seiner Arbeit seinen persönlichen Sinn.
B	Frauen sind von Natur aus besser dazu geeignet, Kinder aufzuziehen.
C	Berufstätigkeit ist der beste Weg für eine Frau, um unabhängig zu sein.
D	Wenn ein Mann und eine Frau sich begegnen, soll der Mann den ersten Schritt tun.
E	Ein Kleinkind wird wahrscheinlich darunter leiden, wenn die Mutter berufstätig ist.
F	Für einen Mann ist es eine Zumutung, zur Betreuung seines kleinen Kindes in Erziehungsurlaub zu gehen.
G	Männer können einer Frau ruhig das Gefühl geben, sie würde bestimmen, zuletzt passiert doch das, was er will.
H	Am besten ist es, wenn der Mann und die Frau beide halbtags erwerbstätig sind und sich beide gleich um Haushalt und Kinder kümmern.
I	Eine Frau muss ein Kind haben, um ein erfülltes Leben zu haben.
J	Eine berufstätige Frau kann ihrem Kind genauso viel Wärme und Sicherheit geben wie eine Mutter, die nicht arbeitet.
K	Frauenemanzipation ist eine sehr notwendige und gute Entwicklung.
L	Die Frau soll für den Haushalt und die Kinder da sein, der Mann ist für den Beruf und für die finanzielle Versorgung zuständig.
M	Der/Ein Beruf ist gut, aber was die meisten Frauen wirklich wollen, sind ein Heim und Kinder.
N	Hausfrau zu sein ist für eine Frau genauso befriedigend wie eine Berufstätigkeit.
O	Beide, Mann und Frau, sollten zum Haushaltseinkommen beitragen.

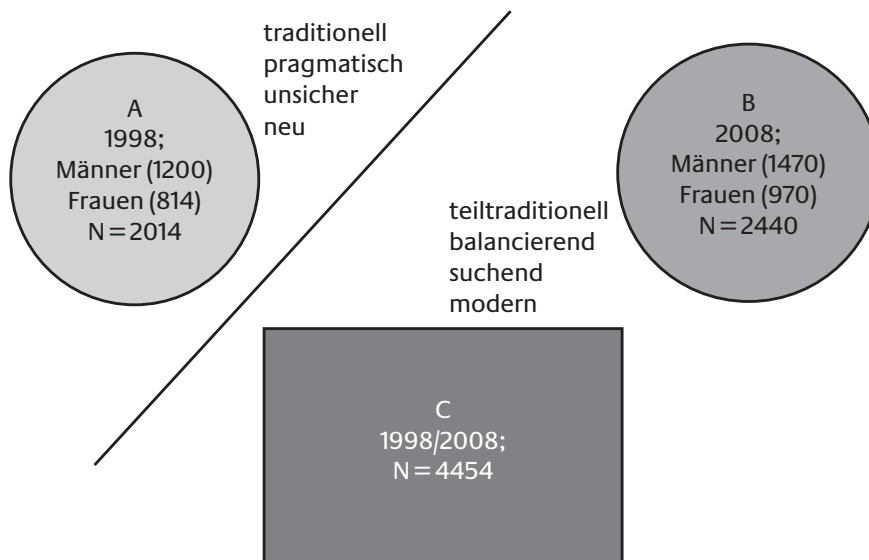
		A	B	C	D	E	F	G	H	I	J	K	L	M	N	O
Männer 98	teiltraditionell	68	89	49	60	84	47	45	19	58	21	23	78	72	52	36
	balancierend	52	79	82	33	56	16	16	41	42	81	57	22	48	23	79
	suchend	19	51	31	15	50	24	10	13	8	27	18	23	20	17	34
	modern	22	27	75	6	20	12	5	45	9	82	71	1	6	7	84
Frauen 98	teiltraditionell	73	89	55	64	86	48	34	15	53	28	40	69	64	63	25
	balancierend	63	84	87	40	51	21	23	37	41	76	69	20	42	26	72
	suchend	26	42	34	13	42	33	11	14	8	30	34	18	19	31	22
	modern	49	38	85	9	16	12	8	50	11	85	85	0	5	8	80
Männer 08	teiltraditionell	63	71	56	65	68	52	53	36	56	41	38	64	61	52	43
	balancierend	54	79	81	36	38	12	24	36	49	64	61	20	60	21	85
	suchend	27	30	22	20	31	23	24	22	17	29	23	25	24	28	34
	modern	35	40	73	11	10	3	9	42	4	85	74	1	19	12	82
Frauen 08	teiltraditionell	62	77	55	59	69	51	42	40	60	38	46	69	66	62	39
	balancierend	57	79	86	52	39	15	17	42	53	76	77	21	58	32	83
	suchend	23	33	21	18	29	16	16	26	12	23	20	23	20	32	37
	modern	34	41	80	18	12	4	8	52	8	89	82	2	10	12	81

Skalenwerte 1 (trifft voll zu) und 2 (trifft zu) auf fünfteiliger Skala – Prozentwerte Männer und Frauen 1998/2008

Aufgrund dieses moderaten Abrückens von traditionellen Positionen werden wir in dieser Publikation nicht mehr wie 1998 von Traditionellen, sondern von *Teiltraditionellen* reden.

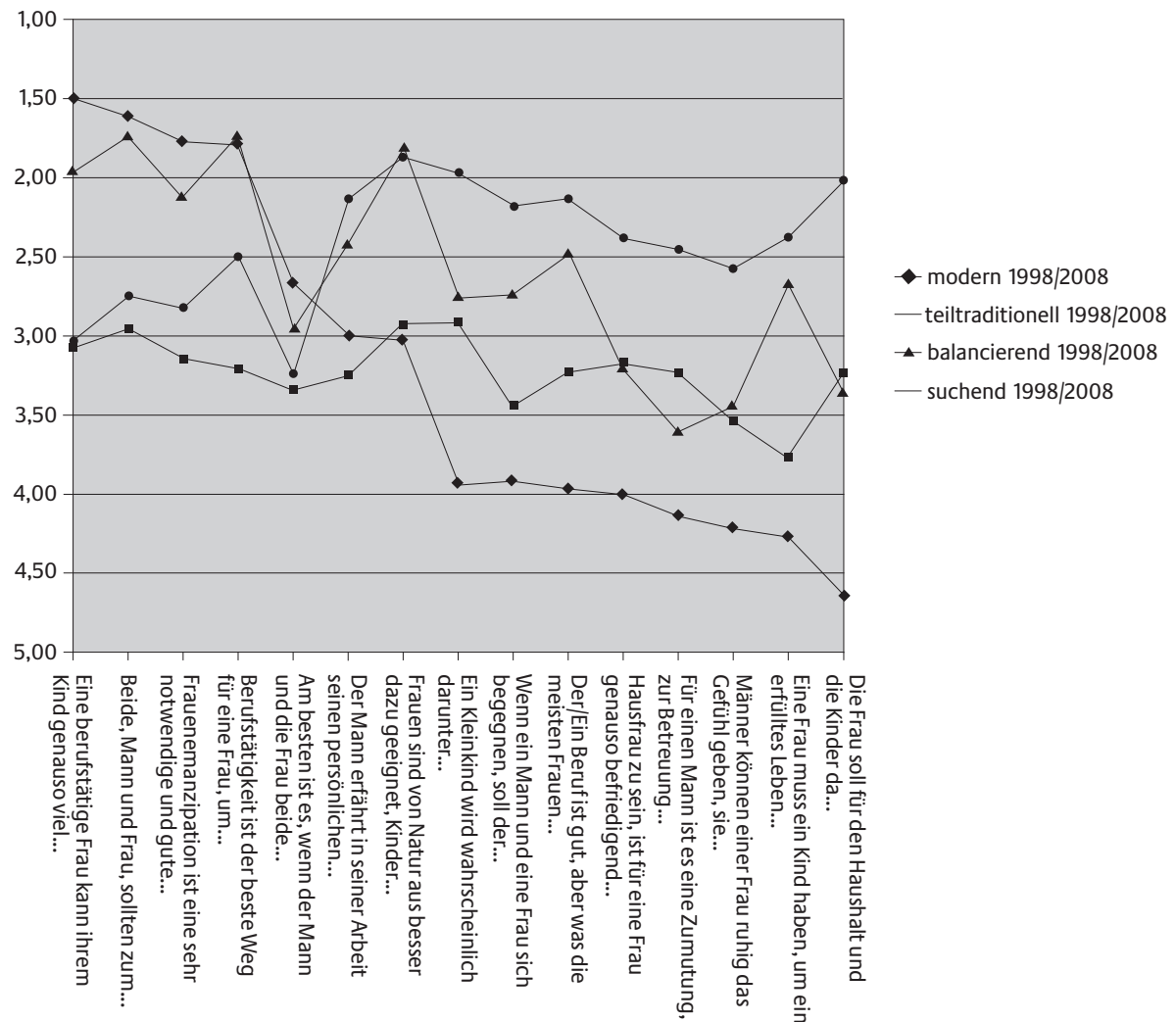
Und um in Erinnerung zu halten, dass die Clusterbildungen 1998 und 2008 nicht direkt vergleichbar sind, insbesondere was die Verteilungen der Befragten auf die einzelnen Typen betrifft, werden auch die drei anderen Typen dieser Studie neu benannt. *Den Pragmatischen (1998) entsprechen nunmehr die Balancierenden (2008), den Unsicheren die Suchenden, den Neuen die Modernen.*

Abbildung 7: Die drei Clusteranalysen und die zwei Benennungen



So sieht nun das Ergebnis der Clusterbildung auf der Basis beider Datensätze (1998 und 2008: N = 4454) aus:

Abbildung 8: Clusterbildung



Männer und Frauen 1998/2008

2.2.3 Entwicklung

Wir stützen uns in diesem Buch fortan auf die Clusterbildung 3 (auf der Basis beider Studien). Dies ermöglicht, statistisch abgesichert, die Entwicklung der letzten zehn Jahre innerhalb der Typen nachzuzeichnen.

Tabelle 5: Verschiebungen zwischen den Typen in den letzten 10 Jahren

	teiltraditionell	balancierend	suchend	modern
Männer 1998	30%	23%	29%	17%
Männer 2008	27%	24%	30%	19%
Frauen 1998	25%	30%	17%	27%
Frauen 2008	14%	34%	19%	32%

Männer und Frauen 1998/2008

Die Daten der beiden Untersuchungs Jahre zeigen im Vergleich für die Männer wenig Veränderung, sieht man von einer ganz leichten Verschiebung von teiltraditionellen zu modernen Männern ab. Markanter fiel die Entwicklung der letzten zehn Jahre bei den Frauen aus. Deren teiltraditionelles Lager hat sich halbiert; leicht zugenommen haben die modernen Frauen, aber auch die balancierenden und etwas die suchenden.

Die Männer hinken somit in der Modernisierung ihrer Rolle den Frauen nach (diese Aussage wertet dabei nicht, welche Rolle die „bessere“ ist): 32% moderne Frauen stehen 19% moderne Männer gegenüber. Zugleich gibt es nach wie vor einen starken Überhang an teiltraditionellen Männern (27%) gegenüber teiltraditionellen Frauen (14%). Auch finden wir deutlich mehr suchende Männer (30%) als suchende Frauen (19%). Frauen scheinen auf dem Weg der Entwicklung der Geschlechterrollen insgesamt weiter voran zu sein. Das erzeugt entweder Druck auf die Männer oder verlangsamt die Entwicklung der Frauen.

Tabelle 6: Entwicklung in Alterskohorten

1998	2008	teiltraditionelle Männer 98	teiltraditionelle Männer 08	moderne Männer 98	moderne Männer 08
	bis 19		25%		13%
bis 19 →	20–29	25%	20%	13%	19%
20–29 →	30–39	22%	22%	27%	23%
30–39 →	40–49	21%	28%	20%	22%
40–49 →	50–59	23%	28%	23%	22%
50–59 →	60–69	36%	29%	10%	15%
60–69 →	70–79	48%	36%	12%	13%
70–79 →	80–	55%	45%	4%	11%

Männer 1998/2008

1998	2008	teiltraditionelle Frauen 98	teiltraditionelle Frauen 08	moderne Frauen 98	moderne Frauen 08
	bis 19		13%		41%
bis 19 →	20–29	14%	18%	30%	33%
20–29 →	30–39	19%	14%	34%	40%
30–39 →	40–49	11%	12%	41%	38%
40–49 →	50–59	17%	10%	29%	33%
50–59 →	60–69	27%	16%	23%	22%
60–69 →	70–79	43%	17%	18%	20%
70–79 →	80–	54%	18%	6%	27%

Frauen 1998/2008

Eine Aufschlüsselung nach Alter lässt erkennen, dass in den letzten zehn Jahren vor allem in der Kohorte der älteren Männer traditionelle Muster rückläufig waren. Dabei stellen wir die Ergebnisse nach Alterskohorten so dar, dass die Daten für 2008 um zehn Jahre verschoben sind. Den 60- bis 69-Jährigen von 1998 entsprechen dann (nicht als Personen, wohl aber als „Kohorte“) die 70- bis 79-Jährigen des Jahres 2008. Der Anteil der teiltraditionellen Männer ist im mittleren Lebensalter in den letzten Jahren angestiegen.

Bei den Frauen hat der Anteil der Modernen in nahezu allen Alterskohorten (sieht man von den 30- bis 39-Jährigen des Jahres 1998 ab) zugenommen.

Unter den ganz Jungen sind 2008 41% moderne Frauen, aber lediglich 13% moderne Männer. Das sind keine guten Aussichten für den Heiratsmarkt. „Frauen, die von Männern ein hohes Maß an Beteiligung fordern, haben nur geringe Chancen auf dem Zeugungsmarkt.“¹¹ Dazu kommt, dass auch die Ansprüche von Frauen und Männern an Partnerschaften unterschiedlich sind: Weiblich ist Selbstverwirkli-

¹¹ a. a. O., 35.

chung, männlich Beziehungsstabilität.¹² Die Folge davon könnte sein, dass sich die Zahl der (unfreiwillig) einsamen Männer mehren wird: „Im Alter zwischen 35 und 39 Jahren leben 57 Prozent jener Männer, die keine Berufsausbildung haben, ohne Familie; mit Anfang vierzig sind es immer noch die Hälfte. Im Osten werden sie mit hoher Wahrscheinlichkeit allein bleiben, denn die Frauen sind weg: 63 Prozent aller Fortzügler aus den neuen Bundesländern sind weiblich, die allermeisten davon jung.“¹³

Tabelle 7: Verteilung der Rollentypen in den einzelnen Altersgruppen 1998 und 2008

			teiltraditionell	balancierend	suchend	modern
1998	Männer	bis 19	25%	24%	39%	13%
		20–29	22%	19%	31%	27%
		30–39	21%	24%	35%	20%
		40–49	23%	26%	28%	23%
		50–59	36%	28%	26%	10%
		60–69	48%	20%	21%	12%
		70–79	55%	21%	21%	4%
		alle	30%	23%	29%	17%
	Frauen	bis 19	14%	33%	23%	30%
		20–29	19%	35%	12%	34%
		30–39	11%	27%	21%	41%
		40–49	17%	34%	20%	29%
		50–59	27%	31%	18%	23%
		60–69	43%	21%	18%	18%
70–79		54%	33%	8%	6%	
alle		25%	30%	17%	27%	
2008	Männer	bis 19	25%	23%	38%	13%
		20–29	20%	27%	34%	19%
		30–39	22%	22%	34%	23%
		40–49	28%	24%	26%	22%
		50–59	28%	22%	28%	22%
		60–69	29%	27%	28%	15%
		70–79	36%	22%	29%	13%
		80–	45%	18%	26%	11%
	alle	27%	24%	30%	19%	
	Frauen	bis 19	13%	31%	15%	41%
		20–29	18%	28%	21%	33%
		30–39	14%	28%	18%	40%
		40–49	12%	29%	20%	38%
		50–59	10%	35%	23%	33%
60–69		16%	43%	19%	22%	
70–79		17%	44%	19%	20%	
80–		18%	39%	16%	27%	
alle	14%	34%	19%	32%		

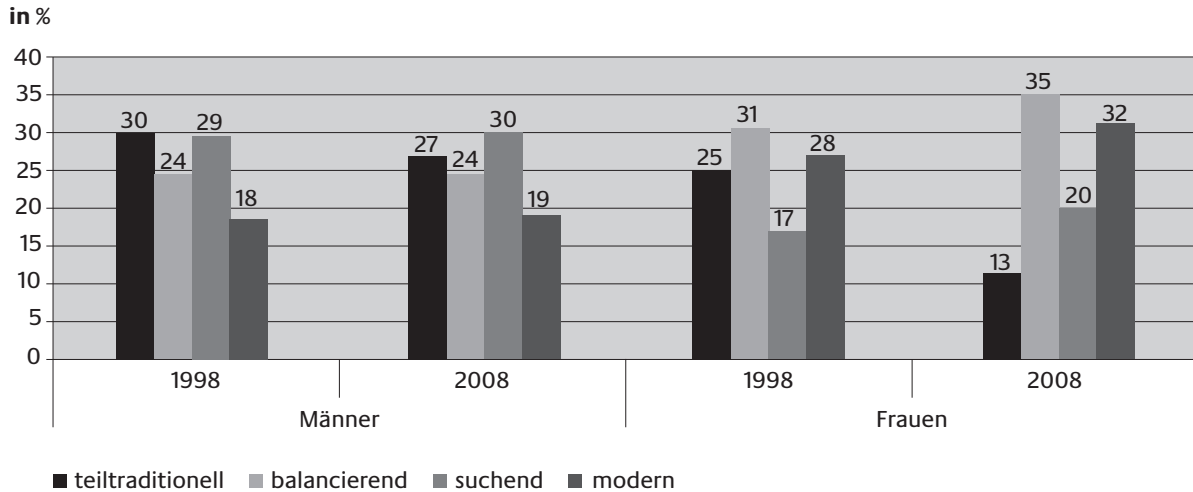
Querprozentuierung
Männer und Frauen 1998/2008

¹² Österreichisches Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz: Jugendliche Familienfähigkeit: mit besonderer Berücksichtigung der Väterthematik, Wien 2004, 6.

¹³ Hamann, Sibylle/Linsinger, Eva: Weißbuch Frauen – Schwarzbuch Männer: Warum wir einen neuen Geschlechtervertrag brauchen, Wien 2008, 64. – Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung: Die demografische Lage der Nation. Wie zukunftsfähig sind Deutschlands Regionen? München 2006, 24. Vgl. eindrücklich: Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung: Not am Mann. Von Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht? Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen Abstiegsregionen der neuen Bundesländer, Berlin 2007.

Überblickt man die Entwicklungen der letzten zehn Jahre, muss man sagen: Es gibt einen starken Überhang an modernen Frauen. Frauen scheinen den Männern in der Entwicklung der Geschlechterrollen voraus zu sein. *Daraus kann entweder Druck auf die Männer entstehen oder es verlangsamt sich die Entwicklung der Frauen (s. o.).*

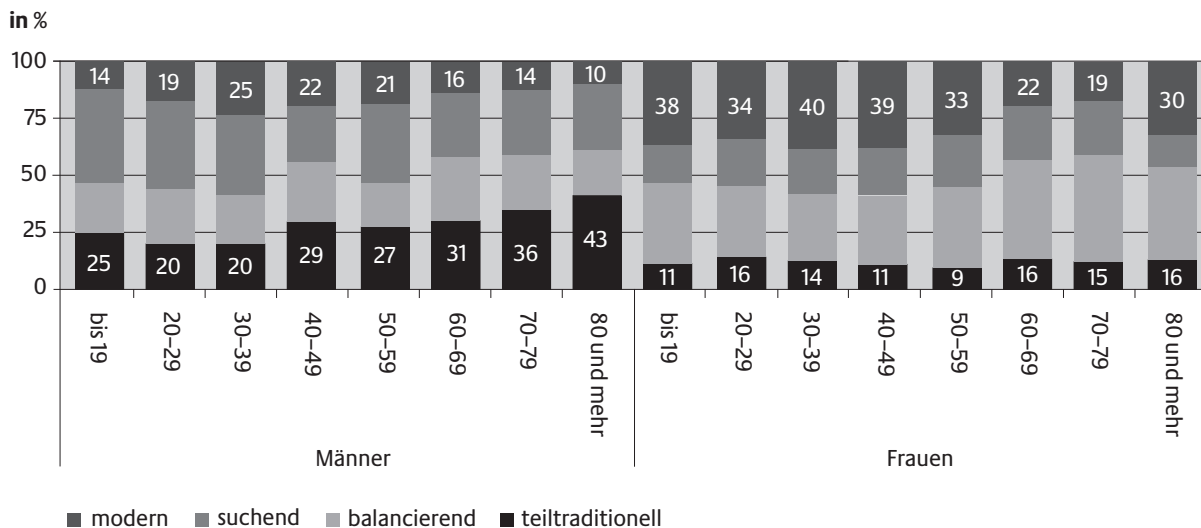
Abbildung 9: Geschlechtertypen unter Männern und Frauen 1998 und 2008



Männer und Frauen 1998/2008

Es folgen einige weitere grafische Aufschlüsselungen für 2008 nach den Sozialmerkmalen Alter, Bildung, politische Präferenz, Ost-¹⁴ und Westdeutschland sowie Migrationshintergrund.

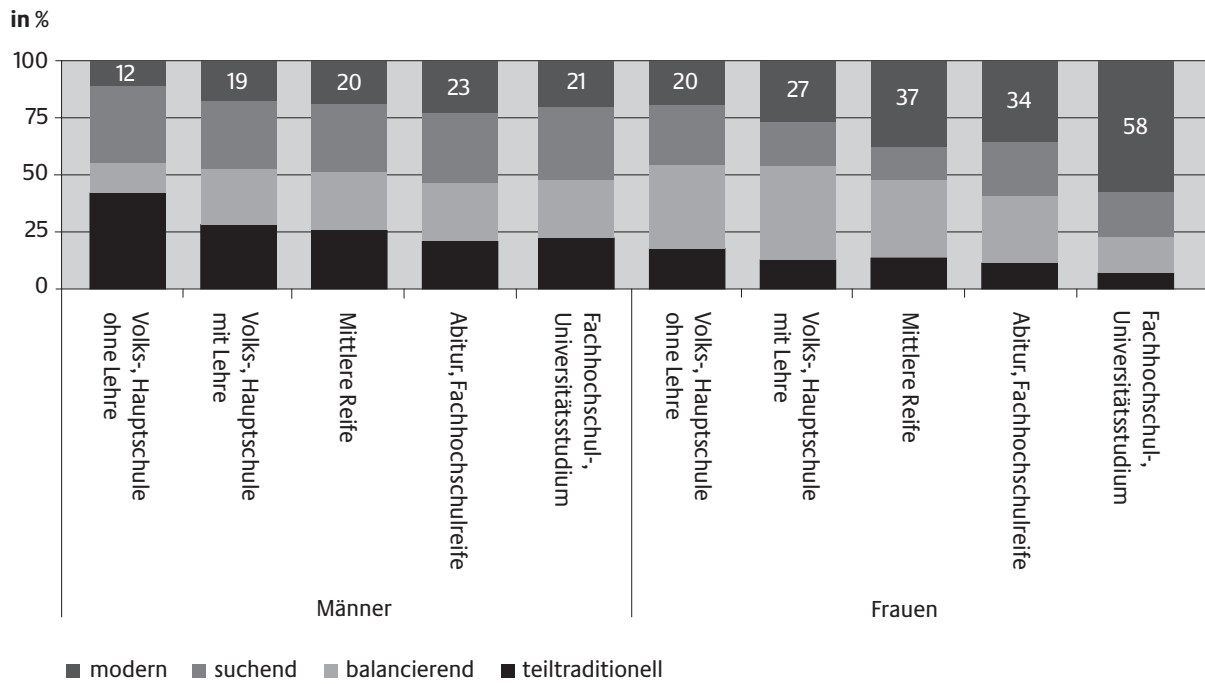
Abbildung 10: Typen nach Alter



Männer und Frauen 2008

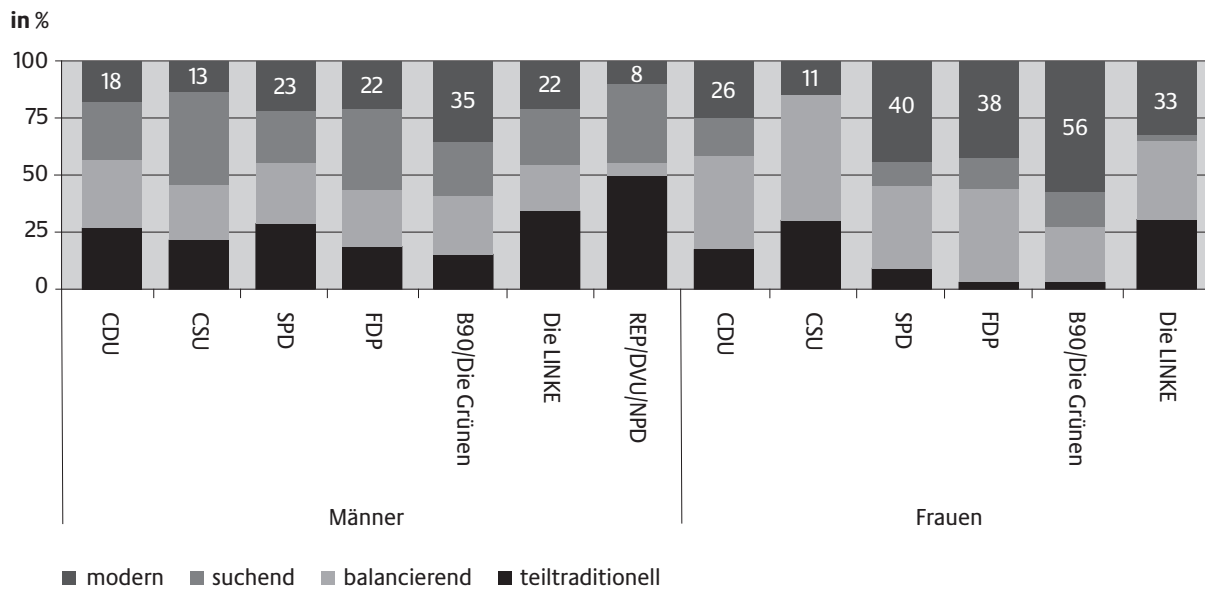
¹⁴ Vgl. Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung: Not am Mann, Berlin 2007. Die Studie fragt, ob die jungen Männer in der Bildungskrise sind, und stellt fest, dass männliche Vorbilder Mangelware sind: a. a. O., 44–47.

Abbildung 11: Geschlechtertypen nach Bildung



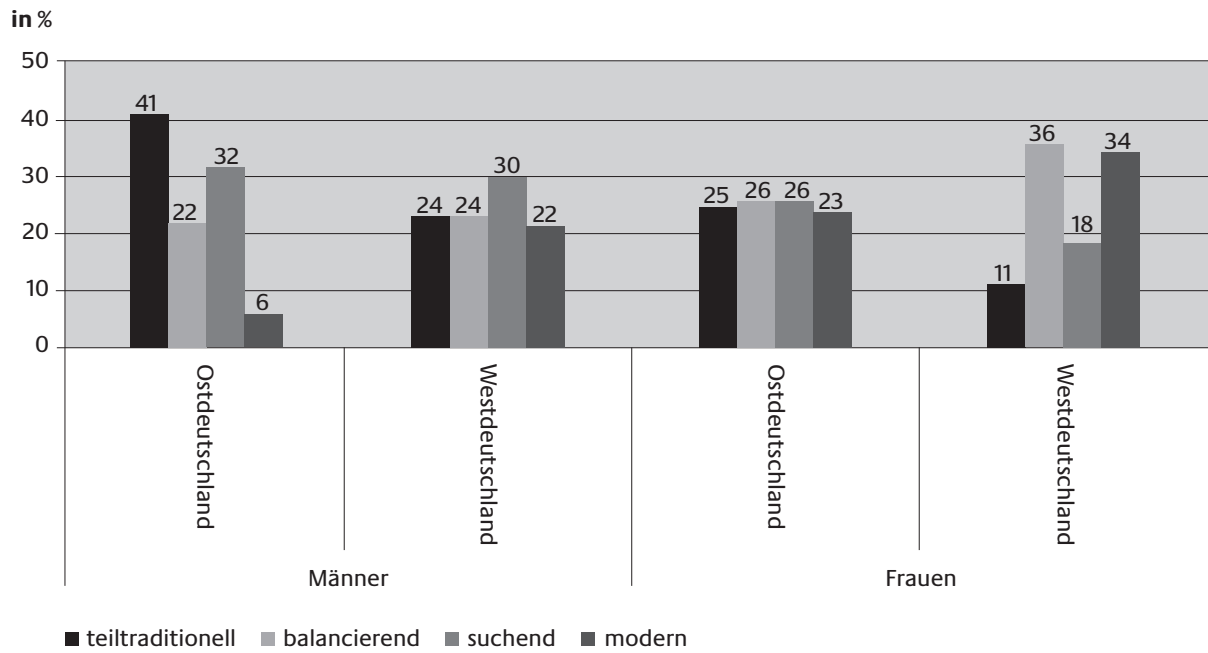
Männer und Frauen 2008

Abbildung 12: Geschlechtertypen nach politischer Präferenz



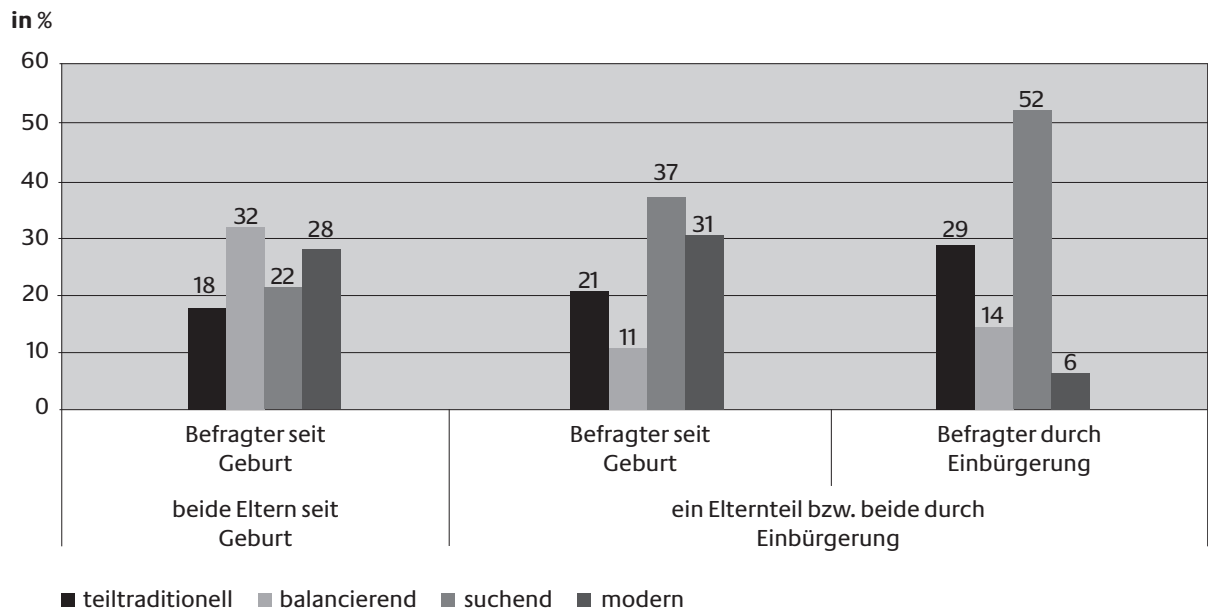
Männer und Frauen 2008

Abbildung 13: Geschlechtstypen nach Ost- und Westdeutschland



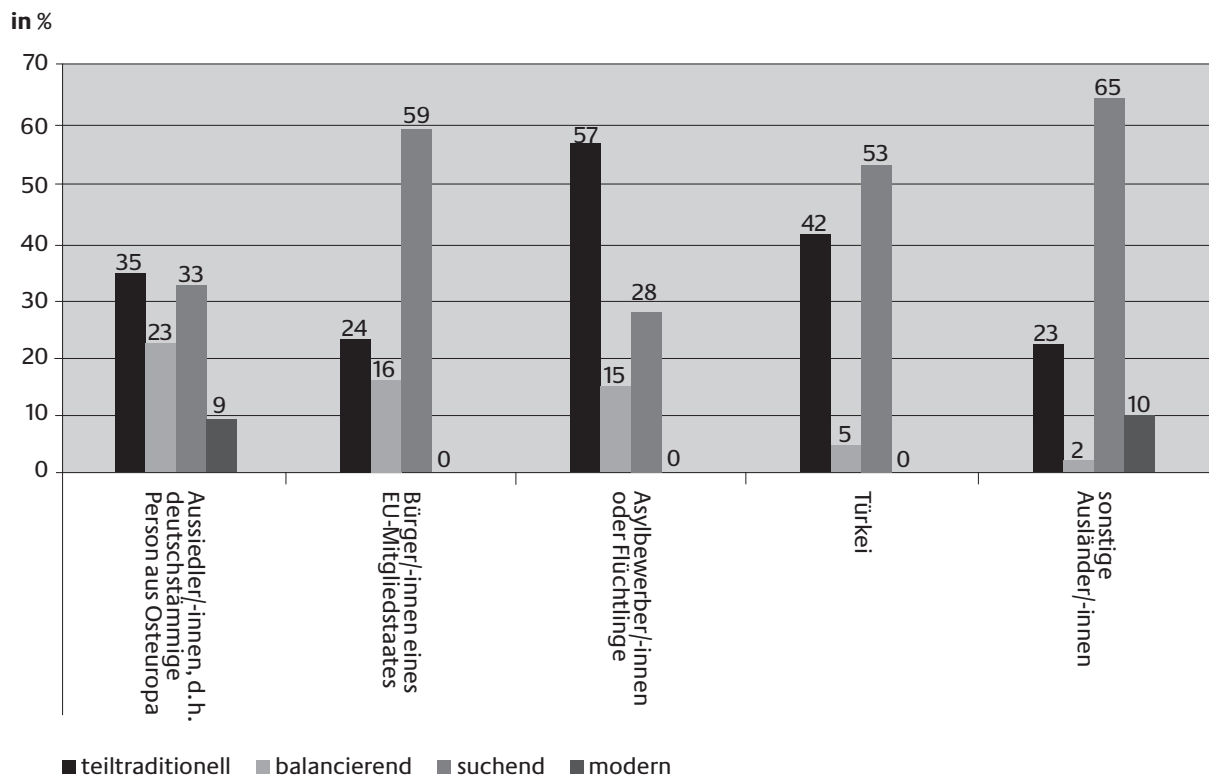
Männer und Frauen 2008

Abbildung 14: Geschlechtstypen nach Migrationshintergrund



Männer und Frauen 2008

Abbildung 15: Geschlechtertypen nach Herkunft der Migrantinnen und Migranten



Männer und Frauen 2008

Noch eine Schlussbemerkung zur Typologie. Es handelt sich um zwei Momentaufnahmen (1998/2008), deren Ergebnisse miteinander verglichen werden. Nicht gesagt ist, dass Frauen wie Männer ihr Leben lang einem bestimmten Typ zugehören. Vielmehr gibt es empirische Anhaltspunkte dafür, dass (früh erlernte¹⁵) egalitäre Einstellungen einer bei vielen vorübergehenden Lebensphase zuzuordnen sind. Es handelt sich meist um die Zeit ohne Kinder. Sobald sich in einem Paar Kinder einstellen, gibt es vielfach eine Traditionalisierung der Rollen. „Die drei Traditionalisierungsfallen sind: Erstens der berufliche Wiedereinstieg der Mutter als Armutsrisiko, zweitens die Koordination der beruflichen Entwicklung beider Elternteile als Überforderung und drittens geschlechtsspezifische Deutungen bei der Kinderbetreuung und Hausarbeit.“¹⁶ Offen soll angesichts dieses Zitats bleiben, ob Traditionalisierung von Haus aus ein negativer Begriff sein muss. *Es könnte ja durchaus sein, dass das Traditionelle wie das Moderne positive Elemente enthalten.*

Es scheint aber auch Frauen und Männer zu geben, die – um nicht in den Sog solcher Traditionalisierung zu geraten – ihren durchaus vorhandenen Kinderwunsch nicht realisieren. „Allein eine Verbesserung der Kinderbetreuung ohne eine Förderung der Inklusion der Männer in die Familie könnte aber ein durchaus para-

¹⁵ Es gibt auch die gegenteilige Ansicht, dass nichtegalitäre Ansichten früh gelernt und dann stabilisiert werden: „Bereits in der Vorschulzeit werden Mädchen und Jungen durch klassische Rollenfixierungen geprägt. Sie entwickeln implizite und explizite Vorstellungen über vermeintlich geschlechtsangemessene Eigenschaften und Verhaltensweisen, die sich beispielsweise in der Berufs- wie der Fächerwahl niederschlagen.“ Empfehlungen zur Chancengleichheit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Wissenschaftsrat, Berlin 2007, 8.

¹⁶ Rüling, Anneli: Jenseits der Traditionalisierungsfallen. Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen, Frankfurt 2007, 114. – „In empirischen Studien im deutschsprachigen Raum wird deutlich, dass von der Angleichung der Geschlechterrollen primär kinderlose Paare betroffen sind. Mit der Geburt des ersten Kindes kommt es häufig, auch unter Paaren, die ursprünglich eine egalitäre Rollenvorstellung verfolgen, zu einer Rückkehr zu traditionellen Rollenvorstellungen. In dieser Lebensphase zeigen sich besonders deutliche Differenzen zwischen den Einstellungen zu Vaterschaft und der real gelebten väterlichen Praxis...“ Es „erweist sich, dass sich Männer zwar vermehrt in einer – als politisch korrekt wahrgenommenen – Rhetorik der Gleichheit üben, gleichzeitig aber oft weiterhin in ihrer Beteiligung an Haus- und Familienarbeit weit hinter dem Engagement ihrer Frauen zurückbleiben. Das väterliche Engagement bleibt oftmals sowohl hinter den eigenen Erwartungen als auch hinter den Erwartungen der Partnerin zurück.“ Klepp, Doris: Alleinerziehende Väter in Österreich. Eine qualitative sozialwissenschaftliche Studie zur Konzeptionierung und Realisierung alleinerziehender Vaterschaft, hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung, Wien 2006, 38, 44. Eine entscheidende Rolle spielt nach wie vor die Tatsache, dass der Mann das höhere Einkommen hat und in der Zeit der Familiengründung seine Erwerbsarbeit um des Einkommens willen ausweitet; vgl. Döge, Peter/Volz, Rainer: Männer – weder Paschas noch Nestflüchter. Aspekte der Zeitverwendung von Männern nach den Daten der Zeitverwendungsstudie 2001/2002 des Statistischen Bundesamtes, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 46/2004, 13–23; sowie: Kudera, Werner: Neue Väter, neue Mütter. Neue Arrangements der Lebensführung, in: Walter, Heinz (Hrsg.): Männer als Väter, Gießen 2005, 145–185.

doxes Ergebnis zeitigen: Immer mehr Frauen könnten, analog dem Beispiel der DDR in ihren letzten Jahren oder ähnlich wie in den Südländern der EU, immer weniger Kinder haben. Verbesserte Kinderbetreuung bei wenig oder gar nicht kooperativen männlichen Partnern macht nämlich die Ein-Kind-Familie zur rationalen Option familien- und berufsorientierter Frauen.“¹⁷ Doch gibt es deutliche Anzeichen, dass Männer mit schwankendem Kinderwunsch sich angesichts verbesserter Rahmenbedingungen zunehmend für Familie und Kinder entscheiden.

2.3 Zufriedenheiten

Sechs verschiedene Einzeldaten beziehen sich auf Aspekte der Lebenszufriedenheit:

I Wie zufrieden sind Sie ganz allgemein mit Ihrem Leben?

I Wie würden Sie Ihre Kindheit einschätzen?

I Wie zufrieden sind Sie mit Ihrem häuslichen Leben?

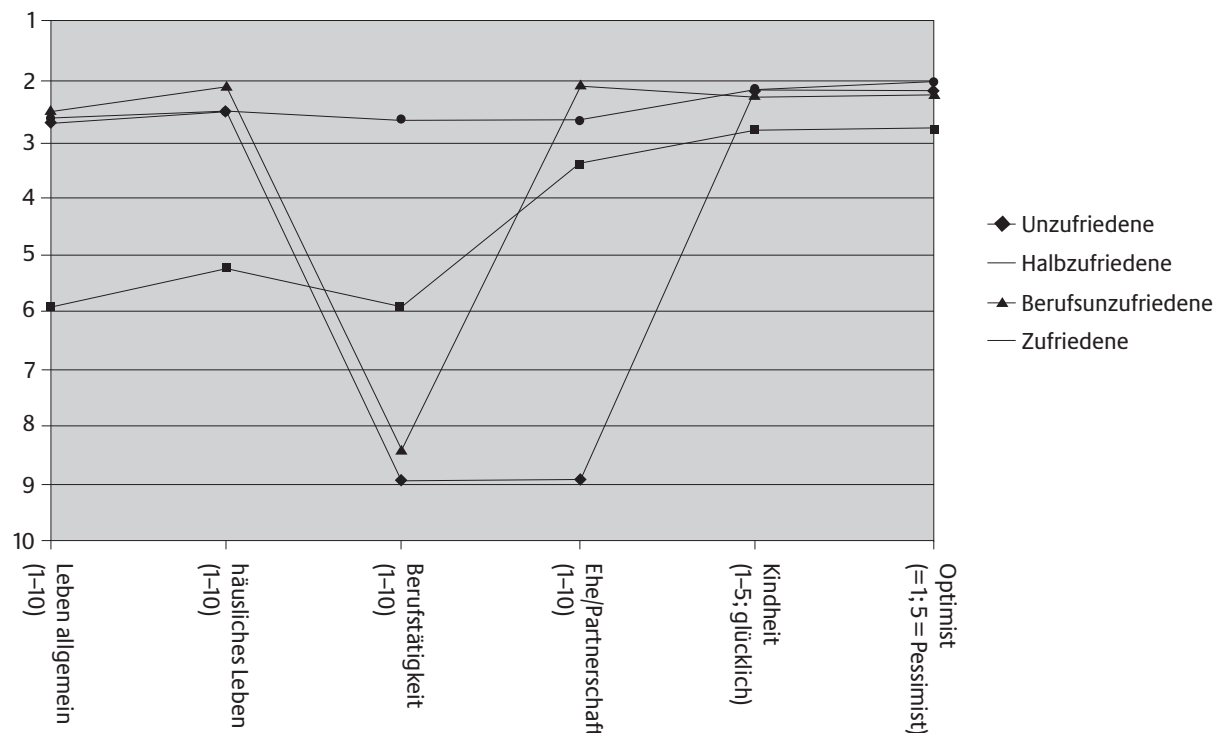
I Nun etwas ganz anderes: Würden Sie sagen, Sie sind eher ein Optimist oder Pessimist?

I Wie zufrieden sind Sie insgesamt mit Ihrer derzeit ausgeübten Berufstätigkeit bzw. Ihrer Berufsausbildung?

I Wie zufrieden sind Sie mit Ihrer Ehe oder Partnerschaft?

Je nach Antwort ordnen wir die Befragten¹⁸ vier Gruppen zu: Hochzufriedenen, Halbzufriedenen, (allein) Berufsunzufriedenen, Unzufriedenen.

Abbildung 16: Zufriedenheitstypen



Männer und Frauen 2008

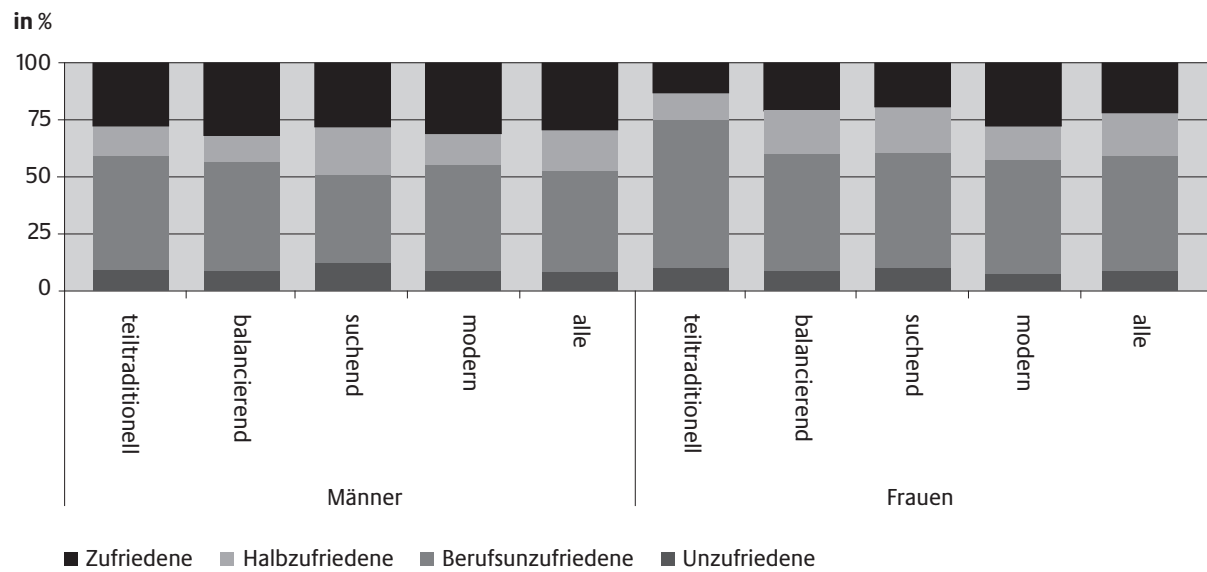
¹⁷ Strohmeier, Klaus Peter: Familienleben und Familienpolitik in Europa – und die Männer? Was lehrt uns der internationale Vergleich, in: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.): Familienplanung und Lebensläufe von Männern. Kontinuitäten und Wandel. Dokumentation, Berlin 2005, 38.

¹⁸ Mit Hilfe einer Clusteranalyse.

Es fällt auf, dass der Anteil der Zufriedenen jeweils bei den modernen Frauen (28%) und noch mehr bei den modernen Männern (31%) am höchsten ist. Sollte sich also die Modernisierung der eigenen Geschlechterrolle auf die Lebenszufriedenheit (leicht) positiv auswirken?

Auffallend groß ist der Anteil der Berufsunzufriedenen in allen Teilgruppen. Das wirft kein gutes Licht auf die Erwerbswelt. Diese Gruppe vermag aber die berufliche Unzufriedenheit privat gut abzufedern. Man/frau jobbt, mehr nicht. Ansonsten findet das Leben jenseits der Erwerbsarbeit statt. Der Trend in die Freizeitwelt hat wohl hier eine seiner Hauptursachen. Dies wird im Abschnitt über die Relevanz der Lebensbereiche vertieft werden.

Abbildung 17: Geschlechtertypen nach Zufriedenheiten



Männer und Frauen 2008

2.3.1 Stolz ein Mann zu sein

Es gibt einen Männerstolz. Dieser könnte als Überheblichkeit missgedeutet werden – aber dann handelte es sich eher um eine persönliche Schwäche, in dem Sinne, dass solche Männer ihre Nase zu hoch trügen.

Kulturell dagegen könnte Männerstolz bedeuten, dass die männliche Identität klar und Männerleben befriedigend ist. Es sind die Männer mit dem erhobenen Haupt.

Obleich wir nicht völlig sicher sein können, wie die Männer die im Fragebogen vorgelegte Aussage letztlich aufgefasst haben, neigen wir zur zweiten Deutung des Männerstolzes.

Sind Sie stolz darauf, ein Mann zu sein? Sagen Sie mir das bitte anhand dieser Skala: 1 = sehr stolz, 5 = überhaupt nicht stolz.

Teiltraditionelle Männer sind zu 65% stolz (Skalenwerte 1+2 auf der fünfteiligen Skala), balancierende zu 72%, suchende zu 56% sowie moderne zu 70%. Insgesamt sind das hohe Werte. Nicht überrascht, dass dieser Wert bei den suchenden Männern am niedrigsten ist. Unter den balancierenden und den modernen gibt es die meisten stolzen Männer.

Tabelle 8: Männerstolz

	sehr stolz	stolz	teils	wenig stolz	gar nicht stolz
teiltraditionell	31%	34%	23%	7%	6%
balancierend	32%	40%	15%	7%	6%
suchend	27%	29%	19%	11%	14%
modern	35%	35%	17%	5%	7%
alle	31%	34%	19%	8%	9%

Männer 2008

III. Lebensfelder

Lieben und Arbeiten sind die zwei Hauptfelder menschlichen Lebens. Dem entspricht die alte benedikтинische Weisheit „ora et labora“: Mach etwas Zweckfreies (beten, anbeten, Gott, in der Liebe einen Menschen) und immer auch etwas Zweckvolles (gute Arbeit)! Oder in der logotherapeutischen Schule von Viktor Frankl: Sinn wird, indem ich für jemand und für etwas lebe.¹⁹ Lieben und Arbeiten sind also gleichsam jene zwei Beine, auf denen wir durch das Leben gehen. Ist ein Bereich in der Krise, „geht es“ dem Menschen nicht gut. Er hinkt gleichsam.

Aus dem körperlichen Ablauf legt sich nahe, dass beide Beine gut ausgebildet und gesund sein sollen. Zudem braucht es zum Gehen das Vermögen des Ausbalancierens, eine Kunst, die schon das kleine Kind mühsam erlernen muss. Dies gilt auch für das Leben insgesamt. Es braucht die Kunst der Balance zwischen Lieben und Arbeiten.

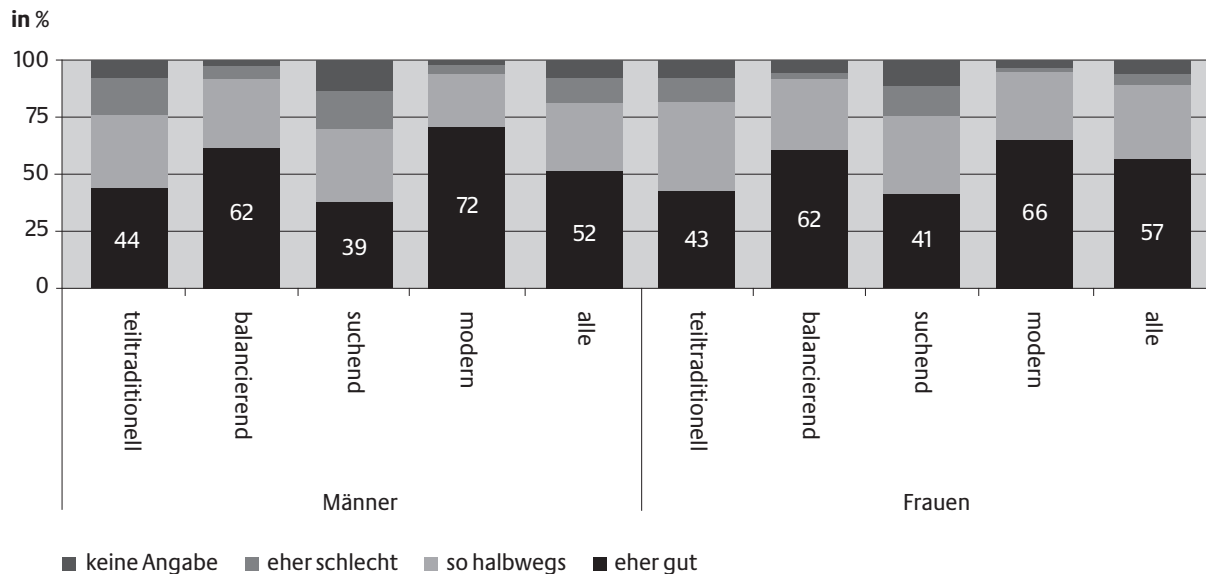
Insbesondere geht es dabei um die Frage nach der mehr oder weniger gelingenden Vereinbarkeit von Berufsarbeit und Haus- sowie Familienarbeit, ein Thema, das inzwischen Frauen und Männer betrifft.²⁰

Gelingt Männern (und Frauen) diese Balance, sodass es ihnen damit „gut geht“? (Nur) die Hälfte der Befragten (Männer 52%, Frauen 57%) wählten als Antwort „eher gut“; die übrigen verteilen sich auf „halbwegs“ bzw. „eher schlecht“. Am besten schaffen die Balance die modernen (72%), am wenigsten die suchenden Männer (39%).

¹⁹ Frankl, Viktor: Der Wille zum Sinn, Bern ²2005.

²⁰ Vgl. Döge, Peter/Behnke, Cornelia: Auch Männer haben ein Vereinbarkeitsproblem. Ansätze zur Unterstützung familienorientierter Männer auf betrieblicher Ebene – Pilotstudie. Endbericht (IAIZ-Schriften 3), Berlin 2005.

Abbildung 18: Ich möchte mich mit Ihnen über die Arbeitswelt, aber auch über den ganz normalen Alltag außerhalb der Berufsarbeit unterhalten. Ganz spontan: Würden Sie sagen, es gelingt Ihnen eher gut, so halbwegs oder eher schlecht, alles unter einen Hut zu bringen? Ich meine, der Berufsarbeit und den Verpflichtungen im Alltag gleichermaßen nachzukommen. Dies gelingt ...



Männer und Frauen 2008

Bei diesem Balanceakt haben allerdings die einzelnen Lebensfelder nicht das gleiche Gewicht. Schon 1998 haben wir daher nach der Anwesenheit in der Beziehungs- und in der Erwerbsarbeitswelt und nach deren Gewicht für Männer und Frauen gefragt. *Beziehungswelt* umfasst: Freunde, Partnerin und Partner, familiäre Lebenswelt, Familie, Kinder, alte Menschen. *Arbeitswelt* meint: Welchen Stellenwert hat sie, wie sehr bestimmt sie das Selbstgefühl von Männern, wie gestalten Männer die Balance zwischen Beruf und Familie²¹ – ein Thema, das nicht nur für Frauen von Belang ist.²² Auch eine moderne Männerpolitik ist gefordert: „Es ist heute ganz dringlich, dass sich staatliche Stellen Gedanken über sinnvolle Strategien zur Einbindung von Männern in die Haus-, Erziehungs- und Beziehungsarbeit machen – so wie sie sich Gedanken machen über die stärkere Einbindung von Frauen in die Erwerbstätigkeit. Geschieht diese Einbindung von Männern, dann ändert sich auch deren Bereitschaft, sich mitverantwortlich an Erziehungsaufgaben zu beteiligen.“²³

„Die Männer und Väter sind deutlich in Bewegung in Richtung zu mehr geschlechtergerechter Arbeitsteilung, mehr Hinwendung zu Kindern und Familie und zumindest der geäußerten Bereitschaft zum tendenziellen Rückzug aus der Berufswelt ... Und Männer erklären aus freien Stücken ihre Bereitschaft zu mehr Partnerschaftlichkeit und müssen nicht dazu gezwungen werden“.²⁴

21 Werneck, Harald: Kinder brauchen Väter. Väter brauchen Kinder. Dokumentation der Fachtagung „Männer zwischen Beruf und Familie“, Wien 2004.

22 „Nur rund 20 Prozent der Frauen können demgemäß als ‚work-centred‘ im Sinne bezeichnet werden, dass sie die berufliche Karriere zuoberst auf ihrer Prioritätenliste haben, während ein gleich großer Anteil von ‚home-centred‘ Frauen es vorzieht, gar keiner Erwerbstätigkeit nachzugehen. Demgegenüber wollen heute fast zwei Drittel der Frauen zwar arbeiten, doch stellen sie die berufliche Karriere unter ihre familiären Verpflichtungen.“ Stadelmann-Steffen, Isabelle: Policies, Frauen und der Arbeitsmarkt. Die Frauenerwerbstätigkeit in der Schweiz im internationalen und interkantonalen Vergleich, Wien 2007, 50 f.

23 Hollstein, Walter: Vaterschaft und Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Die Vereinbarkeit ist auch ein Männerproblem, in: Schirnböck-Madjera, Marion: 1. Europäische Väterkonferenz: 15. und 16. September 2004, hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung, Wien 2004, 170. Vgl. auch Behnke, Christa/Döge, Peter: Auch Männer haben ein Vereinbarkeitsproblem, Berlin 2005.

24 „Seit 2004 sind 5 % derjenigen, die in Elternteilzeit gehen, Väter. Bis vor fünf Jahren waren es stetig über zehn Jahre hinweg 1,2%–1,5%. Wir sprechen also von einer Verdreifachung, zwar auf geringem Niveau, aber immerhin.“ Schäfer, Eberhard: Ich bin meines eigenen Väter-Glückes Schmied. Wie Väter in Deutschland versuchen, Familie und Beruf zu vereinbaren, in: Schirnböck-Madjera, Marion: 1. Europäische Väterkonferenz: 15. und 16. September 2004, Wien 2004, 170. Seit 2007 hat sich der Anteil der Väter, die in Elternzeit gehen, auf durchschnittlich 8% erhöht, in manchen Regionen sogar bis unter zwanzig.

Zur Durchführung braucht es allerdings auch väterfreundliche Betriebe: „Der wichtigste Punkt, der dort zu Tage kam, ist, dass Männer, die in Teilzeit gehen wollen, auch möglicherweise für eine begrenzte Zeit, und mit diesem Wunsch an ihren unmittelbar Vorgesetzten herantreten, oft eine Zustimmung erhalten. Es wird verabredet, und dann geht der Mann in Teilzeit, und im Betrieb passiert sonst nichts. Das heißt, wenn der Mann von vierzig auf dreißig Stunden reduziert, wird an Aufgabenzuschnitten nichts verändert, es wird am Arbeitsvolumen der Abteilung nichts verändert. Der eine Kollege geht in Teilzeit, und auf alle in der Abteilung kommt mehr Arbeit zu. Wozu führt das? Das führt zu Arbeitsunzufriedenheit vor allen Dingen bei den Kollegen, das führt auch zu negativen Gefühlen der anderen Kollegen gegenüber dem Kollegen, der in Teilzeit geht. Es gab auch Väter, die dann von Mobbing berichtet haben.“²⁵

Es ist klar, dass die Art, wie Männer diesen Balanceakt gestalten²⁶, sehr wohl nachhaltige Auswirkungen auf ihre Partnerin und ebenso sehr auf die Kinder²⁷ wie die alten und pflegebedürftigen Angehörigen im familialen Lebensverbund hat.²⁸ Aber eben nicht nur für diese: sondern genauso auch für die Inszenierung und damit das Gelingen eines Männerlebens – was oftmals nicht einfach ist und vielen Männern Angst²⁹ macht.

Es gehört zu den Gemeinplätzen der Männerforschung, dass sich Männer primär von der Arbeit her definieren. Vom halbierten Männerleben³⁰ ist die Rede: Männerleben: Beruf, Frauenleben: Familie. Frauen haben sich von dieser Halbierung schon ein gutes Stück gelöst, wenngleich die gesellschaftspolitische Umsetzung mehr als schleppend verläuft. Sie kann sehr wohl auch dadurch behindert werden, dass Männer sich nicht zugleich gegenläufig bewegen. Dabei ist das Argument für eine Bewegung der Männer von der einseitigen Selbstdefinition vom Beruf her in Richtung familialer Präsenz nicht nur die durchaus wünschenswerte Solidarität mit Frauen, Kindern und Alten. Vielmehr gilt die Regel, dass durch eine solche Ausweitung des männlichen Lebensbereichs auch mehr Leben ins Männerleben kommen kann:

25 Hier zitiert der Autor Peter Döge: Schäfer, Eberhard: Ich bin meines eigenen Väter-Glückes Schmied. Wie Väter in Deutschland versuchen, Familie und Beruf zu vereinbaren, in: Schirmböck-Madjera, Marion: Erste Europäische Väterkonferenz: 15. und 16. September 2004, hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung, Wien 2004, 194.

26 Hier stoßen wir im Übrigen an die Grenzen makrosoziologischer Untersuchungen. „Subjektive Vaterschaftskonzepte“ sind allein in qualitativen Studien erhebbar. Ein Gesamtkonzept wird sich beider Forschungsmethoden bedienen. „Unter einem *subjektiven Vaterschaftskonzept* versteht man die Vorstellungen eines Vaters über seine Vaterschaft. Die Vorstellungen spiegeln sich in Auffassungen, Überzeugungen, Einstellungen, Gefühlen und Normen hinsichtlich der Bereiche Vaterschaft, Mutterschaft, Elternschaft, Kindheit, Familie und Erziehung wider. Subjektive Vaterschaftskonzepte ermöglichen die Handlungsplanung als Vater und geben damit Verhaltenssicherheit. Sie motivieren zu einer erwartungskonformen Rollenausübung in Bezug auf eigene als auch auf Erwartungen Dritter. Subjektive Vaterschaftskonzepte sind das Resultat eines komplexen Zusammenwirkens verschiedener Determinanten, die sich im Fühlen, Denken und Handeln von Vätern bemerkbar machen. Subjektive Vaterschaftskonzepte haben einen dynamischen Charakter.“ Matzner, Michael: Vaterschaft aus der Sicht von Vätern. Subjektive Vaterschaftskonzepte und die soziale Praxis der Vaterschaft, Wiesbaden 2004, 104.

27 „Kontinuität in der Anwesenheit, Anteil nehmende und Anteil gebende Kommunikation sowie konkrete Fürsorgearbeit (Hausarbeit). In der Vater-Kind-Beziehung ist weit auffälliger als in der Mutter-Kind-Beziehung nicht nur die bloße Anwesenheit, sondern vielmehr die Art und Weise, wie der Vater präsent ist – also die Qualität der Beziehung – entscheidend.“ Lehner, Erich: Aktive Vaterschaft. Ein (bildungs)politisches Projekt der Zukunft, in: tools 01/2008. Österreichische Fachzeitschrift für Erwachsenenbildung: Väter zwischen Vaterglück und Vaterwunde, 2.

28 Auch die Arbeitgeber von Männern, zumal wenn sie Kinder haben, sind gut beraten, „väterfreundlich“ und nicht nur „mütterfreundlich“ zu sein/zu werden. Nachweislich nützt das nicht nur Männern, sondern auch den Unternehmen: „... Traditionelle ‚Mutter-Kind-Programme‘ [sind] gerade kein zielführender Beitrag zur Chancengleichheit von Frauen und Männern. Und sie werden auch den vielfältigen Situationen und Bedürfnissen der in einer Organisation Beschäftigten nicht gerecht. In der Praxis finden sich inzwischen durchaus auch ‚väterfreundliche Unternehmen‘ ... bzw. Unternehmen, die auch und insbesondere Väter als Zielgruppe von Maßnahmen zur Erleichterung der Vereinbarkeit ansprechen. Aber auch ‚Eltern-Kind-Programme‘, die auf die Vereinbarkeit von (traditioneller) Familie und Beruf beschränkt sind, können auf Akzeptanzprobleme stoßen.“ Krell, Gertraude: Chancengleichheit durch Personalpolitik – Ecksteine, Gleichstellungscontrolling und Geschlechterverständnis als Rahmen, Wiesbaden 2008, 9.

29 „Männer, die den Beruf nicht mehr unumschränkt in den Mittelpunkt ihres Lebens stellen, z. B. mehr Zeit für ihr Familienleben haben wollen, haben häufig zu Recht Angst um den Erhalt ihres Arbeitsplatzes, ihre berufliche Anerkennung und Karrierechancen. Trotz aller Umbrüche herrscht in den Führungsetagen vieler Organisationen der privaten Wirtschaft und des Öffentlichen Dienstes eine Arbeitskultur, die zum traditionellen Lebensmodell von Führungskräften passt. Diese sind informellen männerbündischen Netzwerken verbunden, die Berufswelt ist ihre einzige Lebenswelt und sie sind daher ständig für den Beruf verfügbar. ... Trotz einiger Anfechtungen ist diese männerbündische Arbeitskultur eine ‚Leitkultur‘ auch unserer Gesellschaft, sie und die entsprechende Männlichkeit werden allgemein als normal oder erstrebenswert dargestellt.“ Höyng, Stephan: Männer – Vereinbarkeit von Berufs- und Privatleben, in: Krell, Gertraude: Chancengleichheit durch Personalpolitik. Gleichstellung von Frauen und Männern in Unternehmen und Verwaltungen. Rechtliche Regelungen, Problemanalysen, Lösungen, Wiesbaden, 444.

30 Beck-Gernsheim, Elisabeth: Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie, Frankfurt 1980.

„Bisher kennen wir im Zusammenhang mit dem Geschlechterverhältnis vorwiegend Forderungen von Frauen, ihre Situation zu verbessern. ... Nun werden aber die Männer zusätzlich ins Blickfeld geholt: Wenn das Geschlechterverhältnis zur Debatte stehen soll, reicht es nicht aus, die Situation der Frauen zu kennen ... Dass sich [Männer] ebenfalls als Geschlechtswesen begreifen, ist noch eine junge Errungenschaft und bringt auch den Vorteil, dass Männer als ganze Wesen und nicht als Schablonen betrachtet werden.“³¹

„Während sich Frauenpolitik vorrangig die Aufdeckung von Ungerechtigkeiten und Angleichung der Lebenschancen für Frauen zum Ziel setzt, geht es in der männerpolitischen Diskussion hingegen vor allem um die Entdeckung zusätzlicher und bisher tabuisierter Lebensdimensionen für Männer jenseits von Arbeit und Karriere.“³²

„Geschlechterspezifische Politikansätze spielen in der Geschlechterdiskussion anderer internationaler Kontexte keine vergleichbare Rolle wie in Deutschland. Das liegt daran, dass die Frage nach der Geschlechtergerechtigkeit vor allem im entwicklungspolitischen Zusammenhang eine besondere Relevanz erlangte und dabei stärker von dem Prinzip der Antidiskriminierung allgemein geprägt war. Ähnliches gilt für die Entwicklung des Geschlechterverhältnisses in skandinavischen Staaten.“³³

„Der Wunsch nach einer Lifebalance betrifft nicht nur Mütter! Auch Führungskräfte wollen ‚ein Leben vor dem Tod‘ (Zitat aus einem Workshop mit Führungskräften einer Bank), auch Väter wollen ihre Verantwortung gegenüber ihren Kindern wahrnehmen und deren Entwicklung direkt erleben (und nicht nur aus Erzählungen), auch Männer und Frauen ohne Kinder wünschen sich ausreichend Zeit, um ihren privaten Bedürfnissen genügend Raum geben zu können. Eine gute Balance zwischen Engagement für den Beruf und für das private Leben ermöglicht eine hohe Lebensqualität und langfristig motivierte Leistungserbringung. Dabei gewinnen beide Seiten.“³⁴

Damit liegen wichtige Fragen der Studie auf dem Tisch: Wie halten es heutige Männer mit der (Erwerbs-) Arbeit? Wie wichtig ist sie ihnen? Welche Rolle spielen Männer als Väter in der familialen Lebenswelt? Wie beteiligen sie sich an den Haushaltsaufgaben? Was machen sie mit Kindern? Und nicht zuletzt die gesellschaftspolitisch höchst brisante Frage: Sind auch Männer für die Pflege daheim bereit?

Die Studie 1998 hatte bei einem Teil der Männer (wir nannten sie die modernen, in früheren Studien die „neuen“ Männer) eine Entwicklung weg von der ausschließlichen Selbstdefinition von der beruflichen Arbeit hin zur familialen Lebenswelt erkennen lassen. Hat sich diese Entwicklung fortgesetzt? Weitet sie sich auch in Richtung der übrigen drei Männertypen: der balancierenden, der suchenden und der teiltraditionellen aus?

Wir beginnen bei der Lebenswelt Beruf, analysieren dann die familiäre Präsenz, um schließlich resümierend noch einmal zum wünschenswerten Balanceakt zwischen „Lieben“ bzw. Haushalt/Familie und Berufsarbeit zurückzukehren.

31 Doblhofer, Doris/Küng, Zita: Gender Mainstreaming. Gleichstellungsmanagement als Erfolgsfaktor – das Praxisbuch, Heidelberg 2008, 27.

32 Rosowski, Martin: Gender Mainstreaming. Ein sperriger Begriff und was wir Männer damit zu tun haben, Kassel 2001, 10.

33 a. a. O., 11.

34 a. a. O., 65.

3.1 Rangordnung

Einen ersten Zugang bildet die Eingangsfrage der Studien: „*Ich möchte Ihnen jetzt verschiedene Bereiche vorlesen und Sie fragen, wie wichtig sie in Ihrem Leben sind. Bitte sagen Sie mir für jeden Bereich, ob er Ihnen sehr wichtig ist, ziemlich wichtig, mittel, nicht sehr wichtig oder überhaupt nicht wichtig ist.*“ In eine Reihenfolge zu bringen waren die Lebensbereiche Arbeit, Familie, Freizeit, Freunde, Politik, Religion und Kirche.

Den ersten Platz nimmt (auch in internationalen Studien wie der Europäischen Wertestudie) die *Familie* ein. Sie wird als die produktive Antwort der Kultur auf die wachsende Anonymisierung und Funktionalisierung der öffentlichen Lebenswelten gedeutet. 84% der befragten Frauen und Männer ist die Familie sehr wichtig oder ziemlich wichtig. Die hohe Wertschätzung der Familie ist im Vergleich zu 1998 stabil geblieben (86%).

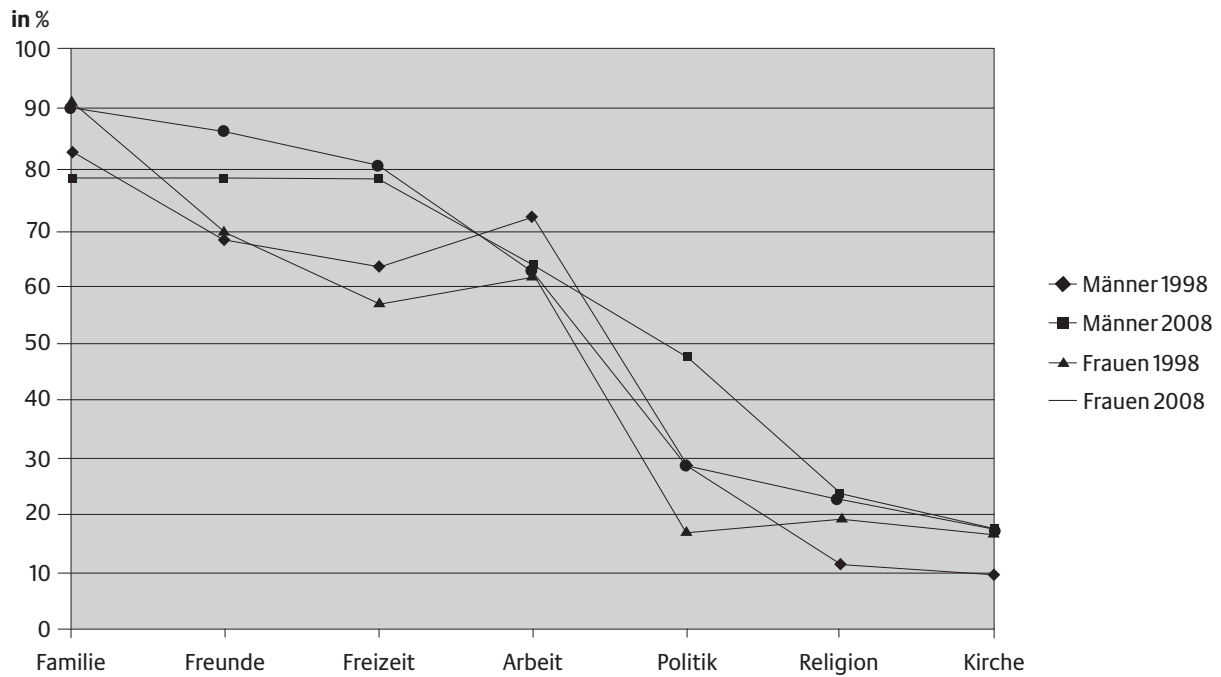
Allerdings hat sich in den letzten zehn Jahren die „familiale Lebenswelt“ – sie ließe sich auch die „kleine Lebenswelt“ nennen – *ausgeweitet*. Im Beziehungsnetzwerk haben *Freundinnen und Freunde* einen neuen Stellenwert gefunden (+13%), und das wohl auch in Verbindung mit der Aufwertung der Freizeit (mit +19% hat diese am meisten dazugewonnen, bei den Frauen sogar um 25 Prozentpunkte). Gewonnen haben auch die Politik (+14%; bei Männern +19%, bei Frauen +11%), die Religion (+8%) und die Kirche (+5%); die beiden letzten jedoch deutlich mehr bei den Männern (Religion +12%, Kirche +9%) als bei den Frauen (Religion +3%, Kirche +2%); Männer und Frauen haben sich damit in den letzten zehn Jahren hinsichtlich des Stellenwerts von Religion und Kirche weithin angenähert.

Tabelle 9: Rangordnung der Lebensbereiche 1998 und 2008 nach Geschlechtern getrennt

	alle			Männer			Frauen		
	1998	2008	DIFF	1998	2008	DIFF	1998	2008	DIFF
Familie	86%	84%	-2%	84%	78%	-6%	91%	89%	-2%
Freunde	69%	82%	13%	68%	78%	10%	71%	86%	15%
Freizeit	61%	80%	19%	64%	78%	14%	56%	81%	25%
Arbeit	69%	65%	-4%	73%	65%	-8%	62%	64%	2%
Politik	23%	37%	14%	28%	47%	19%	17%	28%	11%
Religion	15%	23%	8%	12%	24%	12%	19%	22%	3%
Kirche	12%	17%	5%	9%	17%	8%	15%	17%	2%

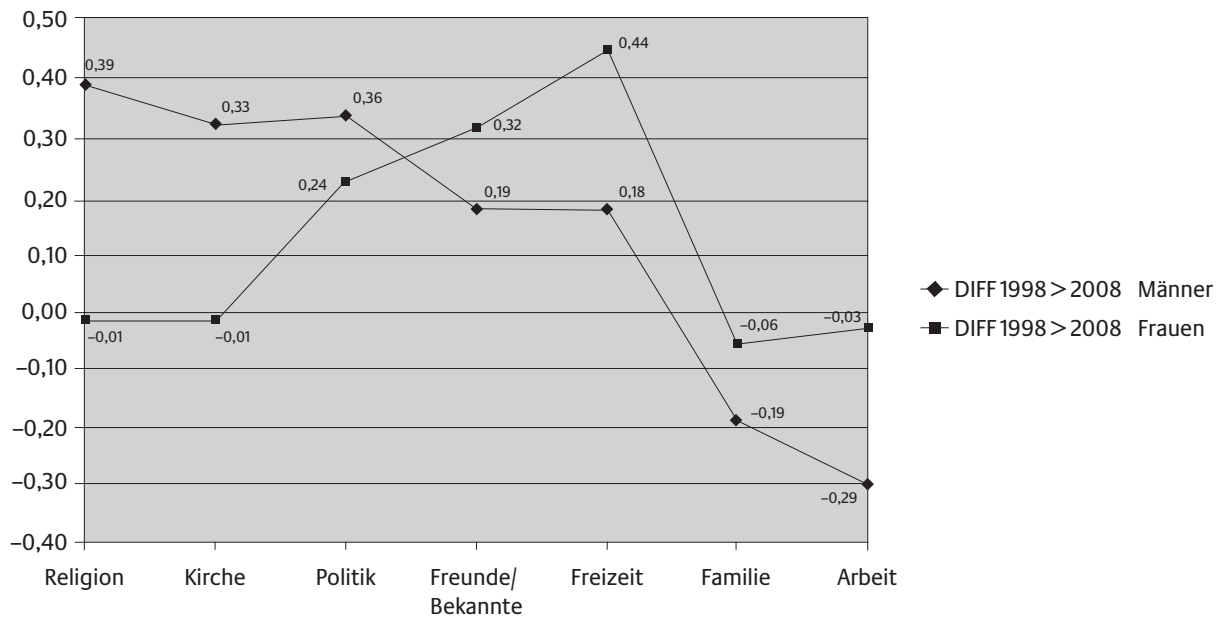
Männer und Frauen 1998/2008

Abbildung 19: Rangordnung der Lebensbereiche



Männer und Frauen 1998/2008

Abbildung 20: Veränderungen bei der Gewichtung von Lebensbereichen in den letzten zehn Jahren bei Frauen und Männern



Differenz der Mittelwerte (auf einer fünfteiligen Skala)
Männer und Frauen 1998/2008

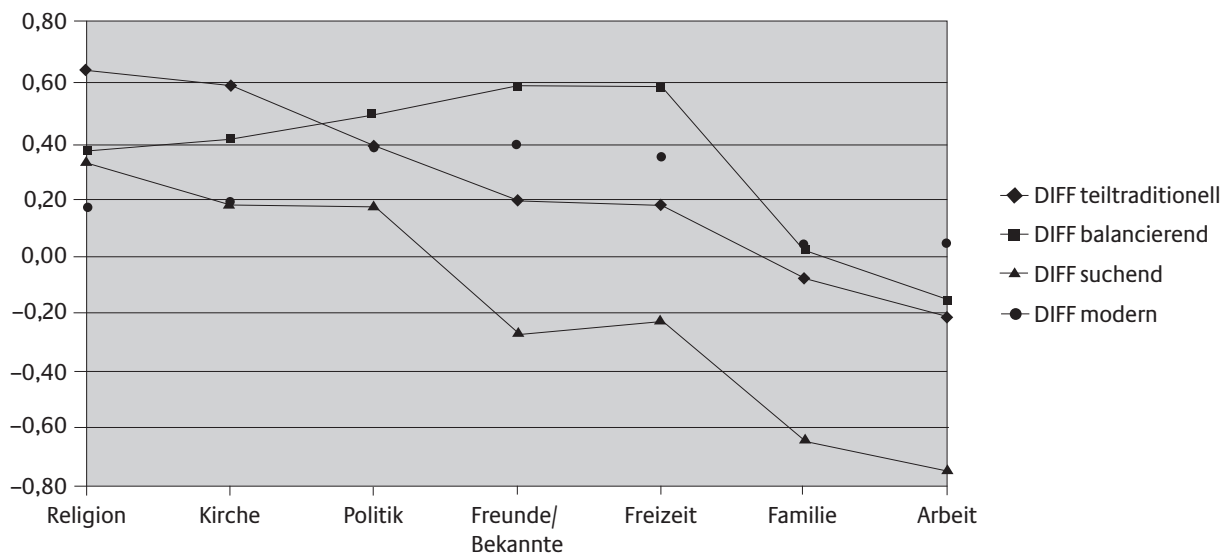
IV. Lebenswelt Arbeit

„Männlichkeit ist in unserer Gesellschaft eng an Erwerbsarbeit gekoppelt.“
(Thomas Gesterkamp³⁵)

Aus der Eingangsanalyse zu den Lebensbereichen wird eines ersichtlich: Der traditionell für Männer zentrale Lebensbereich³⁶ Arbeit hat zugunsten der privaten kleinen Lebenswelt von Familie und Freunden und hier wieder zugunsten der Freizeit in den letzten Jahren verloren: und dies besonders bei Männern.

Ein solcher Rückgang im Stellenwert der Arbeit findet sich vor allem bei den „suchenden“ Männern. Die Skepsis, die sie generell gegen vorfindbare alte wie neue Rollenzumutungen pflegen, betrifft bei ihnen vor allem Familie und noch mehr die Arbeit. Aber auch bei den Teiltraditionellen hat der Stellenwert der Arbeit leicht nachgegeben. Die einzige überraschende Ausnahme sind die „modernen Männer“. Gerade bei ihnen hätte man ja einen Rückbau erwarten können, weil zu ihrem Lebensprogramm auch die neue Vaterschaft gehört. Aber offenbar ist eine hohe Bewertung der Familie kein Widerspruch gegen eine durchaus hohe Bewertung der Arbeit, zumindest nicht bei einem großen Teil der befragten Männer.

**Abbildung 21: Veränderungen der Rangordnung nach Männertypen von 1998 auf 2008
(Differenzen der Mittelwerte)**



Männer 1998/2008

³⁵ Gesterkamp, Thomas: Die Krise der Kerle: männlicher Lebensstil und der Wandel der Arbeitsgesellschaft, Berlin 2007, 12f. – Vom Wandel der Arbeitswelt sind vor allem Männer – Frauen sind abgewandert oder haben Arbeit im Dienstleistungssektor – in den neuen Bundesländern betroffen. Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung: Not am Mann. Von Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht? Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen Abstiegsregionen der neuen Bundesländer, Berlin 2007.

³⁶ „Insgesamt zeigen die Interviewanalysen, dass der Beruf für alle Männer der zentrale Bezugspunkt ihrer Lebensgeschichte und somit der Männlichkeitskonstruktion ist“: Scholz, Sylka: Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer, in: Burckhardt-Seebass, Christine/Allweiler, Sabine (Hrsg.): Geschlechterinszenierungen. Erzählen – Vorführen – Ausstellen, Münster 2003, 79.

Gegenläufig zu dieser grundsätzlichen Minderung des Stellenwerts der Erwerbsarbeit zeigen Detaildaten, dass die Lage insgesamt uneinheitlich ist.

Die Einstellung vor allem moderner Männer zur Arbeit hat sich in den letzten Jahren geändert.

- I „Der Mann erfährt in der Arbeit seinen Sinn.“ Diese traditionelle Ansicht lehnten die modernen Männer 1998 mehrheitlich ab (nur 21% Zustimmung, während die teiltraditionellen zu 68% einverstanden waren). 2008 ist bei den modernen Männern dieser Wert mit 45% mehr als doppelt so hoch wie 1998.³⁷
- I Auch die Aussage „Der Sinn des Lebens besteht darin, eine angesehene Position zu gewinnen“ bekommt 2008 etwas mehr Zustimmung als vor zehn Jahren. In einem bleiben die modernen Männer positionstreu, dass nur eine verschwindende Minderheit von ihnen der Auffassung ist, dass ein Mann, der beruflich nicht aufsteigt, ein *Versager* sei (1998 wie 2008: 4%).³⁸
- I Abgenommen hat bei den Männern die Ansicht, dass der *Beruf in erster Linie fürs gesicherte Einkommen* da sei: deutliche Ausnahme sind die modernen Männer.

Die Durchschnittswerte sind bei diesen vier Aussagen zu Arbeit und Beruf relativ stabil, mit Ausnahme der Sorge, ein Mann *versage*, wenn er beruflich nicht aufsteige: Das meint heute im Schnitt jeder vierte Mann (22%), 9% mehr als 1998 (13%).

Tabelle 10: Ansichten zum Beruf

	Der Mann erfährt in der Arbeit seinen persönlichen Sinn.		Der Sinn des Lebens besteht darin, eine angesehene Position zu gewinnen.		Ein Mann, der beruflich nicht aufsteigt, ist ein Versager.		Der Beruf soll in erster Linie dazu da sein, ein gesichertes Einkommen zu garantieren.	
	1998	2008	1998	2008	1998	2008	1998	2008
teiltraditionell	68%	54%	52%	53%	25%	36%	88%	82%
balancierend	52%	27%	42%	25%	12%	19%	86%	57%
suchend	19%	35%	24%	24%	6%	23%	71%	63%
modern	22%	45%	16%	39%	4%	4%	65%	74%
alle	42%	62%	36%	42%	13%	22%	79%	74%

Männer 1998 und 2008

³⁷ Solche Einstellungen lassen Zweifel aufkommen, ob Feststellungen wie die folgende auf die Mehrzahl der Männer zutreffen: „Männlichkeit ist in unserer Gesellschaft eng an Erwerbsarbeit gekoppelt. Gerade für junge und nicht besonders gut ausgebildete Männer wächst das Gefälle zwischen Anspruch und Realität: zwischen der immer noch mächtigen Erwartung, die Ernährerrolle auszufüllen, und ihren tatsächlichen Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Darauf sind sie wenig vorbereitet. Folgt man den Ergebnissen von Jugendstudien, halten die Zwanzig- bis Dreißigjährigen die Geschlechterdifferenz nur noch für wenig relevant. Typisch männliche und typisch weibliche Lebensmuster haben sich in der Wahrnehmung der befragten Altersgruppe scheinbar aufgelöst. Das Lebensgefühl junger Frauen ist dabei von einem selbstverständlichen Anspruch auf gleiche Chancen geprägt. Erst mit der Realisierung des Kinderwunsches gerät dieses Selbstvertrauen ins Wanken. In einer späteren biografischen Phase als früher sind Frauen heute mit gravierenden Erfahrungen von Benachteiligung und Diskriminierung konfrontiert. Plötzlich müssen sie feststellen, dass Vollerwerbstätigkeit und Familiengründung in Deutschland für sie nahezu unvereinbar sind. Betriebliche Hindernisse, noch mehr aber gesellschaftliche Normen und entsprechende politische Regularien legen Frauen dann für Jahre auf die Mutterrolle fest – und Männer umgekehrt auf die Rolle des ‚Haupternährers‘.“ Gesterkamp, Thomas: Die Krise der Kerle. Männlicher Lebensstil und der Wandel der Arbeitsgesellschaft, Berlin 2007, 12f. – Ähnlich: „Erwerbslose Männer, die ihre Versorgerrolle nicht mehr ausfüllen können, gelten als ein gesellschaftliches Problem ersten Ranges. Erwerbslose Frauen hingegen sind kein so großes Problem – sie können ja meist auf einen ‚Ernährer‘ zurückgreifen und einfach zu Hause bleiben“ (a. a. O., 4).

³⁸ „Während im neuen Jahrtausend deutsche Frauen bei Männern mehrheitlich auf Attraktivität und Partnerschaftsorientierung, weniger dagegen auf Erfolg im Berufsleben Wert legen, glauben die meisten Männer nach wie vor an die Wichtigkeit des beruflichen Erfolgs.“ „Eine Ursache dieser Persistenz der traditionellen Rollenaufteilung könnte darin liegen, dass politische Institutionen, insbesondere Gesetzgebung und Sozialstaat, vom männlichen Ernährer ausgehen und ihn damit institutionell zementieren – der männliche Familienernährer erweist sich damit als ‚uralte, aber noch rüstig‘.“ Baur, Nina/Luedtke, Jens: Männlichkeit und Erwerbsarbeit bei westdeutschen Männern. In: Baur, Nina/Luedtke, Jens (Hrsg.): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland, Opladen & Farmington Hills 2008, 81–103, hier 83f.

Arbeit und Beruf sind anthropologisch eine vorzügliche Möglichkeit, nicht nur ein Werk, sondern dabei sich selbst hervorzubringen. Insofern ist Arbeit für alle wichtig, Frauen wie Männer. Männliche Arbeit verlangt freilich danach, öffentlich sichtbar zu werden. Arbeit ist daher eng verwoben mit Leistung und damit mit dem Gewinn von Anerkennung und Selbstwert. Männern ist in unserer Kultur eine Art Zwang zur Leistung eigen. Er muss was können: im beruflichen Leben, er muss aber auch im Bereich der Sexualität „können“. *Erwerbslosigkeit und Impotenz haben gemeinsam, dass ein Mann nicht kann*: „Jene Leistungsdimension aber, mit der die männliche Identität die engste Verknüpfung aufweist, ist und bleibt die Erwerbstätigkeit. Ein subjektiv erlebtes sexuelles Versagen ist für die meisten Männer äußerst schmerzlich, wird jedoch nur die wenigsten in den Selbstmord treiben. Beim Verlust der Erwerbstätigkeit oder sogar -fähigkeit sind soziale Isolation, Depressionen und Suizidalität bei Männern jedoch keine Seltenheit.“³⁹ „Der Zusammenhang zwischen männlicher Identität und *sexueller* Leistungsfähigkeit ist vor allem durch Viagra verstärkt in die Öffentlichkeit gebracht worden. Die Aufforderung, ständig und lebenslang sexuell potent zu sein, ist mittlerweile keine unterschwellige mehr, die im Flüsterton oder durch das gänzliche Schweigen über die eigenen sexuellen Probleme von Generation zu Generation weitergegeben wird. Heute wird Männern sehr offensiv vermittelt, dass sie dafür zu sorgen haben, dass *es*, dass *er* funktioniert: Mann kann immer, und wenn Mann nicht kann, dann ist er selbst schuld. Er könnte ja etwas dafür tun, dass er wieder kann.“⁴⁰ „Die Impotenz ist nicht zuletzt deswegen in aller Munde, weil sie die perfekte Metapher für *die* Männlichkeitskrise überhaupt darstellt, nämlich die Unfähigkeit zur Performanz, d. h. zur Leistung. Schlimmer als die Impotenz ist für den Mann in der Regel nur eine arbeitsbezogene Krise (Arbeitslosigkeit, Berufsunfähigkeit, extremes Versagen bei der Arbeit), die ihn vollkommen aus der Bahn werfen kann. Hier ist, anders als bei Impotenz, das ‚Versagen‘ auch noch öffentlich und für jeden sichtbar.“⁴¹

4.1 Vorgezogene Kollegin – bevorzugter Kollege

Inmitten eines solchen Leistungsklimas gewinnt die Frage nach der „Aufstiegs konkurrenz“ am Arbeitsplatz an Bedeutung. Dazu bietet die Studie reichhaltiges Material. Dabei wurde unterschieden, ob einem Mann ein Mann oder eine Frau vorgesetzt wird. Das ist die Einleitungsfrage zu mehreren Reaktionsmöglichkeiten:

39 Sütke, Björn: Männerseelen. Ein psychologischer Reiseführer, Düsseldorf 2008, 165.

40 a. a. O., 163.

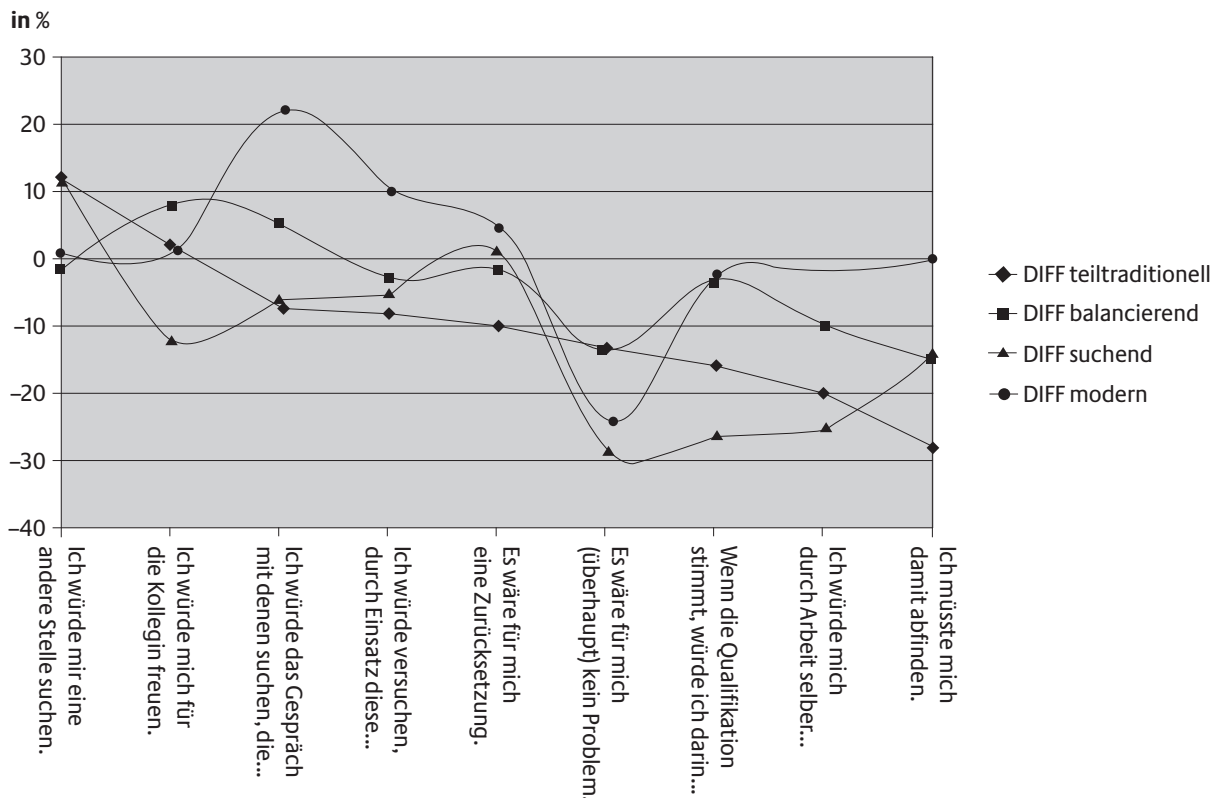
41 a. a. O., 211.

Tabelle 11: Stellen Sie sich bitte vor, Sie hätten eine Arbeitskollegin, die das Gleiche oder ungefähr das Gleiche kann wie Sie. Die Arbeitskollegin soll zu Ihrer Vorgesetzten befördert werden. Sagen Sie mir bitte zu jeder dieser Feststellungen, die ich Ihnen jetzt vorlese, ob diese für Sie eher zutrifft oder eher nicht zutrifft.

	Wenn die Qualifikation stimmt, würde ich darin kein Problem sehen.	Ich müsste mich damit abfinden.	Es wäre für mich eine Zurücksetzung.	Ich würde versuchen, durch Einsatz diese Entscheidung zu verhindern.	Ich würde mich durch Arbeit selber wieder hinaufarbeiten.	Ich würde mich für die Kollegin freuen.	Es wäre für mich (überhaupt) kein Problem.	Ich würde mir eine andere Stelle suchen.	Ich würde das Gespräch mit denen suchen, die über Beförderungen entscheiden.
teiltraditionell 98	74%	78%	50%	46%	77%	46%	43%	15%	45%
teiltraditionell 08	58%	50%	40%	38%	57%	48%	30%	27%	38%
balancierend 98	83%	75%	39%	36%	81%	59%	59%	13%	41%
balancierend 08	80%	60%	37%	33%	71%	67%	45%	12%	47%
suchend 98	82%	63%	30%	37%	71%	63%	59%	12%	38%
suchend 08	56%	49%	31%	32%	46%	51%	30%	24%	32%
modern 98	87%	65%	30%	20%	72%	74%	69%	6%	24%
modern 08	85%	65%	35%	30%	70%	75%	45%	7%	46%

Männer 1998/2008

Abbildung 22: Arbeitsplatzkonkurrenz nach Geschlechertypen



In den letzten zehn Jahren hat es im Umgang mit der Bevorzugung einer Kollegin deutliche Verschiebungen gegeben. Diese sind je nach Männertyp unterschiedlich ausgefallen:

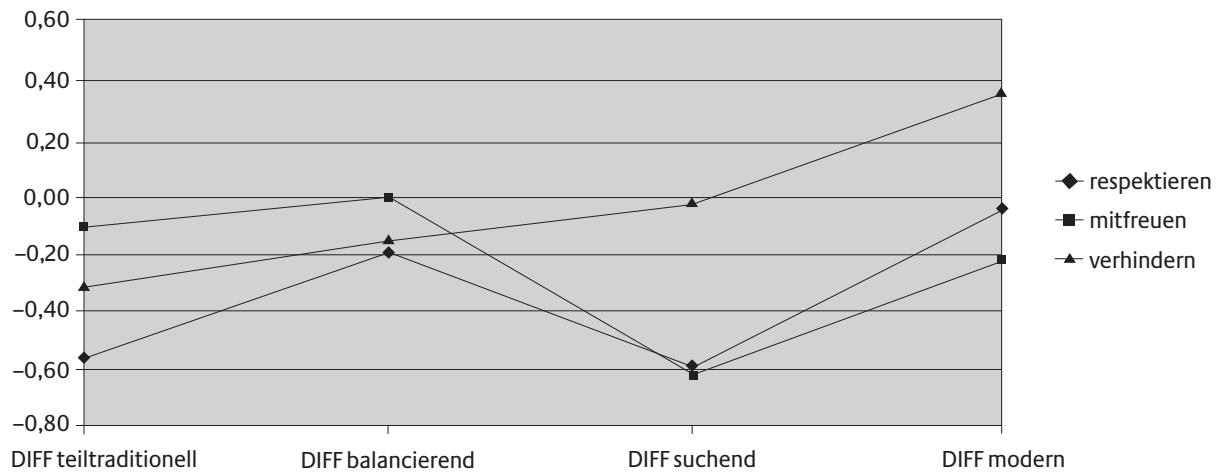
- ▮ Suchende Männer sind in dieser Hinsicht sensibel und zeigen sich 2008 deutlich mehr verunsichert als 1998: Es wäre für sie die Bevorzugung einer Kollegin eher ein Problem (+29 Prozentpunkte), und zwar auch, wenn die Qualifikation stimmt (+26 Punkte).
- ▮ Teiltraditionelle setzen 2008 mehr auf Stellenwechsel (+12); sich abzufinden wird deutlich weniger in Betracht gezogen (-28).
- ▮ 22% mehr moderne Männer würden das Gespräch mit den Entscheidern über die Bevorzugung suchen.
- ▮ Am wenigsten Änderung zeigen die Balancierenden.

Diese reichen Daten lassen sich komprimieren und dadurch übersichtlicher darstellen. Denn die Aussagen zu der gestellten Frage laufen in drei Richtungen:

- ▮ *Mitfreude* wäre der Name für die erste Richtung (wäre kein Problem, würde mich freuen)
- ▮ *Akzeptanz* der für eine zweite (wenn Qualifikation stimmt, finde ich mich ab)
- ▮ *Verhindern* der für eine dritte (fühle mich zurückgesetzt, würde es verhindern, würde mich hinaufarbeiten, würde bei Vorgesetzten intervenieren)

Die höchsten Werte erhält bei den Männern die Grundhaltung respektierender Akzeptanz (1998 bei 64% sehr stark, 2008 bei 52%) gefolgt von Mitfreude (1998: 48% sehr stark, 2008: 35%). Verhinderungsstrategien werden eher von wenigen eingesetzt (1998: 12%, 2008: 11%). Nach Männertypen gibt es Unterschiede: Akzeptanz und Mitfreude sind bei den suchenden und teiltraditionellen Männern deutlich niedriger als bei den balancierenden und den modernen Männern.

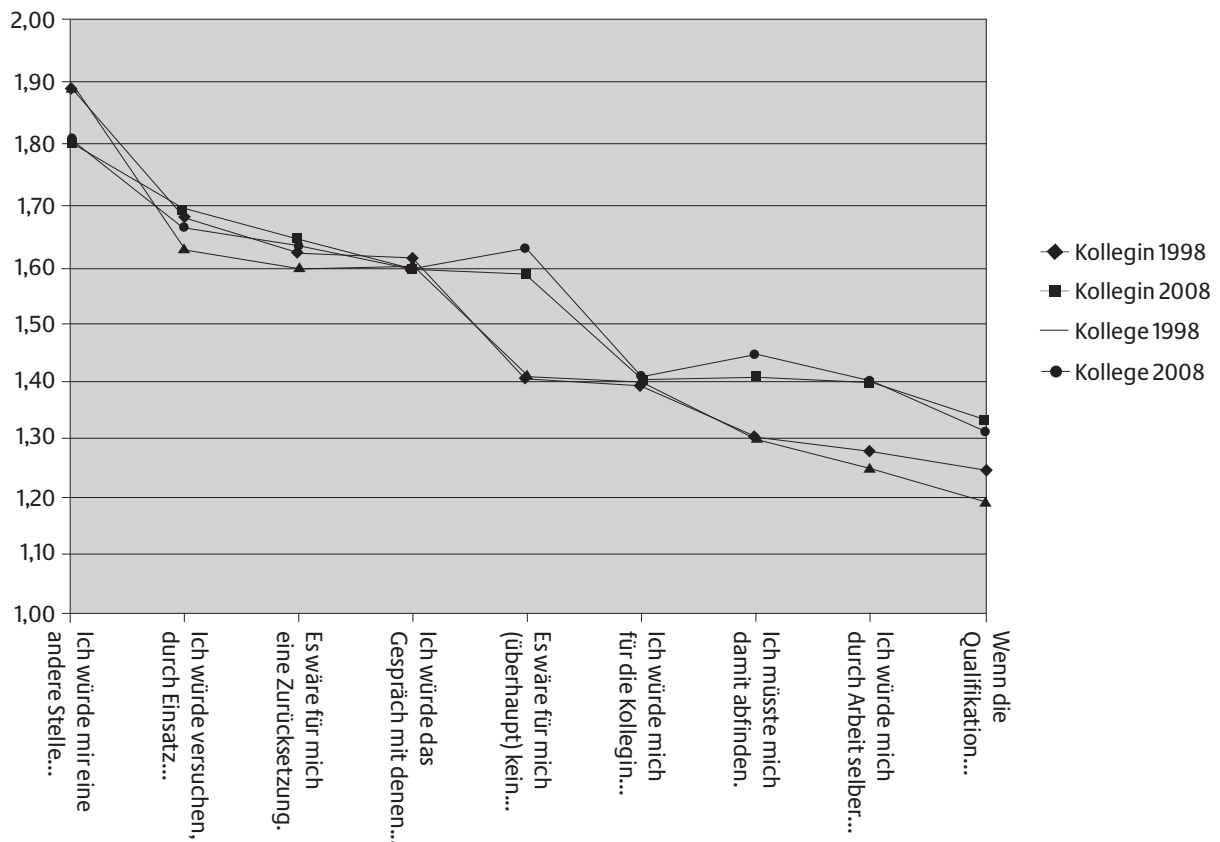
Abbildung 23: Veränderungen in den letzten zehn Jahren



Differenzen der Mittelwerte 1998 und 2008
Männer 1998/2008

Bleibt noch die Frage, ob Männer auf die Bevorzugung einer Frau oder eines Mannes anders reagieren. Wir hatten im Fragebogen die Möglichkeit vorgesehen, dass einmal nach der Bevorzugung einer Kollegin, das andere Mal eines Kollegen gefragt wurde. Die Ergebnisse unterscheiden sich nur geringfügig. Es geht offensichtlich nicht darum, ob ein Mann oder eine Frau bevorzugt wird: Es geht um die Bevorzugung als solche.

Abbildung 24: Es geht um Bevorzugung, nicht um Kollegin oder Kollege



Mittelwerte (1: trifft eher zu, 2: trifft eher nicht zu)
Männer 1998/2008

4.2 Knappe Arbeitsplätze

Einen Hinweis auf den Stellenwert der Arbeit in der männlichen Lebensinszenierung bietet auch die Frage, was geschehen soll, wenn Arbeitsplätze knapp werden. Wer soll dann vorrangig Zugang zur knappen Arbeit haben, und wer soll zurückstehen?

Traditionell war dem Mann in unseren Gesellschaften – und das durchaus auch im Industriezeitalter – die Aufgabe zugedacht, für das Familieneinkommen zu sorgen. Der Mann war „Ernährer“ – „Nährvater“, wie die christliche Tradition den Mann Marias zu nennen pflegt. Daraus wurde ein Vorzugsrecht der Familienoberhäupter auf verfügbare Arbeit abgeleitet; auch das sozioethische Konzept des familiengerechten Lohns steht damit in Beziehung. Dieser Frage haben wir uns in der Studie 2008 empirisch so angenähert:

Ich lese Ihnen nun einige Aussagen vor und würde Sie bitten, mir zu sagen, ob Sie den einzelnen Aussagen zustimmen oder nicht zustimmen. Sie können dabei wieder auf einer fünfstufigen Skala fein abstufen. 1 = stimme voll zu, 5 = stimme überhaupt nicht zu. Wenn es nur wenige Arbeitsplätze gibt, dann haben ...

I Männer eher ein Recht auf Arbeit als Frauen

I Gesunde eher ein Recht auf Arbeit als Behinderte

I Inländer eher ein Recht auf Arbeit als Ausländer

I jüngere Menschen eher ein Recht auf Arbeit als Ältere⁴²

I Personen mit Unterhaltsverpflichtungen eher als Alleinstehende

In Summe finden wir eine Bevorzugung von *Männern* auf dem Arbeitsmarkt bei einem starken Fünftel der Männer (22%).⁴³ Dabei liegen (in Summe) die teiltraditionellen Männer (36%) deutlich über, die modernen (6%) unter dem Durchschnitt.

Von internationalen Studien (wie der Europäischen Wertestudie) her ist vertraut, dass vor allem Arbeitssuchende aus dem *Ausland* hinter den Inländern zurückstehen sollen – ein Thema, aus dem politisches Kapital geschlagen wird. 39% aller befragten Männer vertreten diese Ansicht, ein durchaus politisch beispielbares und auch weidlich genutztes Potenzial. In dieser Frage sind die Unterschiede zwischen den Männertypen überschaubar (teiltraditionelle Männer 46%, moderne Männer 37%).

Dieses ausländerabweisende Argument ist nicht männerspezifisch, ähnlich wie die anderen Figuren „*Gesunde vor Behinderten*“ (24% im Schnitt der befragten Männer) und „*Jüngere vor Älteren*“ (24%). Bei beiden Argumentationsformen gibt es aber ein starkes Gefälle von den teiltraditionellen zu den modernen Männern.

Nun aber zum traditionellen Argument, dass Männern gegenüber Frauen vorrangig Zugang zum Arbeitsmarkt zu schaffen ist: Zwei von zehn Männern (22%) stimmen dieser Ansicht zu. Erwartbar haben hier die teiltraditionellen Männer (36%) einen deutlich höheren Wert als die modernen Männer (6%).

42 „Wenn es nur wenige Arbeitsplätze gibt, haben Jüngere eher ein Recht auf Arbeit als Ältere“: Auf diese isoliert gestellte Frage stimmen im Schnitt 23% der befragten Männer zu (das sind deutlich mehr als bei der Antwort im Rahmen der Fragebatterie). Nach Typen unter den Männern 2008: teiltraditionell 39%, balancierend 16%, suchend 20%, modern 13%.

43 „Die starke Erwerbsrollenorientierung von Männern resultiert aus dem Umstand, dass es im Grunde keine tragfähigen alternativen sozialen Statusbereiche und gesellschaftlichen Rollenvorgaben für Männer außerhalb von Erwerbsarbeit gibt. Diese eindimensionale Orientierung wird mit den arbeitsgesellschaftlichen Entgrenzungs- und Segmentierungstendenzen und den daraus resultierenden Freisetzungsprozessen noch einmal forciert.“ Kreher, Thomas: „Heutzutage muss man kämpfen“. Bewältigungsformen junger Männer angesichts entgrenzter Übergänge in Arbeit, Weinheim 2007, 25 f.

Was in den bekannten Studien⁴⁴ als Begründung für einen beanspruchten Arbeitsplatzvorteil von Männern nicht auftaucht, ist eine mögliche *Unterhaltspflicht*. Offensichtlich ist die Zahl von Männern, die nach einer Scheidung finanziell für ihre Kinder verantwortlich bleiben, im Wachsen begriffen. Nicht wenige Männer, die Unterhalt zu zahlen haben, kommen in finanzielle Engpässe, vor allem wenn sie keine Arbeit haben. Dann wird nicht selten das Unvermögen zu zahlen an die Frauen weitergegeben (wobei dann in manchen Ländern die öffentliche Hand einspringt). Mit 27% unter allen Männern liegt der Wert relativ hoch, dass Unterhaltspflichtige vor Alleinstehenden einen bevorzugten Zugang zu knapper Arbeit haben sollen. Dass hier die Frauen (als mögliche Mitbetroffene) ähnlich votieren (27%), überrascht nicht. Scheidungen erweisen sich als dringliches männerpolitisches Thema, und das nicht nur wegen der psychischen Folgen für Männer, auch nicht nur wegen des Zugangs von Vätern zu den Kindern nach der Scheidung, sondern eben auch aus finanziellen Gründen: „Für nicht wenige [Väter] wird zum Problem, dass zwischen der Höhe der Unterhaltszahlung und dem Ausmaß, in dem sie weiterhin ihre Väterlichkeit leben dürfen, ein krasses Missverhältnis besteht, das sie nicht tolerieren wollen. Die aktive Vaterschaft, die allerdings nicht alle Scheidungsväter übernehmen wollen, kann für die Exfrau eine Entlastung und für die Kinder eine Bereicherung bedeuten. Fühlen sich Väter darin beschränkt, so schwächt das die Zahlungsmoral. Im schlimmsten Fall kommt es so weit, dass Väter die Beziehung zu ihren Kindern abbrechen. ... Zumeist tun sie es aus dem Gefühl, missachtet und ausgebeutet worden zu sein. Es sind ausnahmslos komplexe Abläufe. Kein Fall entspricht dem Klischee vom Scheidungsvater, der die Beziehung aus einer plötzlichen Laune abbricht.“⁴⁵ „Es wird im politischen wie im wissenschaftlichen Leben übersehen, dass Elternschaft nach der Trennung ... sehr belastend ist. Dass Mütter belastet werden, das wissen wir hinreichend. Aber auch Trennungsväter müssen mit großen psychischen und materiellen Anstrengungen kämpfen, um ihre Beziehung zu den Kindern aufrechtzuerhalten.“⁴⁶ „Sie wollen ihre Väterlichkeit nicht zum Freizeitvater herabmindern lassen, sie möchten vielmehr, dass ihre Beziehung zu den Kindern so wirklichkeitsnah wie möglich bleibt. Sie wollen keine Märchenwelt schaffen, in der sie nicht sicher sein können, ob die Kinder wirklich zu ihnen oder nur zu ihrem Zuckerwerk wollen. Der Weg zum Sugardaddy würde die Rolle als Vater jenseits der wenigen Besuchstermine noch zusätzlich schmälern.“⁴⁷

Tabelle 12: Arbeitsplatzansprüche von Männern 2008

	Männer vor Frauen (Männer)	Männer vor Frauen (Frauen)	Gesunde vor Behinderten	Inländer vor Ausländern	Jüngere vor Älteren	Unterhaltspflichtige vor Alleinstehenden (Männer)	Unterhaltspflichtige vor Alleinstehenden (Frauen)	Summe (nur Männer)
teiltraditionell	36%	29%	35%	46%	33%	40%	44%	190%
balancierend	16%	11%	19%	41%	21%	24%	28%	121%
suchend	22%	16%	24%	33%	25%	25%	20%	130%
modern	6%	4%	12%	37%	12%	21%	23%	88%
Männer 2008	22%		24%	39%	24%	28%		136%
Frauen 2008		12%	17%	47%	21%		27%	124%
alle 2008	17%		20%	43%	22%	27%		130%
(alle 1998)	(34%)	-	(21%)	(66%)	(37%)	-		-

Festgehalten sind die Antworten „stimme voll zu“ und „stimme zu“ auf einer fünfteiligen Skala. Männer 1998/2008

⁴⁴ Dieser Aspekt wurde erstmals in die österreichische Männerstudie 2002 implementiert und von dort in diese Studie übernommen.

⁴⁵ Amendt, Gerhard: Scheidungsväter, Bremen 2004, 14.

⁴⁶ a. a. O., 87.

⁴⁷ a. a. O., 177.

Ein Vergleich mit den Ergebnissen von 1998 zeigt eine markante Entwicklung. Denn die meisten (vergleichbaren) Durchschnittswerte für Männer sind deutlich geringer – das allerdings mit Ausnahme der Argumentationsfigur „Gesunde vor Behinderten“ (+1%). Männer beanspruchen auch gegenüber Frauen deutlich weniger knappe Arbeitsplätze (1998 noch 34%, 2008 22%). Ähnlich ist die Entwicklung bei „Inländer vor Ausländern“ und „Jüngere vor Älteren“. Hier schlägt sich vermutlich auch die günstige Entwicklung auf dem deutschen Arbeitsmarkt in den letzten zehn Jahren nieder.

4.3 Politische Anliegen

Das Thema Arbeit war in der Studie auch unter den politischen Anliegen abgefragt worden.

Sagen Sie mir bitte zu jedem der politischen Anliegen, die ich Ihnen jetzt vorlese, ob es Ihnen sehr wichtig (= 1) oder unwichtig (= 5) ist. Stufen Sie auf der Skala zwischen 1 und 5 ab.

I Verbesserungen in der Arbeitswelt

I Jugend

I Weltfriede

I Frauenförderung

I Umweltschutz, Ökologie

I soziale Gerechtigkeit

I Familie

I Dritte Welt

I Alterssicherung

I Schule

I Arbeitsplatzsicherheit

I Ausländerfrage/Integration von Migranten

I Erhaltung des Wohlstandes

I Europäische Gemeinschaft, europäischer Wirtschaftsraum

I Erhaltung der Demokratie

I Männeranliegen/Jungenförderung

I Frauenanliegen/Mädchenförderung

Das Ergebnis zeigt eine Reihe wichtiger Anliegen. An der Spitze liegen im Bevölkerungsschnitt Familie, Weltfriede, Arbeitsplatzsicherheit, soziale Gerechtigkeit, Alterssicherung sowie Verbesserungen in der Arbeitswelt.⁴⁸ Fragen der Geschlechterpolitik wie der internationalen Beziehungen, vor allem aber die Ausländerfrage/die Integration von Migranten, rangieren am Ende der Skala.

Insgesamt vertreten Frauen mehr politische Anliegen als Männer. Das ist überraschend, weil ja die gängige These heißt: „*Männer sind politisch, Frauen spirituell.*“ Dafür würde auch in der vorliegenden Umfrage sprechen, dass – direkt danach gefragt: „Interessieren Sie sich für Politik?“ – sich Männer deutlich mehr für Politik interessieren als Frauen: Männer haben zu 37% und Frauen zu 22% ein starkes Interesse.

⁴⁸ Inhaltlich bilden diese politischen Anliegen drei Pakete:

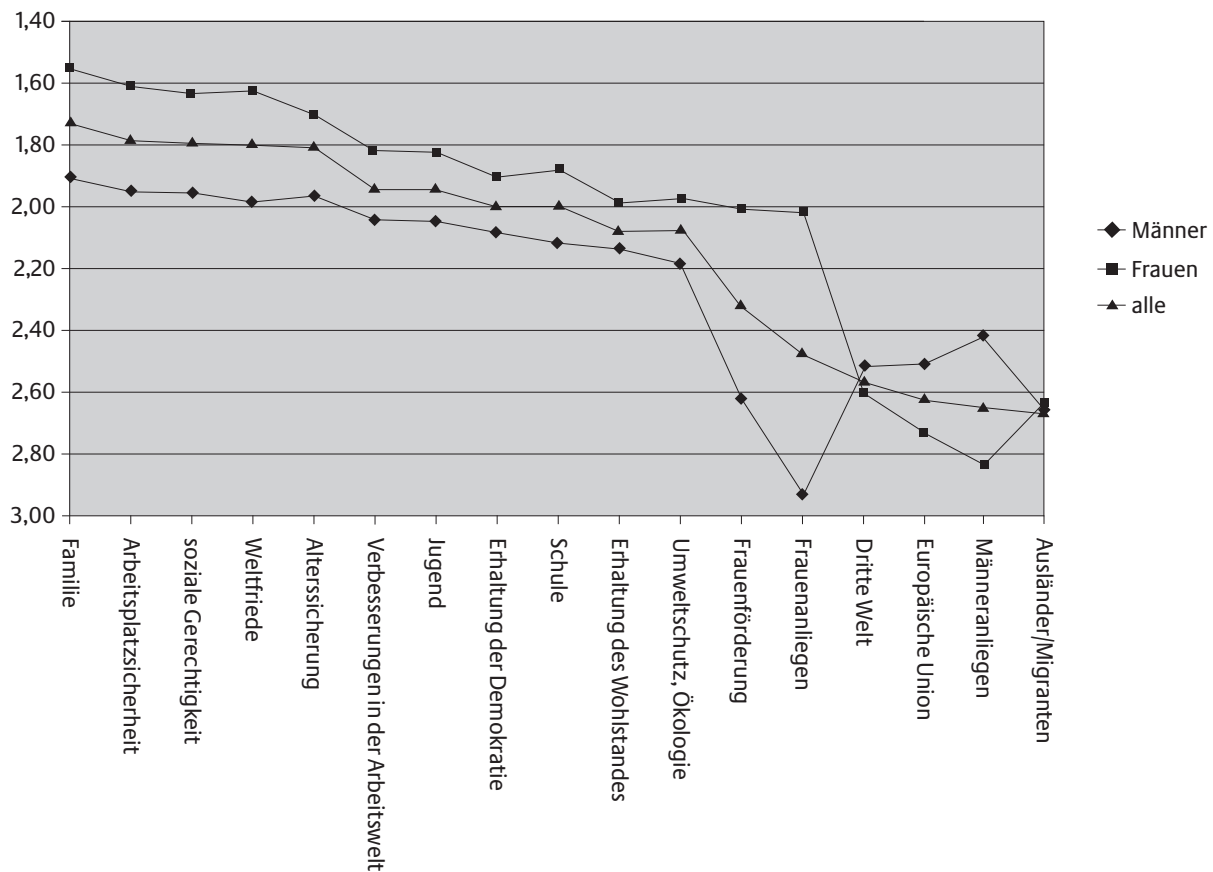
Sicherung der Lebensgrundlagen: Arbeitsplatzsicherheit, Verbesserungen in der Arbeitswelt, Alterssicherung, Erhaltung des Wohlstandes, soziale Gerechtigkeit, Familie, Weltfriede, Erhaltung der Demokratie, Schule, Jugend, Umweltschutz, Ökologie (in dieser Reihenfolge)

Männer- und Frauenpolitik: Männeranliegen/Jungenförderung, Frauenanliegen/Mädchenförderung, Frauenförderung

Internationale Fragen: Europäische Gemeinschaft, europäischer Wirtschaftsraum, Dritte Welt, Ausländerfrage/Integration von Migranten

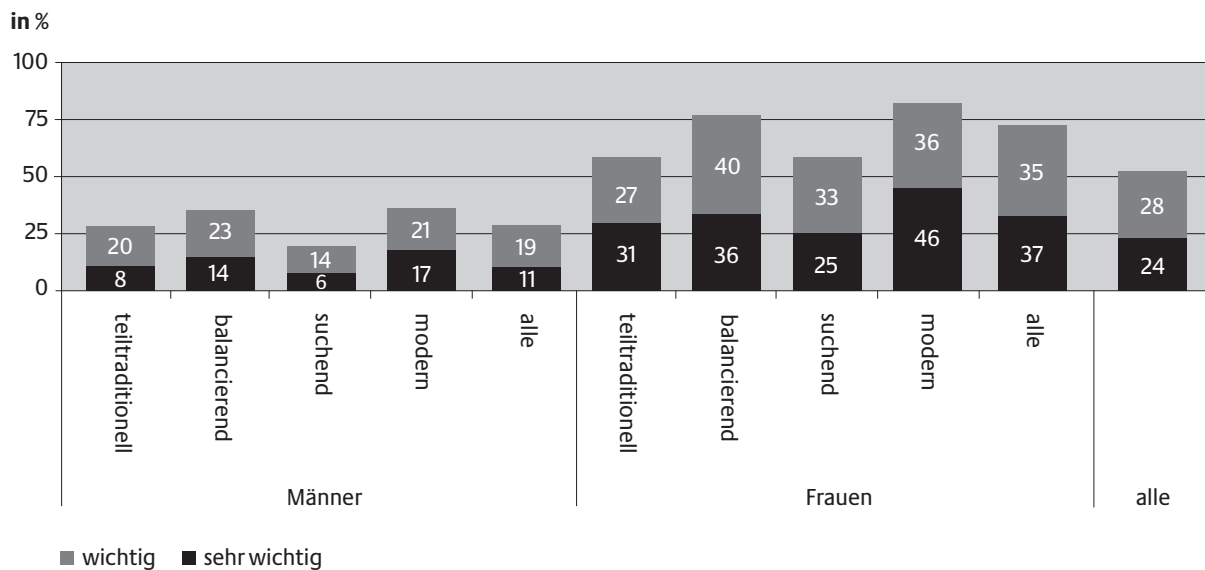
Nun wurde schon sichtbar, dass Männer hinsichtlich der Rangordnung von Religion und Kirche in den letzten zehn Jahren zugelegt (und Frauen ein wenig nachgelassen) haben. Offensichtlich haben aber die Frauen umgekehrt die Männer in den konkreten politischen Anliegen überholt. Die einzige Ausnahme bildet die Europäische Union, wo die Frauen etwas weniger engagiert sind als die Männer. Bei den Männeranliegen ist dies naheliegenderweise ähnlich. Bei der Ausländerfrage sind die Werte (bedauerlicherweise) bei Frauen und Männern gleich niedrig.

Abbildung 25: Politische Anliegen bei Männern und Frauen 2008



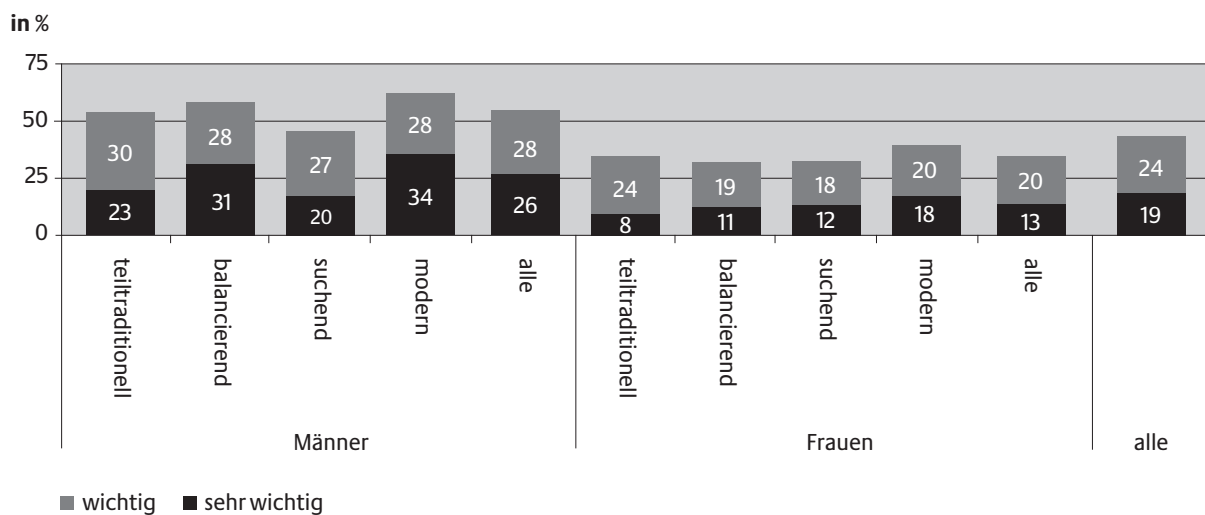
Mittelwerte auf fünfteiliger Skala: 1 = sehr wichtig, 5 = unwichtig
Männer und Frauen 2008

Dass Frauen erheblich mehr Interesse an Frauenanliegen und Mädchen- wie Frauenförderung haben, überrascht nur wenig (72%): Die Solidarität der befragten Männer hält sich in dieser Hinsicht in Grenzen (28%), am ehesten sind moderne Männer zu einer solchen Unterstützung bereit (38%).

Abbildung 26: Frauenanliegen/Mädchenförderung

Männer und Frauen 2008

Männer ihrerseits treten mehr für Männeranliegen/Jungenförderung ein – wenngleich nicht so engagiert wie Frauen für die Frauenanliegen – (54%), und werden dabei von den Frauen auch nur moderat unterstützt (33%); auch hier wieder sind die modernen Frauen am ehesten interessiert (38%). Der Weg zu einer gemeinsamen Genderpolitik liegt also eher noch vor uns.

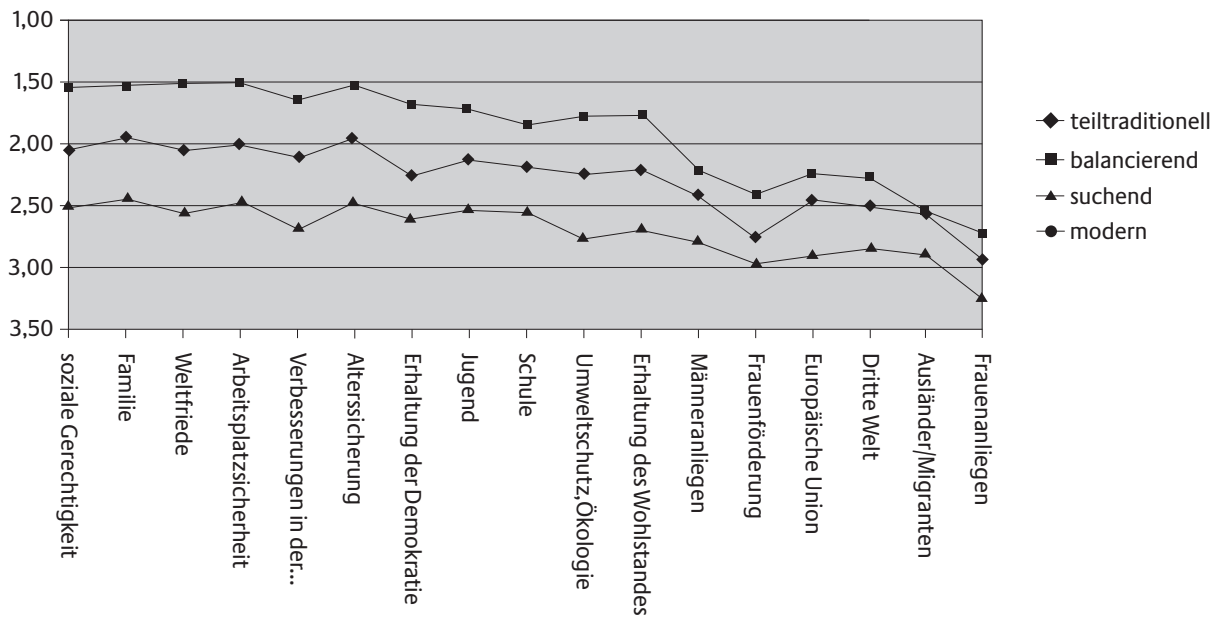
Abbildung 27: Männeranliegen/Jungenförderung

Männer und Frauen 2008

Hinsichtlich des Interesses an politischen Themen unterscheiden sich die vier Männertypen stark. Die Suchenden sind zurückhaltend (und mit sich selbst beschäftigt?), die teiltraditionellen Männer mittelstark interessiert. Insbesondere die Erhaltung der Demokratie und des Wohlstandes, aber auch Frauenanliegen finden unterdurchschnittliches Interesse.

Überdurchschnittlich hohe Werte haben durchgängig die balancierenden wie die modernen Männer. Die Profile des politischen Interesses sind bei allen Typen nahezu deckungsgleich.

Abbildung 28: Politische Themen nach Männertypen



Mittelwerte auf fünfteiliger Skala: 1 = sehr wichtig, 5 = unwichtig
Männer 2008

Dass soziale Gerechtigkeit und der damit sachlich verwobene Weltfriede bei den Männern weit oben rangieren, ist insofern bemerkenswert, als die damit gegebenen Herausforderungen von nicht wenigen als primär von Männern verursacht eingeschätzt werden. *Männer entwickeln offensichtlich gegen Verhältnisse, für die ein Teil von ihnen prioritär verantwortlich ist bzw. verantwortlich gemacht wird, wachsende Zweifel.* Das betrifft die Entwicklung der Arbeitswelt und der Wirtschaft, die Globalisierung der Finanzmärkte und der Großkonzerne, Weltkriege und Umweltzerstörung und als Hintergrund: Fortschritt in Wissenschaft und Technik, die als männliche Errungenschaften angesehen werden.⁴⁹

Die Skepsis der befragten Frauen und Männer hinsichtlich der derzeitigen Entwicklung in der Arbeitswelt und in der Wirtschaft, damit auch gegenüber der Globalisierung ist beträchtlich. Sie wird von einer starken Hälfte geteilt. Andere meinen, dass die Entwicklung im Großen und Ganzen durchaus gut verläuft. Insgesamt gibt es mehr Skeptiker als Optimisten. Frauen sind deutlich skeptischer als die Männer.

Die Hälfte aller Befragten stimmt auch der Position zu, dass Weltkriege und Umweltzerstörung den Männern zuzurechnen sind. Frauen sehen das ähnlich.

⁴⁹ Faktorenanalytisch besehen, hängen folgende Items miteinander zusammen: „Manchmal frage ich mich, wohin die Entwicklung von Arbeitswelt und Wirtschaft noch führen wird.“ „Die Globalisierung geht immer mehr aus dem Ruder.“ „Fortschritt in Wissenschaft und Technik sind männliche Errungenschaften.“ „Die Weltkriege und die Umweltzerstörung sind allein von Männern verursacht. Sie haben die Entscheidungen getroffen.“ „Die Entwicklung von Arbeitswelt und Wirtschaft verläuft im Großen und Ganzen in geregelten Bahnen.“ „Die Globalisierung ist im Großen und Ganzen ein beherrschbarer Prozess.“

Tabelle 13: Zweifel und Optimismus

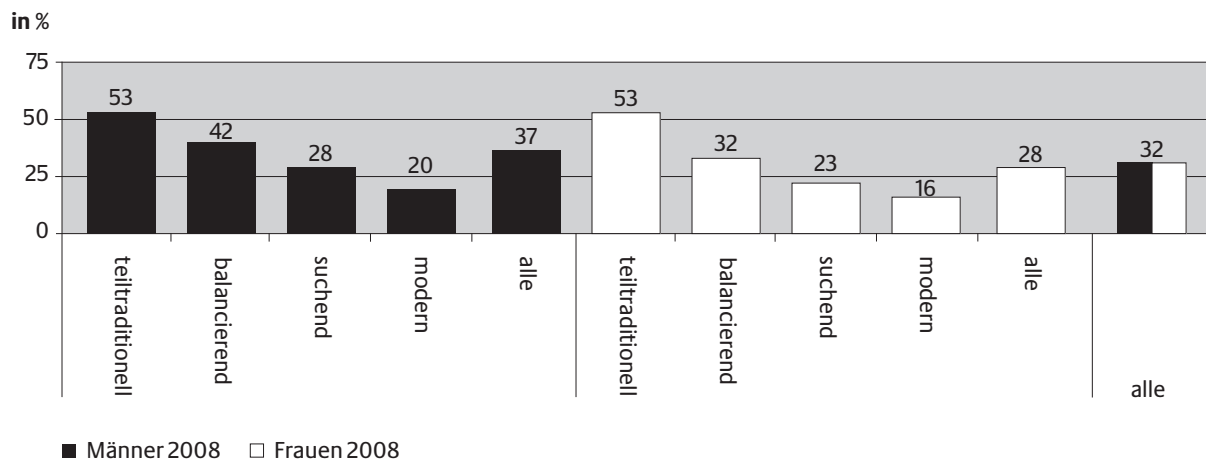
		Manchmal frage ich mich, wohin die Entwicklung von Arbeitswelt und Wirtschaft noch führen wird.	Die Globalisierung geht immer mehr aus dem Ruder.	Fortschritt in Wissenschaft und Technik sind männliche Errungenschaften.	Die Weltkriege und die Umweltzerstörung sind allein von Männern verursacht. Sie haben die Entscheidungen getroffen.	Die Entwicklung von Arbeitswelt und Wirtschaft verläuft im Großen und Ganzen in geregelten Bahnen.	Die Globalisierung ist im Großen und Ganzen ein beherrschbarer Prozess.
Männer	teiltraditionell	63%	53%	53%	54%	51%	43%
	balancierend	71%	57%	42%	67%	48%	38%
	suchend	39%	37%	28%	38%	35%	29%
	modern	68%	50%	20%	53%	37%	27%
	alle Männer	58%	49%	37%	52%	43%	35%
Frauen	teiltraditionell	58%	50%	53%	59%	44%	33%
	balancierend	73%	52%	32%	60%	33%	28%
	suchend	44%	36%	23%	32%	24%	20%
	modern	69%	47%	16%	44%	25%	19%
	alle Frauen	64%	47%	28%	49%	30%	24%
alle		61%	48%	32%	51%	36%	29%

Männer und Frauen 2008

Am meisten unterscheiden sich die Männertypen hinsichtlich der Beurteilung von Fortschritt und Wissenschaft.⁵⁰ Dabei ist das Ergebnis nicht einfach zu deuten. Denn bezieht sich die Ablehnung moderner Männer darauf, dass jene eine *Errungenschaft* oder eine *männliche* Errungenschaft sind? Immerhin stimmen dieser Aussage lediglich 16% der modernen Männer zu. Unter den teiltraditionellen sind es 53%.⁵¹ Männer und Frauen urteilen sehr ähnlich.

50 „Eine technische Praxis und Orientierung ist selbstverständlich in das Leben der Jugendlichen eingebunden. Sie wird nicht als etwas Spektakuläres und Besonderes erlebt, sondern als etwas, was ganz ‚natürlich‘ zum Leben männlicher Heranwachsender gehört. Ebenso selbstverständlich ist, dass Mädchen aus diesem Bereich ausgeschlossen sind. Damit eignet sich die Technik gut, um Hierarchisierungen und Differenzierungen zu etablieren – nicht nur zwischen den Geschlechtern, sondern auch innerhalb des eigenen Geschlechts. Technik ist wichtiges Konstruktionsmittel und exklusiver Konstruktionsort von Männlichkeit ... Die Verknüpfung von Männlichkeit und Rationalität gründet sich insbesondere auf eine Vorherrschaft des technischen Denkens, das sich primär an der Effizienz der Mittel orientiert. Technikbegeisterte Jugendliche (re-)produzieren mit ihrer technischen Praxis und Orientierung diese Relevanzstrukturen hegemonialer Männlichkeit. Sie arbeiten damit aktiv an der Aufrechterhaltung ihrer dominanten Position im Geschlechterverhältnis und an der Unterordnung und Marginalisierung derjenigen Geschlechtsgenossen, die – aus welchen Gründen auch immer – der Technik weniger nahestehen.“ Jösting, Sabine: Jungenfreundschaften. Zur Konstruktion von Männlichkeit in der Adoleszenz, Wiesbaden 2005, 288 f.

51 Diesen Unterschied zwischen traditionellen und modernen Männern in der Bewertung von Wissenschaft und Fortschritt gab es auch schon in der Männerstudie 1998. Damals lauteten die Werte für die „traditionellen“ (1998) Männer 69%, für die „neuen“ (1998) 20%.

Abbildung 29: Moderne (Frauen wie Männer) sind weniger fortschritts- und wissenschaftsgläubig.

Männer und Frauen 2008

4.4 Politische Ziele

Neben politischen Anliegen wurde auch nach Zielen der Politik für die nächsten zehn Jahre gefragt. Dabei werden die politischen Optionen der unterschiedlichen Männer- und Frauentypen erkennbar. Teiltraditionelle Männer haben niedrigere Werte als moderne – einzige Ausnahme ist der Wunsch nach einem starken Militär bei den Teiltraditionellen (–20 Prozentpunkte bei den Modernen im Vergleich zu den Teiltraditionellen).

Die modernen Männer vertreten deutlich stärker als die teiltraditionellen die Themen Mitbestimmung (+26), Meinungsfreiheit (+25), gerechte Verteilung von Arbeit (+25) und Umweltschutz (+20).

Vertreten also die modernen Männer eher „linke“ Themen, teiltraditionelle eher „rechte“?

Tabelle 14: Es wird viel darüber gesprochen, welche Ziele unser Land in den nächsten zehn Jahren vor allem verfolgen soll. Ich lese Ihnen jetzt einige Ziele vor, die verschiedene Leute für besonders wichtig halten. Würden Sie mir bitte sagen, ob Sie sie für besonders wichtig (= 1) oder für ganz unwichtig (= 5) ansehen? Mit den Werten dazwischen stufen Sie bitte ab.

		starkes Wirtschaftswachstum sichern	dafür sorgen, dass es mehr Mitbestimmung am Arbeitsplatz gibt	Recht und Ordnung aufrechterhalten	die Meinungsfreiheit erhalten	mehr Mitbestimmung der Bürger bei wichtigen Entscheidungen der Regierung	sicherstellen, dass das Land eine starke militärische Verteidigung hat	Arbeit gerechter verteilen	Klima- und Umweltschutz	Integration von Migranten
Männer	teiltraditionell	60%	57%	65%	64%	58%	42%	61%	64%	40%
	balancierend	80%	78%	80%	84%	82%	28%	85%	80%	47%
	suchend	51%	47%	51%	54%	49%	35%	52%	45%	36%
	modern	76%	75%	77%	89%	84%	22%	86%	85%	47%
	alle	65%	62%	67%	70%	66%	33%	69%	66%	42%
	<i>Differenz teiltraditionelle > moderne Männer</i>	16%	18%	12%	25%	26%	-20%	25%	21%	7%
Frauen	teiltraditionell	70%	55%	67%	71%	69%	46%	67%	66%	35%
	balancierend	87%	77%	86%	86%	81%	32%	86%	79%	38%
	suchend	60%	53%	59%	63%	63%	36%	62%	58%	38%
	modern	74%	74%	76%	90%	81%	23%	85%	78%	53%
	alle	75%	68%	75%	81%	76%	32%	79%	73%	42%
alle		70%	65%	71%	76%	71%	32%	74%	70%	42%

Männer und Frauen 2008

Die Präferenz von politischen Themen macht auch die parteipolitischen Neigungen der befragten Männer und Frauen erkennbar. Um diese darzulegen, haben wir zwei Instrumente zur Hand: eine zehnteilige Rechts-links-Skala sowie die politische Präferenz der Befragten.

Zunächst die Zuordnung der Parteien zur Skala: CDU/CSU stehen in der Mitte, die Republikaner weit rechts, die SPD und DIE LINKE gleich weit (!) links. Bündnis 90/Die Grünen sowie auch die FDP werden von den Befragten ebenfalls eher links angesiedelt.

Tabelle 15: Die politischen Parteien auf einer Rechts-links-Skala

Viele Leute verwenden die Begriffe links und rechts, wenn es darum geht, unterschiedliche politische Einstellungen zu kennzeichnen. Wenn Sie an Ihre eigenen politischen Ansichten denken, wo würden Sie diese Ansichten auf dieser Skala einstufen?

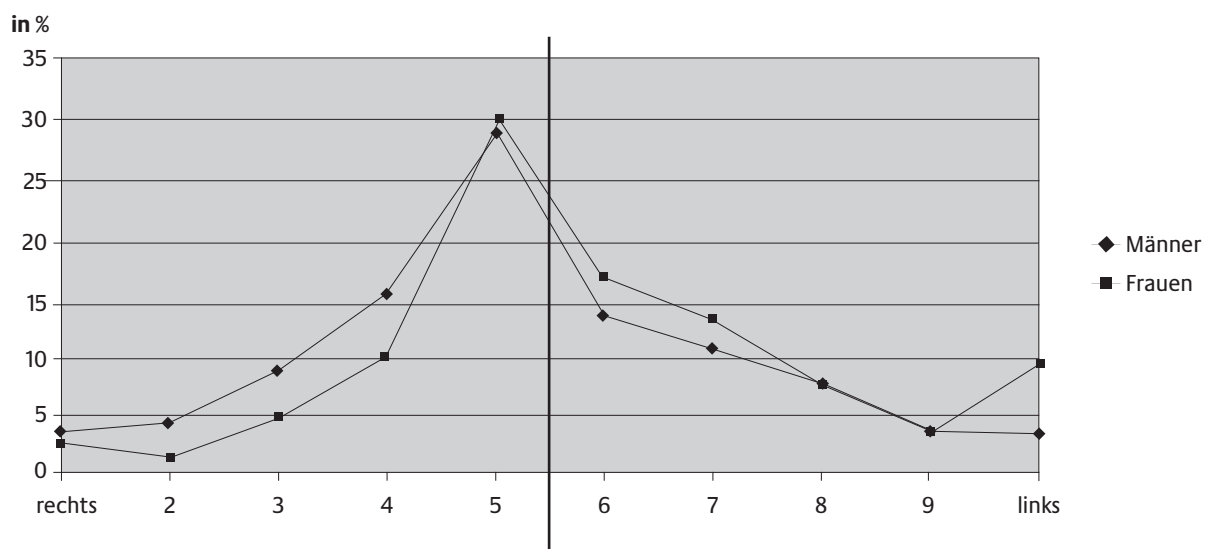
Denken Sie einmal an die politischen Parteien in Deutschland. Wenn Sie es insgesamt betrachten: Neigen Sie – alles in allem – einer bestimmten Partei eher zu als den anderen Parteien oder ist das bei Ihnen nicht der Fall?

Von denen, die zu einer Partei neigen (42%): Und welcher Partei neigen Sie zu? Bitte nur eine Partei nennen!

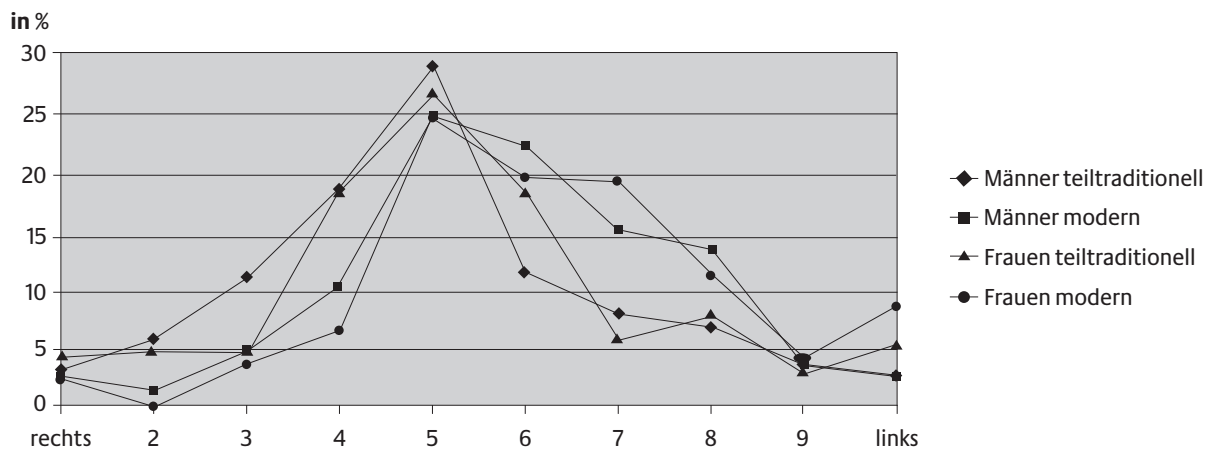
Anhänger von ...	Mittelwert auf Rechts-links-Skala
SPD	8,2
DIE LINKE	8,2
FDP	7,2
Bündnis 90/Die Grünen	7,0
einer anderen, sonstigen Partei	6,4
CDU	5,9
CSU	5,9
Republikaner/DVU/NPD	2,6
alle	6,9

1 = rechts, 10 = links, Skalenmitte = 5,5
Männer und Frauen 2008

Die Teiltraditionellen wie die Modernen sind einander politisch verwandt, die Teiltraditionellen sind etwas mehr rechts als die Modernen. Eine Gruppe von modernen Frauen hat sich etwas mehr links positioniert, ansonsten unterscheiden sich die Geschlechter in ihrer Rechts-links-Orientierung nur wenig.

Abbildung 30: Männer und Frauen auf der Rechts-links-Skala

Männer und Frauen 2008

Abbildung 31: Teiltraditionelle und Moderne auf der Rechts-links-Skala

Männer und Frauen 2008

4.5 Die drei wichtigsten politischen Ziele

Schließlich wurden noch die drei wichtigsten politischen Ziele der Befragten erhoben. Dazu waren vier solcher Ziele vorgegeben. Die Befragten konnten in drei Durchgängen das jeweils wichtigste, zweitwichtigste und drittwichtigste benennen.

Auch in der Politik kann man nicht alles auf einmal haben. Auf dieser Liste finden Sie einige Ziele, die man in der Politik verfolgen kann. Wenn Sie zwischen verschiedenen Zielen wählen müssten, welches Ziel erschien Ihnen persönlich am wichtigsten, am zweitwichtigsten, käme an dritter Stelle?

I Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in diesem Land

I Mehr Einfluss der Bürger auf die Entscheidungen der Regierung

I Kampf gegen die steigenden Preise

I Schutz des Rechts auf freie Meinungsäußerung

Diese Daten wurden so zusammengefasst, dass die erste Wahl einen Faktor 3, die zweite Wahl einen Faktor zwei und die dritte Wahl den Faktor eins bekam. Die Voten verteilen sich letztlich auf alle vier Ziele, wobei die freie Meinungsäußerung an letzter Stelle rangiert.

Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung, ein typisch konservatives Ziel, finden wir erwartungsgemäß mehr bei den Teiltraditionellen (bei Frauen noch etwas mehr als bei Männern). Mitbeteiligung der Bürgerinnen und Bürger hingegen gilt eher als progressiv, die Modernen beider Geschlechter stehen hier in der ersten Reihe.

Tabelle 16: Wichtige politische Ziele

		Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in diesem Land	Mehr Einfluss der Bürger auf die Entscheidungen der Regierung	Kampf gegen die steigenden Preise	Schutz des Rechts auf freie Meinungs- äußerung
Männer	teiltraditionell	31%	29%	27%	14%
	balancierend	32%	33%	24%	10%
	suchend	28%	30%	25%	17%
	modern	24%	34%	23%	18%
	alle	29%	31%	25%	15%
Frauen	teiltraditionell	33%	24%	30%	13%
	balancierend	28%	29%	29%	13%
	suchend	26%	30%	28%	16%
	modern	22%	32%	26%	20%
	alle	26%	30%	28%	16%
alle		28%	30%	27%	15%

Männer und Frauen 2008

V. Familiale Lebenswelt

Der private Lebensraum moderner Menschen beschränkt sich nicht nur auf die (traditionelle) Familie. Nicht wenige leben allein, andere haben keine Kinder. Es gibt gleichgeschlechtlich liebende Paare, obgleich deren Anteil weit kleiner ist, als es die öffentliche Aufmerksamkeit für sie annehmen ließe. Zudem zählen zu dieser privaten Lebenswelt die Freizeit und mit ihr Freunde und Freundinnen, aber auch Vereine.

Dieses facettenreiche private Lebensfeld bezeichnen wir als „familial“, weil vieles, was bislang manchmal mit der Familie allein in Verbindung gebracht wird, in diesen größeren vielfältigen Raum diffundiert. In diesem erweiterten familialen Lebensraum werden die psychischen Urbedürfnisse jedes erwachsenen Menschen angesiedelt: einen „Namen“ zu haben, als Person geschätzt zu sein, sich entfalten, wachsen zu können und nicht zuletzt auch zu wurzeln, also Heimat zu erleben, eine Art „Obdach der Seele“.⁵²

Dass es in den letzten zehn Jahren zu einer Verlagerung innerhalb dieses weiten familialen Lebensfeldes gekommen ist, wurde bei der Präsentation der Rangfolge der Lebensbereiche bereits erkennbar. Freizeit und Freunde haben an Wichtigkeit zugelegt – und dies, ohne dass die Familie verloren hätte. Allein, hier stellt sich die Frage, ob die (traditionelle) Familie in ihrem heutigen Zustand nicht derart überbewertet, überfordert und deshalb unzulänglich ist, dass die Ausweitung des „Familialen“ verständlich, ja für den Bestand der „(Zu-)Kleinfamilie“ geradezu erforderlich ist. Vielleicht geschieht aber auch ein Ausweichen vor der Dauerhaftigkeit und Verbindlichkeit der traditionellen Ehe und Familie in die Wählbarkeit und Abwählbarkeit von Freunden und Vereinen.

Noch eine grundsätzliche Vorbemerkung. Es gibt die Hypothese, dass die familiale Lebenswelt inmitten des Patriarchats sich als eine Art „matriachale Oase“ geformt habe.⁵³ Frauen würden diesen ihnen von Männern/von der Gesellschaft zugewiesenen Lebensraum nicht nur kompetent gestalten, sondern auch als ihren Bereich verteidigen. Ihn mit Männern zu teilen, sei für viele Frauen daher gar kein Ziel, und wenn es dieses Ziel dennoch gebe, weil die Balance zwischen Beruf und Familie für Frauen zu einer enormen Doppelbelastung geführt hat, dann scheint es nicht leicht zu sein, den familialen Raum mit Männern partnerschaftlich oder gar egalitär zu bespielen: „Man kann [als Frau] eigentlich alles lernen. Auto fahren und Konzerne leiten, Mikrochips designen und Frühstücksflocken produzieren, Kriege führen und Staaten lenken. Bloß eines fällt den Frauen viel schwerer, als sie gedacht hatten, als sie sich einst aufmachten, das Patriarchat zu sprengen: loslassen.“⁵⁴

52 Zu dieser Theorie der „Lebensheiligtümer“: Schmidtchen, Gerhard: Was den Deutschen heilig ist, Freiburg 1976. – Zulehner, Paul M./Hager, Isa/Polak, Regina: Kehrt die Religion wieder? Religion im Leben der Menschen 1970–2000, Ostfildern 2001. – Zulehner, Paul M./Denz, Hermann/Beham, Martina: Vom Untertan zum Freiheitskünstler, Wien 1991. – Zulehner, Paul M.: Ein Obdach der Seele, Düsseldorf 1994.

53 Frauen verwalten das symbolische Kapital der Familien. Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft, Frankfurt 2005, 173.

54 Hamann, Sibylle/Linsinger, Eva: Weißbuch Frauen – Schwarzbuch Männer. Warum wir einen neuen Geschlechtervertrag brauchen, Wien 2008, 283. Vgl. auch: Benard, Cheryl/Schlafler, Edit: Procter & Gamble: Väter, Windeln und wie weiter? Procter-&-Gamble-Väter-Studie, 2001.

Bevor solche Überlegungen weiter verfolgt werden können, sollen wichtige Ergebnisse zu folgenden Teilthemen vorgestellt werden:

- ▮ Männer und Ehe: die ideale Lebensform
- ▮ von der Traumfrau
- ▮ der Familienmann: die neuen Väter; Erziehungsziele
- ▮ noch einmal Familienmann: die Pflegebedürftigen
- ▮ Männer im Haushalt
- ▮ Männerfreundschaften
- ▮ männliches Vereinsleben

5.1 Die ideale Lebensform

„Was wäre für Sie persönlich die ideale Lebensform?“ So die gestellte Frage.

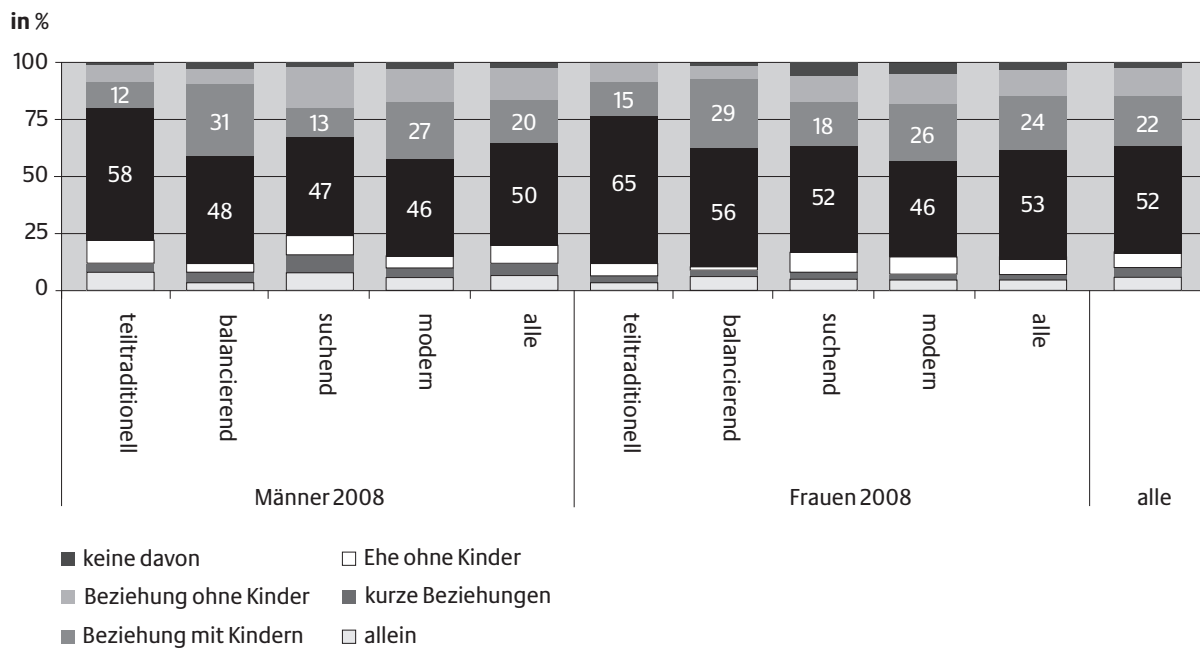
Der Großteil der Befragten sucht für das Gelingen des eigenen Lebens einen „Raum geprägt von Stabilität und Liebe“⁵⁵, mit oder ohne dessen Institutionalisierung. Ideal besehen, wünschen sich 87% der Männer und 91% der Frauen solche stabilen Lebensverhältnisse. Ein beträchtlicher Teil will das ohne Kinder (Männer 17%, Frauen 13%), weit mehr hingegen nicht zuletzt für ihre Kinder (Männer 70%, Frauen 77%). Das Projekt dauerhafte „Familie“ (Paar mit Kindern mit standesamtlicher oder ohne eine solche formelle Eheschließung) ist also keineswegs tot. Nur 5% der Männer (2% der Frauen) haben als für sie ideale Beziehungsform die Option „kurze Partnerbeziehungen“ gewählt.

Wohlgemerkt: Es handelt sich bei diesen Dauerbeziehungen um das Ideal, um den Wunsch. Die faktischen Scheidungsziffern zeigen, wie schwer es ist, diesen Wunsch auch dauerhaft (zumindest mit einem einzigen Partner, einer einzigen Partnerin) zu realisieren. Dabei kann aber angenommen werden, dass selbst nach einer Scheidung das letztlich oft unerreichbare Ideal handlungsleitend bleibt. Auch die zweite oder die dritte Beziehung wird von den meisten nicht von Haus aus als bloße Erlebnisepisode angegangen.

Die Unterschiede zwischen den einzelnen Männertypen sind unerheblich. Eine Ausnahme bildet die Kinderwilligkeit bei Frauen: Diese sinkt von den teiltraditionellen Frauen (81%) hin zu den modernen Frauen auf immer noch beachtliche 72%. Typisch für die Suchenden (Verunsicherten?) ist, dass sie häufiger ohne Kinder leben wollen.

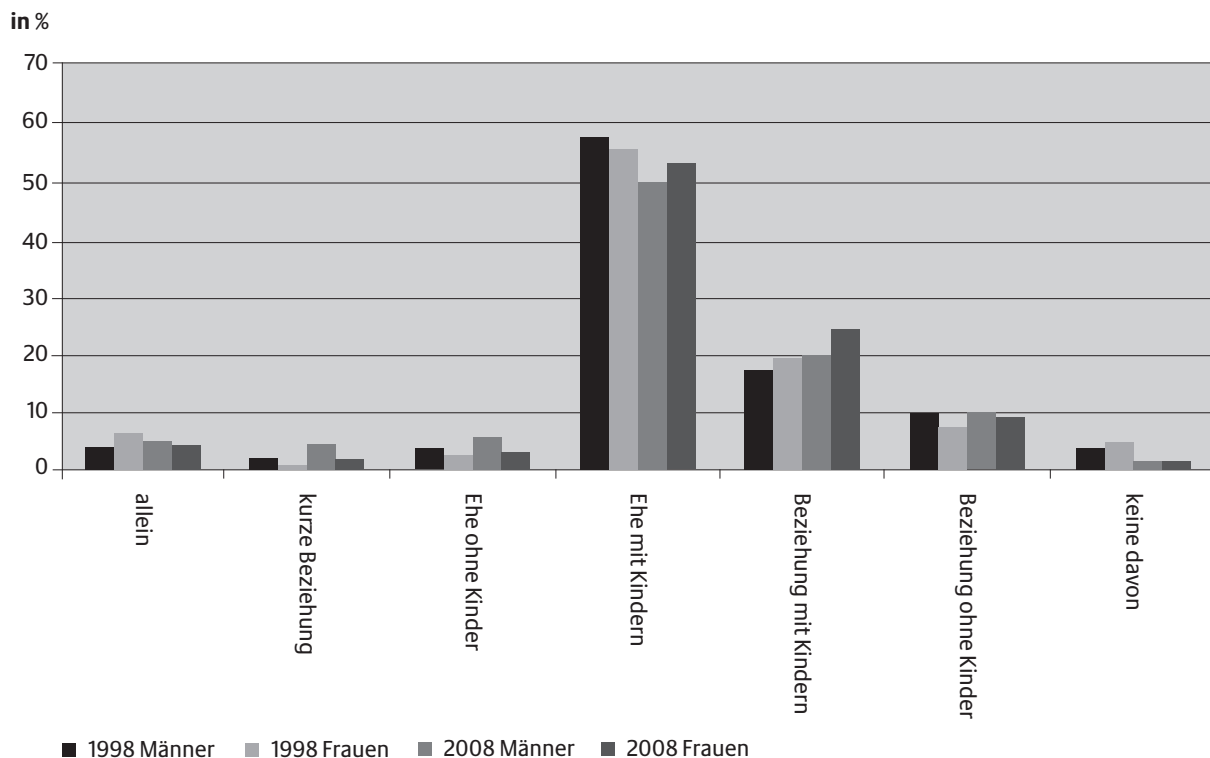
⁵⁵ So Berger, Brigitte und Peter L.: In Verteidigung der bürgerlichen Familie, Frankfurt 1980.

Abbildung 32: Ideale Lebensform



Männer und Frauen 2008

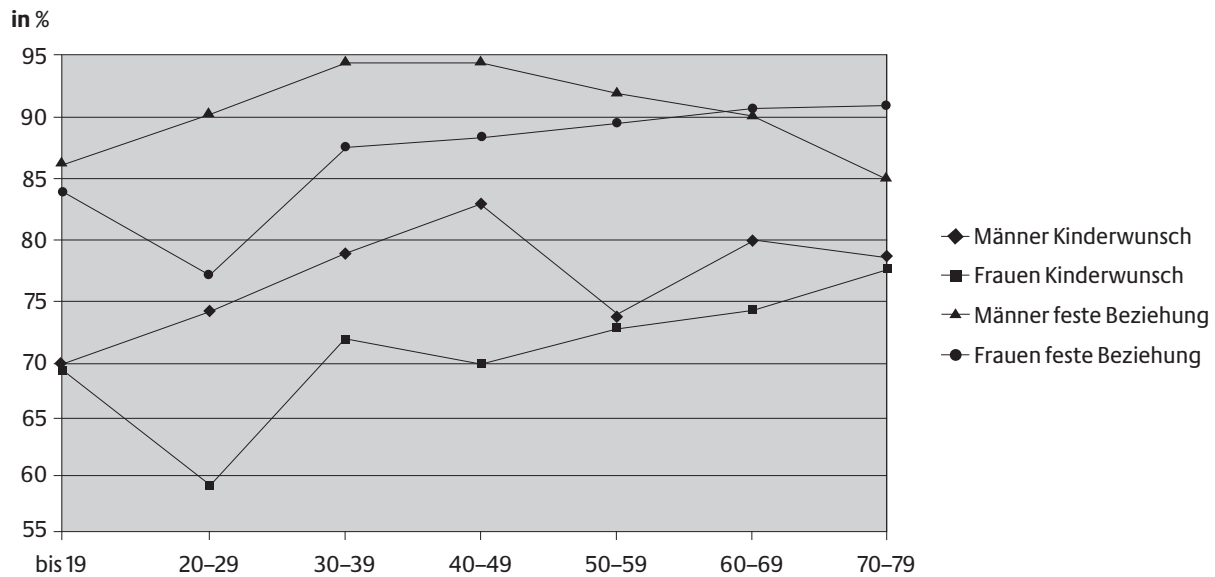
Abbildung 33: Veränderung in der idealen Lebensform 1998–2008



Männer und Frauen 1998/2008

Die Aufschlüsselung nach Alterskohorten zeigt, dass jüngere Frauen (20–50 Jahre) einen geringeren Kinderwunsch haben als jüngere Männer und dass – trotz Rückläufigkeit des Wunsches nach stabilen Beziehungen in Richtung der Jüngeren – auch jüngere Männer mehr Stabilität suchen als Frauen. Dabei ist ein „Raum, geprägt von Stabilität und Liebe“ unerlässlich für die Gedeihchancen von Kindern – zumindest im Modus des Wünschens? Macht es die wachsende Instabilität für Frauen wahrscheinlicher, alleinerziehende Mutter zu werden – oder für Männer, kinderlos zu bleiben?

Abbildung 34: Wunsch nach stabiler Beziehung und nach Kindern bei Männern und Frauen, aufgeschlüsselt nach Alter



Männer und Frauen 2008

Der höhere Kinderwunsch von Männern führt nicht dazu, dass im Umkreis von Männern auch tatsächlich mehr Kinder leben: „57,5 Prozent der Männer zwischen dreißig und vierunddreißig Jahren waren demnach im Jahr 2002 kinderlos. Bei den Frauen dieses Alters lag die Quote bei 37,8 Prozent. Bei den Fünfunddreißig- bis Neununddreißig-Jährigen waren 33,6 Prozent der Männer ohne Kinder und 17,4 Prozent der Frauen. Bei den Älteren nähern sich die Werte tendenziell an – trotzdem bleibt ein Mütter-Überhang: Die Gruppe der Nicht-Väter machte bei den Vierzig- bis Vierundvierzig-Jährigen 26,1 Prozent aus, die der Nicht-Mütter 20,5 Prozent. Und bei den Fünfundvierzig- bis Neunundvierzig-Jährigen Männern waren 26,5 Prozent kinderlos – bei den Frauen 15,7 Prozent. ... Die hohe Zahl der kinderlosen Männer Anfang vierzig deutet darauf hin, dass viele ohne Kind bleiben werden. Denn nach fünfundvierzig sinkt die Rate der ersten Vaterschaft erheblich ab, die späten Väter sind eher eine stabile statistische Größe.“⁵⁶

5.2 Institutionalisierung der Liebe

Seit den Achtundsechzigern sind alle herkömmlichen Institutionen in einer (Umbau-)Krise: die Gewerkschaften, die Kirchen, die politischen Parteien. Institutionen, grundsätzlich Entlastung und Fremdsteuerung in einem, wurden nurmehr von ihrer fremdsteuernden Seite her erlitten und standen dem experimentierfreudigen Selbstgestaltungsanspruch der Person im Weg. Die Menschen haben daher ihr Leben weithin „entinstitutionalisiert“.

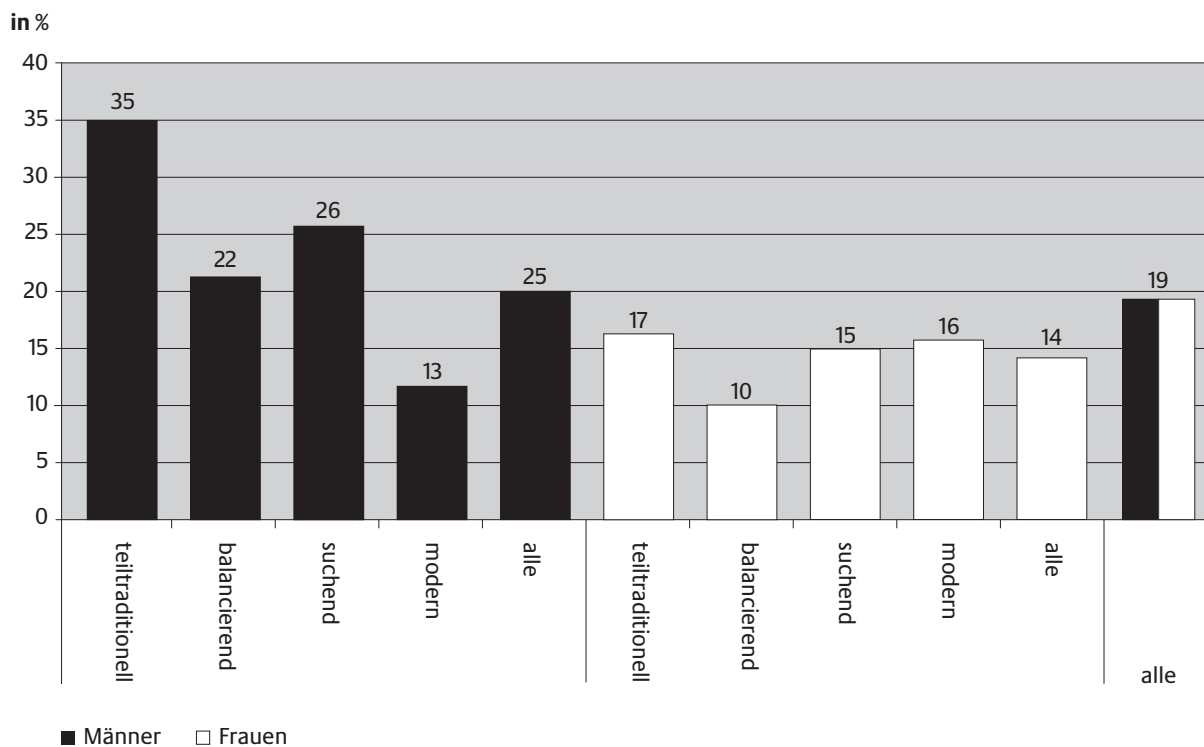
Dabei verwerfen moderne Bürgerinnen und Bürger Institutionen nicht grundsätzlich. Aber sie verhalten sich ihnen gegenüber wählerisch. Sie bestimmen, zu welchem Zeitpunkt und wofür sie sie in Anspruch nehmen, und auch wann sie sich aus ihnen wieder herauslösen. *Es wird dann zwar noch geheiratet, aber nicht mehr, wenn Hochzeit, sondern eher, wenn „höchste Zeit“ ist. Die Ehe ist nicht mehr in erster Linie die Institutionalisierung persönlicher Liebe, sondern (im Modus der Hoffnung wenigstens) eines stabilen und gesellschaftlich geschützten Lebensraums für Kinder.*

⁵⁶ Dinklage, Meike: Der Zeugungsstreik. Warum die Kinderfrage Männersache ist, München 2005, 18.

Und wie die Menschen selbst über die Eheschließung, ihren Sinn und ihren Zeitpunkt verfügen, so verfügen sie auch über den sozial weithin akzeptierten Ausstieg, eine Trennung bzw. Scheidung. Manche sehen im formalisierten, von der Gemeinschaft inszenierten Scheidungsvorgang selbst noch einmal eine Entlastung beim Weg aus einer Beziehungskrise: Er strukturiere den Trennungsvorgang und dränge die Beteiligten zu eindeutigen Positionen. Der chronische Zustand von Unsicherheit und Kränkung, der uninstitutionalisierten Beziehungen leicht eignet, werde durch die gemeinschaftliche Ritualisierung eines Scheidungsprozesses abgemildert.

Diese ambivalente Einstellung zur Ehe als Institutionalisierung von Liebe und Fruchtbarkeit kommt in den Daten der Studie deutlich zum Vorschein. Auch wenn die Befragten nicht dann gleich heiraten, wenn sie „ein Paar“ bilden, so hält dennoch lediglich eine Minderheit die Ehe ganz allgemein für eine überholte Einrichtung. Bemerkenswerterweise sind es vor allem Teiltraditionelle (Männer), die dieser Auffassung sind. Unter den Männern insgesamt sind es allerdings doppelt so viele (25%) wie unter den Frauen (14%). Suchen Frauen möglicherweise die Stabilität des Lebensraums für Kinder?

Abbildung 35: Die Ehe ist eine überholte Einrichtung.



Männer und Frauen 2008

Eine Minderheit – im Jahr 2008 mehr Männer als Frauen – vertritt die Meinung, dass Männer enge Bindungen stärker scheuen als Frauen (2008: Männer 21%, Frauen 12%). Ebenfalls eine Minderheit meint, außereheliche Beziehungen fielen bei Männern weniger ins Gewicht als bei Frauen: Hier sind die Unterschiede zwischen den Geschlechertypen sehr stark, die Tendenz ist bei Männern (anders als bei den Frauen) zwischen 1998 und 2008 steigend.

Abbildung 36: Zu enge Bindungen zu einer Frau sind für den Mann bedrohlich.

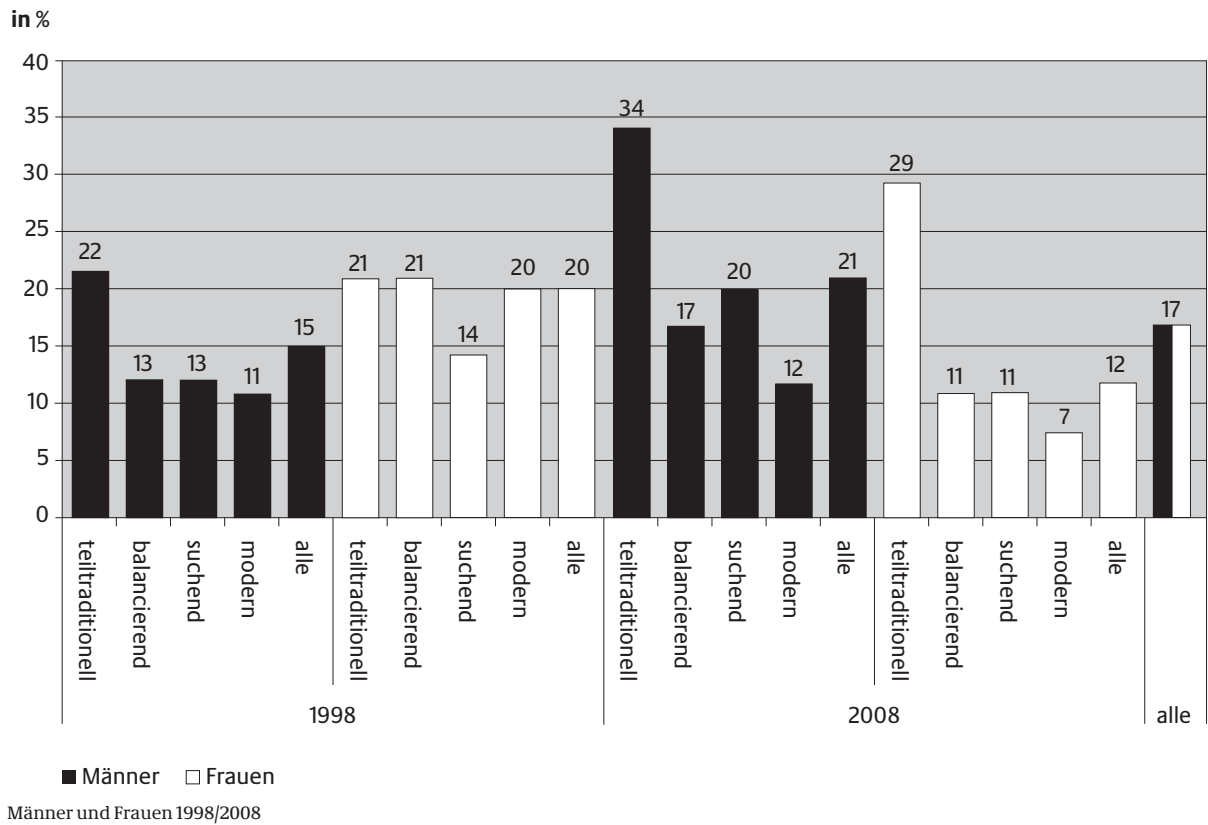
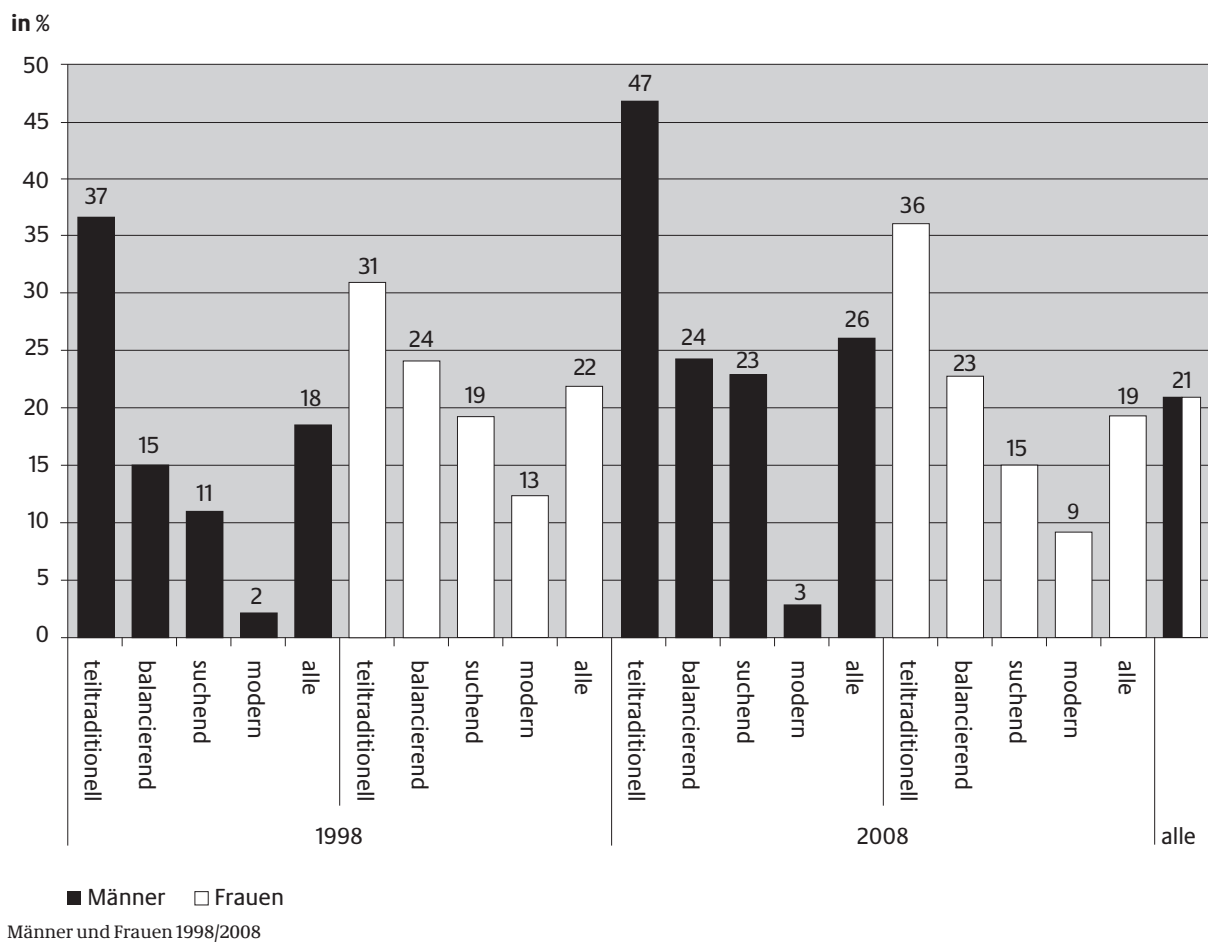


Abbildung 37: Außereheliche Beziehungen des Mannes wiegen weniger schwer als die einer Frau.



Ohne festen Partner bzw. eine feste Partnerin leben zu können, meinen 2008 ein Drittel der Männer wie der Frauen (Männer 28%, Frauen 29%); es gibt diesbezüglich nur geringe Unterschiede zwischen den Typen.

5.3 Partnerschaft

Die Erwartungen, die Männer (und Frauen) an die als Lebensmittelpunkt bewertete stabile Partnerschaft haben, sind hoch. Könnte es sein, dass solche Übererwartung eine der Hauptursachen ist, dass so viele Beziehungen scheitern? Das ist die dazu gestellte Frage:

Im Folgenden geht es um das Thema Ehe und Partnerschaft. Wie stellen Sie sich eine ideale Ehe bzw. Partnerschaft vor? Was auf dieser Liste sind die fünf wichtigsten Dinge?

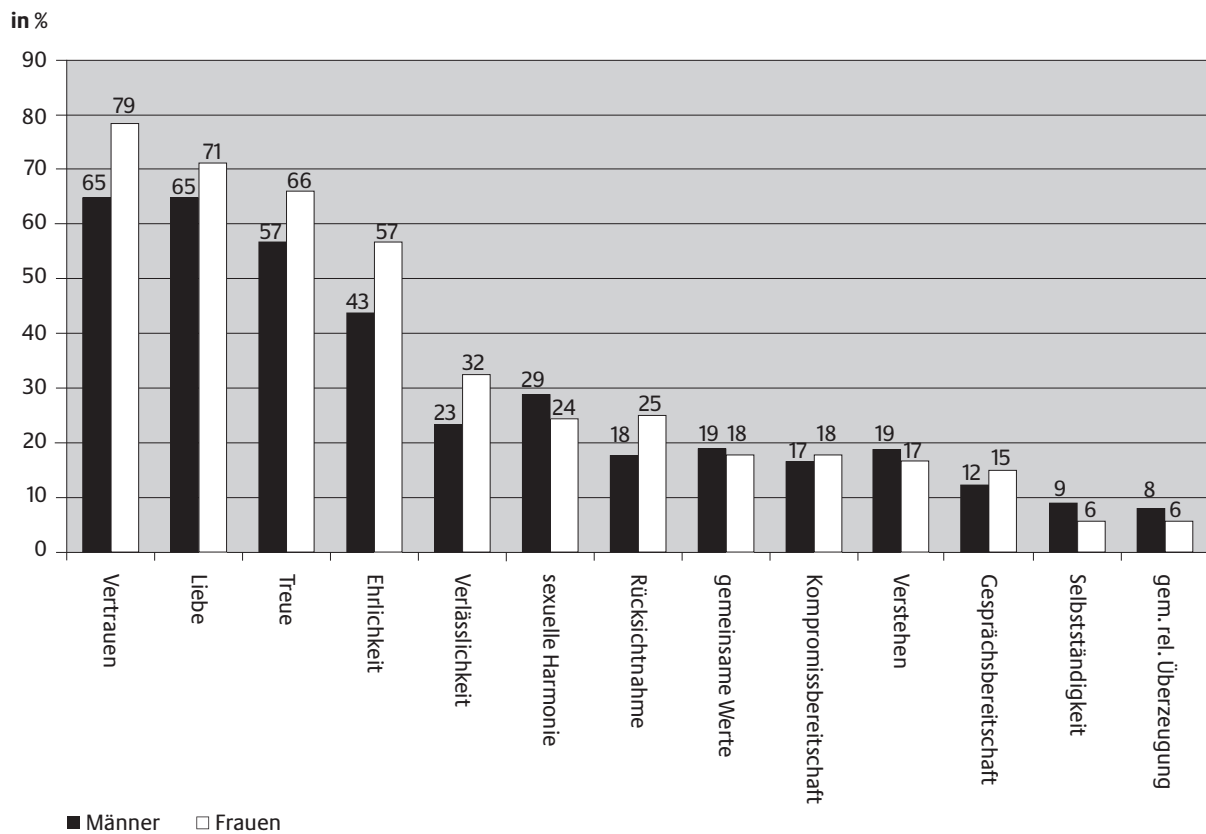
- I Vertrauen**
- I Liebe**
- I Treue**
- I gemeinsame religiöse Überzeugung**
- I Ehrlichkeit**
- I Verlässlichkeit**
- I Verstehen**
- I Gesprächsbereitschaft**
- I Kompromissbereitschaft**
- I Selbstständigkeit**
- I gegenseitige Rücksichtnahme**
- I sexuelle Gemeinsamkeit/Harmonie**
- I gemeinsame Werte**
- I weiß nicht/keine Angabe**

Die Bilder von einer Partnerschaft sind überaus romantisch. Im Vordergrund stehen personale Qualitäten: Vertrauen, Liebe, Treue und dann Ehrlichkeit. Die Romantisierung partnerschaftlicher Beziehungen hat sich durchgesetzt: und das mit allen Risiken, denn nichts ist labiler als die Person und ihre romantischen, stärker von Hormonen gesteuerten Gefühle.

Deutlich weniger zählen folglich Durchhaltequalitäten: Verlässlichkeit, gemeinsame Rücksichtnahme, Kompromissbereitschaft, gemeinsame Werte, Verstehen und Gesprächsbereitschaft. Auch Selbstständigkeit zählt kaum. Bei Frauen sind diese Merkmale noch geringfügig erwünschter als bei Männern. Diese Hintansetzung der stabilitätsförderlichen Eigenschaften überrascht insofern, weil ja grundsätzlich der familiale Lebensraum von Liebe und Stabilität geprägt sein soll. Die Kompetenzen gehen aber allein in Richtung der Liebe, nicht aber in Richtung von Stabilität.

Gemeinsame religiöse Überzeugungen spielen so gut wie keine Rolle. Liebe ist – frei nach Luther – ein „weltlich Ding“ und zudem ein ziemlich labiles geworden.

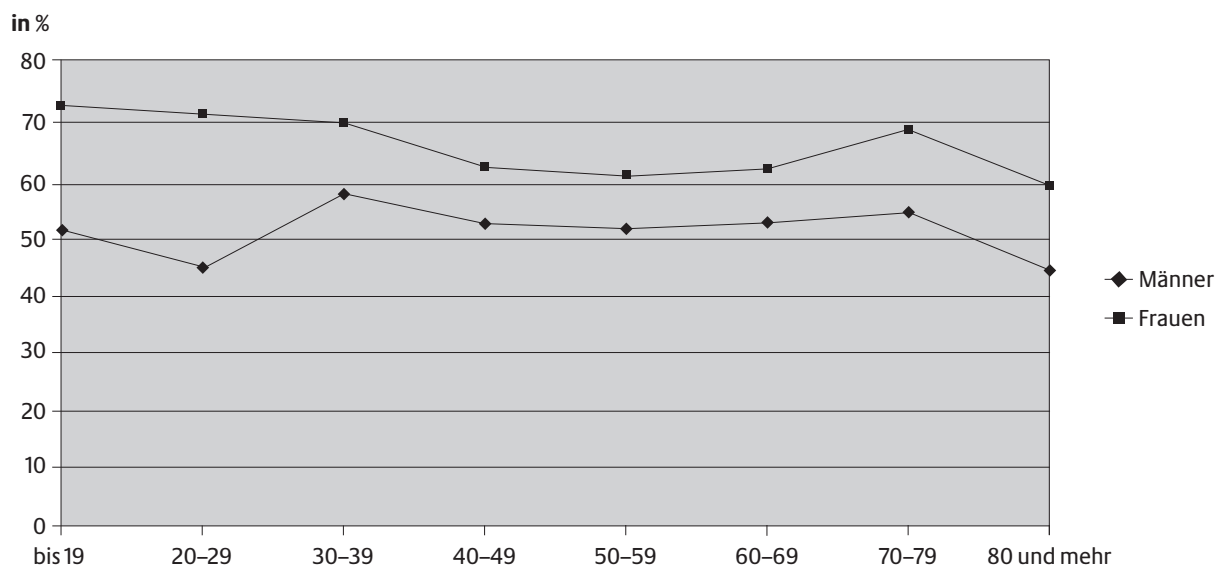
Abbildung 38: Bilder von einer idealen Partnerschaft



Männer und Frauen 2008

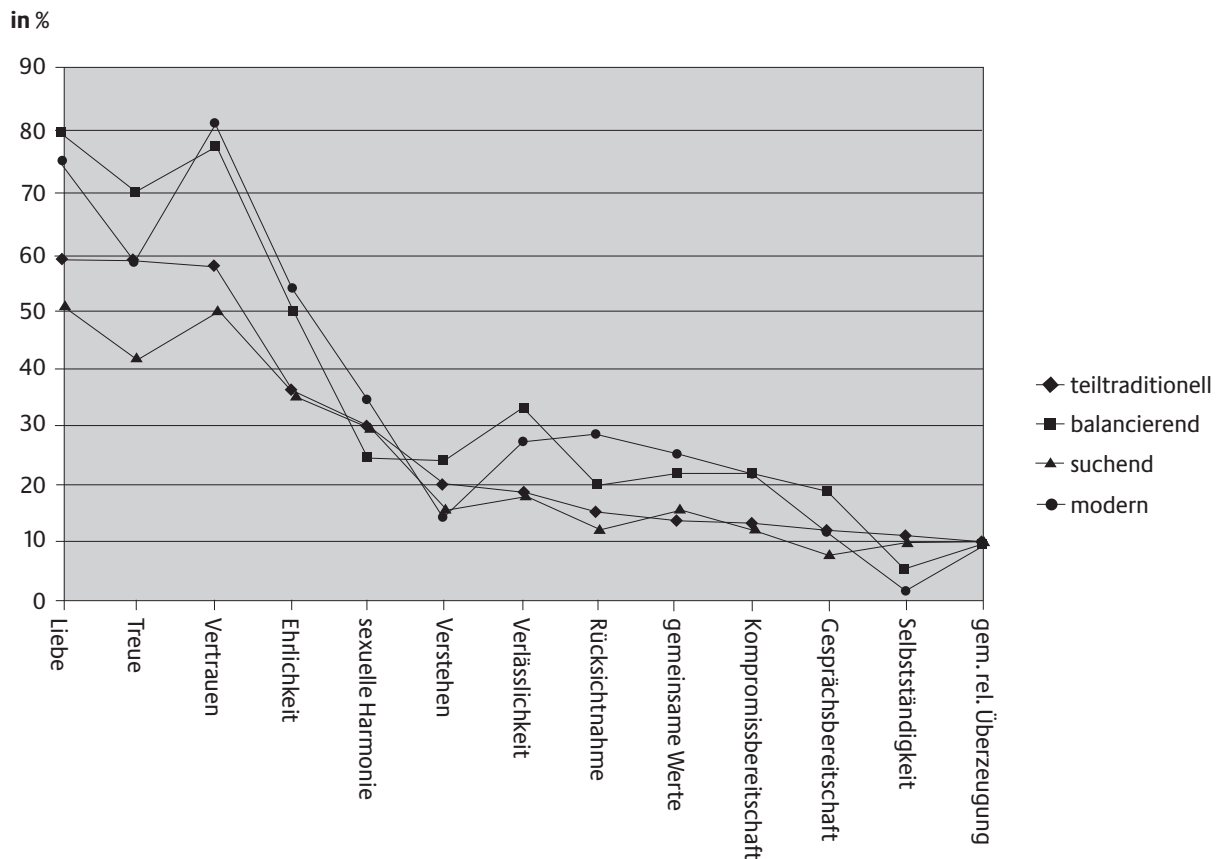
Die Unterschiede zwischen den Männertypen sind nicht nennenswert groß. Es gibt lediglich eine leichte Tendenz von den Teiltraditionellen zu den Modernen in Richtung noch stärkerer Romantisierung. Ausnahme ist Treue: ein Tribut an die Realitäten? Wird vielleicht auch deshalb von den modernen Männern geringfügig mehr auf Konfliktbearbeitungskompetenz gesetzt?

Abbildung 39: Beziehungsromantik nach Geschlecht und Alter



Index gebildet aus Liebe, Vertrauen, Treue, Ehrlichkeit (Skalenwerte 3 = romantisch und 4 = sehr romantisch auf Skala von 0-4)
Männer und Frauen 2008

Abbildung 40: Die ideale Partnerschaft nach Männertypen



Männer 2008

5.3.1 Das Schlimmste in der Partnerschaft

Wir haben uns nicht nur nach den idealen Eigenschaften eines Partners, einer Partnerin erkundigt, sondern auch danach, was das Schlimmste in der Partnerschaft wäre.

Was wäre für Sie in einer Partnerschaft das Schlimmste? (maximal zwei Nennungen!)

I von der Partnerin oder dem Partner in irgendeiner Weise hintergangen zu werden

I wenn sich die Partnerin/der Partner von mir trennt

I andauernd Streit mit der Partnerin/dem Partner zu haben

I anhaltende Misstimmung zu ertragen

I der Partnerin/dem Partner unterlegen zu sein

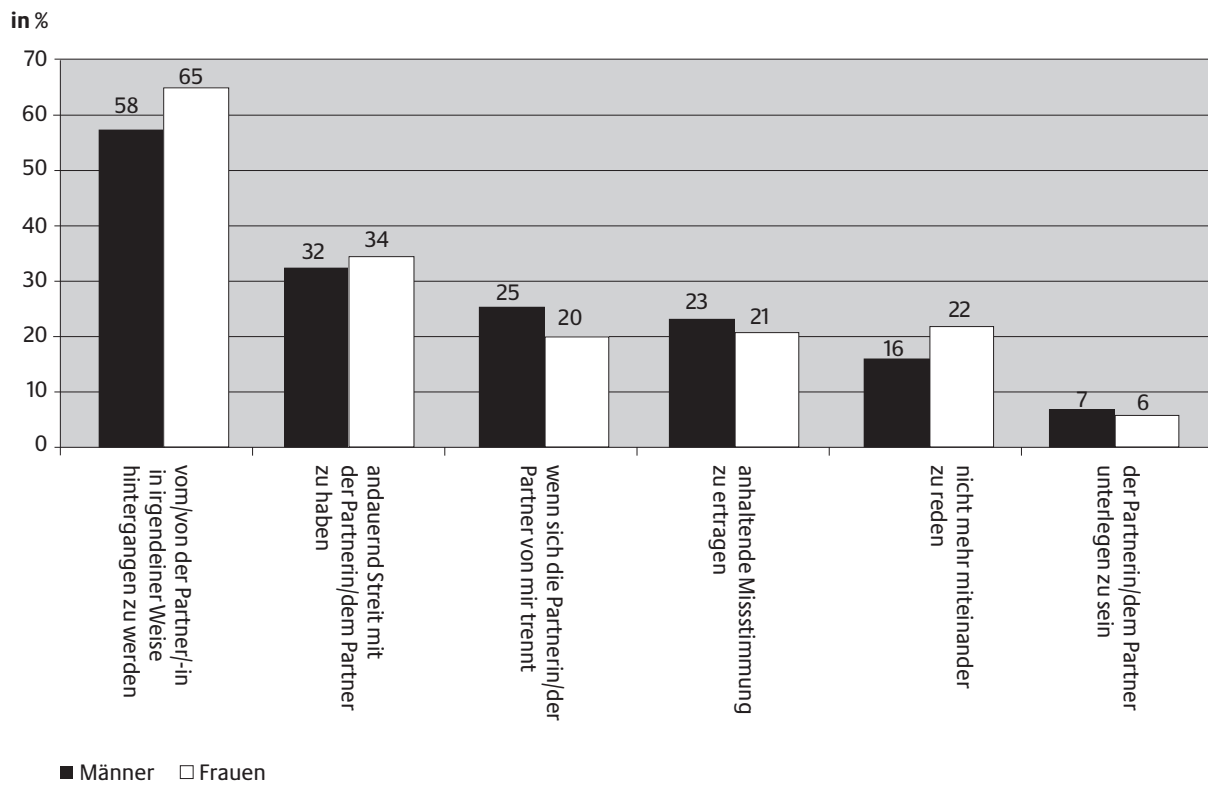
I nicht mehr miteinander zu reden

I weiß nicht/keine Angabe

Das Schlimmste ist, von der Partnerin, vom Partner hintergangen zu werden. Ehrlichkeit, Transparenz und – als Formen der Treue und der Verlässlichkeit – Vertrauen erweisen sich als wesentliche Momente in modernen Beziehungen: bei Frauen noch mehr als bei Männern. Trennung wird niedrig angesetzt, wobei die Frage bleibt, ob das nicht heroische Rhetorik ist, wenn man Beziehungsberaterinnen und Beziehungsberatern trauen darf. Streit, Misstimmungen, Nicht-mehr-miteinander-Reden (wird eher von Männern als Waffe eingesetzt: so befürchten Frauen mehr als Männer) gehören offensichtlich zum ganz normalen „Chaos der Liebe“⁵⁷.

⁵⁷ Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth: Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt¹⁹⁹². – Auch: Schmidbauer, Wolfgang: Mobbing in der Liebe. Wie es dazu kommt und was wir dagegen tun können, Gütersloh 2007.

Abbildung 41: Das Schlimmste in der Partnerschaft



Männer und Frauen 2008

Teiltraditionelle Männer haben eine geringere Angst hintergangen zu werden als moderne. Am größten ist die Befürchtung unter modernen Frauen. Ein weiteres Indiz für die wachsende Labilität von Beziehungen, die sich im Modus wachsender Besorgnis ausdrückt?

Tabelle 17: Das Schlimmste in der Partnerschaft nach Geschlechertypen

		vom/von der Partner/-in in irgendeiner Weise hintergangen zu werden	andauernd Streit mit der Partnerin/dem Partner zu haben	wenn sich die Partnerin/der Partner von mir trennt	anhaltende Missstimmung zu ertragen	nicht mehr miteinander zu reden	dem/der Partner/-in unterlegen zu sein	Summe
Männer	teiltraditionell	55%	37%	21%	23%	14%	5%	155%
	balancierend	68%	34%	21%	28%	15%	5%	171%
	suchend	48%	27%	32%	18%	13%	11%	149%
	modern	67%	30%	23%	24%	24%	5%	174%
	alle	58%	32%	25%	23%	16%	7%	161%
Frauen	teiltraditionell	60%	30%	28%	17%	12%	7%	156%
	balancierend	71%	39%	20%	15%	20%	6%	172%
	suchend	48%	28%	30%	27%	17%	6%	155%
	modern	70%	34%	10%	24%	31%	7%	176%
	alle	65%	34%	20%	21%	22%	6%	168%
alle		50%	35%	32%	22%	19%	7%	164%

Männer und Frauen 2008

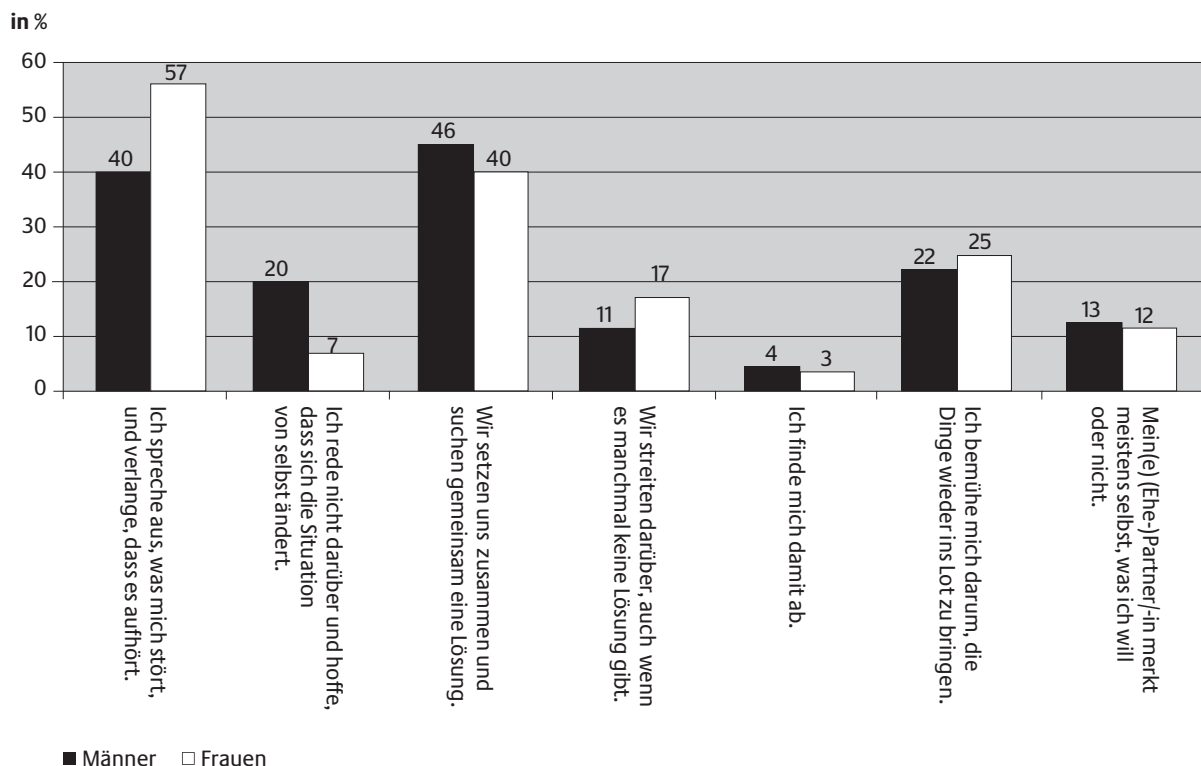
Wenn nun Streit eine Beziehung belastet, oder noch praktischer gefragt: Wenn zu Hause etwas nicht so läuft, wie man möchte, was geschieht dann? Welcher Weg der Konfliktbearbeitung wird eingeschlagen?

Was machen Sie, wenn zu Hause etwas nicht so läuft, wie Sie wollen? (maximal zwei Nennungen)

- I Ich spreche aus, was mich stört, und verlange, dass es aufhört.
- I Ich rede nicht darüber und hoffe, dass sich die Situation von selbst ändert.
- I Wir setzen uns zusammen und suchen gemeinsam eine Lösung.
- I Mein(e) (Ehe-)Partner/-in merkt meistens selbst, was ich will oder nicht.
- I Wir streiten darüber, auch wenn es manchmal keine Lösung gibt.
- I Ich finde mich damit ab.
- I Ich bemühe mich darum, die Dinge wieder ins Lot zu bringen.
- I weiß nicht/keine Angabe.

Mehr Männer als Frauen tendieren zum Schweigen. Während 57% der Frauen aussprechen, was sie stört, sind es unter den Männern lediglich 40%. Dieses Item verlangt in seiner zweiten Hälfte noch die Lösung im eigenen Sinn: „Ich verlange, dass es aufhört“. Dafür sagen unter den Männern 20%, dass sie darauf warten, dass sich die Situation von selber bessert. Eine knappe Hälfte der Männer (46%) plädiert aber für eine gemeinsame Bearbeitung des Konflikts. 13% der Männer warten, dass der andere selbst merkt, was einen stört und was man will.

Abbildung 42: Wenn es in der Beziehung nicht gut läuft, was dann?



„Ich spreche aus, was mich stört, und verlange, dass es aufhört“: Hinsichtlich dieses Modells im Umgang mit häuslichen Konflikten unterscheiden sich die Männertypen stark. Die Hälfte der teiltraditionellen Männer (51%) bedient sich dieses Modells, moderne weit weniger (29%). Moderne Männer bemühen sich selbst (40%), die Dinge wieder ins Lot zu bringen – was von den teiltraditionellen nur ein Bruchteil macht (11%).

Tabelle 18: Wege der Konfliktbearbeitung

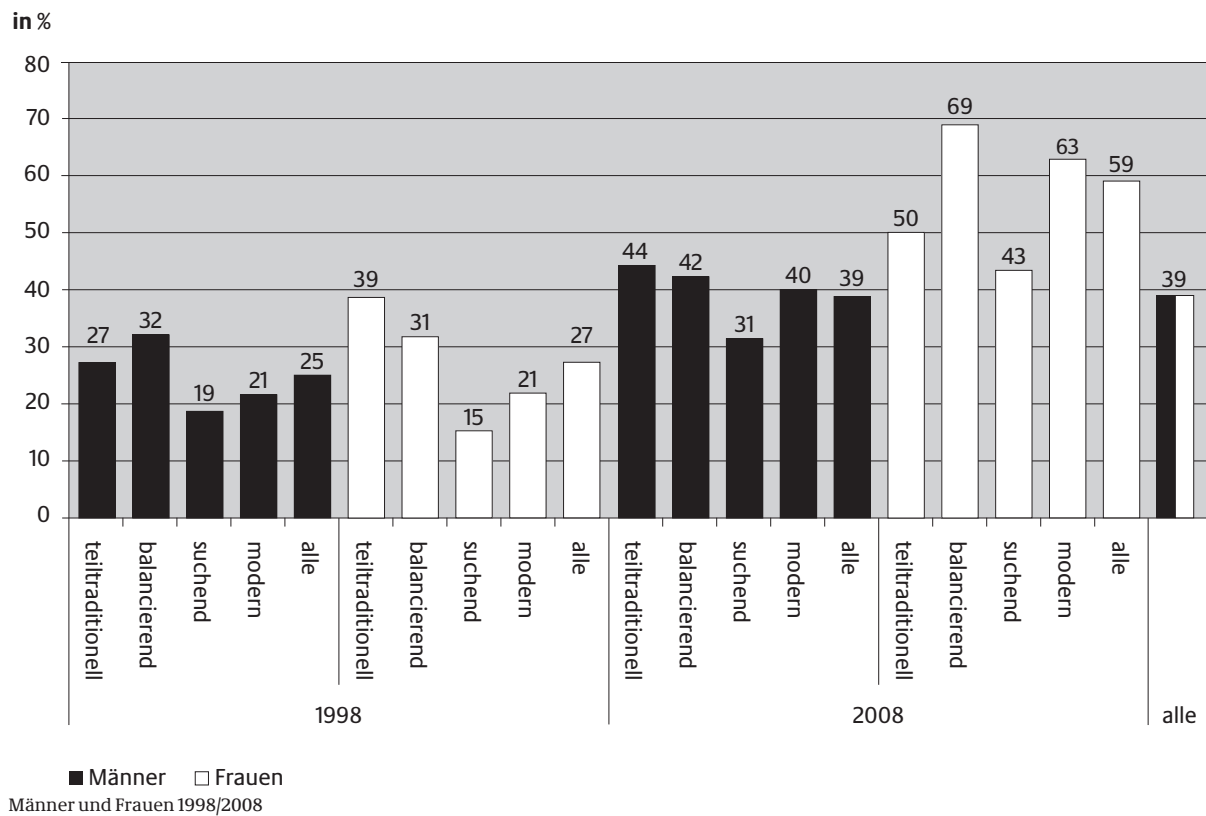
		Ich spreche aus, was mich stört, und verlange, dass es aufhört.	Ich rede nicht darüber und hoffe, dass sich die Situation von selbst ändert.	Wir setzen uns zusammen und suchen gemeinsam eine Lösung.	Wir streiten darüber, auch wenn es manchmal keine Lösung gibt.	Ich finde mich damit ab.	Ich bemühe mich darum, die Dinge wieder ins Lot zu bringen.	Mein(e) (Ehe-) Partner/-in merkt meistens selbst, was ich will oder nicht.
Männer	teiltraditionell	51%	24%	47%	12%	3%	11%	5%
	balancierend	42%	16%	47%	7%	5%	33%	16%
	suchend	35%	24%	42%	9%	5%	11%	18%
	modern	29%	14%	51%	15%	4%	40%	17%
	alle	40%	20%	46%	11%	4%	22%	13%
Frauen	teiltraditionell	63%	6%	44%	9%	4%	12%	17%
	balancierend	59%	5%	44%	17%	5%	25%	12%
	suchend	47%	13%	31%	16%	5%	21%	11%
	modern	57%	6%	40%	21%	1%	34%	11%
	alle	57%	7%	40%	17%	3%	25%	12%
alle		43%	30%	27%	24%	20%	15%	6%

Männer und Frauen 2008

5.4 Von der deutschen Traumfrau

Es war eine Selbstverständlichkeit für traditionelle Kavaliere unter den Männern, dass man *Frauen auf Händen zu tragen* habe. Bei balancierenden und suchenden Männern des Jahres 1998 schien diese Kavaliertugend im Schwinden gewesen zu sein. In den letzten zehn Jahren hat sich diese Männertugend jedoch deutlich erholt und wird nicht zuletzt gerade auch von den modernen Männern (1998: 21%; 2008: 39%) und noch mehr von den modernen Frauen (1998: 21%; 2008: 63%) hoch geschätzt.

Abbildung 43: „Frauen muss man auf Händen tragen.“

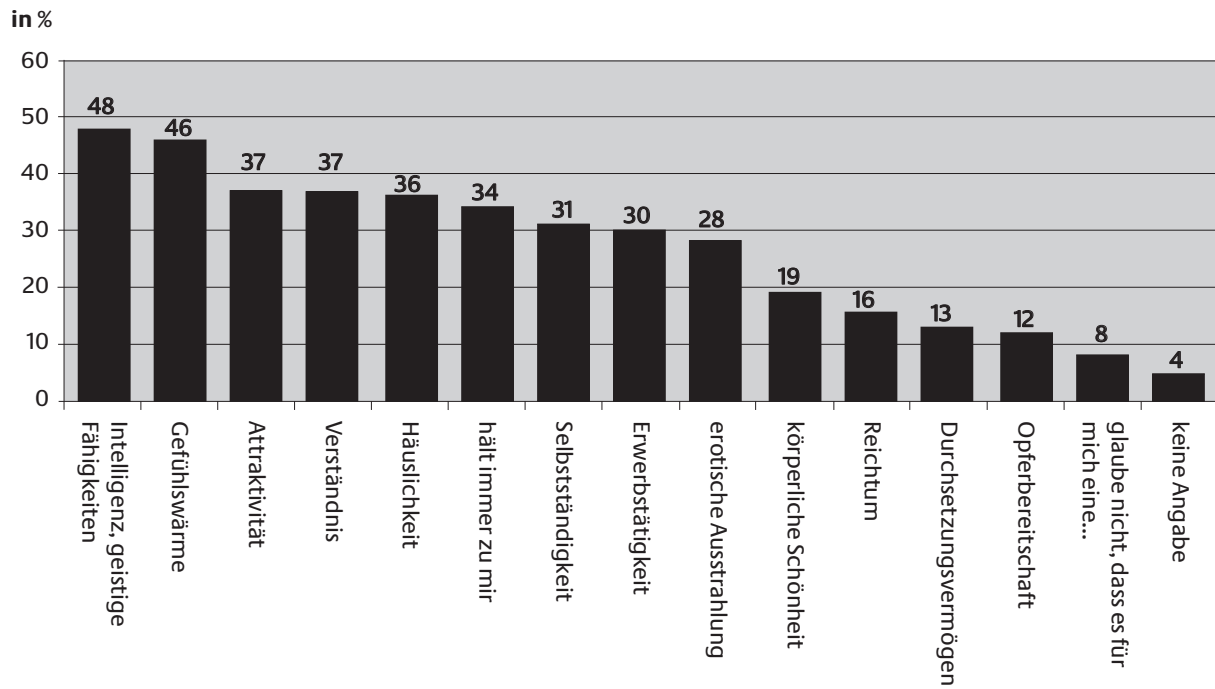


Diese neue Ritterlichkeit hängt eng mit der romantischen Vorstellung der Männer von einer Traumfrau zusammen. Nur 8% der befragten Männer meinen 2008, es gebe sie nicht. Die übrigen Männer haben eine Vorstellung von ihr. Diese vielen in der Studie erfragten Merkmale der deutschen Traumfrau lassen sich in kohärente Gruppen bündeln:⁵⁸

- ▮ *die eigenständige Versorgerin*; ihre Eigenschaften sind Gefühlswärme, Attraktivität, Intelligenz und geistige Fähigkeiten, „hält immer zu mir“, Verständnis, Selbstständigkeit, Häuslichkeit
- ▮ *die Schöne*: körperliche Schönheit, erotische Ausstrahlung
- ▮ *die Unabhängig-Opferbereite*: Erwerbstätigkeit, Reichtum, Opferbereitschaft

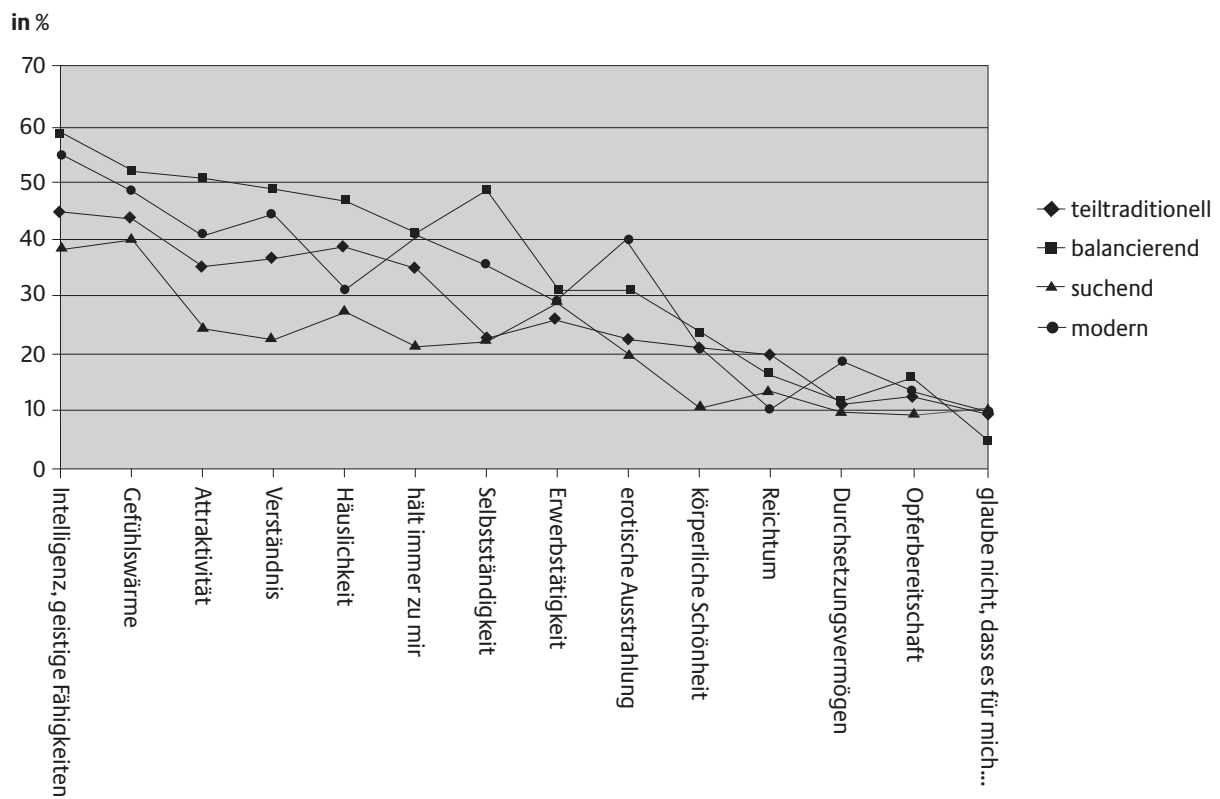
⁵⁸ Dies erfolgt mit Hilfe einer Faktorenanalyse.

Abbildung 44: Die Traumfrau von deutschen Männern 2008



Männer 2008

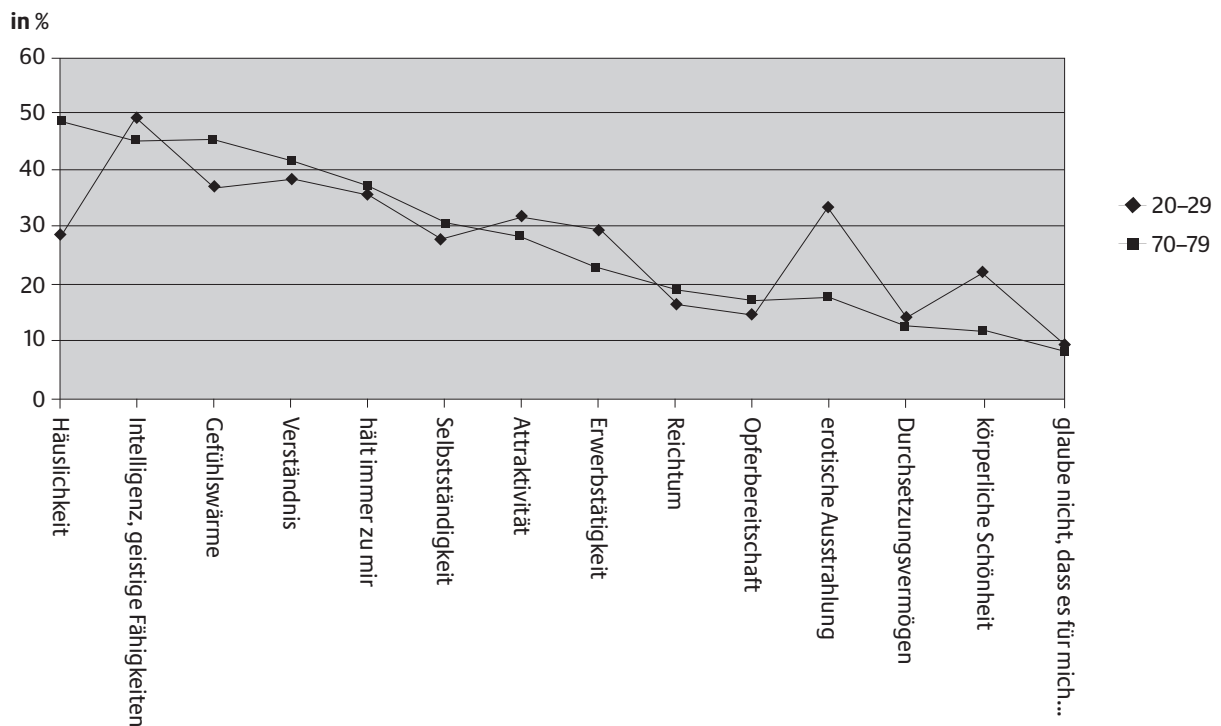
Abbildung 45: Die deutsche Traumfrau nach Geschlechtstypen



Männer 2008

Jüngere legen mehr Wert als die Älteren auf erotische Ausstrahlung und Schönheit, Ältere hingegen auf Gefühlswärme, Häuslichkeit, Opferbereitschaft und Zusammenhalt.

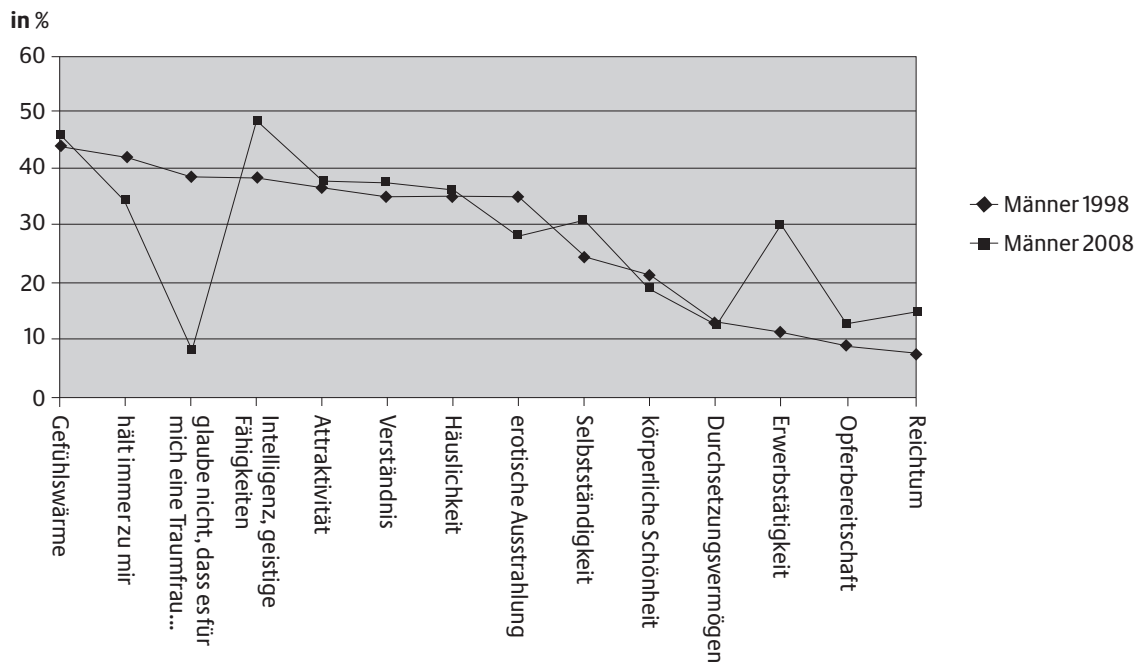
Abbildung 46: Die Traumfrau der jüngeren und der älteren Männer



Männer 2008

In den letzten Jahren hat sich das Bild der Traumfrau nur geringfügig geändert. Heute soll für die deutschen Männer die Traumfrau stärker sein: gebildet, selbstständig, erwerbstätig, reich. 2008 meinen weit weniger (8%) Männer als 1998 (39%), dass es keine Traumfrau gibt.

Abbildung 47: Veränderungen in den letzten zehn Jahren



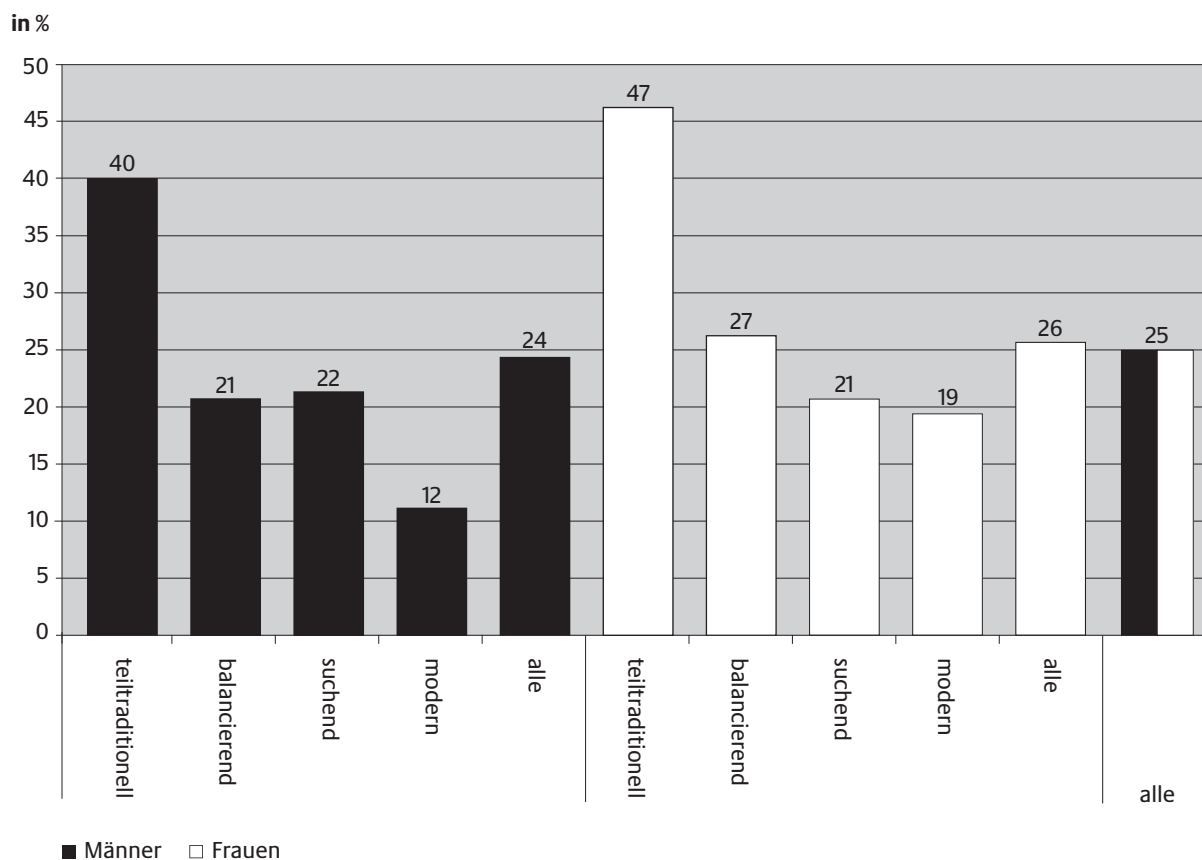
Männer 1998/2008

5.5 Der Familienmann

Die Familie erfüllte traditionell für Männer eine nicht unerhebliche Aufgabe. Sie hat ihm für sein hartes Erwerbsleben den Rücken freigehalten. Frauen kümmerten sich um die Kinder, waren so etwas wie Trösterinnen und geschäftsbegabte Therapeutinnen, haben dem Mann für seine Karriere die Steigbügel gehalten („Hinter jedem berühmten Mann steht eine starke Frau“, sagte man bzw. „frau“). Der Mann profitierte viel von seiner Familie. Ohne sie hätte er nicht gut überleben können. Er hätte auch keine Nachkommen gehabt.

Vieles spricht also dafür, dass Männer von der Ehe in der Regel mehr hatten als Frauen. 47% der teiltraditionellen Frauen und 40% der teiltraditionellen Männer sind auch heute noch dieser Ansicht. Die Modernen, vor allem die modernen Männer (12%), denken nicht mehr so.

Abbildung 48: Von der Ehe profitieren vor allem die Männer?



Männer und Frauen 2008

Heute haben vor allem Frauen von männerdienlichen Familienarrangements genug. Deutlich mehr Frauen als Männer reichen die Scheidung ein. Männer zählen zu den Scheidungsverlierern.

Natürlich waren in solchen Familienkonstellationen die Männer nicht nur Nehmende. Sie trugen ihren Teil zum Wohl der Familie bei. *In der Studie 1998 konnten wir aufgrund der Daten diesen Beitrag plakativ in die Formel kleiden: Männer sorgen sich in der Familie für das Einkommen, Frauen für das Auskommen.* „Einkommen“ meint hier nicht nur die finanzielle Sorge, sondern auch Zukunftssicherung; die wichtigen Entscheidungen zu treffen, war traditionell Männersache. Das ist auch bei den traditionellen Männern in der 1998er-Studie sichtbar geworden.

„Neue“ Männer, so schon 1998, haben diese Aufteilung zwischen Mann und Frau in der Familie verändert. Sie sahen weniger Alleinzuständigkeiten und Arbeitsteilungen, sondern tendierten zur partnerschaftlichen Gemeinsamkeit. Sowohl Einkommen wie Auskommen sollten Sache beider, der Frau und des Mannes, sein bzw. werden.

Was ist inzwischen daraus geworden?

Ich lese Ihnen jetzt einiges vor, was für eine Ehe bzw. Partnerschaft wichtig sein kann. Sagen Sie mir bitte jeweils, ob eher Sie (1) oder eher Ihr(e) (Ehe-)Partner/-in (2) dafür Sorge tragen:

I dass es gemütlich ist [„Auskommen“]

I dass gemeinsam etwas unternommen wird [„Auskommen“]

I dass es bei einem Streit wieder zum Ausgleich kommt [„Auskommen“]

I dass notwendige Entscheidungen getroffen werden [„Einkommen“]

I dass über die Partnerschaft gesprochen wird [„Auskommen“]

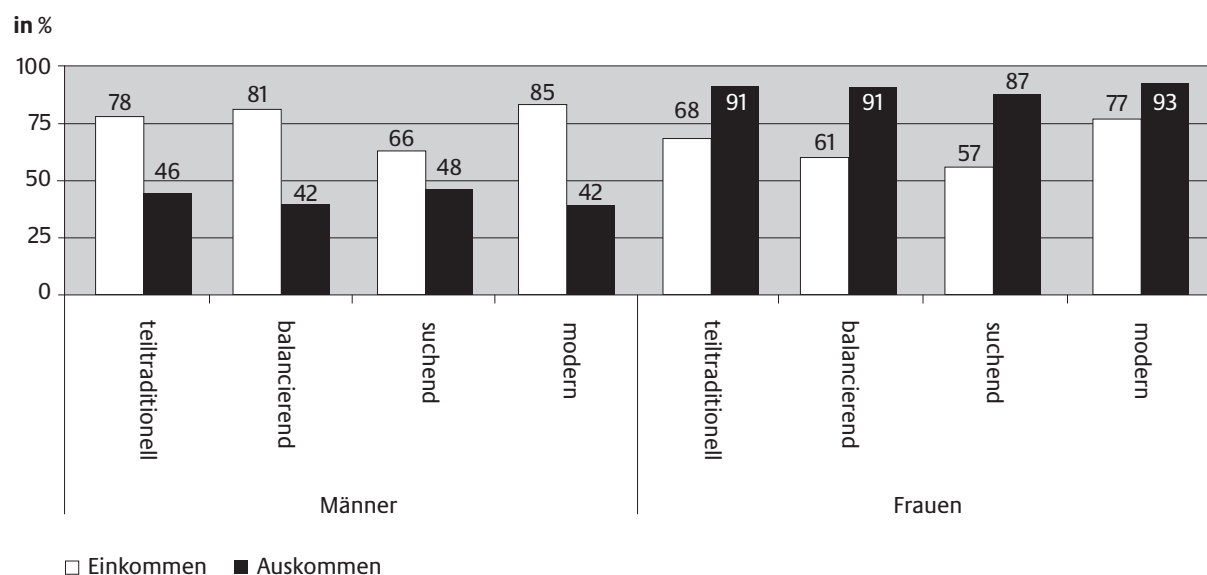
I dass über Spannungen oder Probleme gesprochen wird [„Auskommen“]

I dass die materielle Existenz gesichert ist [„Einkommen“]

I dass für die Zukunft geplant wird [„Einkommen“]

Die Grundstruktur der Zuständigkeiten hat sich in den letzten zehn Jahren im Durchschnitt kaum geändert. Nach wie vor schreiben sich Männer existenz- und zukunftsichernde Aufgaben zu.⁵⁹ Der Mann gilt als Ernährer⁶⁰ der Familie. Frauen hingegen wissen sich als die Innenarchitektinnen der Beziehungen.

Abbildung 49: Zuständigkeit für Einkommen und Auskommen



Männer und Frauen 2008

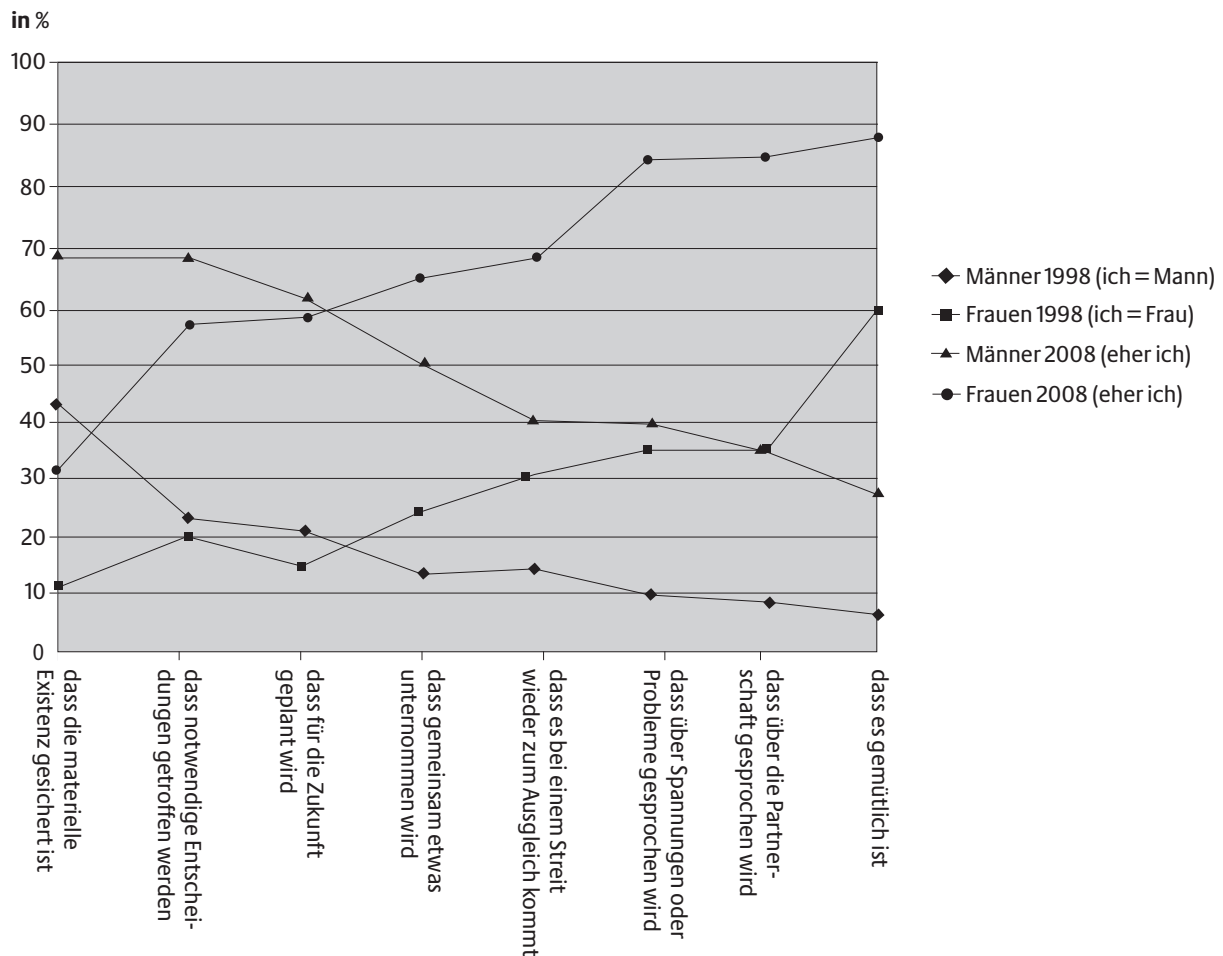
59 Ähnlich auch Nina Baur: „Nur 3% der befragten Männer gab an, dass ihnen beruflicher Erfolg wichtiger sei als eine glückliche Ehe bzw. Partnerschaft ... Die Daten deuten also darauf hin, dass Erwerbsarbeit für Männer zwar zentral ist, aber nicht so sehr, dass sie bereit sind, auf Familie zu verzichten. ... Nahezu alle Männer sind sich einig, dass Männer arbeiten, um eine Familie zu ernähren. ... Dagegen wird eine egoistische Selbstentfaltung des Mannes über die Arbeit auf Kosten der Familie abgelehnt, eine Karriere soll für die meisten keinen Vorrang vor der Familie haben – eine Karriere soll vielmehr familienfreundlich sein.“ Baur, Nina/Luedtke, Jens: Männlichkeit und Erwerbsarbeit bei westdeutschen Männern, in: Baur, Nina/Luedtke, Jens (Hrsg.): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland, Opladen & Farmington Hills 2008, 81–103, hier 90 f.

60 Wir leben „in einem gesellschaftlichen Klima, in dem die Tendenz herrscht, männliche Vorstellungen von Väterlichkeit infrage zu stellen. Der Vater ist als funktionierender und erfolgreicher Versorger erwünscht und kann sich – nach dieser Vorstellung – dort ausreichend bewähren, etwa als Mitwirkender am alltäglichen Leben, soweit es nicht über die berüchtigten Handreichungen beim Müllentsorgen und Wickeln hinausgeht. Nun scheint das aber den Vorstellungen vor allem junger Männer nicht mehr zu entsprechen. Wenn Väterlichkeit umfassender verstanden wird, was zunehmend der Fall ist, dann gilt der Mann nicht selten als lästiger Eindringling ins mütterliche Hoheitsgebiet.“ Amendt, Gerhard: Scheidungsväter, Bremen 2004, 233.

Hinsichtlich der Prozentwerte ist bei der folgenden Abbildung zu beachten, dass sich die Antwortkategorien zwischen 1998 und 2008 leicht verändert haben: Die weiche Position („dafür sind wir beide zuständig“) wurde nicht mehr verwendet, dafür ein „eher ich“ und ein „eher die Partnerin/der Partner“. Dennoch lässt der parallele Verlauf der Kurven für Männer und Frauen aus beiden Untersuchungen die strukturelle Stabilität erkennen.

Im Schnitt wissen sich 2008 Frauen für die notwendigen Entscheidungen mehr zuständig als noch 1998.

Abbildung 50: Zuständigkeiten im Familienleben 1998/2008



Männer und Frauen 1998/2008

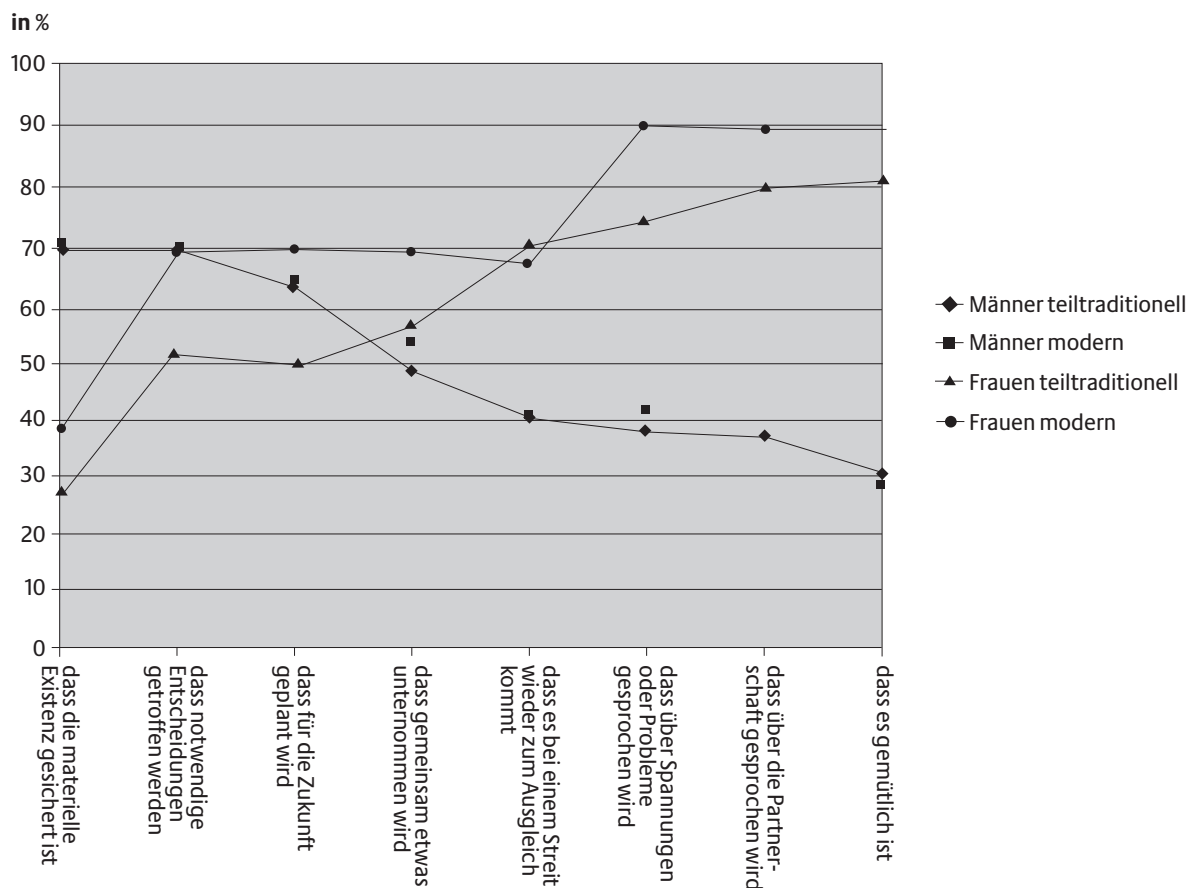
Hinsichtlich der Geschlechtertypen zeigt sich, dass bei den Männern zwischen den Teiltraditionellen und den Modernen in der Struktur so gut wie kein Unterschied besteht. Anders bei den Frauen. Moderne Frauen weisen sich selbst deutlich mehr Aufgaben zu als teiltraditionelle Frauen. Das gilt sowohl für „Einkommen“ als auch für „Auskommen“. Am Summenwert kann das gut verdeutlicht werden. Liegt dieser für teiltraditionelle Frauen bei 494, erreicht er bei den modernen Frauen 580: Das ist der höchste Wert aller acht Geschlechtertypen. Bildet möglicherweise bei modernen Frauen diese Selbstzuweisung vieler familiärer Aufgaben, die traditionellerweise von Männern wahrgenommen worden waren, eine übersehene Quelle für Stress und Überlastung? Nicht Männer machen mehr, sondern die modernen Frauen wissen sich für bislang den Männern zugemutete Aufgaben mitzuständig.

Tabelle 19: Zuständigkeiten für Aufgaben in der Familie

		dass es gemütlich ist	dass gemeinsam etwas unternommen wird	dass es bei einem Streit wieder zum Ausgleich kommt	dass notwendige Entscheidungen getroffen werden	dass über die Partnerschaft gesprochen wird	dass über Spannungen oder Probleme gesprochen wird	dass die materielle Existenz gesichert ist	dass für die Zukunft geplant wird	Summe
Männer	teiltraditionell	31%	48%	41%	69%	37%	38%	69%	64%	396%
	balancierend	18%	60%	39%	75%	32%	40%	79%	72%	414%
	suchend	32%	46%	43%	59%	39%	41%	56%	53%	368%
	modern	28%	54%	42%	70%	32%	42%	71%	65%	404%
	alle	27%	52%	41%	68%	35%	40%	68%	64%	395%
Frauen	teiltraditionell	82%	57%	71%	53%	80%	75%	27%	50%	494%
	balancierend	92%	67%	69%	53%	87%	88%	30%	56%	542%
	suchend	83%	60%	66%	49%	77%	75%	29%	50%	489%
	modern	89%	70%	67%	69%	89%	90%	37%	70%	580%
	alle	88%	65%	68%	57%	85%	84%	32%	58%	537%

Männer und Frauen 2008

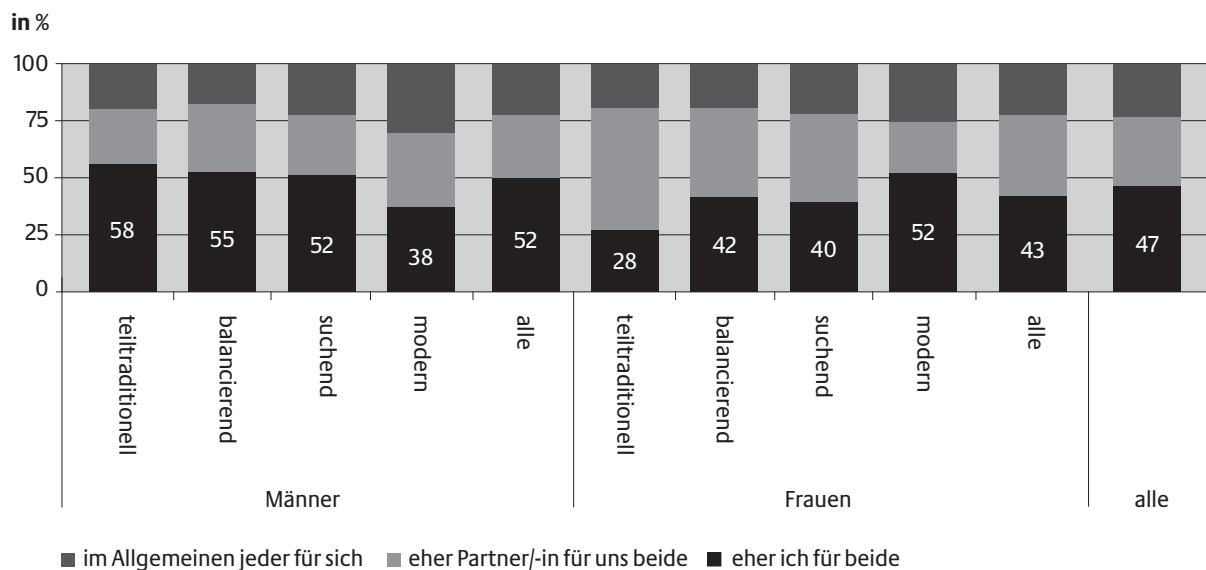
Abbildung 51: Zuständigkeiten bei teiltraditionellen und modernen Frauen und Männern



Männer und Frauen 2008

Ein oft konfliktbeladenes Detail in der familialen Arbeitsteilung sind Geldangelegenheiten. Bei fast zwei Dritteln der teiltraditionellen Männer (58%) ressortiert diese Aufgabe klar bei den Männern – dieser Anteil nimmt jedoch zu den modernen Männern hin ab (38%). Noch stärker verringert sich der Anteil jener Frauen von den teiltraditionellen hin zu den modernen, welche den Partner dafür verantwortlich wissen (von 55% auf 22%). Bei den Modernen geht der Trend ganz allgemein zur getrennten Erledigung von Geldangelegenheiten („jeder für sich“). Das hat wohl auch mit der selbstverständlichen Berufstätigkeit beider und damit mit dem jeweils ausreichenden Einkommen zu tun.

Abbildung 52: Wer kümmert sich bei Ihnen um die Geldangelegenheiten, um Bankwege, Versicherungen und dergleichen?



Männer und Frauen 2008

5.6 Die neuen Väter

„Der Vater ist, wie die Mutter auch, seit den Anfängen der Geschichte ein Archetyp, ein in den untersten Seelenschichten verankertes Prinzip.“ (Horst Petri)⁶¹

Ein zentrales Thema der Männerentwicklung und der Männerpolitik, eines erwachenden Interesses für das Gedeihen von Kindern sowie einer klugen Frauenpolitik ist der „neue Vater“.⁶² Von „involvierter bzw. engagierter Vaterschaft“ ist die Rede.⁶³ Um der Kinder, um der Mütter, nicht zuletzt aber um der Männer willen wird er gewünscht und gefordert. „Ohne Kinder werden wir Barbaren“, so der Pädagoge Hartmut von Hentig an die Adresse der Männer. Dabei soll nicht verschwiegen werden, dass dieser Satz eine tragische Umkehrung kennt. Denn es gibt pädophile und anderweitig gewalttätige Männer, die sich gegenüber Kindern barbarisch verhalten.

Die Aufwertung der Vaterrolle entbindet die Männer nicht davon, „Ernährer“ zu sein. Vielmehr kommt zusätzlich die Aufgabe als „Erzieher“ dazu: „Im Zunehmen befindet sich der ‚Erzieher‘, also der sich sowohl praktisch als auch emotional einlassende Mann/Vater. Er beteiligt sich über seine Ernährer-

⁶¹ Petri, Horst: Das Drama der Vaterentbehnung: Chaos der Gefühle – Kräfte der Heilung, Freiburg 2006, 25.

⁶² Dass das Thema Vaterschaft und Vatersein ein vernachlässigtes Thema soziologischer Männerforschung ist, kann so nicht mehr behauptet werden: Matzner, Michael: Männer als Väter – ein vernachlässigtes Thema soziologischer Forschung, in: Bereswill, Mechthild: Dimensionen der Kategorie Geschlecht: der Fall Männlichkeit, Münster 2007, 235. Vgl. den umfangreichen Sammelband von Walter, Heinz (Hrsg.): Männer als Väter, Gießen 2005.

⁶³ „Involvierte Vaterschaft stellt die gängige Erwartung in Frage, dass Männer keine Verpflichtungen außerhalb der Arbeit haben. Väter, die am Arbeitsplatz auf ihre familialen Verpflichtungen hinweisen, stoßen bei Kollegen wie bei Vorgesetzten auf Befremden, Unverständnis und Ablehnung.“ Meuser, Michael: Vom Ernährer zum „involvierten“ Vater?, in: Heinz, Marion/Kuster, Frederike (Hrsg.): Vaterkonzepte/Fatherhood, zitiert nach: Barbara Naumann (Hrsg.): Figurationen. Gender Literatur Kultur 6 (2005), 102.

funktion hinaus auch innerfamiliär an der Hausarbeit sowie an der Kinderbetreuung und Kindererziehung. Diese Beteiligung geht aber über bestimmte, als ‚männlich‘ definierte Bereiche oftmals nicht hinaus. Zudem ist es weiterhin gesellschaftliche Realität, dass Männer, die sich der gesellschaftlichen Erwartung ihrer Rolle als materiell versorgender Part widersetzen und stark bis ausschließlich der Betreuung der Kinder und des Haushalts widmen, belächelt werden.“⁶⁴

Der Weg zu solch neuer Väterlichkeit moderner Männer führt nicht in erster Linie über gesetzliche Regelungen, kulturell aufgebaute Erwartungen (wie ein „Papamonat“) und sonstige moralisierende Verpflichtungen. Der Philosoph Dieter Thomä formulierte dies zum Vatertag 2008 so: „Statt Verpflichtungen würde ich es lieber sehen, wie sich bei den Vätern die Verführungskraft der Nähe zu den Kindern entfaltet. Dazu gehört auch, dass man den Reflex mancher Männer bekämpft: ‚Was, du bleibst zu Hause, da stehst du ja unter dem Pantoffel deiner Frau!‘ Irgendwann sollte es dann – wie in Skandinavien – heißen: ‚Was, du bleibst nicht zu Hause? Was bist du denn für einer!‘“⁶⁵

1998 hat sich gezeigt, dass es einige Tätigkeiten gibt, die Männer mit Kindern mehr machen als andere. Spielen und Spaziergehen liegen an der Spitze. Pflegerische Versorgungsaktivitäten (waschen, aufs Klo setzen, pflegen, Hausaufgaben machen, nicht zuletzt auch beten) ressortierten bei den Frauen. Teiltraditionelle und moderne Männer unterschieden sich 1998 zwar in der Häufigkeit der Tätigkeiten mit Kindern. Die Struktur aber blieb dieselbe.

2008 hat sich diese Entwicklung fortgesetzt. Die modernen „neuen Väter“ machen quantitativ noch mehr mit den Kindern: „Ein deutlicher Wandel des Leitbildes von Vaterschaft ist festzustellen – es ist sozial erwünscht, dass Väter eine intensive Beziehung zu ihren Kindern aufbauen.“⁶⁶ Die traditionellen Ernährer wandeln sich in Erzieher. Neue Väter entwickeln eine intensive Beziehung zu ihren Kindern.⁶⁷ All das hat aber empfindliche, jedoch, wie die bereits jetzt feststellbaren Auswirkungen der Elternzeitregelungen von 2007 zeigen, auch behutsam verschiebbare Grenzen. So wird jetzt von bundesweit 8 bis 10% Vätern ausgegangen, die Elternzeit wahrnehmen, nachdem der Anteil jahrelang um 5% verharrt hatte. Dennoch: Viele, auch moderne Männer neigen zur Ansicht, „dass Männer sich aufgrund des höheren Einkommens eine Erwerbsunterbrechung nicht ‚leisten‘ können oder einen Karrierestopp befürchten“.⁶⁸

„Im Hinblick auf die Zukunft ‚neuer Väter‘ in Europa muss ... zum gegenwärtigen Zeitpunkt ein skeptisches Fazit gezogen werden; sowohl strukturelle als auch kulturelle Bedingungen scheinen deren Entwicklung gegenwärtig noch entgegenzustehen. Politische – und zum Teil auch betriebliche Rahmenbedingungen⁶⁹ – haben hier zwar zu

64 Klepp, Doris: Alleinerziehende Väter in Österreich. Eine qualitative sozialwissenschaftliche Studie zur Konzeptionierung und Realisierung alleinerziehender Vaterschaft, hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung, Wien 2006, 2. – „Es gibt eine wachsende Zahl von Vätern, die Zeit mit ihren Kindern verbringen wollen, Wert auf ein emotionales Verhältnis zu ihren Kindern legen, sich an der Erziehung ihrer Kinder beteiligen wollen, also engagierte Väter sein wollen.“ Baader, Meike S.: Vaterschaft im Spannungsverhältnis zwischen alter Ernährerrolle, neuen Erwartungen und Männlichkeitsstereotypen. Die Thematisierung von Vaterschaft in aktuellen Print-Medien, in: Bereswill, Mechthild: Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht, Weinheim 2006, 128.

65 Helmberger, Doris: Im Gespräch. „Entschieden, aber zärtlich“ – Interview mit dem Philosophen Dieter Thomä zum Vatertag, in: „Die Furche“ 23/5, Juni 2008, 9.

66 Ruling, Anneli: Jenseits der Traditionalisierungsfallen. Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen, Frankfurt 2007, 201.

67 Die Art, wie die Vaterrolle gespielt wird, kann sehr unterschiedlich sein: streng-autoritär, bemutternd, befreit-alternativ, präsent-engagiert: Le Camus, Jean: Vater sein heute. Für eine neue Vaterrolle, Weinheim 2006, 14f. – Der präasente Vater ist „engagiert, verfügbar, teilnahmsvoll (seine Gegenwart ist gesichert) und dies auch im Sinn von dauerhaft, verantwortlich, seiner Aufgabe als Elternteil männlichen Geschlechts bewusst (er zeigt Präsenz). ... Er ist ein Geschenk für das Kind.“ a. a. O., 117.

68 a. a. O., 14.

69 „Im internationalen Kontext wird ‚Väterfreundlichkeit‘ gar als ‚Business Imperative‘ diskutiert. Die britische Work Foundation geht in einer Untersuchung davon aus, dass Väter, die in ihrer Rolle von Arbeitgebern unterstützt werden, motiviertere und loyale Mitarbeiter sind. Sie besitzen der Studie zufolge auch besser ausgebildete emotionale Fähigkeiten.“ Thomas Gesterkamp: Väter zwischen Laptop und Wickeltisch, in: Mühling, Tanja/Rost, Harald (Hrsg.): Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung, Opladen & Farmington Hills 2007, 97–113, hier 108.

einer schrittweisen Erosion der normativen Grundlage des klassischen Vatermodells beigetragen. Es bedarf jedoch weiterer Initiativen unter Beteiligung aller Beteiligten – des Staates, der Unternehmen und der beteiligten Väter –, um langfristig die Grundlage für ein gesellschaftlich verbreitetes ‚neues Vatermodell‘ zu legen.“⁷⁰

5.6.1 Kinder

Zunächst aber Angaben zur Kinderzahl, einem eventuellen Wunsch nach weiteren Kindern und zur Bedeutung von Kindern.

39% der befragten Männer haben kein Kind, 22% eines, 26% zwei, 9% drei, 2% vier bis sechs. Der Schnitt liegt bei 1,36 Kindern. Teiltraditionelle haben deutlich mehr Kinder als Moderne. Bei den Modernen ist allerdings der Wunsch nach weiteren Kindern höher (27%; teiltraditionelle Männer 16%).

Tabelle 20: Moderne Frauen und Männer wünschen eher weitere Kinder.

	Männer		Frauen	
	durchschnittliche Kinderzahl	weitere Kinder	durchschnittliche Kinderzahl	weitere Kinder
teiltraditionell	1,36	16%	1,50	19%
balancierend	1,23	23%	1,40	19%
suchend	1,09	18%	1,35	16%
modern	1,12	27%	1,19	23%

Männer und Frauen 2008

Der Wunsch nach weiteren Kindern ist bei Männern etwas niedriger als bei Frauen. Bei beiden Geschlechtern hängt er erwartungsgemäß von der Zahl schon vorhandener Kinder ab.

Tabelle 21: Wünschen Sie sich (noch) Kinder?

	Männer 2008			Frauen 2008		
	ja	nein	weiß nicht	ja	nein	weiß nicht
keines	38%	53%	9%	40%	53%	8%
ein Kind	14%	83%	3%	19%	77%	4%
zwei Kinder	4%	93%	3%	4%	91%	5%
drei Kinder	1%	99%	0%	2%	96%	2%
vier und mehr	0%	89%	11%	3%	93%	3%

Männer und Frauen 2008

Der Wunsch nach weiteren Kindern ist bei modernen Frauen und Männern am größten.

Die Bedeutung der Kinder nimmt mit deren Anzahl ab. Am höchsten ist der Wert „sehr große Bedeutung“ bei Männern mit einem oder zwei Kindern (71%). Bei vier und mehr beträgt er immer noch zwischen 55% und 59%. Nimmt man die Antwortmöglichkeit „groß“ hinzu, sind die Unterschiede je nach Kinderzahl deutlich geringer.

Für Frauen haben Kinder noch mehr Bedeutung als für Männer. Aber auch bei diesen nimmt die Bedeutung mit der Kinderzahl ab.

⁷⁰ Hofäcker, Dirk: Väter im internationalen Vergleich, in: Mühlung, Tanja/Rost, Harald (Hrsg.): Väter, 161–204, hier 199f. Vgl. auch Volz, Rainer: Väter zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Zur Beharrlichkeit traditioneller Geschlechterbilder, in: Mühlung/Rost (Hrsg.): Väter, 205–224, hier 220 ff.

Tabelle 22: Welche Bedeutung hat Ihr Kind für Sie?

	Männer 2008		Frauen 2008	
	sehr groß	groß	sehr groß	groß
ein Kind	71%	17%	93%	3%
zwei Kinder	71%	18%	85%	9%
drei Kinder	55%	26%	72%	20%
vier und mehr	59%	19%	77%	17%

Personen mit Kindern. Männer und Frauen 2008

Die größte Bedeutung haben Kinder bei modernen Frauen und Männern. Zwischen den Männertypen sind die Unterschiede („sehr groß“) diesbezüglich größer als zwischen den Geschlechertypen bei den Frauen, wobei Frauen generell Kindern eine höhere Bedeutung beimessen.

Tabelle 23: Bedeutung von Kindern nach Geschlechertypen

	Männer 2008		Frauen 2008	
	sehr groß	groß	sehr groß	groß
teiltraditionell	59%	24%	83%	8%
balancierend	81%	14%	90%	7%
suchend	54%	22%	70%	17%
modern	84%	11%	93%	5%

Personen mit Kindern. Männer und Frauen 2008

Dass Paare heute ihren durchaus grundsätzlich vorhandenen Kinderwunsch nicht realisieren, hat auch mit der Angst vor Trennungen zu tun: „Paarbeziehungen neigen heute dazu, sich so zu organisieren, dass Trennungsprobleme minimiert werden: eigene Wohnung behalten, getrennte Kassen, keine Ehe, keine Kinder.“⁷¹

5.6.2 Tätigkeiten mit Kindern

Väter-Literatur boomt.⁷² Das Thema ist in. Spiegelt sich das auch in der Lebenspraxis der befragten Männer wider?

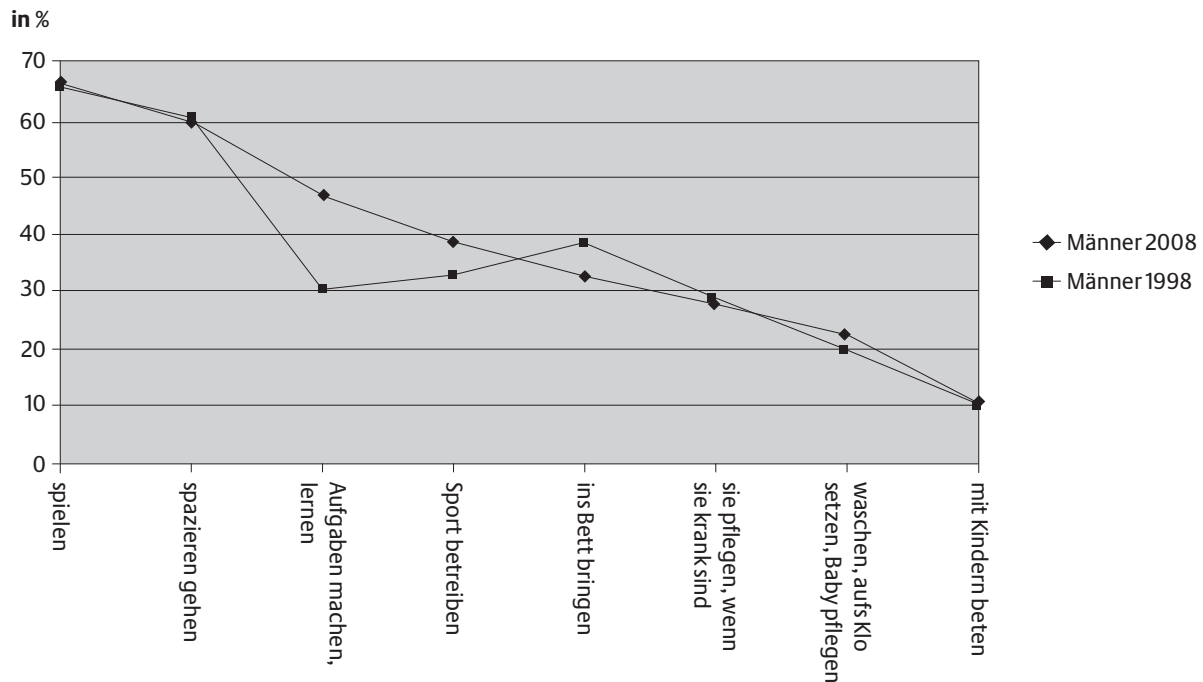
Die Datenlage ist ambivalent.⁷³ Im Umgang mit Kindern hat sich bei den Befragten in den letzten zehn Jahren kaum etwas geändert: so der Vergleich der Daten zwischen 1998 und 2008. Ausnahme: Männer kümmern sich mehr um die Hausaufgaben der Kinder und treiben mehr Sport mit ihnen.⁷⁴

71 Heßling, Angelika: Männer leben. Familienplanung und Lebensläufe von Männern. Kontinuitäten und Wandel, Köln 2005, 123.

72 Mühlhng, Tanja/Rost, Harald (Hrsg.): Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung, Opladen 2007. – Hofer, Markus: Kinder brauchen Väter. Zu persönlichen und gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen Vater-Sein gelingen könnte, in: tools 1 (2008), 5–7. – Werneck, Harald: Kinder brauchen Väter. Väter brauchen Kinder. Dokumentation der Fachtagung „Männer zwischen Beruf und Familie“, Wien 2004. – Walter, Heinz: Männer als Väter – Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie, Gießen 2002.

73 Analysen der Zeitverwendung von Männern im Zeitvergleich 1991/1992 zu 2001/2002 auf der Basis der Zeitbudgeterhebung (ZBE) des Statistischen Bundesamtes legen nahe, dass Väter von Kindern bis zu sechs Jahren ihr wöchentliches Engagement für Kinderbetreuung um gut eine Stunde in der Woche erhöht haben. Der tägliche Zeitaufwand für Kinderbetreuung liegt, wenn nur diejenigen Väter berücksichtigt werden, die tatsächlich Kinderbetreuung ausüben, bei etwa 65 Minuten während der Woche, am Samstag bei 78 Minuten, am Sonntag sogar bei 87 Minuten. Döge, Peter: Männer – Paschas und Nestflüchter? Zeitverwendung von Männern in der Bundesrepublik Deutschland, Leverkusen-Opladen 2006, 60 ff., s. auch: Döge, Peter/Volz, Rainer: Männer – weder Paschas noch Nestflüchter. Aspekte der Zeitverwendung von Männern nach den Daten der Zeitbudgetstudie 2001/2002 des Statistischen Bundesamtes, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B46/2004, 13–23.

74 An dieser Stelle ist zu berücksichtigen, dass in Interviews angegebene Schätzwerte hinsichtlich des Zeitumfangs von Hausarbeit um etwa eine Dreiviertelstunde pro Tag von Tagebucheinträgen abweichen. Die Schätzwerte liegen insbesondere bei Frauen bei denjenigen Tätigkeiten höher, für die Frauen in der Regel im Haushalt zuständig sind. Am größten ist die Differenz zwischen den Geschlechtern bei den sogenannten alltäglichen Routinearbeiten (Schulz, Florian/Grunow, Daniele: Tagebuch versus Zeitschätzung. Ein Vergleich zweier unterschiedlicher Methoden zur Messung der Zeitverwendung für Hausarbeit, Zeitschrift für Familienforschung Heft 1/2007, 106–128). Auf eine ähnliche Situation weist Farrell für die USA hin: „Women report three times as much child care as they themselves record in the more accurate diaries. In contrast, men report only half as much time spent on home repairs and alterations as they actually do“. Farrell, Warren: Women can't hear what men don't say. Destroying myths, creating love, New York 2000, 115.

Abbildung 53: Tätigkeiten der Männer mit Kindern 1998 und 2008

Zudem machen Frauen 2008 nach wie vor deutlich mehr mit Kindern als Männer.⁷⁵ Einzige Ausnahme: Sport treiben. Beim Spielen⁷⁶ und beim Spaziergehen können die Männer mit den Frauen mithalten, nicht aber, wenn es um das Hegen und Pflegen geht: kuscheln, trösten, ins Bett bringen, bei Krankheit pflegen, waschen, aufs Klo setzen.⁷⁷

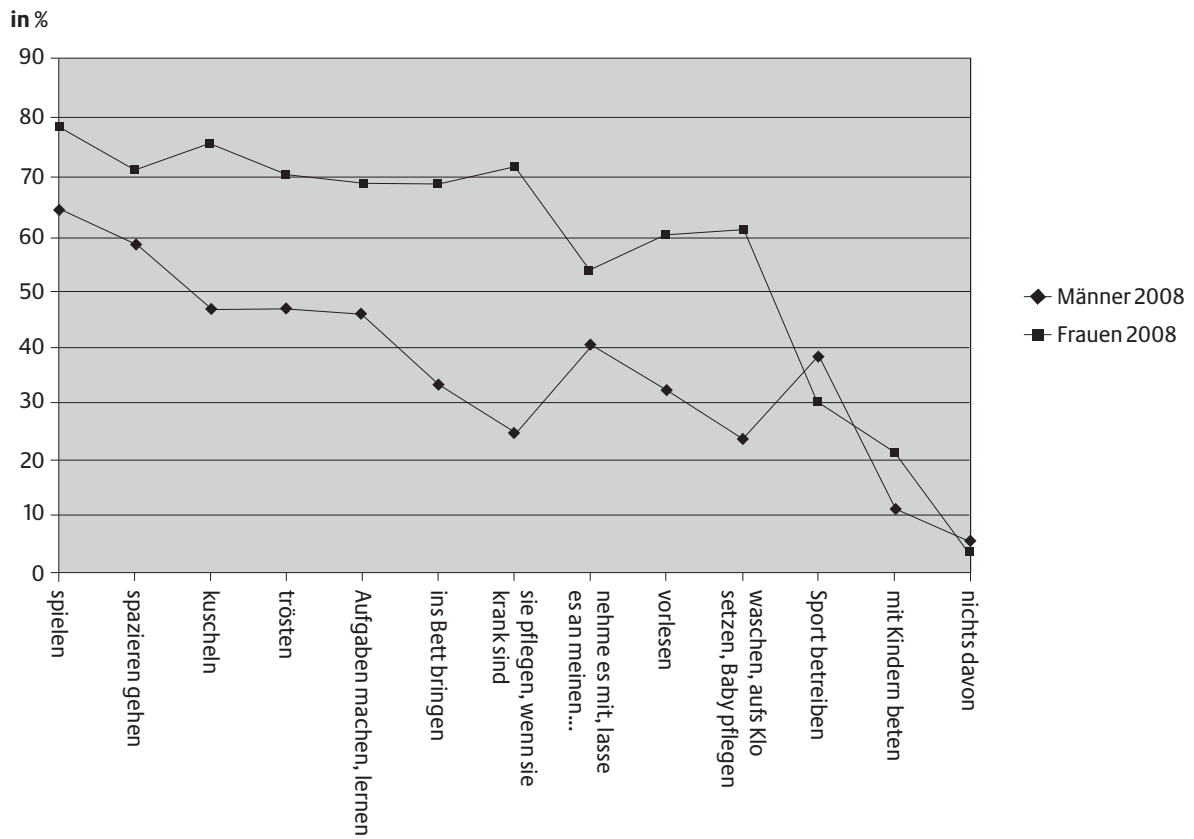
Ein Viertel der Frauen (22%) betet mit den Kindern. Unter den Männern ist es einer unter zehn (12%).

75 „Mütter investieren durchschnittlich 77% ihrer Gesamtarbeitszeit in unbezahlte Tätigkeiten in Familie und Haushalt, bei den Vätern liegt der entsprechende Anteil wegen der Konzentration auf die Berufsausübung nur bei 38%.“ Mühling, Tanja: Wie verbringen Väter ihre Zeit? – Männer zwischen „Zeitnot“ und „Qualitätszeit“, in: Mühling, Tanja/Rost, Harald (Hrsg.): Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung, Opladen & Farmington Hills 2007, 115–160, hier 122. Dabei ist allerdings zu beachten, dass 76% aller Lebensgemeinschaften in Deutschland für eine gemeinsame Haushaltskasse wirtschaften, bei verheirateten Paaren liegt dieser Wert bei 81% (Deutscher Sparkassen- und Giroverband: Repräsentative Umfrage: „Finanzverhalten in Paarbeziehungen“, Mölln 2008). Vor diesem Hintergrund könnte männliches Engagement in der Erwerbsarbeit auch als eine Form der männlichen Vor- und Fürsorge interpretiert werden. Eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Haushalt stellt per se noch keineswegs ein geschlechtshierarchisches Arrangement dar (besonders eindrücklich dargestellt bei: Frerichs, Petra/Steinrücke, Margareta: Kochen – ein männliches Spiel? Die Küche als geschlechts- und klassenstrukturierter Raum, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis, Frankfurt am Main 1997, 231–255; s. auch: Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter: Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich, Konstanz 1999).

76 Psychoanalytisch lässt sich das so interpretieren: „Spiel ist für den Mann vornehmlich kulturell verwandelte Aggression. Wie im Beruf, insbesondere bei handwerklichen Tätigkeiten, oder im Sport wird auch im Spiel mit den Kindern das überschüssige Triebpotenzial in eine sozial adaptierte, lustvolle Aktionsform eingebunden. Indem sich der Vater mit den Spielwünschen des Kindes identifiziert, kann er sein latentes Aggressionsbedürfnis ‚spielerisch‘ umsetzen und damit für sich selbst und seine Umwelt gefahrlos machen.“ Petri, Horst: Väter sind anders. Die Bedeutung der Vaterrolle für den Mann, Stuttgart 2004, 75. Das schmälert nicht die Bedeutung dieses väterlichen Beitrags für das Familienleben. Die Lebenskunst besteht ja darin, wo immer möglich, notwendig zu tuende Aufgaben und emotional wohltuende Aspekte miteinander zu verbinden.

77 Könnte der Grund darin liegen? „Sowohl auf Seiten der Beforschten als auch der Forscher scheint ‚Väterlichkeit‘, wenn sie als eine fürsorglich emotionale und körperliche Zuwendung zu Kindern gedacht wird, aus dem Bestimmungshorizont von ‚Männlichkeit‘ herauszufallen oder mit ‚Männlichkeit‘ in Konflikt zu geraten. Anders gesagt: Eher weiblich konnotierte Eigenschaften wie Emotionalität, Fürsorglichkeit, Verletzlichkeit sind mit ‚Männlichkeit‘ scheinbar nur schwer zu vereinbaren und werden deshalb ausgeblendet.“ Wolde, Anja: Väter im Aufbruch? Deutungsmuster von Väterlichkeit und Männlichkeit im Kontext von Väterinitiativen, Wiesbaden 2007, 48.

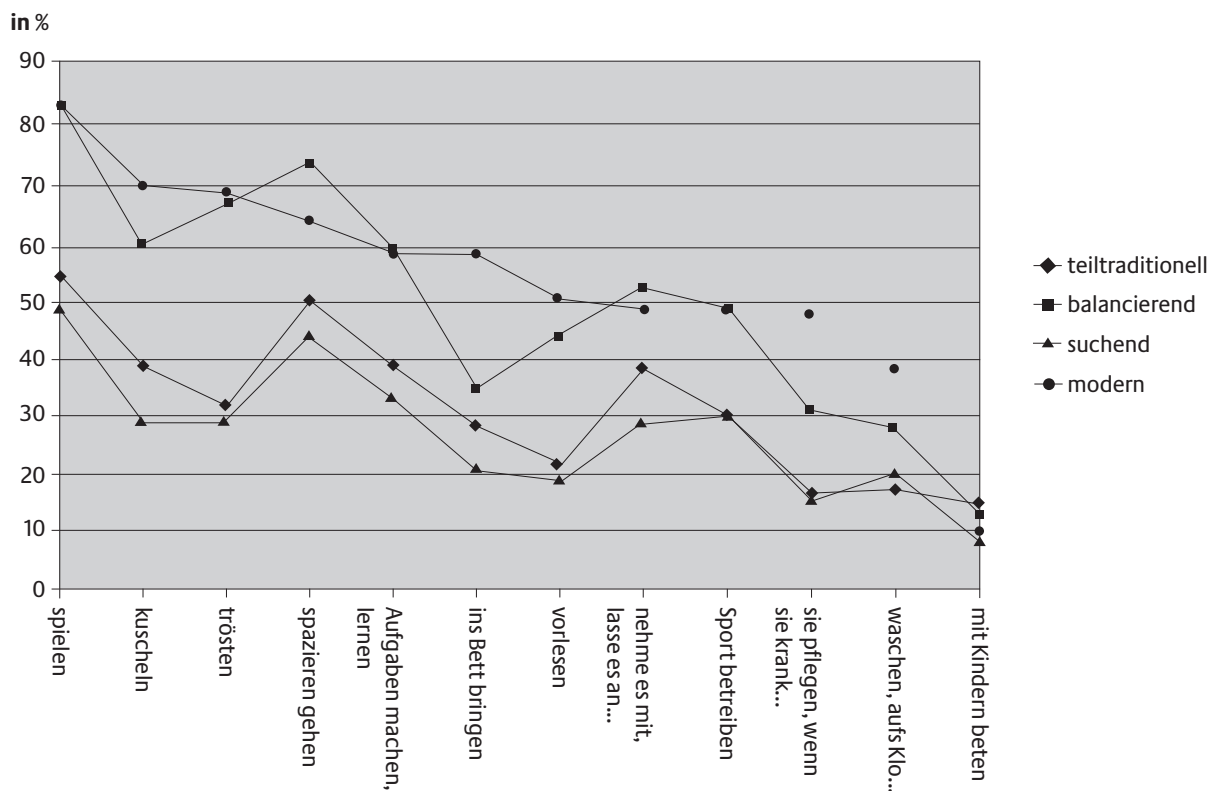
Abbildung 54: Frauen machen deutlich mehr mit Kindern als Männer.



Männer und Frauen 2008

Und die modernen Männer? Sind sie mehr mit ihren Kindern zusammen?

Abbildung 55: Moderne Männer machen viel mit ihren Kindern.



Männer 2008

Moderne Männer haben (mit der Ausnahme „mit Kindern beten“) überall überdurchschnittliche Werte. Dies ist auch bei jenen Tätigkeiten der Fall, die sonst eher bei Frauen angesiedelt sind: wie Kuscheln, Trösten, Ins-Bett-Bringen. Moderne Männer haben sich somit in ihrem Tätigkeitsprofil mit Kindern den modernen Frauen angenähert. Sie leben also jene Ansicht, die sie mehr als andere Männer für richtig halten: „*Väter können ebenso wie Mütter ihre Kinder lieben und pflegen.*“⁷⁸

Zwischen den teiltraditionellen Männern und teiltraditionellen Frauen ist hingegen auch heute noch der Unterschied deutlich stärker ausgeprägt, und das nicht zuletzt in der alltäglichen Praxis. Wenn Kinder krank sind, wird von den Teiltraditionellen dafür faktisch die Mutter zuständig gehalten. Die einzige Ausnahme: Sport treiben; aber auch das macht nur ein Drittel der teiltraditionellen Männer.

Teiltraditionelle Frauen beten mit 31% auch überdurchschnittlich häufig mit den Kindern – was bei den modernen Frauen wie bei den Männern insgesamt kaum der Fall ist.

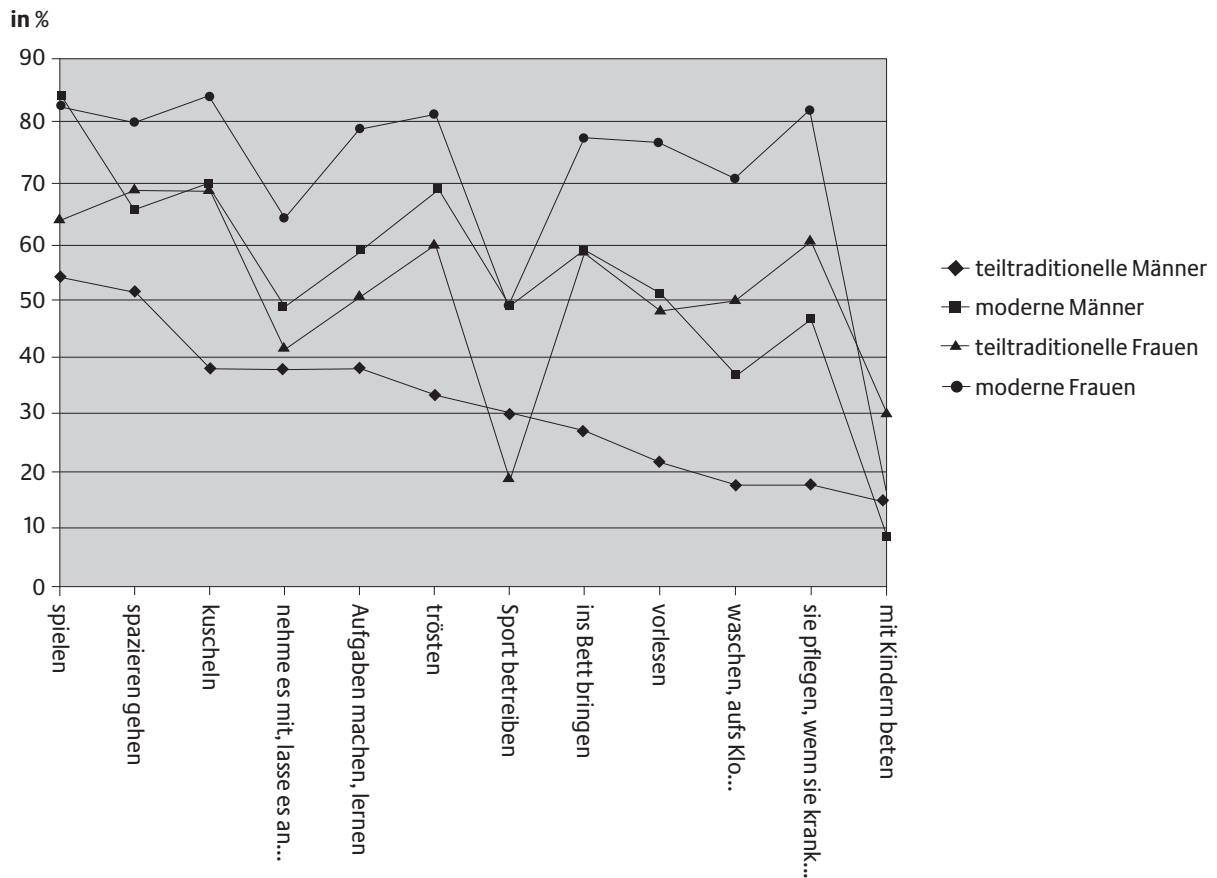
Wir vermerken hier schon, dass Männer nicht alle Tätigkeiten in gleicher Häufigkeit machen. Es gibt offensichtlich Tätigkeiten, die ihnen mehr liegen bzw. die ihnen von den Partnerinnen eher zugeschrieben werden. Selbst wenn es Tätigkeiten mit Kindern sind, die sich Männer mit Frauen teilen, machen Männer sie anders. Machen sie sie unter dem Strich weniger „zufriedenstellend“? Die tiefenpsychologischen Überlegungen von Horst Petri scheinen das nahezu legen: „Gesellschaftlich gesehen, mögen Väter bereit sein, sich die Fertigkeiten der frühen Babypflege anzueignen, aber emotional werden sie sich wohl kaum jemals in gleicher Weise mit ihnen identifizieren können wie die Mütter. Daher der bekannte und von Frauen beklagte Widerspruch, dass auch die ‚Neuen Väter‘ zwar ein Ideal der Aufgabenverteilung in der Frühversorgung des Säuglings vertreten, das sie in der Realität aber nicht annähernd einlösen. Der Widerspruch dürfte weniger mit einer bewussten Weigerung als vielmehr mit einer geringer entwickelten Regressionsfähigkeit und -neigung zusammenhängen. Schließlich mussten sie in Ururzeiten immer sprunghaft sein, zur Aktion fähig, zum Kampf bereit, um Mutter und Kind vor Feinden zu schützen.“⁷⁹ Andererseits deuten empirische Erhebungen darauf hin, dass Mütter unbewusst ihre Form der Zuwendung zum (Klein-)Kind als die einzig mögliche und angemessene definieren und die männliche Form als „unzureichend“, „unangemessen“ oder sonst wie defizitär definieren.⁸⁰

78 Die volle Zustimmung zu dieser Aussage liegt bei den teiltraditionellen Männern bei 38% (teiltraditionelle Frauen 49%), bei den modernen Männern bei 81% (moderne Frauen 80%). In den letzten Jahren sind diese Werte bei allen angestiegen.

79 Petri, Horst: Väter sind anders. Die Bedeutung der Vaterrolle für den Mann, Stuttgart 2004, 73.

80 Vgl. Volz, Rainer: Väter zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Zur Beharrlichkeit traditioneller Geschlechterbilder, in: Mühling, Tanja/Rost, Harald (Hrsg.): Väter, 205–224, hier 215–217.

Abbildung 56: Moderne Männer und moderne Frauen haben sich einander angenähert, was Tätigkeiten mit Kindern betrifft.



Männer und Frauen 2008

Es fällt auf, dass auch die balancierenden Männer den modernen nur wenig nachstehen. Hingegen konzentrieren sich die Teiltraditionellen (und mit ihnen die Suchenden) auf das Spielen und Spaziergehen.

Es scheint in dieser Hinsicht also eine Zweiteilung der Männer zu geben: Männer, die nur wenige Tätigkeiten mit Kindern machen, und andere, die in großer Breite mit ihren Kindern tätig sind.

Tabelle 24: Was Väter und Mütter mit Kindern tun (nach Geschlechtern und Geschlechtstypen)

		spielen	Sport betreiben	spazieren gehen	Aufgaben machen, lernen	waschen, aufs Klo setzen, Baby pflegen	ins Bett bringen	mit Kindern beten	sie pflegen, wenn sie krank sind	trösten	kuscheln	vorlesen	nehme es mit, lasse es an meinen Unternehmungen teilhaben	Summe
Männer	teiltraditionell	55%	30%	53%	37%	17%	27%	15%	16%	34%	37%	23%	37%	381%
	balancierend	84%	47%	75%	60%	26%	35%	13%	31%	66%	61%	44%	54%	597%
	suchend	48%	31%	45%	34%	21%	22%	7%	16%	28%	28%	18%	28%	327%
	modern	84%	48%	65%	58%	36%	58%	9%	46%	68%	70%	52%	48%	645%
	alle	66%	38%	59%	46%	24%	33%	12%	25%	47%	47%	32%	41%	469%
Frauen	teiltraditionell	66%	18%	69%	52%	50%	57%	31%	62%	61%	67%	47%	43%	622%
	balancierend	86%	28%	80%	77%	69%	74%	25%	80%	76%	82%	65%	63%	806%
	suchend	61%	20%	51%	47%	47%	50%	20%	55%	52%	58%	43%	35%	539%
	modern	84%	49%	79%	78%	71%	76%	16%	84%	82%	84%	76%	64%	844%
	alle	78%	31%	72%	68%	63%	67%	22%	73%	71%	76%	61%	55%	737%
alle		72%	34%	66%	58%	45%	52%	18%	52%	60%	63%	48%	49%	618%

Männer und Frauen 2008

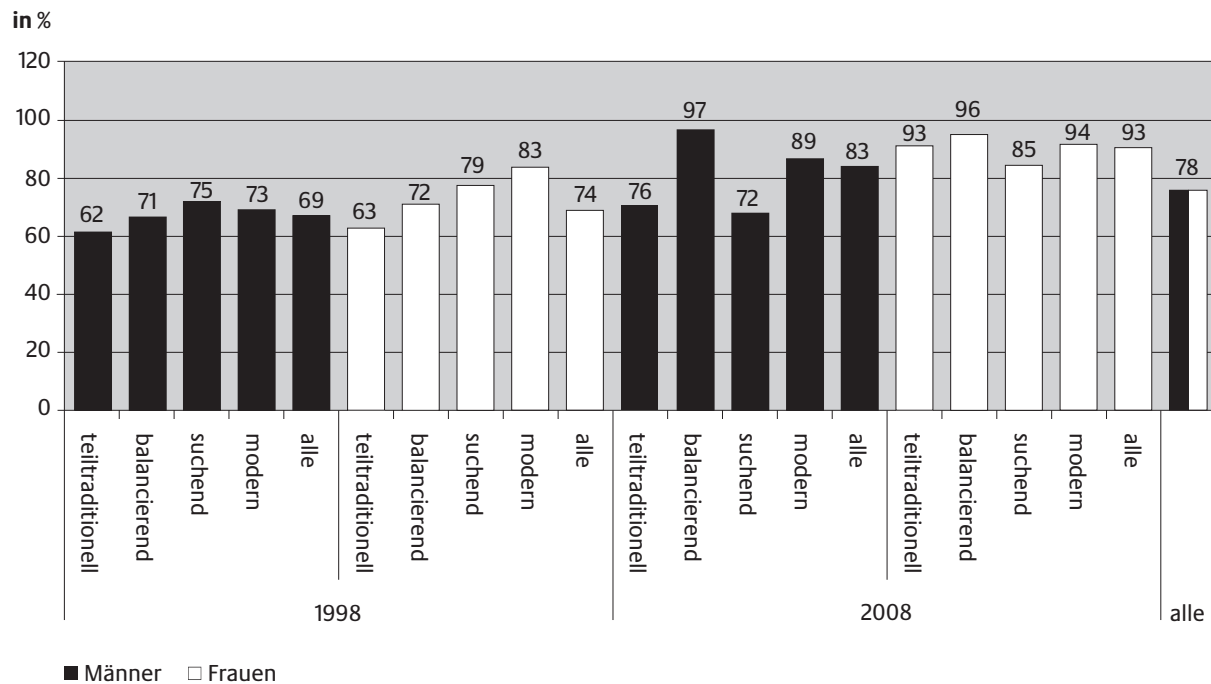
Hier noch ein wertvolles Detail der Studie. Es war in früheren Zeiten mit den bäuerlichen und handwerklichen Berufen selbstverständlich, dass Kinder ihren Vater bei seiner Arbeit beobachten konnten und helfend spielerisch mitlernten. Heute sind Wohn- und Arbeitswelt beim Großteil der Väter getrennt. Bekommen Kinder heutzutage von der beruflichen Tätigkeit ihres Vaters etwas mit? Wir haben danach gefragt:

Abbildung 57: Wissen Ihre Kinder ungefähr, worum es in Ihrem Beruf geht und was Sie arbeiten, oder sprechen Sie eher nicht mit ihnen darüber?

I wissen ungefähr Bescheid

I spreche eher nicht mit ihnen darüber

I weiß nicht/keine Angabe



Männer und Frauen 1998/2008

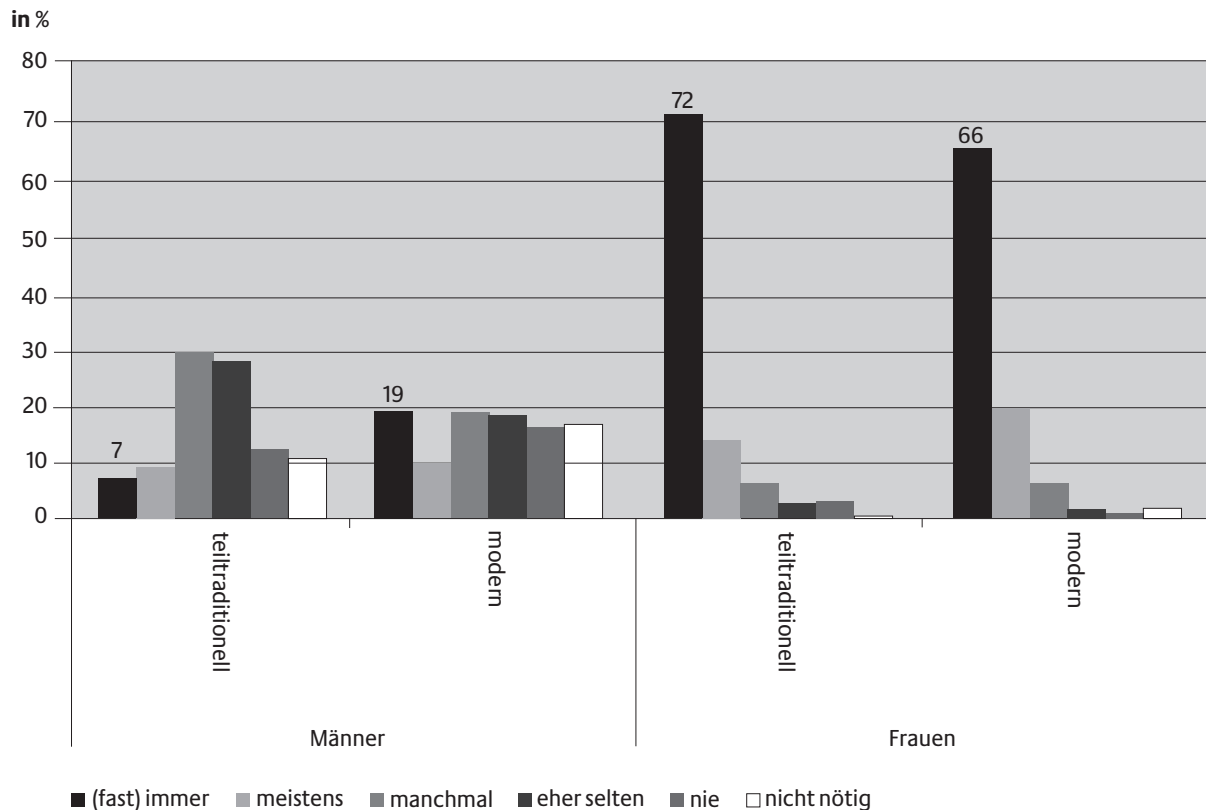
Die Informiertheit der Kinder über die elterliche Berufstätigkeit hat zugenommen. Bei den Männern des Jahres 1998 sagten 69%, die Kinder wüssten ungefähr Bescheid. Bei den Männern des Jahres 2008 sagten dies 83%.

Die folgende Frage bringt geschlechterpolitische Ernüchterung. Zeigt sich doch, dass selbst bei modernen Männern die Bereitschaft zu mehr Präsenz bei den Kindern und im familialen Lebensraum insgesamt zwar rhetorisch fest behauptet wird. Im konkreten Fall der Krankheit eines Kindes aber sind es faktisch die Frauen, die dann daheimbleiben. Mach(t)en dies 72% der Frauen, sind es unter den Männern bescheidene 7%. Auch die 19% unter den modernen Männern hinken weit hinter den 66% der modernen Frauen nach. 11% der Männer (17% der modernen Männer) haben sich der Antwortmöglichkeit „nicht nötig“ zugeordnet. Bei den Frauen sind es lediglich 1–3%.

Es ist nicht einfach, diese Zahlen zu deuten. Handelt es sich um männliche Unwilligkeit? Haben sie es schwerer, sich aus ihrer zumeist vollzeitberuflichen Arbeit zu lösen als eher Teilzeit arbeitende Frauen? Ist der berufliche Leistungsdruck unter Männern höher?⁸¹ Oder ist es für kranke Kinder besser, wenn sie in der Bedrängnis der Krankheit die „Urgeborgenheit“ mütterlicher Liebe erfahren?

⁸¹ Auf einer zehnteiligen Skala (1 = sehr hoher Leistungsdruck, 10 = gar keiner) haben Frauen bei der Frage „Gibt es für Sie in Ihrem Beruf hohen Leistungsdruck?“ einen Mittelwert von 6,21, Männer von 4,97. Männer stehen also im Schnitt beruflich mehr unter Druck. Das gilt besonders für die Modernen (Männer 4,23, Frauen 4,20). Moderne Frauen sind (unter den Frauen) beruflich am meisten gestresst.

Abbildung 58: Wenn Ihre Kinder krank sind (bzw. krank waren), sind Sie dann bei ihnen zu Hause geblieben?

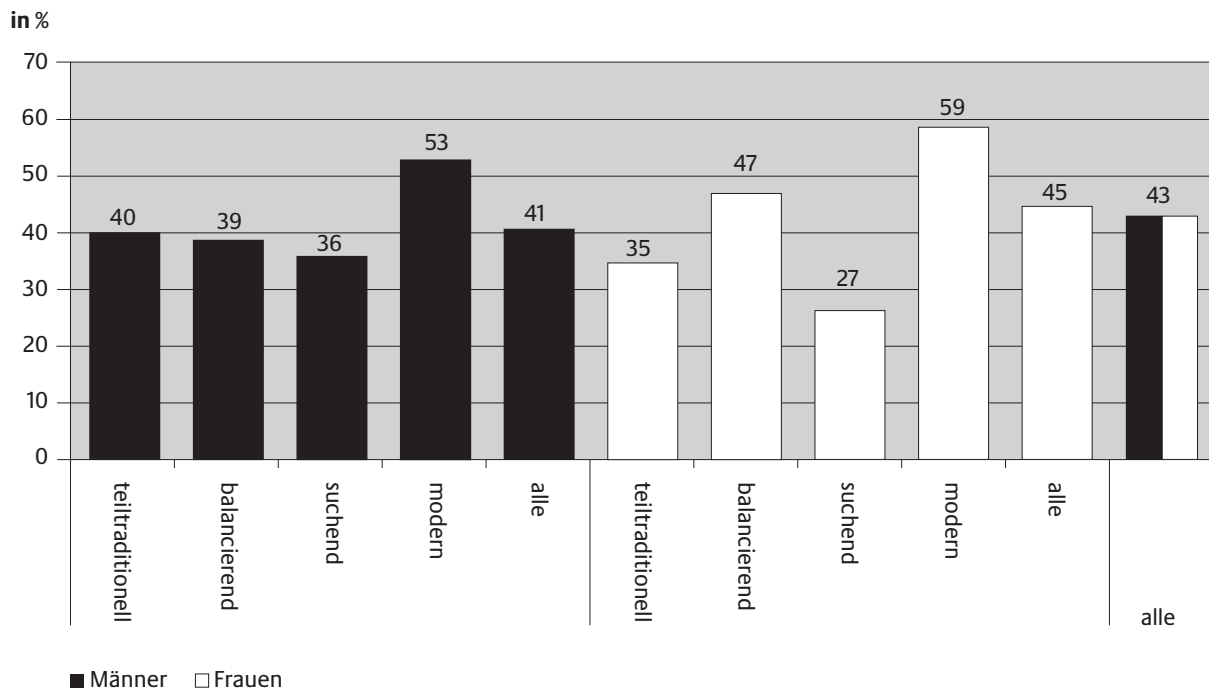


Männer und Frauen 2008

Unter der Voraussetzung, dass es, grob gesprochen, eine Entwicklung von den Teiltraditionellen zu den Modernen gibt, steht es gut um die Kinder: Sie haben eher Väter, die sich mit ihnen zusammenschließen. Das ist auch entwicklungspsychologisch zu begrüßen. Denn Kinder haben die Chance, im familialen Lebensraum die Begegnung mit beiden Geschlechtern zu erlernen. Dem entspricht, dass es lediglich eine Minderheit unter den Befragten gutheißt, „wenn eine Frau ein Kind haben will, ohne in einer festen Beziehung zu einem Mann zu leben“. Diese Ansicht gilt als modern. Teiltraditionelle (Männer wie Frauen) teilen sie weit weniger. Einerseits ist sie ein Hinweis auf einen Abbau von Diskriminierung gegenüber Alleinerziehenden. Andererseits wirft die wachsende Zustimmung zu dieser Aussage auch entwicklungspsychologische Fragen auf. Es könnte sein, dass der Diskriminierungsabbau der Entwicklung von Kindern nicht unbedingt guttut. Die Kunst bestünde darin, beides gleichzeitig zu fördern. Für Alleinerziehende entsteht daraus die Frage, wie sie es denn ermöglichen können, dass ihre Kinder in einen intensiven Austausch mit einem „familialen Mann“ treten könnten – in der Verwandtschaft, in Kindergärten, in Grundschulen.⁸²

⁸² „In den neuen Bundesländern ist fast das gesamte Lehrpersonal an Grundschulen weiblich. Jungen Männern fehlt es hier offenbar an positiven männlichen Vorbildern. Hinzu kommt, dass auch der Anteil alleinerziehender Mütter in den neuen Bundesländern besonders hoch liegt.“ Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung: Not am Mann. Von Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht? Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen Abstiegsregionen der neuen Bundesländer, Berlin 2007, 7.

Abbildung 59: Ich heiße es gut, wenn eine Frau ein Kind haben will, ohne in einer festen Beziehung zu einem Mann zu leben.



Männer und Frauen 2008

Das Fehlen der Väter wurde ja oftmals beklagt.⁸³ Theoretisch besehen zu Recht. Denn die Aufgabe von Vätern ist nicht nur die Unterstützung der Mutter in der Zeit der Schwangerschaft und der postnatalen Phase. Vielmehr kommt dazu, dass der Vater als einer der ersten signifikanten Anderen bzw. der erste signifikante Andere die extra-uterale (zum Überleben notwendige) Symbiose des Kindes mit der Mutter weitet. Er kommt in dieser Zeit gleichsam als der „die Symbiose störende Dritte“⁸⁴ dazu. „Wenn das Kind durch die Ablösung von der Mutter in eine Krise gerät, bietet der Vater als weniger ambivalent besetztes Objekt den notwendigen Halt. Seine zentrale Funktion in dieser Zeit liegt darin, durch seine Präsenz die Trennungsängste des Kindes zu mildern und ihm dadurch zu helfen, die Symbiosewünsche mit der Mutter aufgeben zu können ... Erst die Identifizierung auch mit dem Vater ermöglicht dem Kind, seine Ambivalenz zur Mutter aufzulösen.“⁸⁵

83 Neuestens: „... den Jungen fehlt oftmals der Vater als Vorbild, und die Mütter können sich nicht adäquat in das Gefühlsleben ihrer Söhne hineinversetzen. Die Folge: Die Jungen fühlen sich allein gelassen und leiden oftmals unter mangelndem Selbstbewusstsein.“ Beuster, Frank: Die Jungenskatastrophe. Das überforderte Geschlecht, Reinbek 2007.

84 „Die Wichtigkeit des Vaters beruht (psychoanalytisch gesehen) auf der durch ihn vermittelten bzw. durch ihn erlebbar gemachten Triangulierung der ödipalen Konstellation, der Identitätsbildung und auf den durch ihn vermittelten äußeren Anforderungen von Umwelt und Kultur.“ Schulz, Hermann: Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration, Bonn 2005, 120.

85 Petri, Horst: Triade Vater-Mutter-Kind. Zur Psychoanalyse des Vater-Mutter-Kind Dreiecks, in: Madjera, Marion: Erste Europäische Väterkonferenz: 15. und 16. September 2004, hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung, Wien 2004, 104f.

Für die Entwicklung von Eigenständigkeit, Ich-Stärke und Daseinskompetenz ist diese Auseinandersetzung mit Vätern unentbehrlich⁸⁶ und kaum zu ersetzen.⁸⁷

Gelingt diese Entwicklung nicht, dann kann das zu lebenslanger „Oralität“ mit der Folge von dauerhafter eingeschränkter Daseinskompetenz führen.⁸⁸

Eine solche „Oralität“ ist zwar für eine Konsumgesellschaft nützlich (weil orale Menschen das Kaufen als eine Art oraler Befriedigung nutzen), aber es trägt auch zur Ausbildung von Süchten bei. Möglich ist es auch, dass solche Personen ein Leben lang die Mutter suchen: Männer auch in der Gestalt der Partnerin/Ehefrau. Vielleicht ist das der harte Kern der These von Wilfried Wieck⁸⁹, dass Männer lieben lassen, also das Lieben an Frauen delegiert haben.

Solche Überlegungen dienen nicht dazu, die erzieherischen Leistungen von Frauen zu schmälern, schon gar nicht, wenn sie alleinerziehend sind.⁹⁰ Aber gerade dann, wenn sie zum Alleinerziehen genötigt sind, ist es angebracht, für das Kind männliche Bezugspersonen zu finden: allen voran den Kindesvater (weil die Elternschaft bei einer Trennung die Partnerschaft grundsätzlich überdauert), aber auch Kindergärten mit Erziehern, Tagesväter statt Tagesmütter, Leihopas oder Grundschulen mit Lehrern. Dass Kindergärtner und Grundschullehrer eine Rarität sind, erleichtert alleinerziehenden Frauen diese Aufgabe nicht. Vielleicht wäre hier auch eine neuartige Aufgabe von professionell geführten⁹¹ Kirchengemeinden und gemeinnützigen Einrichtungen (Kinderorganisationen aller Art) zu sehen, dass heranwachsende Kinder von alleinerziehenden Müttern mit Gruppenleitern zu tun bekommen, die den fehlenden Vater ansatzweise ersetzen können. Auch Pastoren und Priester und mit ihnen ehrenamtliche Männer könnten hierin eine Aufgabe erblicken.

Was diese Überlegungen für den Wunsch gleichgeschlechtlicher Paare bedeutet, kann hier nicht weiter verfolgt werden.⁹²

86 „Der väterliche Aspekt stellt ganz sicherlich eine Ergänzung zu den mütterlichen Aspekten dar und ist im Endeffekt aus der Perspektive des Kindes tatsächlich eine Bereicherung. Auch systematisch betrachtet ist es wichtig, dass die Kinder sich in unterschiedlichen Beziehungskontexten erleben und von Anfang an lernen, sich in unterschiedlichen Dyaden zu bewegen. Man sollte das väterliche Engagement, die besonderen Aspekte des Vaters mit Kindern umzugehen, in seiner Einzigartigkeit betrachten und nicht immer automatisch in Relation zum mütterlichen Engagement sehen.“ Werneck, Harald: Kinder brauchen Väter. Väter brauchen Kinder, in: Dokumentation der Fachtagung „Männer zwischen Beruf und Familie“, Wien 2004, 23.

87 „Die mangelnde Präsenz des Vaters führt besonders zu Benachteiligungen der Söhne. Die Mädchen erleben eine grundlegende Sicherheit durch die Geschlechtsidentität mit der Mutter, die Burschen erleben – zumindest in ihrem männlichen Anteil – ein emotionales Getrenntsein von der Mutter. Verstärkt wird diese Dynamik, wenn die Mutter kein positives Bild vom Vater bzw. vom Mann im Allgemeinen hat. Dieses innere Distanzgefühl führt später einerseits zu unruhigem und aggressivem Verhalten und andererseits zu einem illusionären Ideal narzisstischer Unabhängigkeit der Burschen.“ Tüchler, Wolfgang: „Oh... Männer sind so verletzlich“. Rezension über: Frank Damasch (Hrsg.): Jungen in der Krise. Das schwache Geschlecht? Psychoanalytische Überlegungen, Frankfurt am Main 2008, in: tools 01/2008: Österreichische Fachzeitschrift für Erwachsenenbildung: Väter zwischen Vaterglück und Vaterwunde, 24.

88 „Die lang anhaltende bzw. dauerhafte väterliche Abwesenheit in der Kindheit bedingt dann eine eingeengte und verunsicherte Identität, wenn keine weiteren befriedigenden Beziehungen zu einem anderen Mann (z. B. älterer Bruder, Onkel, Stiefvater oder Großvater) möglich wurden. Entsprechend resultieren daraus Bindungs- und Beziehungsstörungen.“ Radebold, Hartmut: Abwesende Väter – Fakten und Forschungsergebnisse, in: Schulz, Hermann: Söhne ohne Väter, Erfahrungen der Kriegsgeneration, Bonn 2005, 118.

89 Wieck, Wilfried: Männer lassen lieben, Frankfurt 1992.

90 Das gilt umgekehrt auch für alleinerziehende Väter: Mühling, Tanja/Rost, Harald (Hrsg.): Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung, Opladen & Farmington Hills 2007.

91 Solche reflektierte Professionalität ist auf dem Hintergrund der Pädophilie, die sich weit in die Religionsgemeinschaften – aber eben nicht nur in diese – ausgebreitet hat, ausdrücklich festzuhalten. Arbeit mit Kindern ist immer Arbeit in Nähe, damit emotional aufgeladen. Wem Kinder anvertraut werden, muss daher seine eigenen emotionalen und sexuellen Bedürfnisse kennen und kultivieren lernen. Balintgruppen wären angebracht. All das gilt aber nicht zuletzt auch für die leiblichen Väter.

92 Es sei hypothetisch so viel vermerkt, dass idealtypisch (das reine Ideal ist freilich immer selten anzutreffen) Kinder dann am besten gedeihen, wenn sie die Auseinandersetzung mit beiden Geschlechtern möglichst früh und nah (also im familialen Umfeld) erleben. Es könnte gemutmaßt werden: „Wenn ... der Vater in der Familie fehlt, fehlt ein entscheidender Baustein für die seelische Gesundheit der Kinder, hier speziell der Söhne, der nicht durch die Mutter noch durch irgendeine andere Frau ersetzt werden kann. Somit ist auch das Adoptionsrecht von homosexuellen Paaren, seien es Frauen oder auch Männer, kritisch zu hinterfragen, denn auch die Mutter kann durch einen Mann nicht ersetzt werden.“ Eifler, Stefan: Das Problem der Vaterentbehrung. Möglichkeiten der Prävention und Kompensation, Saarbrücken 2007, 85. Ob die Erfahrung von „Vater“ und „Mutter“ so stringent vom biologischen Geschlecht („sex“) der Elternpersonen abhängt, wie Eifler nahelegt, bedarf präziserer Überprüfungen und Forschungen.

Was hier zählt, ist nicht das pädagogische Talent, sondern der ganzheitlich wahrgenommene Mann/Vater. Dass dies angesichts der zunehmenden Labilität dieser familialen „Räume, geprägt von Stabilität und Liebe“ nicht immer der Fall ist, dass nicht wenige leibliche Väter und manchmal auch Mütter diese Konstellation erschweren, ist eine Tatsache. Aber deren Lösung kann nur im Blick auf das Kindeswohl geschehen. Kinder zur eigenen Selbstverwirklichung zu verzwecken, widerspricht jener Menschenwürde, die auch den immer eigenständigen Kindern eignet.

Kurzum: „Beide Elternteile haben ihre eigenständige Bedeutung. Sie sind eigenständig, die Väterlichkeit und die Mütterlichkeit, und als solche sind sie wichtige Erfahrungen für die Kinder. Fehlt dem Kind die mütterliche Erfahrung, so ist das von Nachteil und lebenserschwerend; fehlt dem Kind die väterliche Erfahrung, ist es erschwerend benachteiligt.“⁹³

Das Fehlen der Väter tritt oft durch Trennung und Scheidung auf: Am nachteiligsten wirkt sich die Vaterabwesenheit auf das Kind aus, „wenn sie durch Trennung oder Scheidung der Eltern geschieht, da es in diesen Fällen im Vorfeld zu lang anhaltenden Spannungen kommt. Am stärksten negativ wirkt sich dabei eine Scheidung vor dem dritten Lebensjahr aus, wohingegen sich der Tod des Vaters vor allem bei sechs- bis neunjährigen Jungen in negativer Weise zeigt ... Je früher die Abwesenheit des Vaters, desto negativer die Folgen für das Kind. Dieses Ergebnis wurde jedoch oft nicht im Falle seines Todes bestätigt, sondern lediglich bei vorliegender Trennung oder Scheidung der Eltern.“⁹⁴

„Der Verlust des Vaters kann kaum jemals voll ersetzt werden, weder durch Mütter noch durch Stiefväter, Ersatzväter, Verwandtschaft oder Freunde. Der Grund hierfür ... liegt nicht nur in den konkreten Funktionen des Vaters für die psychosexuelle Entwicklung des Kindes, sondern vielleicht noch stärker in der symbolischen Vater-Repräsentanz, die als archetypische Vater-Imago im Inneren gespeichert wird und die für die Ganzheit der Person steht. Aus ihr speist sich die ewige Sehnsucht nach Materialisierung in Gestalt einer realen Vaterperson. Wenn die Einheit von innerem und äußerem Vaterbild, wie bei der Vaterentbehnung, zerbricht, geht das Gefühl für die eigene Ganzheit verloren.“⁹⁵

5.6.3 Eigene Vatererfahrung

Es gibt zwei Möglichkeiten für Väter: Entweder realisieren sie ihre Vaterrolle gegenüber ihren Kindern so, wie sie es selbst in ihrer eigenen Kindheit erlebt haben. Oder sie sagen: Ich mache es anders – vielleicht sogar besser? So werfen wir einen Blick auf die Vatererfahrungen heutiger Männer. Zum Vergleich ziehen wir auch die Muttererfahrung heran.

Spielt es dabei auch eine Rolle, ob jemand eine glückliche Kindheit verbracht hat und wer ihn, rückblickend gesehen, in der Erziehung am meisten beeinflusst hat?

93 Amendt, Gerhard: Welche Auswirkungen hat die Scheidung auf die männliche Identität? Was ändert sich dabei in Bezug auf das Familiensystem und die Vaterschaft?, in: Schirnböck-Madjera, Marion: Erste Europäische Väterkonferenz, Wien 2004, 71.

94 a. a. O., 67. – Dazu auch: Tazi-Preve, Mariam Irene: Väter im Abseits. Zum Kontaktabbruch der Vater-Kind-Beziehung nach Scheidung und Trennung, Wiesbaden 2007.

95 Petri, Horst: Das Drama der Vaterentbehnung. Chaos der Gefühle – Kräfte der Heilung, Freiburg 2006, 206.

Tabelle 25: Wie würden Sie Ihre Kindheit einschätzen? Sagen Sie mir bitte anhand dieser Skala, wie Sie Ihre Kindheit erlebt haben.

		sehr glücklich	2	3	4	sehr unglücklich
Männer	teiltraditionell	24%	34%	29%	8%	4%
	balancierend	25%	48%	22%	3%	1%
	suchend	23%	31%	22%	8%	16%
	modern	31%	46%	14%	6%	2%
	alle	26%	39%	22%	6%	7%
Frauen	teiltraditionell	31%	34%	29%	4%	2%
	balancierend	32%	33%	27%	7%	1%
	suchend	27%	25%	24%	13%	11%
	modern	30%	32%	29%	7%	1%
	alle	30%	31%	28%	8%	3%
alle	28%	35%	25%	7%	5%	

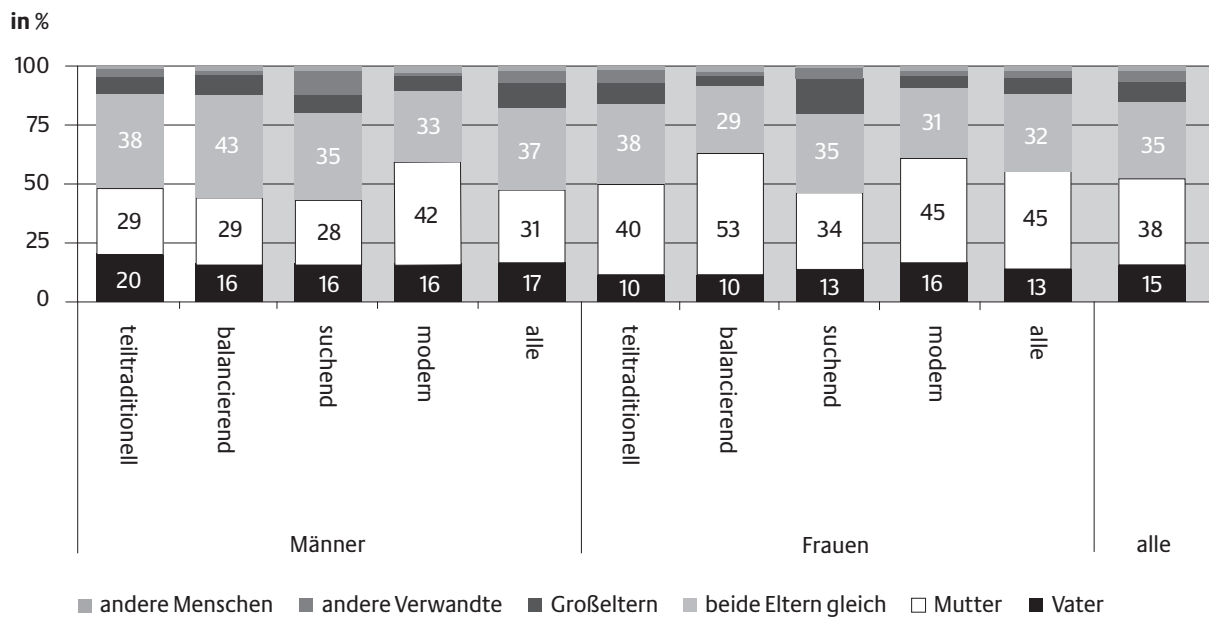
Männer und Frauen 2008

26% der befragten Männer hatten eine sehr glückliche Kindheit. Bei den Frauen sind es 30%. Unter den teiltraditionellen Männern (24%) sind etwas weniger mit einer glücklichen Kindheit als unter den modernen Männern (31%). Ein Drittel sehr glückliche Kinder – das ist nicht gerade viel. Etwas günstiger stellt sich die Lage dar, wenn man die zweite Stufe der Skala dazurechnet: Knapp zwei Drittel der Männer und Frauen haben dann eine „glückliche“ Kindheit verbracht (Männer: 65%, Frauen: 61%). Die Suchenden, Männer wie Frauen, haben doppelt so oft wie der Durchschnitt eine „unglückliche“ Kindheit verbracht (Skalenwerte 4 + 5 = „sehr unglücklich“ plus „unglücklich“): rund ein Viertel (Männer wie Frauen: jeweils 24%, Durchschnitt Männer: 13%, Durchschnitt Frauen: 11%); 16% der Männer und 11% der Frauen geben eine „sehr unglückliche“ Kindheit an.

35% aller Deutschen meinen, dass beide – Vater und Mutter – sie in ihrer Erziehung am meisten beeinflusst haben. 38% nennen die Mutter allein, 15% den Vater allein. Insgesamt wurden somit 50% von den Vätern geformt. Ein schwaches Drittel der Männer ist vor allem von der Mutter geprägt worden.

Was diese Formung durch die Mutter (allein) betrifft, sind die Unterschiede zwischen den Typen beträchtlich. Dabei nannten überraschenderweise 42% der modernen Männer die Mutter als die primäre Bezugsperson (bei den modernen Frauen sind es 45%). Die im Vergleich stärkste Prägung allein durch den Vater haben teiltraditionelle Männer (20%) erlebt – aber das ist nicht viel mehr als bei den anderen. Mütter allein sind in allen Gruppen wichtiger als Väter, besonders bei den Frauen.

Abbildung 60: Von welcher Person wurden Sie in Ihrer Erziehung am meisten beeinflusst?



Männer und Frauen 2008

Dieses Grundergebnis kann weiter ausgelotet werden. Folgende Informationen stehen für den Vater wie zum Vergleich teilweise auch für die Mutter zur Verfügung:

- I Welche Aktivitäten hat der Vater mit dem Kind unternommen?
- I Wie war das emotionale Verhältnis zum Vater/zur Mutter (Körperkontakt – angenehm, genug, unangenehm)?
- I Wie ist der Vater/die Mutter für das Kind „sichtbar geworden“: beruflich, seine/ihre Gefühle, hat er/sie geweint?

5.6.4 Kontakt zum Vater/zur Mutter heute

45% aller befragten Männer haben (heute) Kontakt zum Vater. 14% pflegen keinen, obgleich der Vater am Leben ist. Zur Mutter haben mit 52% mehr Männer Kontakt (6% nicht, obwohl die Mutter lebt). Bei den Frauen sind die Daten ähnlich, sie haben etwas mehr Kontakt zur Mutter und etwas weniger zum Vater. Es sind vor allem die Modernen (Frauen wie Männer), die den Kontakt zu beiden pflegen.

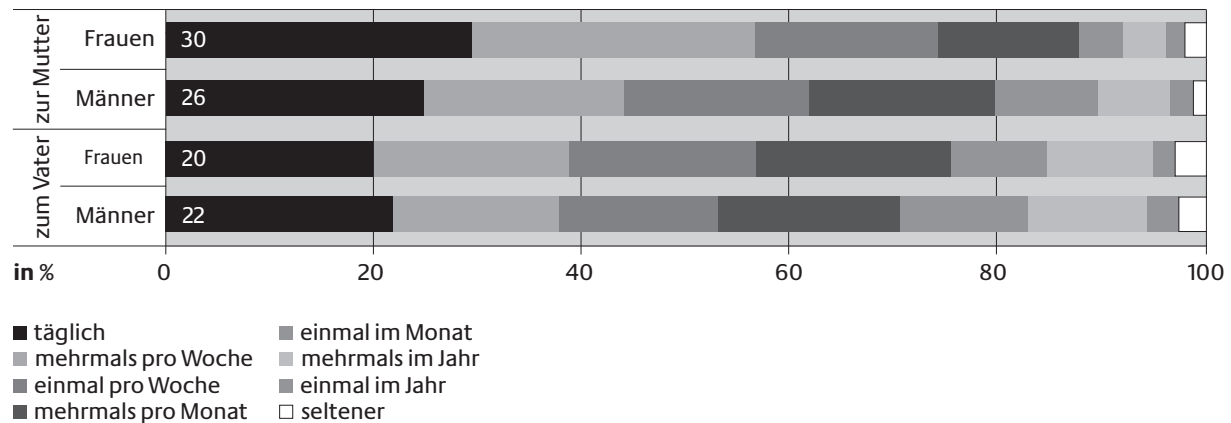
Tabelle 26: Moderne pflegen den Kontakt zu Vater und Mutter mehr als Teiltraditionelle.

		Vater lebt: Kontakt	Vater lebt: kein Kontakt	Mutter lebt: Kontakt	Mutter lebt: kein Kontakt
Männer	teiltraditionell	39%	14%	43%	6%
	balancierend	51%	8%	62%	2%
	suchend	41%	20%	45%	11%
	modern	51%	11%	63%	5%
	alle Männer	45%	14%	52%	6%
Frauen	teiltraditionell	36%	12%	48%	2%
	balancierend	39%	6%	52%	3%
	suchend	42%	9%	49%	4%
	modern	43%	10%	67%	2%
	alle Frauen	40%	9%	56%	3%
alle		42%	11%	54%	5%

Männer und Frauen 2008

Die Häufigkeit der Kontakte der Befragten zu Vater und Mutter ist hoch. Das familiäre Netz umfasst also praktisch mehrere Generationen, wenngleich diese nicht am gleichen Ort wohnen, wohl aber in einem gemeinsamen virtuellen Raum.⁹⁶ Die These vom Ende der Mehrgenerationenfamilie trifft, allgemein vertreten, nicht zu: Das ist auch für die Verantwortung von Eltern gegenüber ihren „Alten“ von Bedeutung. Bei nur wenigen Frauen und Männern ist der Kontakt seltener als einmal im Monat. Im Schnitt ist der Kontakt etwas häufiger bei den Teiltraditionellen als bei den Modernen.⁹⁷

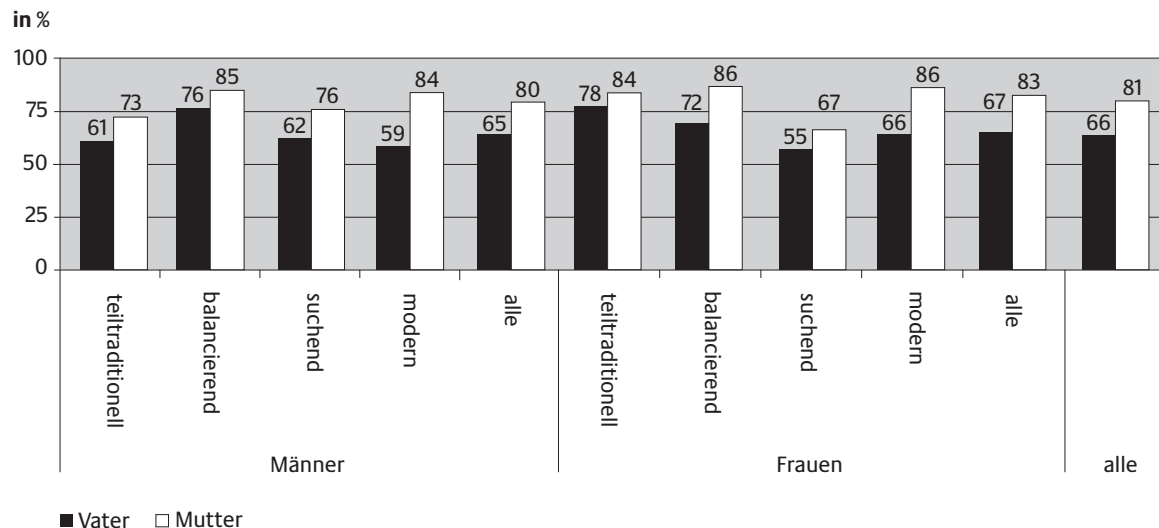
Abbildung 61: Elternkontakte sind intensiv.



Männer und Frauen 2008

Der Häufigkeit der Kontakte entspricht auch die Intensität der gefühlsmäßigen Bindung an die Eltern. Sie ist zur Mutter durchgehend intensiver als zum Vater und dies bei allen Untergruppen.

Abbildung 62: Wie stark, würden Sie sagen, ist heute Ihre gefühlsmäßige Bindung an Ihren Vater/ Ihre Mutter? Sagen Sie mir das bitte anhand dieser Skala.



Skalenwerte 1+2 („sehr stark“ und „stark“) auf einer fünfteiligen Skala
Männer und Frauen 2008

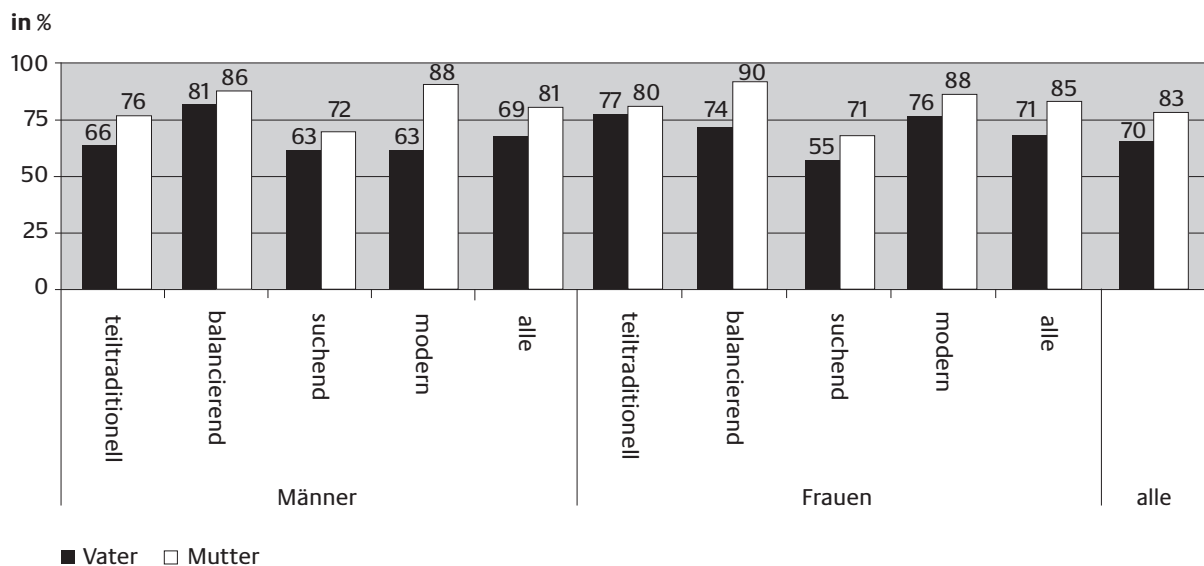
⁹⁶ Mit umfangreichem Material aus Längsschnittuntersuchungen bestätigen das Bertram, Hans/Kreher, Simone: Lebensformen und Lebensverläufe in diesem Jahrhundert, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 42/1996, 18–30. Sie sprechen von „multilokalen Mehrgenerationenfamilien“.

⁹⁷ Die Häufigkeitsskala ist in der folgenden Abbildung ersichtlich. Sie reicht von 1 = „täglich“ bis 8 = „seltener“. Der Durchschnittswert für alle Väter liegt bei 3,52, für die Mütter bei 2,94. Für die einzelnen Typen: Teiltraditionelle: Vater 3,52 (M)/3,01 (F), Mutter 2,90 (M)/2,69 (F); Balancierende: Vater: 3,37 (M)/2,97 (F), Mutter: 2,95 (M)/2,44 (F); Suchende: Vater 2,89 (M)/5,26 (F), Mutter: 2,98 (M)/4,24 (F); Moderne: Vater: 3,82 (M)/3,80 (F), Mutter: 3,00 (M)/2,64 (F).

5.6.5 Elternkenntnis

Die Befragten, Frauen wie Männer, sagen, dass sie die Mütter besser kennen als die Väter: deren Meinungen, Stärken, Schwächen und Gefühle. Besonders niedrig sind die diesbezüglichen Werte bei den suchenden Frauen. Im Schnitt liegen die Werte für die Väter bei den Männern bei 69%, bei den Frauen bei 71%; für die Mütter bei den Männern bei 81%, bei den Frauen bei 85%. Diese Zahlen zeugen insgesamt von einer engen Beziehung zu den Eltern. Die Werte für die Teiltraditionellen liegen im Schnitt.

Abbildung 63: Haben Sie das Gefühl, Ihren Vater, seine Meinungen, Stärken, Schwächen und Gefühle sehr gut, eher gut, mittel, eher nicht gut oder gar nicht gut zu kennen? Und die Mutter?



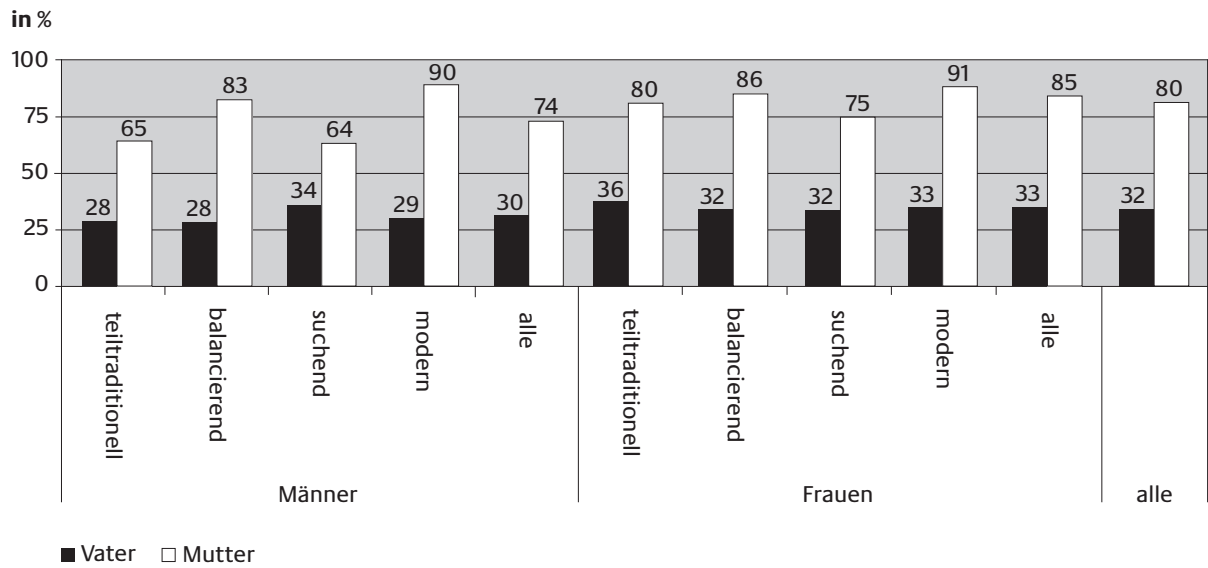
Skalenwerte 1 = sehr gut + 2 = eher gut
Männer und Frauen 2008

„Es sind die typischen gruppenspezifischen Maximen, die Männer schon von Kindesbeinen an prägen. In Bubenbanden zählt nach wie vor die Härte, die Wortkargheit, die Schmerzunempfindlichkeit. Es entstehen stehende Sätze, die sich tief in das Unbewusste eines Buben eingraben: ‚Zähne zusammenbeißen und durch, nur die Starken kommen durch, Schwäche zeigen und Weinen ist verboten, der Gute hält es aus, und um den Anderen ist es nicht schade.‘“⁹⁸ Dass Männer nicht weinen („denn ein Indianer kennt keinen Schmerz“), sei vorerst einmal als Faktum festgehalten: Diese Seite männlicher Innenwelt und ihr sichtbarer Ausdruck kommen weiter unten ausführlicher zur Sprache. Dass Väter weniger weinend gesehen werden, heißt nicht, dass ihnen innerlich nicht das Öfteren zum Weinen zumute ist. Es kann eine Frage des Ausdrucks, vielleicht aber auch der inneren Verdrängung sein.

Wie auch immer: Die Befragten haben eher eine weinende Mutter als einen weinenden Vater in Erinnerung. Dies ist insbesondere bei balancierenden sowie bei modernen Männern der Fall. Nur ein schwaches Drittel der Männer und Frauen hat den Vater weinend erlebt.

⁹⁸ Stelzig, Manfred: Gesundheitsbewusstsein von Männern, in: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung (Hrsg.): Psychosoziale und ethische Aspekte der Männergesundheit, Wien 2004, 90.

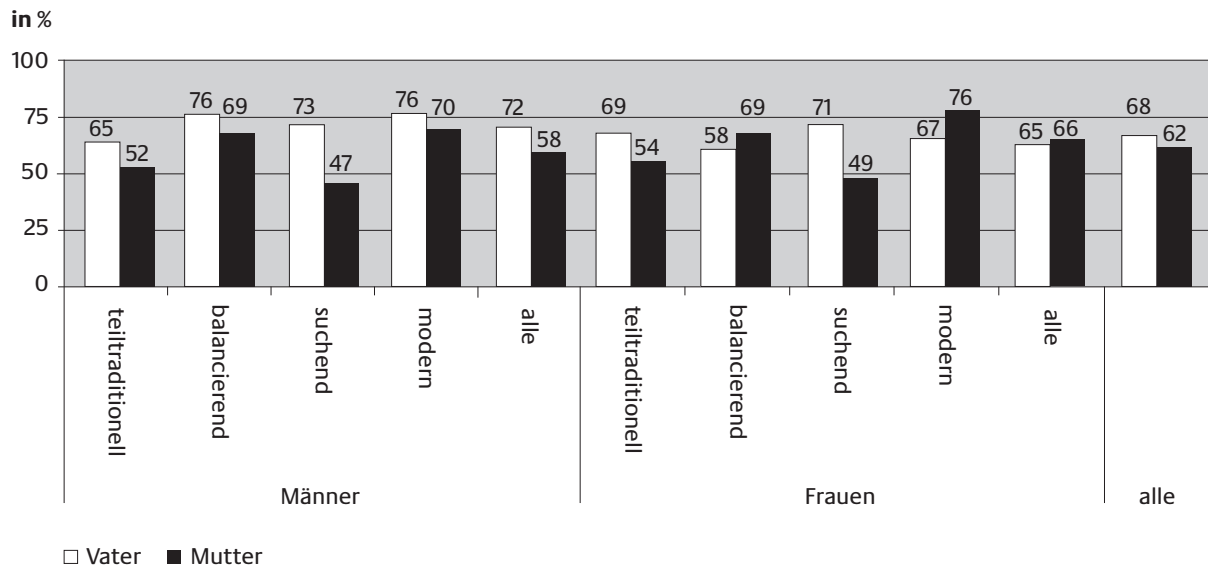
Abbildung 64: Haben Sie in Ihrer Kindheit den Vater bzw. die Mutter jemals weinen sehen?



Skalenwert 1= „ja, ist vorgekommen“
Männer und Frauen 2008

Schließlich zur Wahrnehmung des elterlichen Berufs: Fast drei Viertel (72%) der befragten Männer haben ihren Vater beruflich erlebt, jedoch deutlich weniger (58%) ihre Mutter im Beruf. Bei den Frauen geben gleich viele an, Zugang zum Beruf sowohl des Vaters als auch (berufstätigen⁹⁹) Mutter gehabt zu haben.

Abbildung 65: Haben Sie den Vater in seinem Beruf erlebt? – Haben Sie Ihre Mutter – falls sie berufstätig war – in ihrem Beruf erlebt?



Skalenwert 1= „ja, ist vorgekommen“
Männer und Frauen 2008

⁹⁹ „Berufstätig“ meint hier eine außerhäusliche Erwerbsarbeit. Die Familienarbeit wird nicht als Beruf definiert – was durchaus umstritten ist. Manche fordern nicht unbegründet, die gesellschaftlich wichtige Reproduktionsleistung als Beruf zu betrachten und dementsprechend mit Einkommen und Rentenansprüchen zu versehen.

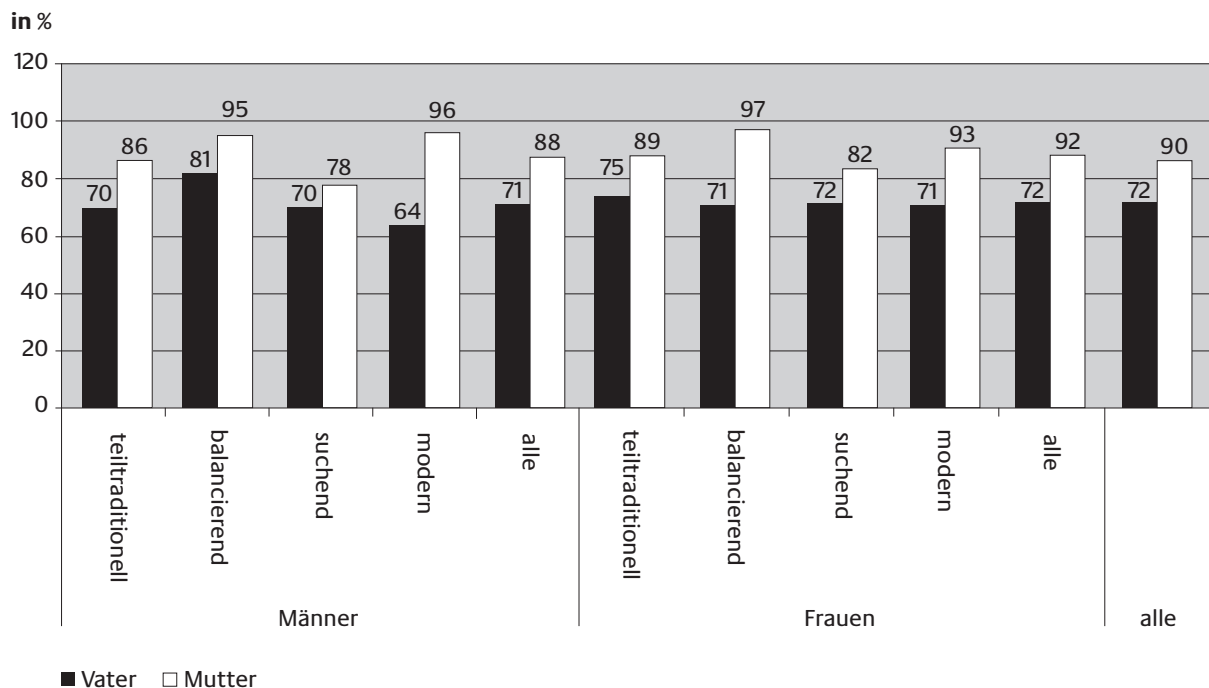
5.6.6 Körperkontakt zu den Eltern

Die Nähe zu den Eltern kann sich auch als Körperkontakt¹⁰⁰ äußern, wenngleich er von kulturellen Bildern stark abhängig ist und nicht unbedingt Ausdruck von Zuneigung und Nähe sein muss.

„An der Mutter entdeckt der Junge seine Gefühle, findet heraus, welche er ausdrücken darf und welche nicht. Wenn ein Junge entdeckt, dass er männlich ist, dass er einmal ein Mann sein wird, beginnt er, sich von seiner Mutter und allem, was mit ihr verbunden ist, abzugrenzen. Der Vater wird in diesem Moment sehr wichtig, weil er zeigen kann, dass Zärtlichkeit keine weibliche, sondern eine menschliche Eigenschaft ist. Viele Männer haben Angst vor Berührung unter Männern, weil sie das von ihrem Vater nicht gelernt haben. Der Vater ist aber auch wichtig, weil die Beziehung von Vater und Mutter für den Jungen Modellcharakter hat, weil er an ihrem Beispiel lernt, wie eine Beziehung zwischen Mann und Frau sein soll.“¹⁰¹

Moderne Männer hatten weniger (64%) Körperkontakt mit ihrem Vater als die teiltraditionellen (70%) und balancierenden (81%) Männer. Körperkontakt mit der Mutter wird häufiger genannt: Bei den modernen Männern sind es 96%, bei den teiltraditionellen 86%. Bei den Frauen liegen die Werte mit Ausnahme der suchenden (82%) alle rund um 90%, was die Mutter betrifft.

Abbildung 66: Hatten Sie zu Ihrem Vater/Ihrer Mutter Körperkontakt?



1 = „ja, ist vorgekommen“
Männer und Frauen 2008

Das Ausmaß des Körperkontakts wird rückblickend weithin als angemessen bewertet. Der Großteil jener Befragten, die keinen Körperkontakt erlebt hatten, hält das so, wie es war, für richtig.

¹⁰⁰ „Engagierte Väter ermöglichen ihren Söhnen die Entwicklung einer Männlichkeit aus einer affektiv-körperlichen Beziehung heraus und ihren Töchtern die Erfahrung der Annahme und Wertschätzung durch einen Mann innerhalb einer nicht-sexualisierten Beziehung.“ Lehner, Erich: Aktive Vaterschaft, in: tools 1 (2008), 3.

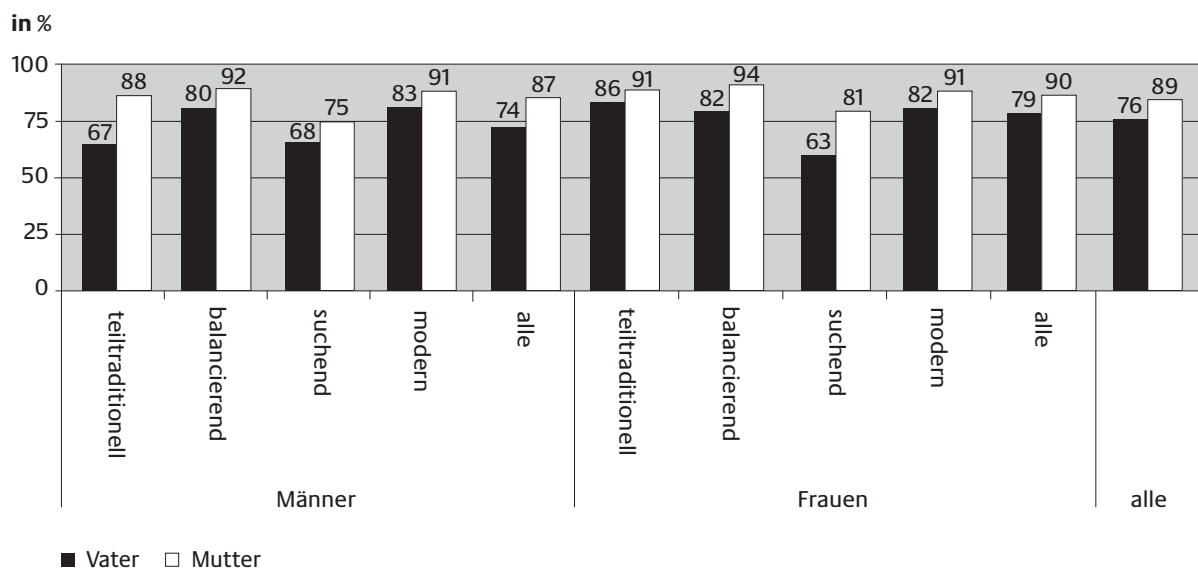
¹⁰¹ a. a. O., 92.

Tabelle 27: Hätten Sie sich mehr Körperkontakt gewünscht, weniger, oder war es genau richtig?

		hat Körperkontakt mit dem Vater erlebt			keinen	hat Körperkontakt mit der Mutter erlebt			keinen
		mehr gewünscht	weniger gewünscht	gerade richtig	hätte gern einen solchen erlebt	mehr gewünscht	weniger gewünscht	gerade richtig	hätte gern einen solchen erlebt
Männer	teiltraditionell	20%	6%	73%	27%	21%	4%	75%	32%
	balancierend	25%	3%	72%	40%	15%	2%	83%	64%
	suchend	13%	9%	77%	30%	17%	7%	76%	37%
	modern	19%	2%	80%	37%	14%	1%	85%	63%
	alle	19%	6%	75%	32%	17%	3%	80%	39%
Frauen	teiltraditionell	24%	2%	74%	31%	29%	3%	68%	53%
	balancierend	27%	3%	69%	42%	28%	1%	71%	58%
	suchend	17%	8%	75%	13%	15%	5%	80%	16%
	modern	24%	2%	74%	40%	24%	4%	72%	54%
	alle	24%	4%	73%	34%	24%	3%	73%	39%
alle		22%	5%	74%	33%	21%	3%	76%	39%

Männer und Frauen 2008

Dieser Kontakt wird von den Männern bei der Mutter ein wenig mehr als angenehm erlebt als der Kontakt mit dem Vater. Dieser Unterschied verringert sich von den teiltraditionellen hin zu den modernen Männern. Bei den Frauen sind die Abstände insgesamt ein wenig geringer.

Abbildung 67: Empfanden Sie den Kontakt eher als angenehm oder eher als unangenehm?

Männer und Frauen 2008

5.6.7 Aktivitäten der Großväter mit ihren Kindern

Ob die Erfahrungen mit dem eigenen Vater in der Kindheit den Umgang heutiger Väter und Mütter mit ihren eigenen Kindern prägen? Diese komplexe Frage hat ein kaum deutbares Ergebnis erbracht. Die Frage lautete:

Ich lese Ihnen jetzt einige Aktivitäten vor. Welche davon hat Ihr Vater mit Ihnen in Ihrer Kindheit regelmäßig unternommen, was gelegentlich und was nie oder fast nie? Wie ist das mit ...

I für die Schule gelernt

I am Wochenende Freizeit mit mir verbracht

I wenn ich krank war, hat er sich um mich gekümmert

I hat mich als kleines Kind angezogen, gewaschen, gepflegt usw.

I bestraft, wenn ich böse war

I hat unter der Woche mit mir gespielt, Hobbys ausgeübt

I hat Zukunftspläne mit mir besprochen (z. B. über Schule, Ausbildung, Beruf usw.)

I hat mich getröstet

I hat mit mir gekuschelt

I hat mir vorgelesen

I hat mich mitgenommen, an seinen Unternehmungen teilhaben lassen

Zunächst zeigt die folgende Tabelle, dass fast alle Tätigkeiten ähnlich eingestuft worden sind. Die Unterschiede beim Summenwert „regelmäßig plus gelegentlich“ (die dritte Antwortmöglichkeit war „[fast] nie“) betragen lediglich maximal 22 Prozentpunkte. Geschieht rückblickend eine Art „(Groß-)Väterverklärung“?¹⁰² Männer und Frauen votierten zudem bei diesen Fragen überaus ähnlich.

Tabelle 28: Großväter und was diese mit Kindern unternommen haben

	Männer			Frauen		
	regelmäßig	gelegentlich	Summe	regelmäßig	gelegentlich	Summe
für die Schule gelernt	22%	41%	63%	20%	36%	56%
am Wochenende Freizeit mit mir verbracht	30%	46%	76%	31%	46%	77%
wenn ich krank war, hat er sich um mich gekümmert	22%	43%	65%	21%	40%	62%
hat mich als kleines Kind angezogen, gewaschen, gepflegt usw.	19%	36%	54%	16%	33%	49%
bestraft, wenn ich böse war	23%	49%	72%	20%	42%	63%
hat unter der Woche mit mir gespielt, Hobbys ausgeübt	20%	47%	66%	16%	41%	57%
hat Zukunftspläne mit mir besprochen (z. B. über Schule, Ausbildung, Beruf usw.)	28%	49%	77%	26%	45%	70%
hat mich getröstet	21%	50%	71%	25%	48%	73%

Männer und Frauen 2008

¹⁰² Gegen solche Daten stehen Aussagen wie diese: „Das traditionelle Arbeitsverhältnis ist auf Männer zugeschnitten, die nichts anderes zu tun haben als für Geld zu arbeiten. Der traditionelle Alleinverdiener war ja so gedacht und tatsächlich auch nur so praktikierbar, dass er eine Frau hat, die nicht nur Haus und Kinder versorgt, sondern auch ihn selbst umsorgt.“ Auerbach, Susanne von: Wenn Mütter erwerbstätig und Arbeitnehmer Väter werden, in: Schöner wirtschaften: Europa geschlechtergerecht gestalten! Dokumentation der Konferenz vom 29.-30. Oktober 2004 in München, München 2005, 96.

Fortsetzung von Tabelle 28

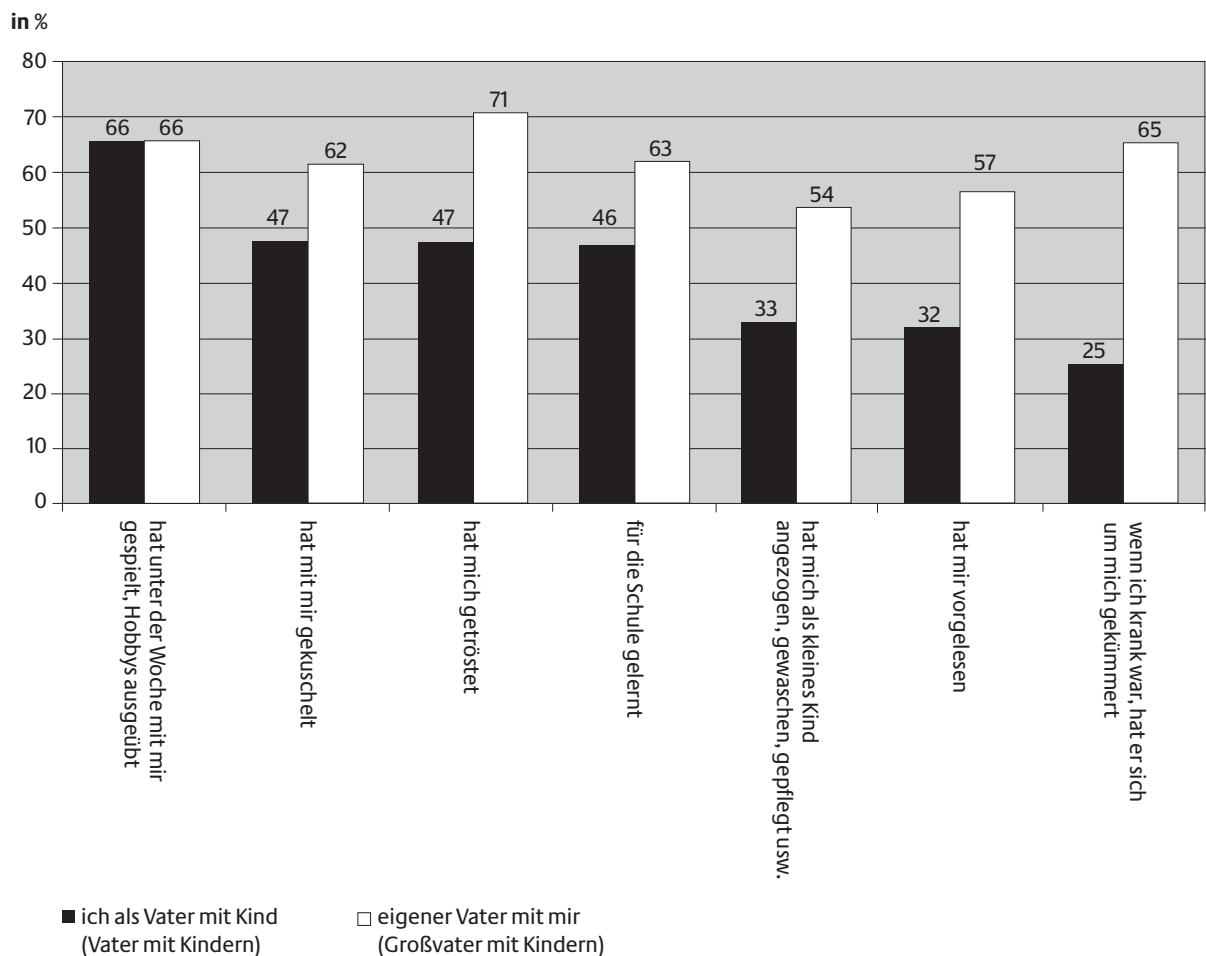
	Männer			Frauen		
	regelmäßig	gelegentlich	Summe	regelmäßig	gelegentlich	Summe
hat mit mir gekuschelt	20%	45%	66%	23%	42%	65%
hat mir vorgelesen	20%	37%	57%	16%	33%	49%
hat mich mitgenommen, an seinen Unternehmungen teilhaben lassen	25%	48%	73%	24%	44%	68%

Männer und Frauen 2008

Einige der Tätigkeiten sind vergleichbar mit dem, was die heutigen Väter mit ihren eigenen Kindern tun bzw. in deren Kindheit getan haben. Zweifel kommen auf, dass 65% der Großväter (damals als Väter) ihre Söhne (und Töchter) gepflegt haben sollen, wenn diese krank waren, oder sie auch als Kleinkind gepflegt und gewaschen haben sollen. Lediglich beim Spielen liegen die Werte in plausibler Weise nahe beieinander.

Die Vermutung, dass das, was ein Befragter (eine Befragte) mit dem eigenen Vater erlebt hat, auf den Umgang mit den eigenen Kindern angewendet wird, kann mit diesem (verklärten) Material nicht untermauert werden!

Abbildung 68: Was mein Vater mit mir als Kind machte und was ich mit meinen Kindern mache/ gemacht habe.



Männer 2008

5.6.8 Vorbilder

Der Vater und noch mehr die Mutter ragen als Vorbilder der Befragten heraus. Diesbezüglich hat sich in den letzten zehn Jahren nichts geändert (1998: Vater für Männer wie für Frauen: 46%, Mutter für Männer wie für Frauen: 55%).

Dann folgen die Großeltern. Die Mutter wie auch die Großmutter ist den befragten Frauen noch wichtiger als den Männern. Für Frauen sind Lehrerinnen wie Mitschülerinnen wichtiger als Männern ein Lehrer oder Mitschüler.

Tabelle 29: Männliche und weibliche Vorbilder

		Männer	Frauen
männliche Vorbilder	Vater	44%	44%
	Bruder	12%	16%
	Großvater	19%	20%
	Lehrer	11%	13%
	Priester/Pfarrer	5%	4%
	Imam/Hodscha/Rabbi	0%	0%
	Leiter einer Jugendgruppe	2%	2%
	Trainer	9%	4%
	(Schul-)Freund	9%	6%
	kein männliches Vorbild	14%	18%
	jemand anderes	4%	4%
	k.A.	12%	11%
weibliche Vorbilder	Mutter	55%	63%
	Schwester	15%	13%
	Großmutter	21%	28%
	Lehrerin	9%	15%
	Pfarrerin	8%	15%
	Leiterin einer Jugendgruppe	1%	0%
	Trainerin	1%	1%
	(Schul-)Freundin	2%	2%
	kein weibliches Vorbild	2%	5%
	jemand anderes	17%	8%
	k.A.	3%	4%

Männer und Frauen 2008

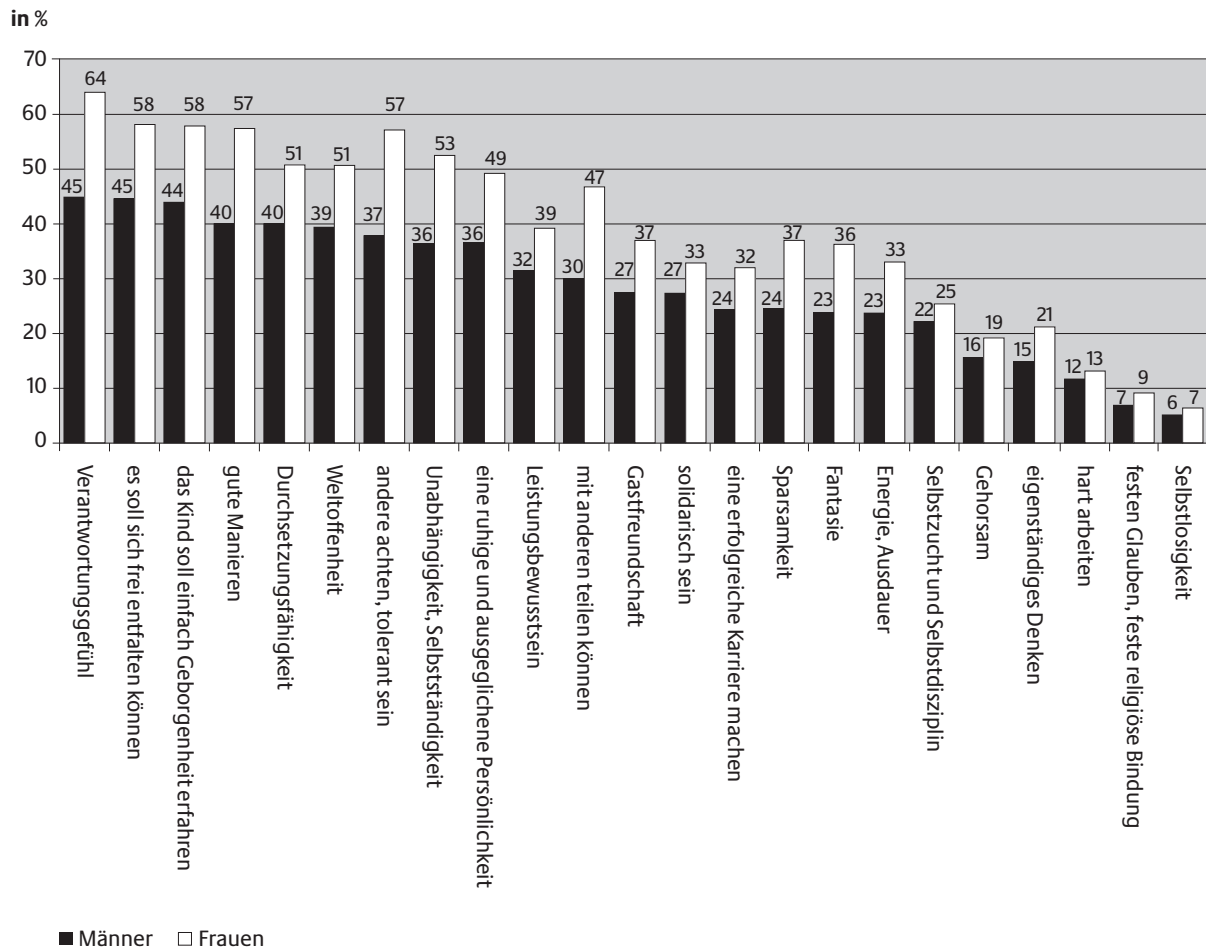
5.7 Erziehungsziele

Erziehungsziele sind eine vorzügliche Projektionswand. Will man in Erfahrung bringen, was Erwachsenen für ihr eigenes Leben wichtig ist, braucht man sie nur zu fragen, was sie den Kindern vermitteln möchten. Oftmals nennen dann die Erwachsenen Werte, die sie selbst gar nicht realisieren oder auch nicht leben konnten bzw. nicht leben können.

Bei der Analyse der Erziehungsziele heutiger Männer und Frauen kann daher nur ans Licht gebracht werden, was die Befragten im Idealfall ihren Kindern gern vermitteln möchten. Ob dann die eigene Lebenspraxis die erzieherische Vermittlung der Ideale unterstützt und ob die vermittelten Ideale von der nächsten Generation auch real gelebt werden wollen und können, bleibt eine wichtige Frage, die den Horizont dieser Studie weit überschreitet.

So wurde nach den Erziehungszielen aufgefächert gefragt:

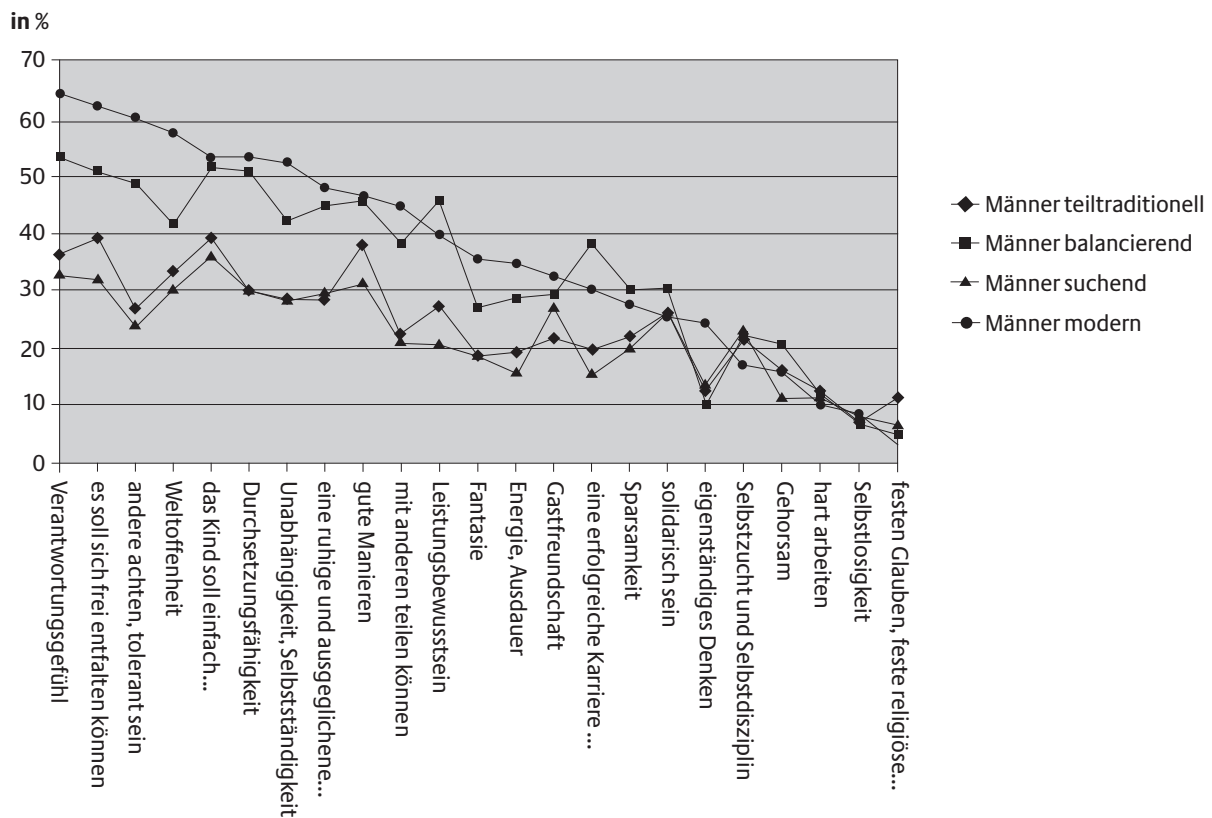
Abbildung 69: Gleichgültig, ob Sie selber Kinder haben, welche der folgenden Eigenschaften, Fähigkeiten oder Ideale würden Sie Ihren Kindern unbedingt mitgeben wollen?



Skalenwerte 1 = „sehr wichtig“ und 2 = „wichtig“ auf einer fünfteiligen Skala
Männer und Frauen 2008

In der Summe haben Frauen (885 Prozentpunkte) ein deutlich höheres Wertepotenzial für die Erziehung der Kinder parat als Männer (650 Punkte). Über dem Gesamtdurchschnitt (749 Punkte) liegen: die balancierenden (1004) und die modernen Frauen (1003) und, mit schon beträchtlichem Abstand, die modernen Männer (850). Das Schlusslicht bilden die Suchenden (Frauen: 583, Männer: 508 Punkte). Ist wegen des guten Wertepotenzials die Erziehung derzeit bei Frauen besser aufgehoben als bei Männern?

Abbildung 70: Erziehungsziele der Männer nach Typen



Männer 2008

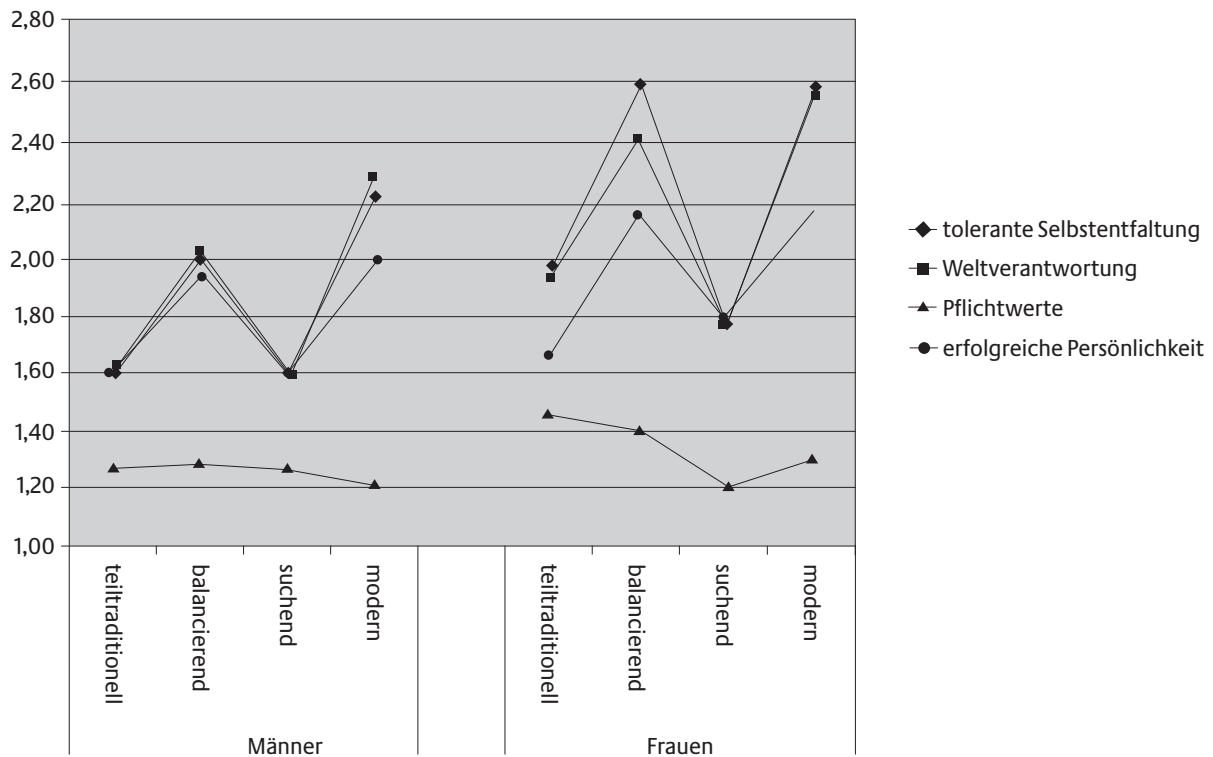
Wir treiben die Analyse noch weiter voran. Eine Reihe dieser vielen Erziehungsziele erweist sich nämlich als untereinander verwandt, sie entspringen, fachlich ausgedrückt, einer gemeinsamen Dimension. Vier solche Bündel lassen sich rechnerisch durch eine Faktorenanalyse bilden:

- ▮ *Tolerante Selbstentfaltung*: andere achten, tolerant sein, mit anderen teilen können, Energie, Ausdauer, Unabhängigkeit, Selbstständigkeit, gute Manieren, Sparsamkeit, es soll sich frei entfalten können, das Kind soll einfach Geborgenheit erfahren
- ▮ *Weltverantwortung*: Gastfreundschaft, Verantwortungsgefühl, Durchsetzungsfähigkeit, Fantasie, Leistungsbewusstsein, Weltoffenheit
- ▮ *Pflichtwerte*: Selbstzucht und Selbstdisziplin, Gehorsam, solidarisch sein, hart arbeiten, Selbstlosigkeit, fester Glaube, feste religiöse Bindung
- ▮ *Erfolgreiche Persönlichkeit*: eine erfolgreiche Karriere machen, eine ruhige und ausgeglichene Persönlichkeit, eigenständiges Denken

Die Pflichtwerte erfreuen sich geringer Beliebtheit.¹⁰³ Die Gehorsamskultur früherer Zeiten ist praktisch zu Ende: und das mit allen Vor- und Nachteilen. Der Vorteil: Ihr Ende mindert die Verführbarkeit der Menschen in allen Lebensbereichen, nicht zuletzt im politischen wie im religiösen Raum. Dieses Ende einer fremdbestimmten unterwerfungsbereiten Gehorsamskultur hat alle Gruppen von Frauen und Männern erfasst, am wenigsten noch die teiltraditionellen und balancierenden Frauen. Der Nachteil: Gehorchen kann als zugespitzte Form menschlicher Freiheit kultiviert werden (wie dies etwa bei Mönchen in allen Weltreligionen der Fall sein sollte); wer so gehorcht, verfügt sich in radikaler innerer Freiheit auf Gott, eine Person oder ein Werk hin. Solche Menschen sind sozial Gold wert. Sie sind kaum anspruchsvoll, aber ansprechbar.

Der Mehrheit der Befragten jedoch gilt eine autonome und zugleich weltoffene sowie verantwortliche Persönlichkeit als wünschenswert. Dies ist insbesondere bei den Balancierenden und noch mehr bei den Modernen der Fall. Generell trifft dies mehr für Frauen als für Männer zu.

Abbildung 71: Wertedimensionen – aufgeschlüsselt nach Geschlecht und Geschlechtertyp



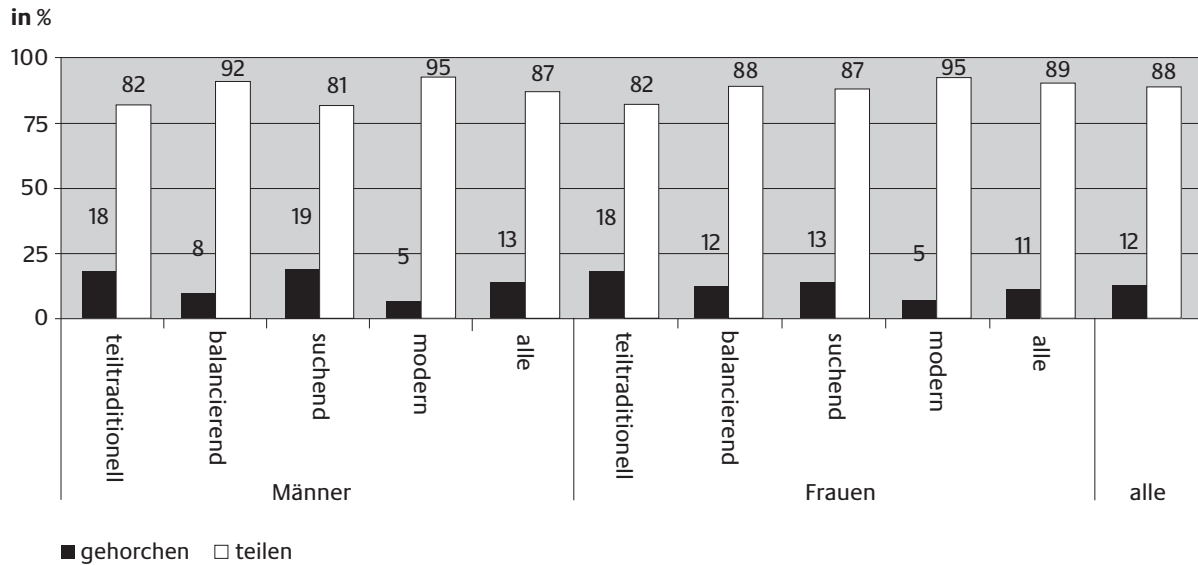
Dargestellt sind Mittelwerte auf den vierteiligen Indizes:
1 = „sehr schwach“, 4 = „sehr stark“
Männer und Frauen 2008

Wie sehr in den letzten Jahrzehnten die überkommene Gehorsamskultur einer Solidarkultur¹⁰⁴ Platz gemacht hat, zeigt ein Einzelergebnis: Solidarität ist mit Freiheitskultur eng verwandt.

¹⁰³ Inglehart, Ronald: The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles, New York 1977.

¹⁰⁴ Zulehner, Paul M./Denz, Hermann/Pelinka, Anton/Tálos, Emmerich: Solidarität. Option für die Modernisierungsverlierer, Innsbruck²1997. – Zulehner, Paul M. u. a.: Wege zu einer solidarischen Politik, Innsbruck und Wien 1999.

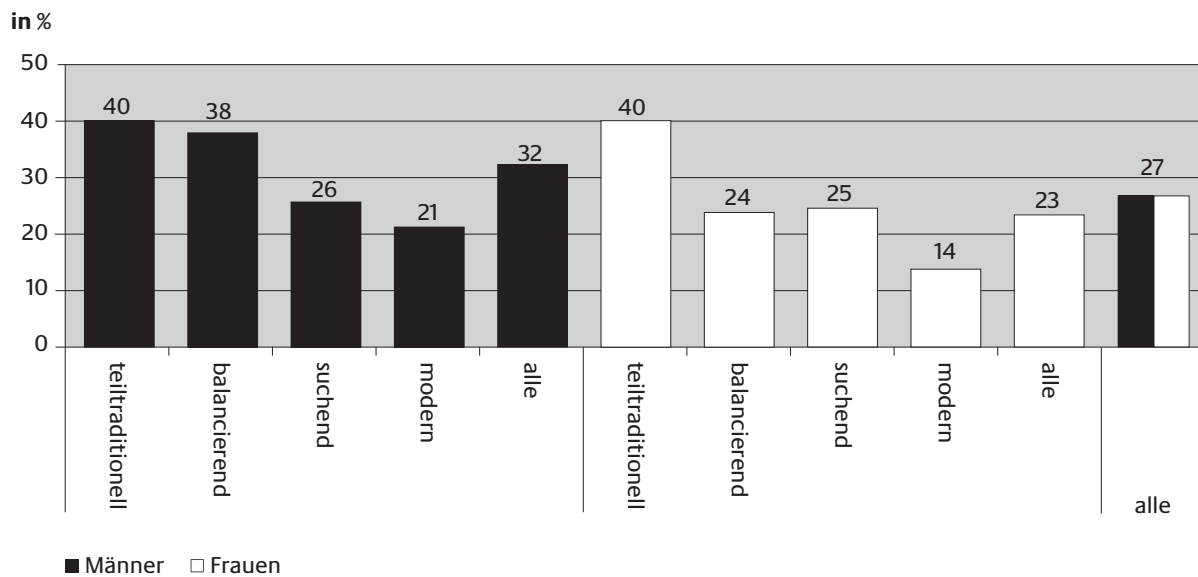
Abbildung 72: Was halten Sie für das Zusammenleben der Menschen grundsätzlich für wichtiger – gehorchen zu können oder teilen zu können?



Männer und Frauen 2008

Im Vergleich zur hohen Akzeptanz des Teilen-Könnens scheint hingegen „Dienen“ ein der Vergangenheit zugeordneter und daher von Modernen tendenziell abgelehnter Begriff zu sein. Dienen, traditionell den Frauen zugemutet, findet zumindest als Wort bei modernen Frauen keine Akzeptanz mehr. Natürlich stellt sich von da aus die Frage, wenn es um die soziale Wärme einer Gesellschaft geht: Wenn Frauen aufhören zu „dienen“ (also für Dienstleistungen bereit zu sein) und Männer das nicht übernehmen, wer „dient“ dann noch?

Abbildung 73: Dienen ist besser als Herrschen.



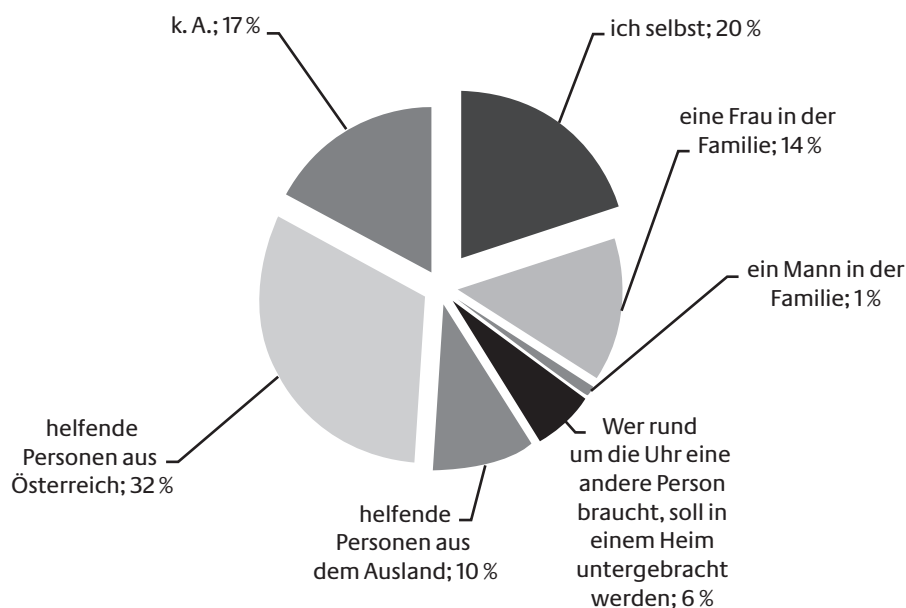
Männer und Frauen 2008

5.8 Die Pflegebedürftigen

Die familiäre Lebenswelt umfasst nicht nur Eltern, die aktiv in ihrer Erziehung sind, und ihre Kinder, sondern – wie dem Kontakt der Befragten zu ihren Vätern und Müttern zu entnehmen ist – heute auch die alten Eltern. Diese drei Generationen, die die „Familie“ im weiteren Sinn ausmachen, leben zwar zumeist nicht physisch unter einem Dach. Doch bildet die „Familie“ bei der Mehrzahl der Menschen (wie wenige haben keinen Kontakt zu ihren lebenden Eltern!) so etwas wie ein gemeinsames „Obdach der Seele“. Es scheint einen stillen Generationenvertrag zu geben, innerhalb dessen es zu vielfältigem Austausch kommt¹⁰⁵ – an gemeinsamen Aufgaben, Unternehmungen, Gefühlen, Finanzen (es gibt beträchtliche Geldströme der Großeltern zu den Enkelkindern), an Fürsorglichkeit (viele junge erwerbstätige Mütter, die ihre Großeltern nicht in praktischer Ruf- und Reichweite haben, sind im Fall einer Mutterschaft in einer prekären Lage). Ein besonders sensibler Fall tritt dann ein – eine emotional gute Beziehung vorausgesetzt –, wenn alte Angehörige pflegebedürftig werden.

In einer (von P. M. Zulehner durchgeführten, unveröffentlichten) österreichischen Studie aus dem Jahre 2006 ist gefragt worden, wer denn Angehörige pflegen soll: Nur 6 % plädieren für ein Heim. Ansonsten wird von den Befragten für sich selbst eine häusliche Pflege angestrebt, auch wenn es eine Rund-um-die-Uhr-Pflege werden sollte.

Abbildung 74: Wer soll Ihrer Meinung nach solche Personen betreuen, die rund um die Uhr jemand Anwesenden brauchen? Würden Sie sagen ...



Österreich 2006

Einzelne Aussagen aus dieser knappen Studie, die aus aktuellem Anlass zur österreichischen Pflege-debatte gemacht worden war, die sich um die geschätzten 40.000 ausländischen illegalen Pflegeleis-terinnen entzündet hatte, verdeutlichen noch die Brisanz dieses sozialen Problems. Es zeigt sich, dass der moderne Sozialstaat angesichts der wachsenden Zunahme gewonnener Lebensjahre samt mehr möglichen Jahren der Pflegebedürftigkeit vor einer neuen Herausforderung steht.

¹⁰⁵ Der Familiensoziologe Hans Bertram spricht in diesem Zusammenhang auf der Grundlage von Längsschnittuntersuchungen von der „multilokalen Mehrgenerationenfamilie“. Vgl. Bertram, Hans/Kreher, Simone: Lebensformen und Lebensverläufe in diesem Jahrhundert, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 42/1996, 18–30.

Tabelle 30: Wie stehen Sie zu folgenden Aussagen? Sie können bei jeder Antwortmöglichkeit zwischen 1 = „dem stimme ich voll zu“ und 5 = „das lehne ich ganz und gar ab“ wählen. Dazwischen können Sie abstufen.

	1	2	3	4	5	k. A.
Wenn ich alt werde und jemanden rund um die Uhr brauche, möchte ich nicht in ein Heim gehen müssen.	49%	12%	13%	10%	14%	2%
Nur ganz wenige können es sich auf der Basis geltender Gesetze leisten, zwei Personen anzustellen, die sich rund um die Uhr um einen Angehörigen daheim kümmern.	71%	15%	8%	2%	1%	3%
Die derzeitigen Regelungen zwingen Frauen, die Angehörige daheim haben, welche rund um die Uhr jemand Anwesenden brauchen, entweder den Beruf aufzugeben oder eine legal nicht gedeckte Lösung zu riskieren.	52%	24%	12%	5%	3%	4%
Es ist besser, nichtlegale Personen zu Hilfe zu rufen, als jemanden in ein Heim zu geben.	45%	20%	15%	7%	8%	5%
Ich habe große Hochachtung vor jenen Angehörigen, die sich jemanden zur Betreuung eines Angehörigen nehmen, auch wenn es nicht den Gesetzen entspricht.	55%	23%	11%	3%	4%	4%
Die derzeitige Diskussion um den sogenannten Pflegenotstand macht jenen Angst, die sich nicht anders helfen können, als jenseits der Gesetze jemanden um Hilfe zu bitten.	45%	32%	9%	4%	1%	9%
Wenn es um Menschen geht, die rund um die Uhr jemanden brauchen, müssen veraltete Gesetze zurückstehen.	54%	28%	9%	1%	1%	7%
Es schadet dem Rechtsbewusstsein, wenn aufgrund überholter Gesetze Personen bestraft werden, die sich für ihre Angehörigen (welche rund um die Uhr jemanden brauchen) fremde Menschen zu Hilfe holen.	45%	22%	11%	5%	5%	12%
Ich wünsche mir, dass dieses Thema, die Pflege von Angehörigen, die rund um die Uhr jemand Anwesenden brauchen, aus dem Wahlkampf herausgehalten wird.	42%	16%	12%	12%	14%	4%

Österreich 2006

Für die vorliegende Studie (wie zuvor schon für die österreichische Männerstudie aus dem Jahre 2002) war klar, dass eine zeitsensible Männerforschung an diesem Thema nicht vorbeikommt. In unserer Kultur war es mit den Alten wie mit den Kindern: Es wurden die Frauen in den Familien für die Pflege der Alten als zuständig angesehen. Oft waren das in früheren Zeiten, wo auch nichtverheiratete Erwachsene im familiären Haushalt oder in dessen Nähe wohnten, diese allein lebenden Verwandten, welche die Pflege übernommen haben. Diese stehen heute nicht mehr zur Verfügung.

Dazu hat sich die Lage der Ehefrauen/Partnerinnen verändert. Berufstätigkeit ist weithin üblich und wird auch von den Männern unterstützt. Das geschieht nicht nur, weil es um die Unabhängigkeit von Frauen in Beziehungen geht, sondern weil viele Familienhaushalte mit einem einzigen Einkommen (jenem des Mannes oder der Frau) nicht mehr auskommen.

In dieser komplexen Situation entsteht ein enormer Druck auf die weiblichen Familienangehörigen. Nach wie vor wird ihnen die häusliche Rund-um-die-Uhr-Pflege zugemutet. Und das allein schon deshalb, weil alles Lebensdienliche (von der Wiege bis zum Grab) herkömmlich den Frauen zugeordnet wird.¹⁰⁶ Das kann Auswirkungen auf das Selbstgefühl jener Männer haben, die in die sozialen Dienste einsteigen: „Die helfende Dienstleistung am Menschen in sozialen Berufen, die in der traditionellen geschlechtlichen Arbeitsteilung als weiblich konnotiert und praktisch wie symbolisch den Frauen

¹⁰⁶ Arbeiten dann Männer in diesen Bereichen (z. B. in der Sozialpädagogik), dann entstehen „in der Schule der Weiblichkeit“ daraus besondere Herausforderungen für die Männer. Strohmaier, Jürgen: Sind Sozialpädagogen „neue“ Männer? Konstruktion von Männlichkeit im Feld sozialer Arbeit, Hamburg 2003.

zugewiesen wurde, birgt für die männlichen Akteure durchaus das mögliche Risiko einer sozialen Abwertung als berufstätiger Mann durch eine symbolische Feminisierung in sich. Dem kann durch die Verwendung gesellschaftlich anerkannter hegemonialer Männlichkeitsentwürfe begegnet werden. Das christlich-humanistische Hilfsmotiv der *caritas*, welches in die weibliche Symbolgeschichte sozialer Arbeit am Menschen in prägender Weise eingegangen ist, spielt in diesen Fällen dementsprechend eine geringe Rolle.¹⁰⁷

Wie nun die Männer bei den Kindern fehlen, sind sie auch in der Pflege bei alten Angehörigen seltener als Frauen anzutreffen:¹⁰⁸ „... nach wie vor bleiben Kinder-, Kranken- und Altenbetreuung sowie Sterbebegleitung trotz Männerkarenz auf den Rücken der Frauen liegen. In diesen Domänen sind Männer die Ausnahme. Daher bräuchte man neue emanzipierte Männer, die das Leben an dem Tode messen, um das gesellschaftliche Leben in seiner Ganzheit zu gestalten.“¹⁰⁹

Damit ist für Frauen – wie am Beginn des Lebens bei einer Schwangerschaft – auch am Ende des Lebens von pflegebedürftigen Angehörigen der Konflikt zwischen Beruf und häuslicher Pflege vorprogrammiert. Nicht wenige behelfen sich dadurch, dass Familien zur Pflege und damit zur eigenen Entlastung ausländische Pflegerinnen in Dienst nehmen, und wenn diese im Rahmen der gesetzlichen Regelungen nicht finanzierbar sind, dann eben an den Gesetzen vorbei.

Dennoch kommen Angehörige auch um eigene Pflegeleistungen nicht herum. Damit stellt sich die Frage, ob sich nicht – wie bei den Kindern – zur Entlastung der Familienfrauen eben auch bei der Pflege von Angehörigen daheim Männer zur Verfügung halten könnten. (Noch schwieriger ist die Lage für die alleinpflgenden Frauen: Hier steht nicht einmal ein unterhaltspflichtiger und besuchender getrennter Partner zur Verfügung.) Vorausgesetzt wird, dass die Gesellschaft bereits dafür die Möglichkeit eröffnet hat: Pflegezeit („Altenzeit“) sollte und wird auch wie Elternzeit zur gesetzlichen Möglichkeit werden.

Sind Männer auch emotional bereit und finanziell in der Lage, eine gewisse Zeit ihre Berufsarbeit zurückzuschrauben, um für Kinder da zu sein bzw. um Angehörige daheim zu pflegen?¹¹⁰ Die Möglichkeit für Männer, die Berufstätigkeit für die Kinder auszusetzen oder zu vermindern, gibt es jetzt schon. Sie wird aber von den Männern nur zögerlich angenommen. Die rhetorische Bereitschaft dafür ist bei Männern größer als deren Realisierung: Das gilt auch für moderne Männer. Für diese Diskrepanz gibt es viele Gründe. Ein Teil ist finanziell (es soll jener Elternteil daheim bleiben, der weniger verdient – und das sind überwiegend die Frauen). Aber es gibt tiefer liegende Hindernisse, die mit den Selbst- und Fremdbildern von Männern und Frauen zusammenhängen.

107 Rudlof, Matthias: Männlichkeit und Macht. Jugendsozialarbeiter und ihre gewaltbereite männliche Klientel, Gießen 2005, 265.

108 „Männer fehlen. Nicht bloß als individuelle, physische Väter ihrer Kinder. Sie fehlen in allen gesellschaftlichen Bereichen, die der Reproduktion zugeordnet sind: in Betreuung und Pflege, in bezahlter und ehrenamtlicher Sozialarbeit, im Elternverein und in der Nachbarschaft, überall dort, wo Tag für Tag Verantwortung übernommen wird und Bindungen hergestellt werden. Das muss einem nicht sofort als Mangel auffallen. Es fällt einem aber als Mangel auf, wenn es, manchmal, zu spät ist.“ Hamann, Sibylle/Linsinger, Eva: Weißbuch Frauen – Schwarzbuch Männer. Warum wir einen neuen Geschlechtervertrag brauchen, Wien 2008, 245.

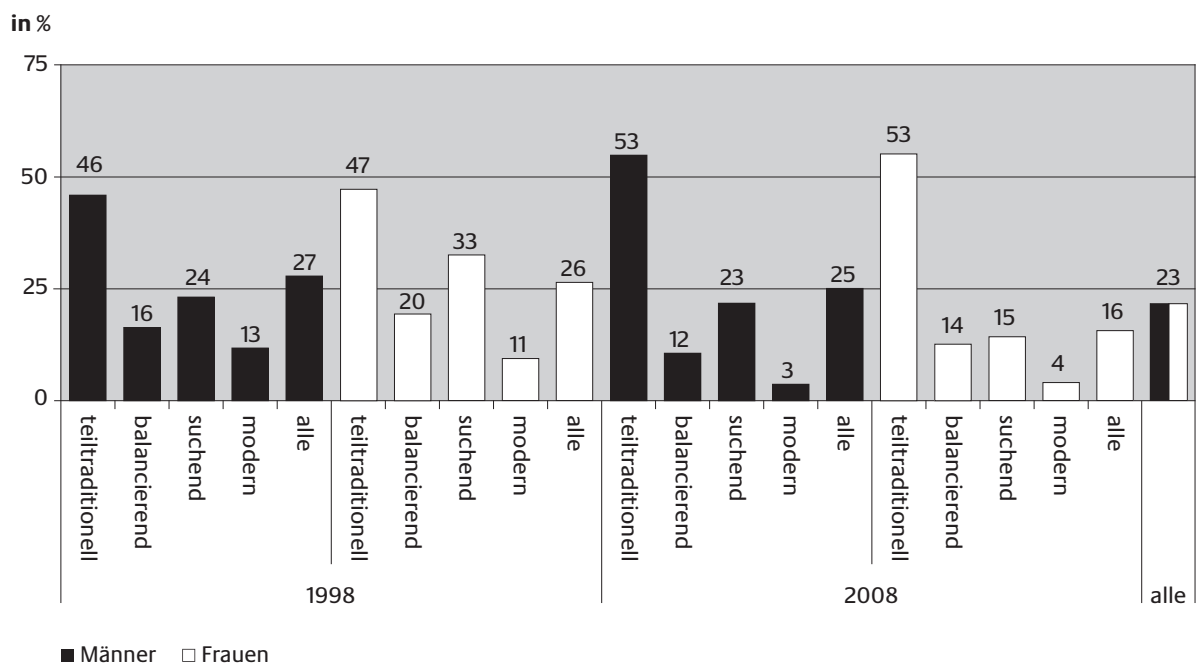
109 Bulayumi, Espérance-François: Sterbebegleitung aus der Sicht des Mannes, Wien 2004, 201.

110 „Väter, die Karenz bzw. Elternzeit in Anspruch nehmen, stellen in gewissem Sinne Vorreiter einer neuen Verteilungspraxis von Erwerbs- und Familien-/Hausarbeit dar. Sie verändern mit ihrer Lebenspraxis althergebrachte Vorstellungen, was Männer in unserer Gesellschaft zu tun und zu lassen haben, wozu sie geeignet und damit auch zuständig sind. An den Reaktionen, mit denen sich diese Väter in ihrem beruflichen und privaten Umfeld konfrontiert sehen, lassen sich darum Schlüsse auf die gesellschaftlich vorherrschenden Männerbilder und deren Wandel ziehen.“ Gräfinger, Elisabeth (2004): Väter im Erziehungsurlaub: Reaktionen, Erfahrungen, Erkenntnisse, in: Das Online-Familienhandbuch, http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Elternschaft/s_905html

Hinsichtlich der *Kinder* sind diese Bilder in Bewegung geraten. Männer werden für die Betreuung von Kindern durchaus als kompetent eingeschätzt. 59% stimmen voll und weitere 20% stimmen mit der Aussage überein, das sind zusammen 79% (Männer: 74%, Frauen: 83%; moderne Männer: 93%, teiltraditionelle: 71%): „Väter können ebenso wie Mütter ihre Kinder lieben und pflegen.“ Allerdings meinen 57%, dass „Frauen von Natur aus besser dazu geeignet sind, Kinder aufzuziehen“. (Männer: 54%, Frauen: 57%; moderne Männer: 40%, teiltraditionelle Männer: 62%!).

Diese veränderten Einstellungen bei Männern und Frauen prägen auch die Einstellung zur Bereitschaft, in Elternzeit zu gehen. Diese ist bei modernen Männern im Jahre 2008 eine Selbstverständlichkeit geworden, die teiltraditionellen Männer hingegen signalisieren nach wie vor starken Widerstand.

Abbildung 75: „Für einen Mann ist es eine Zumutung, zur Betreuung seines kleinen Kindes in Elternzeit zu gehen.“



Dargestellt ist Zustimmung (1 = „trifft voll zu“ und 2 = „trifft zu“ auf fünfteiliger Skala).
Männer und Frauen 1998/2008

Wird nun Männern auch am Ende des Lebens, bei der Pflege von Angehörigen, oder aber bei der Versorgung von Behinderten eine ähnliche Kompetenz zugeschrieben? Und wie sehen die Männer dies selbst? Fragen zu dieser gesellschaftspolitisch brisanten Frage wurden in der vorliegenden Studie gestellt.

Tabelle 31: Verringerung der Berufsarbeit zugunsten der Pflege

Angenommen, bei Ihnen zu Hause würde jemand pflegebedürftig. Wie weit wären Sie in einer solchen Situation bereit, die Arbeitszeit zugunsten der Pflege daheim zu verringern? Wären Sie bereit zu verringern ...

	Männer					Frauen
	alle	teiltrad.	balanc.	suchend	modern	alle
auf 75 Prozent	17%	18%	14%	19%	16%	17%
auf 50 Prozent	24%	27%	18%	25%	27%	27%
auf 30 Prozent	12%	12%	13%	10%	12%	7%
um 100 Prozent	14%	16%	13%	13%	13%	27%
bin dazu nicht bereit	27%	23%	33%	27%	26%	13%
keine Angabe	7%	5%	9%	7%	7%	9%

Männer und Frauen 2008

Die Bereitschaft zum Verringern beruflicher Arbeit zugunsten einer Pflege daheim ist in Deutschland bei Frauen deutlich höher ausgeformt als bei den befragten Männern. Doppelt so viele Frauen (27%) als Männer (14%) würden ganz daheimbleiben. Hingegen wären doppelt so viele Männer dazu gar nicht bereit. Den Frauen am nächsten kommen die teiltraditionellen Männer, wenngleich sich auch bei ihnen nur eine Minderheit von 16% eine gänzliche Unterbrechung ihrer beruflichen Arbeit vorstellen kann.¹¹¹

Es wurde in der Studie auch nach den Gründen gefragt, die gegen eine Verringerung der Arbeitszeit für Pflege daheim sprechen. Frauen zeigen weit weniger argumentativen Widerstand gegen eine solche Verringerung ihrer Arbeitszeit (die Summe der Prozente beträgt 124 Punkte, bei den Männern sind es mit 158 deutlich mehr).

- ! Zunächst wird der Blick auf die professionellen Einrichtungen gewendet: Diese können die anstehenden Aufgaben besser erfüllen. Das bedeutet natürlich auch, dass nicht wenige Angehörige die begründete Sorge haben, durch die Pflege rund um die Uhr physisch wie psychisch überfordert zu sein.¹¹²
- ! Gleichgewichtig folgt die Sorge vor zu geringem Familieneinkommen, wenn der besser verdienende Mann seine berufliche Arbeit zurücknimmt. Hier zeigt sich einerseits, dass die Familien mit dieser Aufgabe zunehmend überfordert sind und die öffentliche Hand rasch nach Entlastungen suchen muss. Dies muss auch deshalb geschehen, weil die illegalen Pflegedienste insofern einen ausbeuterischen Zug an sich tragen, weil diese ausländischen Frauen zwar (unversteuertes) Geld verdienen, zugleich aber auf Krankenversicherung, Urlaub und Pensionsansprüche verzichten, wenn sie nicht als im Herkunftsland angemeldete Unternehmerinnen einpendeln (was rechtlich auch nicht völlig unproblematisch ist, wie die Pflegenotstandsdebatten in vielen westlichen Ländern zeigen). Dahinter steht aber auch das geschlechterpolitische Problem, dass Frauen für gleiche Arbeit immer noch nicht das Gleiche verdienen wie Männer!

111 „Männer, die ihre Erwerbsarbeit reduzieren, um Haus- und Betreuungsarbeit in einem relevanten Ausmaß zu übernehmen, sind nach wie vor Ausnahmereischeinungen.“ Scambor, Elli/Scambor, Christian: Männer zwischen Produktions- und Reproduktionsarbeit, in: Werneck, Harald/Beham, Martina/Palz, Doris (Hrsg.): Aktive Vaterschaft. Männer zwischen Familie und Beruf, Gießen 2006.

112 „Die Gründe, die gegen die Inanspruchnahme von ‚Väterkarenz‘ aus Sicht der Bezieherinnen sprechen, sind: das höhere Einkommen des männlichen Partners (besonders stark bei Frauen, die vor der Geburt des Kindes kein existenzsicherndes Einkommen hatten; z. B. Studentinnen, Hausfrauen). Nachteile im Berufsleben des Mannes. Darunter werden Nachteile im Karriereverlauf des Mannes verstanden. Strukturelle und gesellschaftliche Rahmenbedingungen in Unternehmen: Arbeitgeber reagieren laut Auskunft der Befragten ablehnend auf das Bestreben von Männern, Familie und Erwerb zu vereinbaren (Väterkarenz oder Teilzeitarbeit). Angegeben werden Ängste vor Karriereeinbußen bis hin zum Verlust des Arbeitsplatzes. Persönliche Gründe: mit Partner nicht diskutabel oder beide wollen traditionelle Rollenaufteilung. Es entscheiden sich fast ausschließlich nur jene Väter für den Bezug des Kinderbetreuungsgeldes, welche keine negativen Auswirkungen auf ihre Erwerbsbiografie befürchten müssen, wie Karriereeinbußen bis hin zum Jobverlust. Der Anteil der Väterbeteiligung bei den unselbstständigen Erwerbstätigen bleibt daher gering.“ Rille-Pfeiffer, Christiane/Kapella, Olaf (Hrsg.): Kinderbetreuungsgeld. Evaluierung einer familienpolitischen Maßnahme, Innsbruck 2007, 81.

I Für das Selbstbild von einem Drittel der Männer insgesamt ist bezeichnend, dass sie solche Pflege nicht als ihre Aufgabe ansehen. Allerdings: Lediglich 18% der modernen Männer sehen das nicht als ihre Aufgabe an, hingegen 42% der teiltraditionellen.

Tabelle 32: Gründe, die gegen eine Verringerung der Berufsarbeit zugunsten der Pflege daheim sprechen

	Männer					Frauen
	alle	teiltrad.	balanc.	suchend	modern	alle
Weil ich dadurch meine Karriere gefährden würde	34%	35%	38%	31%	32%	26%
Weil ich mehr verdiene als meine Partnerin/mein Partner und das gemeinsame Einkommen zu niedrig werden würde	46%	46%	54%	36%	50%	32%
Weil ich das nicht als meine Aufgabe ansehe	31%	42%	30%	31%	18%	24%
Weil solche Aufgaben durch gute Einrichtungen (Kinderkrippen, Kindergärten, Pflegeheime, Hospizeinrichtungen) besser erfüllt werden können	47%	47%	58%	38%	50%	42%
Summe von Gründen	158%	169%	180%	136%	149%	124%

Skalenwerte 1 und 2 auf einer fünfteiligen Skala
Männer und Frauen 2008

5.9 Männer im Haushalt

Während Kinder und Pflege für Männer Herausforderungen von begrenzter Dauer sind, ist die Mitwirkung im Haushalt eine dauerhafte Anforderung – unabhängig davon, ob ein Kind großzuziehen ist oder ob eine Angehörige im familialen Raum Pflege braucht.

Diese Anforderung hat auch nicht unmittelbar damit zu tun, dass heute Frauen aus vielen Gründen außerhäuslich erwerbstätig sind: obwohl richtig ist, dass diese Veränderung im Frauenleben auch die Beteiligung von Männern an der Bewältigung von Haushaltsarbeiten dringlicher gemacht hat. Die Verteilung der häuslichen Versorgungsarbeit ist letztlich eine Frage der Rollenbilder und auch eine Frage der Geschlechtergerechtigkeit. Das herkömmliche Modell, nach dem die Frau den Haushalt macht, um dem Mann den Lebenshintergrund zu sichern, wird von nicht wenigen Frauen abgelehnt. Und die Männer?

Bevor die Daten zur Beteiligung von Männern an den Haushaltsarbeiten vorgelegt werden, sollen Ergebnisse zu den beiden Hintergrundfragen präsentiert werden:

- I Wie steht es um die generelle Zuweisung der Haushaltsarbeit zu den Frauen, wie sie herkömmlicherweise erwartet worden ist?
- I Wie wird die außerhäusliche Erwerbstätigkeit (Berufstätigkeit) von Frauen heute beurteilt?
- I Und zu beiden Fragen: Hat sich diesbezüglich in den letzten zehn Jahren bei den Männern (und den Frauen) etwas verändert?

5.9.1 Frauen und Haushalt

Die Zuordnung von Frau und Haushalt ist im Bewusstsein eines beachtlichen Teils der Befragten – und zwar Männer wie Frauen – keineswegs vom Tisch. 41% der Männer (48% der Frauen) haben sich für die Position entschieden: „Grundsätzlich sollten die Frauen genauso berufstätig sein können wie Männer. Männer und Frauen sollten sich deshalb die Arbeit im Haushalt und die Sorge um die Kinder teilen oder sich dabei abwechseln.“

Die Übrigen teilen sich in zwei Gruppen. Die einen sehen eine Zuordnung der Frau zum Haus, „wenn die Kinder noch klein sind“ (Männer 34%, Frauen 35%). Der Rest sieht die Frau grundsätzlich daheim (Männer 25%, Frauen 17%).

Die Lage ist also komplex. Geschlechterpolitisch ergeben sich zwei mögliche Optionen:

- Entweder wird versucht, die (ausschließliche oder zeitweilige) Zuordnung von Frau und Haus(-halt) zu brechen, und dies nicht nur durch Bewusstseinsarbeit, sondern durch rechtliche Begünstigung der gemeinsamen Aufteilung von Haushaltsarbeiten zwischen Frauen und Männern (wie „halbe-halbe“).
- Oder aber die Politik versucht, für die unterschiedlichen Optionen von Frauen und Männern Realisierungsgrundlagen zu schaffen, was häufig damit begründet wird, dass eben in Zeiten der freiheitlichen Selbstbestimmung jede und jeder, also auch jedes Paar, selbst entscheiden soll und die öffentliche Hand primär dafür zu sorgen hat, diese Entscheidung auch lebbar zu machen.

Das eine Argument setzt mehr auf Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern, das andere auf (Wahl-)Freiheit.

In dieser Hinsicht sind die Unterschiede zwischen den Geschlechertypen drastisch, bei den Frauen noch mehr als bei den Männern! Die Teiltraditionellen setzen auf die Frau im Haushalt, die Modernen auf das gemeinsame Teilen.¹¹³

Tabelle 33: Wer kümmert sich um Haus und Haushalt?

		Es ist für alle Beteiligten besser, wenn der Mann voll im Berufsleben steht und die Frau zu Hause bleibt und sich um Haushalt und Kinder kümmert.	Mindestens solange die Kinder noch klein sind, ist es besser, wenn die Frau zu Hause bleibt.	Grundsätzlich sollten die Frauen genauso berufstätig sein können wie Männer. Männer und Frauen sollten sich deshalb die Arbeit im Haushalt und die Sorge um die Kinder teilen oder sich dabei abwechseln.
Männer	teiltraditionell	38%	36%	26%
	balancierend	18%	38%	44%
	suchend	29%	39%	31%
	modern	10%	18%	72%
	alle Männer	25%	34%	41%
Frauen	teiltraditionell	37%	49%	15%
	balancierend	15%	40%	44%
	suchend	26%	42%	33%
	modern	6%	20%	74%
	alle Frauen	17%	35%	48%
alle	21%	34%	45%	

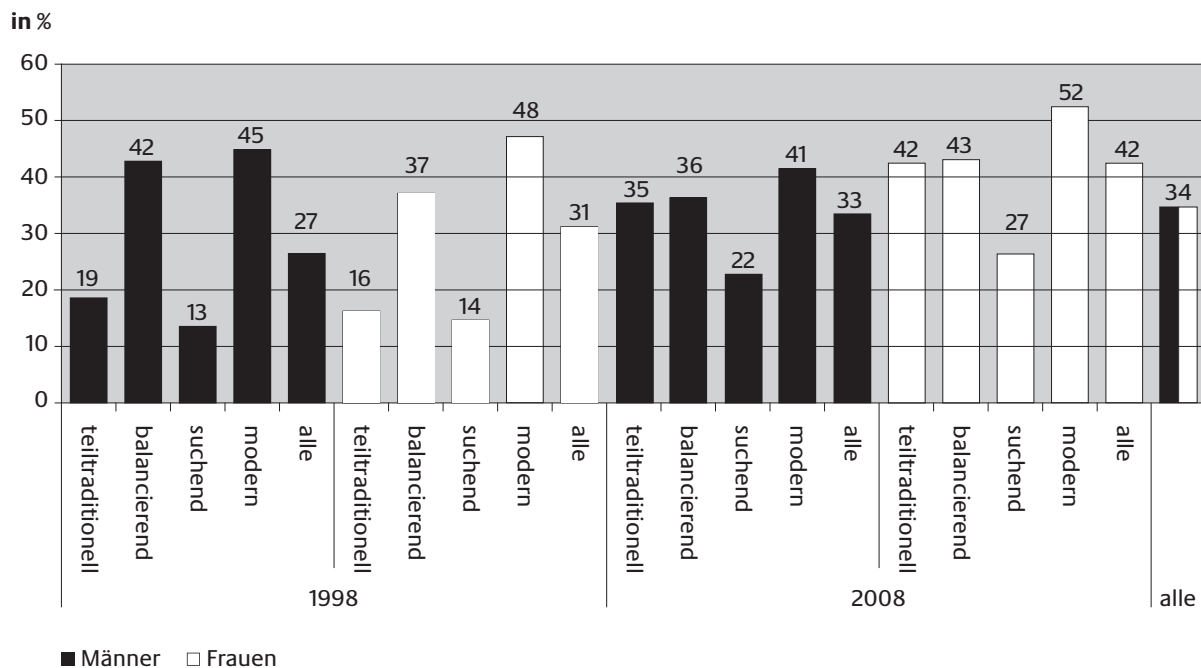
Männer und Frauen 2008

¹¹³ „Die Frau soll für den Haushalt und die Kinder da sein, der Mann ist für den Beruf und für die finanzielle Versorgung zuständig.“ Dieses Item diente zur Clusterbildung für die vier Geschlechertypen. Erwartbar stimmen die Teiltraditionellen ihm voll zu, die Modernen hingegen lehnen es gänzlich ab.

5.9.2 Berufstätigkeit von Frauen

Die Akzeptanz der Berufstätigkeit von Frauen ist in den letzten Jahren im Bevölkerungsschnitt gestiegen. Mit Blick auf Kinder plädieren 2008 etwas mehr (Frauen geringfügig mehr als die Männer) dafür, dass beide nur halbtags arbeiten und die andere Zeithälfte gemeinsam für Haushalt und Kinder reservieren. Die Entwicklung bei allen weiblichen Geschlechtertypen geht in dieselbe Richtung. Anders bei den Männern: Hier gibt es einen Zuwachs bei den Teiltraditionellen und den Suchenden, nicht aber bei den Balancierenden und den Modernen, bei Letzteren sogar leichte Rückgänge (um sechs bzw. vier Prozentpunkte).

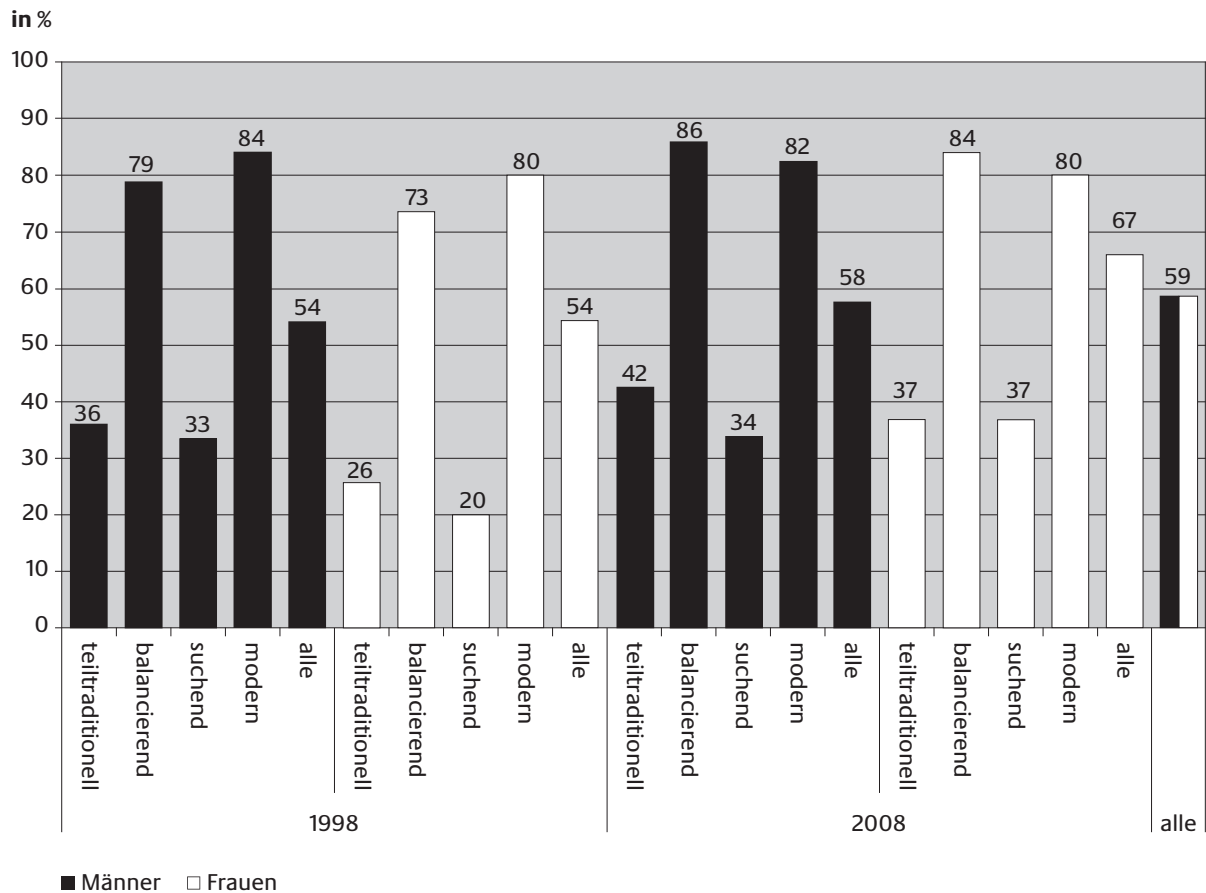
Abbildung 76: Am besten ist es, wenn der Mann und die Frau beide halbtags erwerbstätig sind und sich beide gleich um Haushalt und Kinder kümmern.



Männer und Frauen 1998/2008

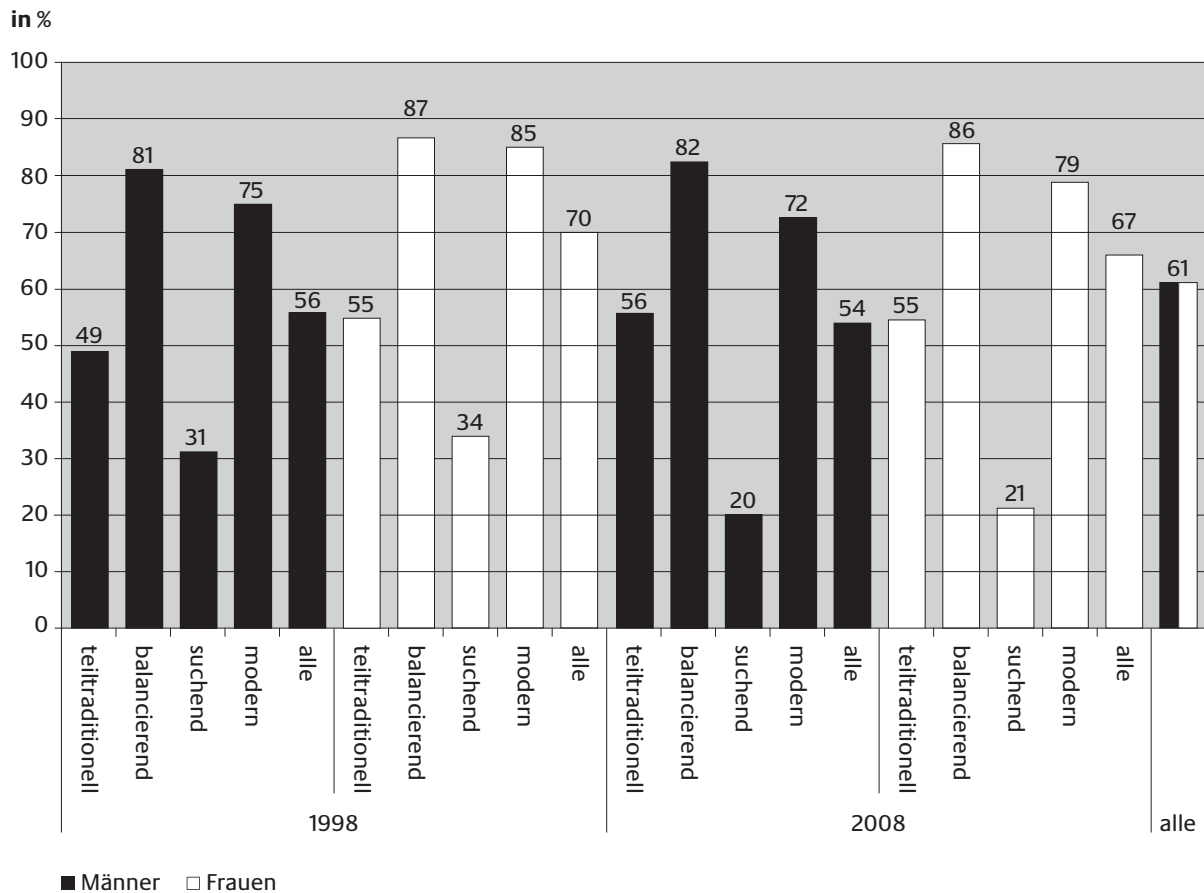
Ein Hauptgrund für diese Angleichung von Männern und Frauen in Bezug auf die Berufstätigkeit hängt wohl zum Teil mit der angespannten finanziellen Situation vieler Haushalte zusammen. Es wirken aber zugleich die jeweiligen Geschlechterbilder mit. Balancierende und Moderne sind erheblich mehr der Ansicht, dass beide zum Haushaltseinkommen beitragen sollen.

Abbildung 77: Beide, Mann und Frau, sollten zum Haushaltseinkommen beitragen.



Männer und Frauen 1998/2008

Für diese beiden Typen kommt hinzu, dass durch die Berufstätigkeit beider nicht nur das Haushaltsbudget auf ein erträgliches Niveau gehoben wird. Die Berufstätigkeit gilt vielmehr als der „*beste Weg für eine Frau, um unabhängig zu sein*“. Moderne wie balancierende Männer sind davon noch mehr überzeugt als die ihnen rollenverwandten Frauen. Die Positionen zu dieser Frage haben sich in den letzten zehn Jahren auch nicht verändert (sieht man von dem geringfügigen Rückgang bei den modernen Frauen ab).

Abbildung 78: Berufstätigkeit ist der beste Weg für eine Frau, um unabhängig zu sein.

Männer und Frauen 1998/2008

Dass solche Einstellungen sich ins praktische Leben hinein auswirken, zeigt das im Alltag einer Partnerschaft nicht unerhebliche Thema des Geldes und der Verfügung darüber. Es geht um die Haushaltskasse. Dieses handfeste Bewährungsfeld partnerschaftlicher Liebe wird unterschiedlich gestaltet. Teiltraditionelle Männer wissen sich eher (26%) allein für die Haushaltsfinanzierung zuständig. Sie geben dann der Partnerin Haushaltsgeld und gegebenenfalls auch ein Taschengeld für den eigenen freien Bedarf. Bei den Modernen kommt das kaum noch vor (9%). Ebenso sind auch völlig getrennte Kassen eine seltene Ausnahme, wohl auch deshalb, weil ja Haushaltsführung für beide nützlich ist und daher auch von beiden getragen werden sollte, wie die Mehrheit meint.

Tabelle 34: Führen Sie zu Hause eine Form von Haushaltskasse, was trifft davon zu?

		Ich gebe meiner (Ehe-)Partnerin/ meinem (Ehe-)Partner das Haushalts- geld (bzw. auch ein Taschengeld).	Jeder hat seine eigene Kasse, die Haushaltskasse ist gemeinsam.	Wir haben eine gemeinsame Kasse und jeder hat dazu Zugang.	Wir führen völlig getrennte Kassen.
Männer	teiltraditionell	26%	23%	42%	8%
	balancierend	17%	20%	56%	8%
	suchend	19%	24%	42%	15%
	modern	9%	21%	59%	12%
	alle Männer	18%	22%	49%	11%
Frauen	teiltraditionell	16%	18%	58%	8%
	balancierend	6%	20%	67%	6%
	suchend	8%	26%	51%	15%
	modern	4%	26%	59%	12%
	alle Frauen	7%	23%	60%	10%
alle		13%	22%	55%	10%

Männer und Frauen 2008

Der Trend geht zur gemeinsamen Kasse, zu der jede und jeder gleichen freien Zugang hat. Diese scheint die Freiheits- und Unabhängigkeitswünsche von Frauen in Partnerschaften zu begünstigen.

Tabelle 35: Form der Haushaltskasse und erhoffte Unabhängigkeit von Frauen durch Berufstätigkeit

	Berufstätigkeit ist der beste Weg für eine Frau, um unabhängig zu sein.	
	Männer	Frauen
Ich gebe meiner (Ehe-)Partnerin/meinem (Ehe-)Partner das Haushaltsgeld.	42%	53%
Jeder hat seine eigene Kasse, die Haushaltskasse ist gemeinsam.	44%	51%
Wir haben eine gemeinsame Kasse und jeder hat dazu Zugang.	60%	65%
Wir führen völlig getrennte Kassen.	54%	74%
alle	55%	74%

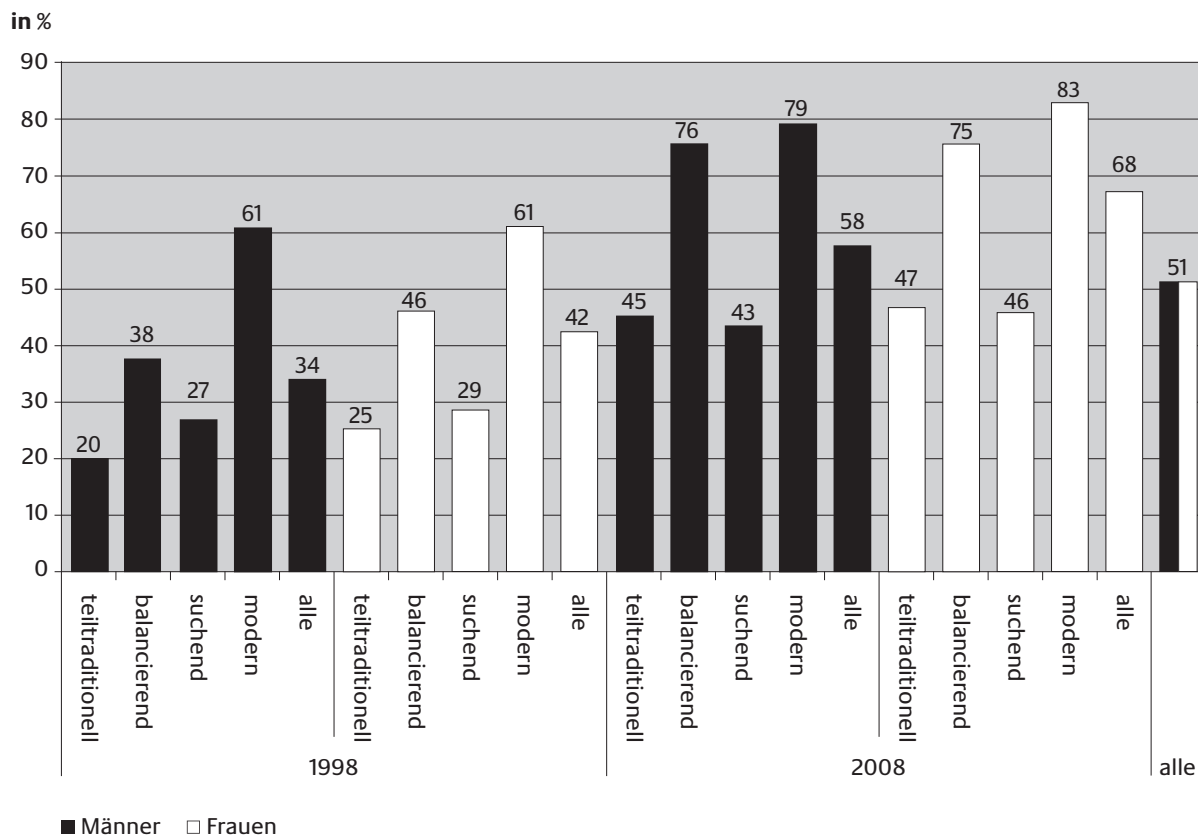
Skalenwerte 1 = „stimme voll zu“ und 2 = „stimme zu“
Männer und Frauen 2008

Diese durch eine Berufstätigkeit erhoffte Unabhängigkeit von Frauen wirkt in das partnerschaftliche Gefüge zurück – eine Auswirkung, die von den Geschlechertypen unterschiedlich bewertet wird. Wieder sehen die Balancierenden und die Modernen diese Konsequenzen weitaus positiver als die Teiltraditionellen und die Suchenden. In den letzten zehn Jahren ist aber generell die positive Beurteilung deutlich stärker geworden. Selbst bei den teiltraditionellen Männern hat sie sich von 20% auf 45% mehr als verdoppelt.

Für eine auf romantische Liebe gründende Paarbeziehung ist gebundene Freiheit eine unerlässliche Voraussetzung. Wirtschaftliche Abhängigkeit hat in früheren Zeiten zwar ein Paar verbunden, aber nicht (von Haus aus) die emotionale Seite der Liebe gefördert. So sehr nun die gewachsene finanzielle Unabhängigkeit von Frauen einer ökonomisch frei gewordenen Liebesbeziehung dienlich ist – sie kann zugleich eine weitere Ursache für die Labilität moderner Beziehungen sein.

Daraus kann – um die Stabilität von Beziehungen zu stärken – nicht die Forderung nach einer neuerlichen finanziellen Abhängigkeit abgeleitet werden. Vielmehr erwächst aus diesen veränderten Grundbedingungen der Liebe, dass sich die Dauerhaftigkeit der Liebe im Rahmen freier Wahl- und Abwahlmöglichkeiten aus anderen Quellen speisen muss; oder aber, dass die Kultur damit leben lernen muss, dass die Liebe flüchtiger wird. Wie und wo dann die Zeitgenossinnen und Zeitgenossen ihr nach wie vor vorhandenes elementares Bedürfnis nach Beheimatung ihrer „kosmisch unbehausten Seele“ stillen, mag offenbleiben. Einst hat hier die Religion enorme kulturelle Leistungen vollbracht. Ob das von manchen Frauen und Männern heute wieder zunehmend so gesehen wird? Könnten die Sympathiezuwächse für Spiritualität und freiheitlich wählbare Religion hier eine ihrer Wurzeln haben?

Abbildung 79: Glauben Sie allgemein, dass sich die Berufstätigkeit einer Frau auf die Ehe positiv oder eher negativ auswirkt? Eher positiv ...



Antwort „eher positiv“
Männer und Frauen 1998/2008

5.9.3 Haushaltstätigkeiten

Nach diesen kleinen Umwegen gelangen wir vor die für die Inszenierung des gemeinsamen Haushalts wichtige Frage, was nun Männer und Frauen zu dessen Bewältigung beitragen.¹¹⁴ Gefragt worden war in doppelter Hinsicht:

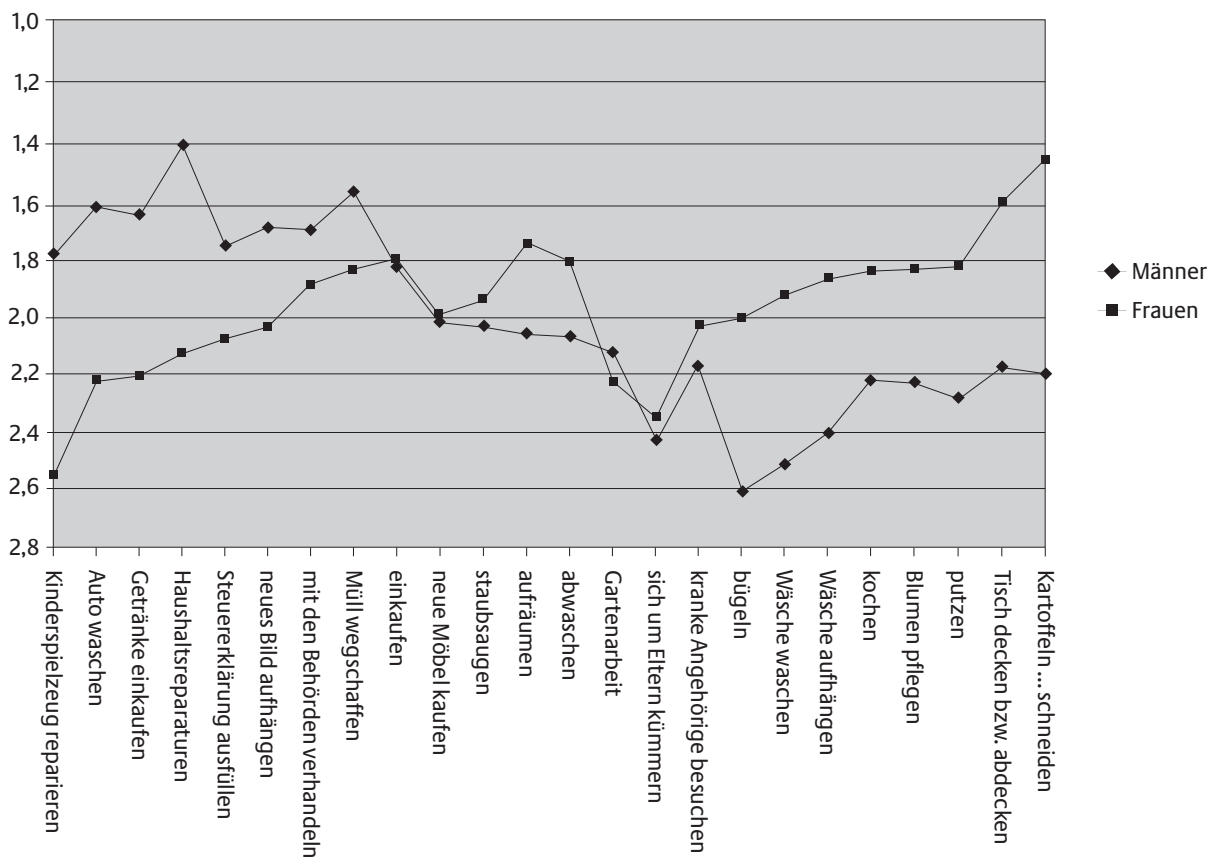
- I Welche Aufgaben übernimmt die befragte Person – welche die Partnerin, der Partner? Und:
- I Für wie wichtig für den Haushalt werden diese Aufgaben gehalten?

¹¹⁴ Vgl. die Auswertung der Zeitverwendungsstudie des Statistischen Bundesamtes auf der Grundlage von Tagebuchaufzeichnungen von rund 12.000 Untersuchungspersonen: Döge, Peter/Volz, Rainer: Männer – weder Paschas noch Nestflüchter. Aspekte der Zeitverwendung von Männern nach den Daten der Zeitverwendungsstudie 2001/2002 des Statistischen Bundesamtes, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 46/2004, 13–23; sowie: Döge, Peter: Männer – Paschas und Nestflüchter? Zeitverwendung von Männern in der Bundesrepublik Deutschland, Opladen 2006.

Schon ein erster Überblick zeigt, dass es Tätigkeiten gibt, die vorrangig von Frauen, andere, die primär von Männern erledigt werden. Die Aussage, Männer beteiligten sich nicht an der Haushaltsarbeit, ist nicht zu halten. Beide beteiligen sich am Haushalt: allerdings durch jeweils andere Arbeiten. Die Frage ist daher nicht so sehr, ob Männer im Haushalt mitarbeiten – das ist inzwischen unumstritten –, sondern was sie machen.

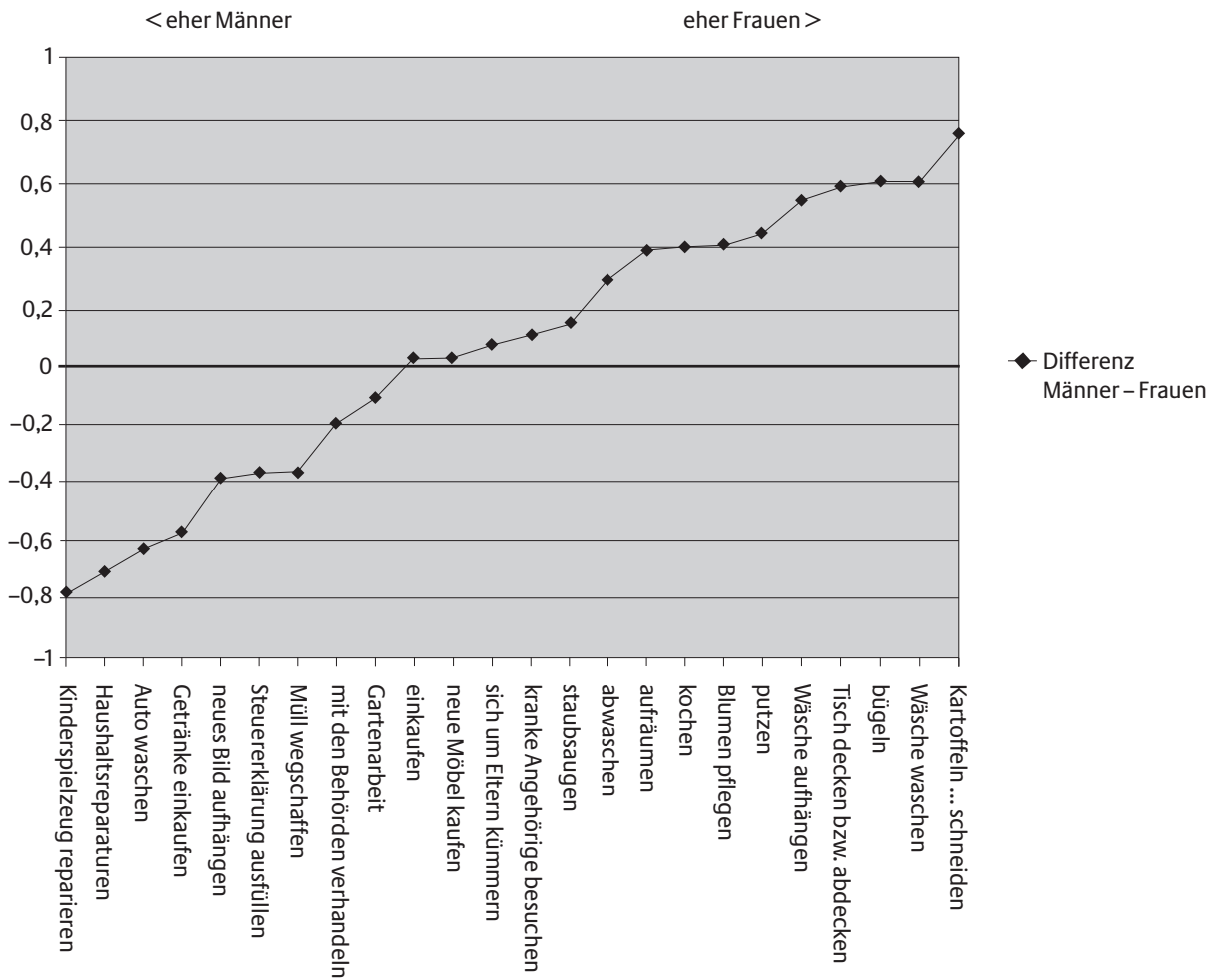
Abbildung 80: Was Männer und Frauen im Haushalt machen

Ich nenne Ihnen jetzt verschiedene Haushalts- und Familientätigkeiten. Bitte sagen Sie mir zu jeder dieser Tätigkeiten, ob Sie diese regelmäßig übernehmen, ab und zu übernehmen oder sie Ihrem/Ihrer (Ehe-)Partner/-in überlassen.



Dargestellt sind Mittelwerte (1= „mache ich regelmäßig“, 2= „mache ich ab und zu“, 3= „überlasse ich (Ehe-)Partner/-in“, 4= „trifft auf mich nicht zu“). Männer und Frauen 2008

Abbildung 81: Männer- und frauenspezifische Haushaltstätigkeiten



Männer und Frauen 2008

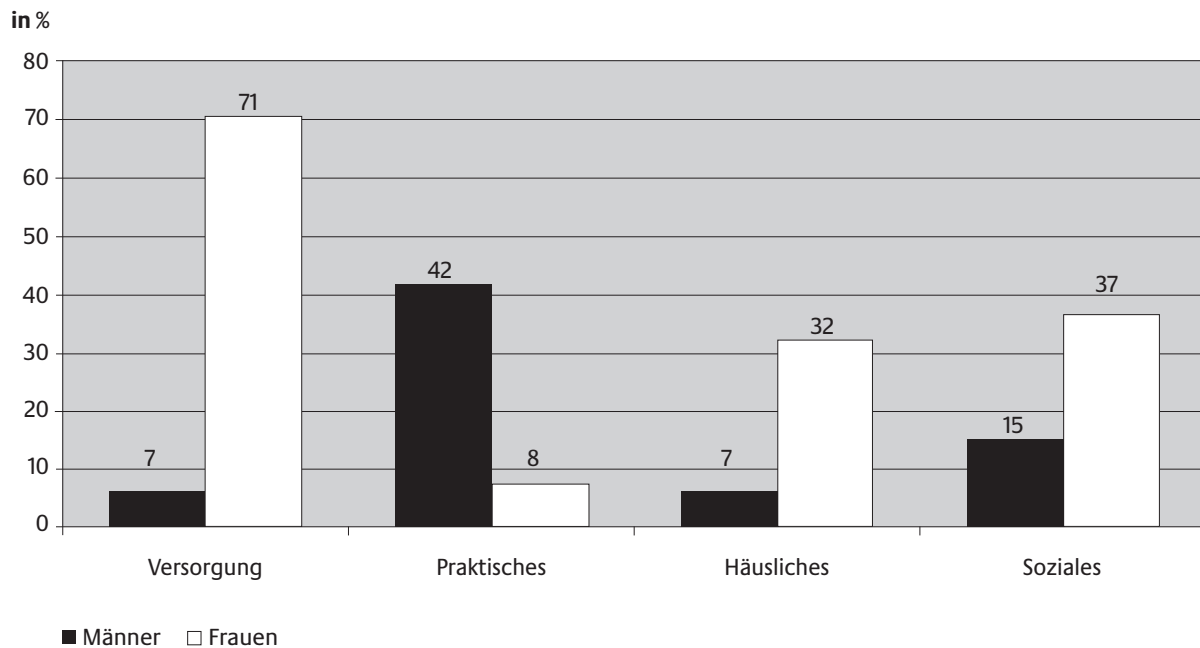
Eine statistische Durchdringung der großen Datenmenge – mit dem Ziel der Minderung an Komplexität, und dies mit Hilfe einer Faktorenanalyse – lässt vier Pakete verwandter Tätigkeiten erkennen:

Tabelle 36: Tätigkeitsarten

Versorgung	Praktisches	Häusliches	Soziales
abwaschen	Auto waschen	Müll wegschaffen	einkaufen
aufräumen	Gartenarbeit	neue Möbel kaufen	kranke Angehörige besuchen
Blumen pflegen	Haushaltsreparaturen	Tisch decken bzw. abdecken	sich um Eltern kümmern
bügeln	mit den Behörden verhandeln	Getränke einkaufen	
kochen	neues Bild aufhängen		
putzen			
staubsaugen			
Wäsche aufhängen			
Wäsche waschen			
Kartoffeln, Gemüse usw. schneiden für das Kochen			

Die Zuordnung dieser Tätigkeitsbereiche zeigt übersichtlich die Unterschiede zwischen Frauen und Männern: Frauen sind in der Versorgung, im Sozialen wie im Häuslichen engagiert, Männer im Technisch-Praktischen. Frauen machen die Überlebensarbeit (Versorgung, Soziales, Häusliches), Männer schaffen Rahmenbedingungen und kümmern sich um die Infrastruktur.

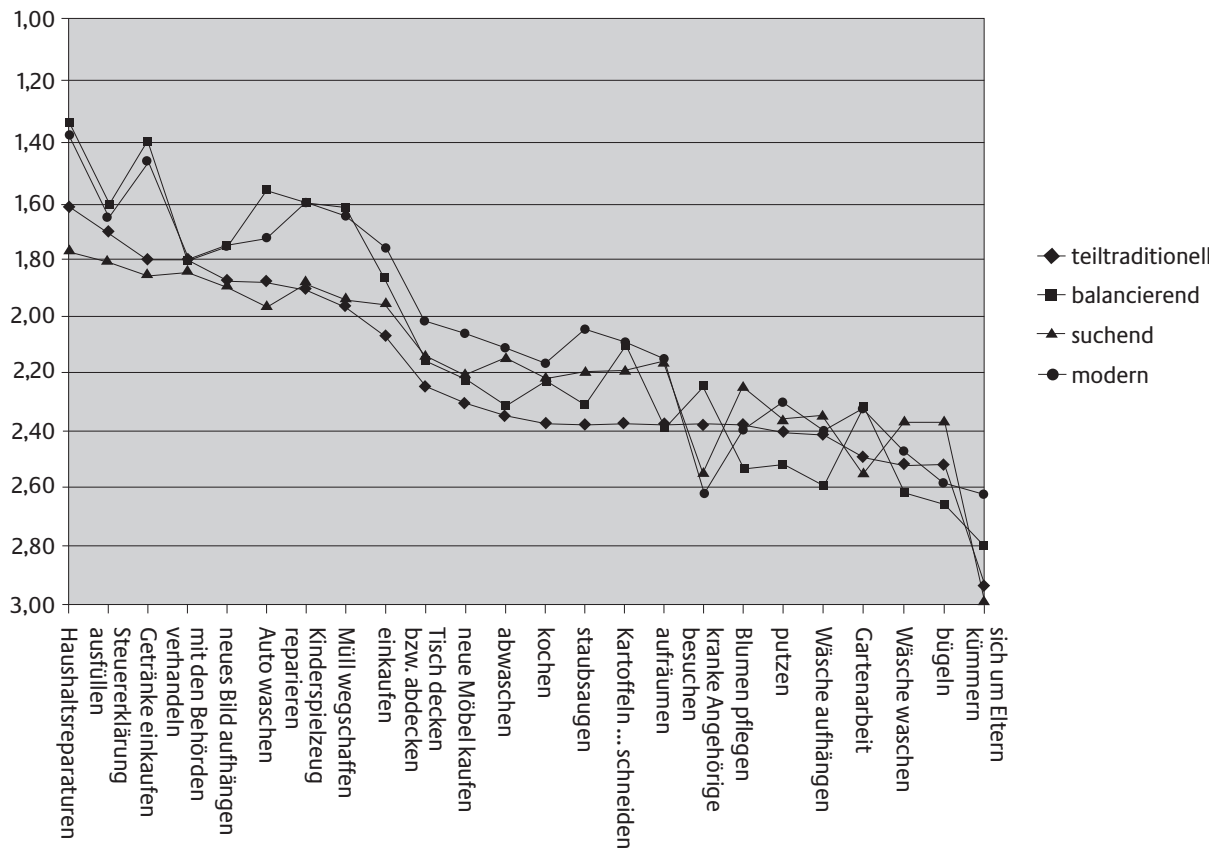
Abbildung 82: Frauen versorgen, Männer machen das Praktische.



Männer und Frauen 2008

Generell beteiligen sich moderne Männer mehr an der Haushaltsarbeit als teiltraditionelle. Auf der Ebene der Tätigkeitsfelder sind die Unterschiede aber nicht nennenswert. Der große Unterschied besteht also zwischen den Geschlechtern, weniger zwischen den einzelnen Rollentypen.

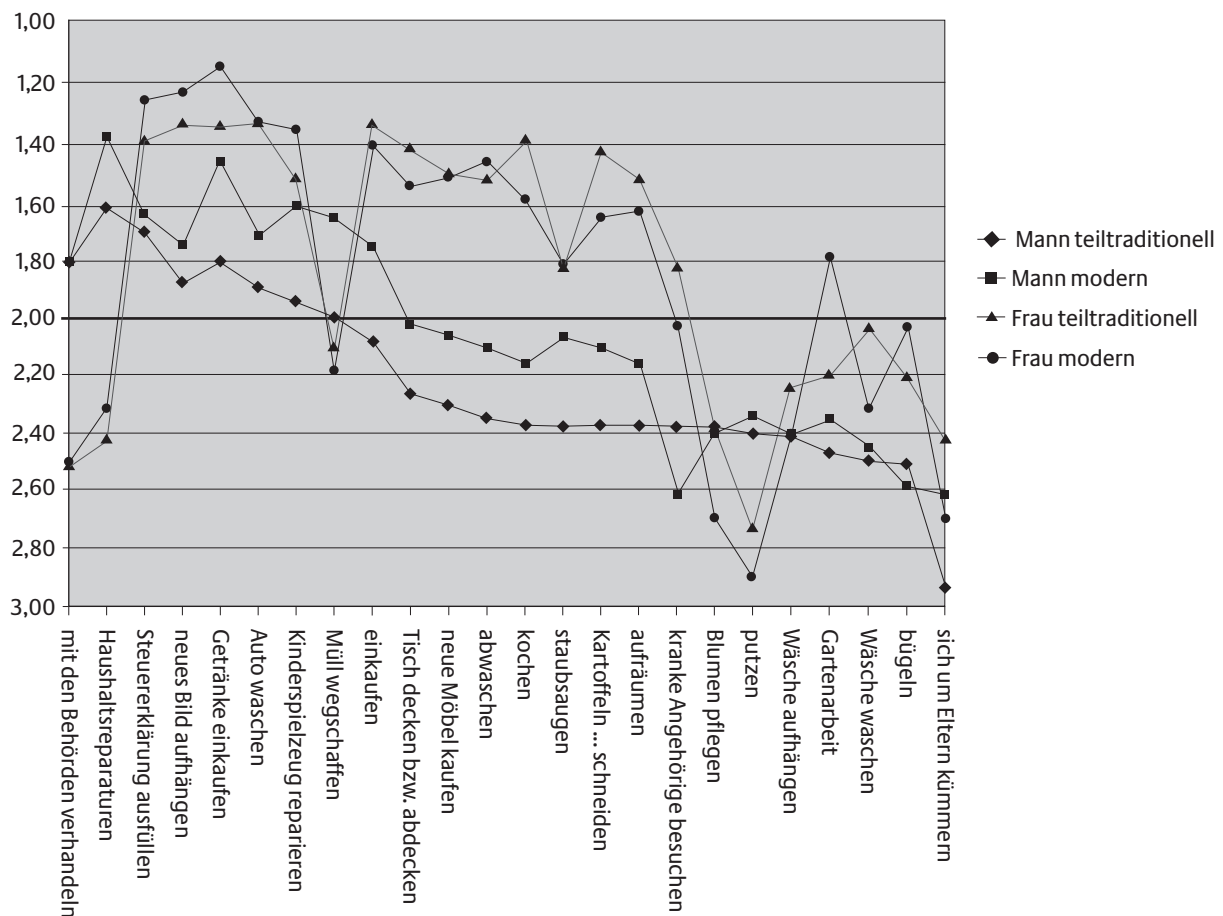
Abbildung 83: Haushaltstätigkeiten der einzelnen Männertypen



Männer 2008

Während moderne Männer in der Summe mehr Haushaltstätigkeiten übernehmen als teiltraditionelle, ist es bei den modernen Frauen umgekehrt. Im Vergleich zu den teiltraditionellen Frauen haben sie sich etwas zurückgenommen: vielleicht auch wegen der stärkeren Präsenz der (modernen) Partner? Oder wegen der außerhäuslichen Berufstätigkeit? Es wäre ein guter Ausgleich.

Abbildung 84: Moderne und Teiltraditionelle (Frauen und Männer) im Vergleich

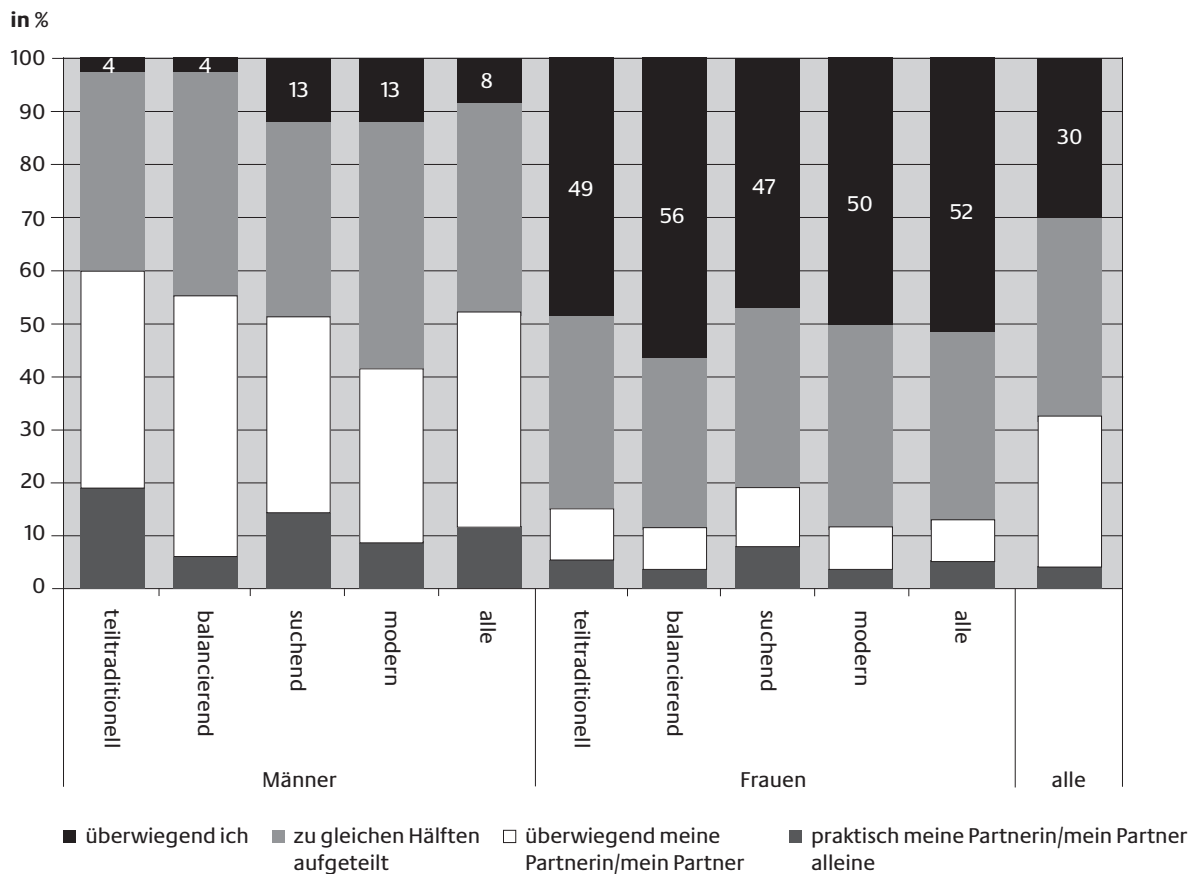


Männer und Frauen 2008

Dieses strukturell sympathische Ergebnis erfährt freilich eine ernüchternde Korrektur, wenn ganz allgemein die Frage gestellt wird, wie sich denn im Großen und Ganzen die Haushaltsarbeit zwischen den Partnern verteilt. Dann verbuchen Frauen weit mehr Haushaltsarbeit bei sich selbst. Das spiegelt sich auch in der Selbsteinschätzung der Männer wider.¹¹⁵ Allerdings gibt es markante Unterschiede zwischen den Männertypen: Bei den Teiltraditionellen obliegt die Hausarbeit mehrheitlich, zu 60%, den Frauen. Das sinkt zu den Modernen hin ab, wo die Frauen zu 42% die Hausarbeit „überwiegend allein“ machen. Bei den suchenden und modernen Männern gibt es immerhin jeweils 13%, die angeben, die Hausarbeit überwiegend allein zu tun; bei den suchenden Frauen spiegelt sich das zumindest annähernd wider.

115 Es sei allerdings an den erhebungstechnischen Vorbehalt gegenüber der Zuverlässigkeit von Männer- und Frauen-Selbsteinschätzungen erinnert, an die Überschätzung von Frauen im Blick auf ihre Haushaltsbeiträge und deren Unterschätzung bei Männern: Die in Interviews angegebenen Schätzwerte hinsichtlich des Zeitumfangs von Hausarbeit weichen um etwa eine Dreiviertelstunde pro Tag von Tagebucheinträgen ab. Schulz, Florian/Grunow, Daniele: Tagebuch versus Zeitschätzung. Ein Vergleich zweier unterschiedlicher Methoden zur Messung der Zeitverwendung für Hausarbeit, in: Zeitschrift für Familienforschung 1/2007, 106–128.

Abbildung 85: In Summe machen Frauen mehr Haushaltsarbeit als Männer (Selbsteinschätzung) – Männer sehen das auch so.

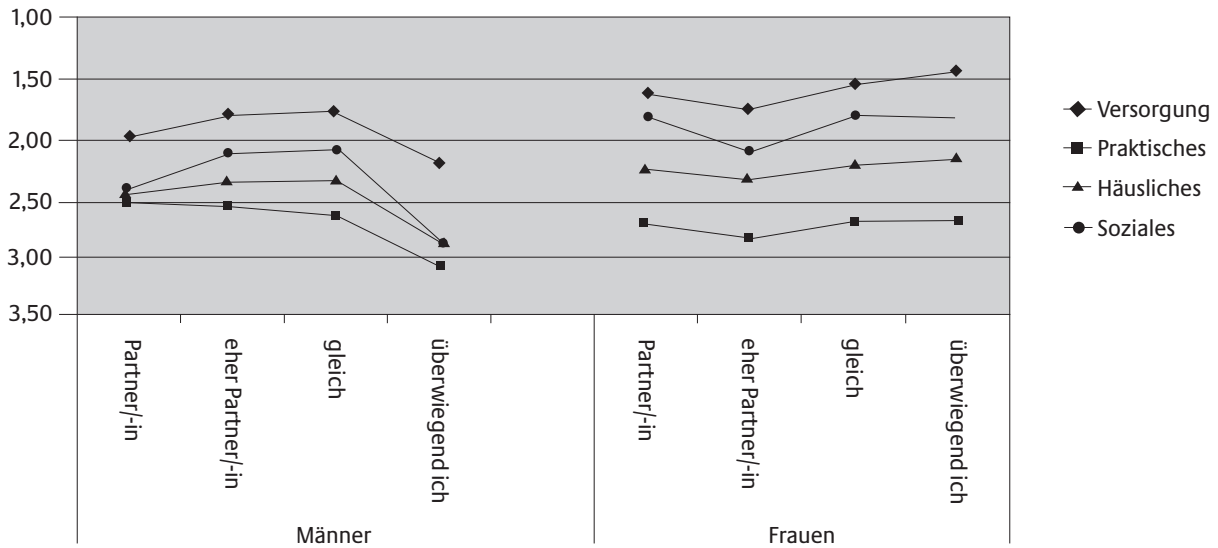


Männer und Frauen 2008

Das bedeutet auch, dass die Arbeiten, die bei den Frauen angesiedelt sind (Versorgung, Soziales, Häusliches), den Hauptteil der durchgängigen Haushaltsarbeit ausmachen, während männliche Haushaltsarbeit eher gelegentlich zu machen ist.

Wir haben uns auch nach der Wichtigkeit der jeweiligen Arbeitsfelder im Haushalt erkundigt. Das Ergebnis legen wir aus Gründen der Übersichtlichkeit nicht auf der Ebene der einzelnen Tätigkeiten vor, sondern gleich für die vier Indizes. So benoten Frauen im Schnitt die Wichtigkeit „ihrer“ Versorgungsarbeit mit 1,62 (Männer 1,96; 1 = „sehr wichtig“, 5 = „unwichtig“) und das Soziale mit 1,96 (Männer 2,27). Männer halten „ihr“ Tätigkeitsfeld Praktisches mit 2,75 für wichtig (Frauen 2,86). Häusliches wird von beiden Geschlechtern ähnlich gewichtet (Männer 2,48, Frauen 2,30). Im Gesamtschnitt aller Befragten des Jahres 2008 ergibt sich die Reihung Versorgung (1,79), Soziales (2,11), Häusliches (2,39) und Praktisches (2,81). Die häusliche Arbeit (Versorgung, Soziales) ressortiert also bei den Frauen. Und: Frauen halten insgesamt die häuslichen Tätigkeiten für wichtiger als Männer, vor allem, wenn sie diese auch überwiegend selbst ausführen.

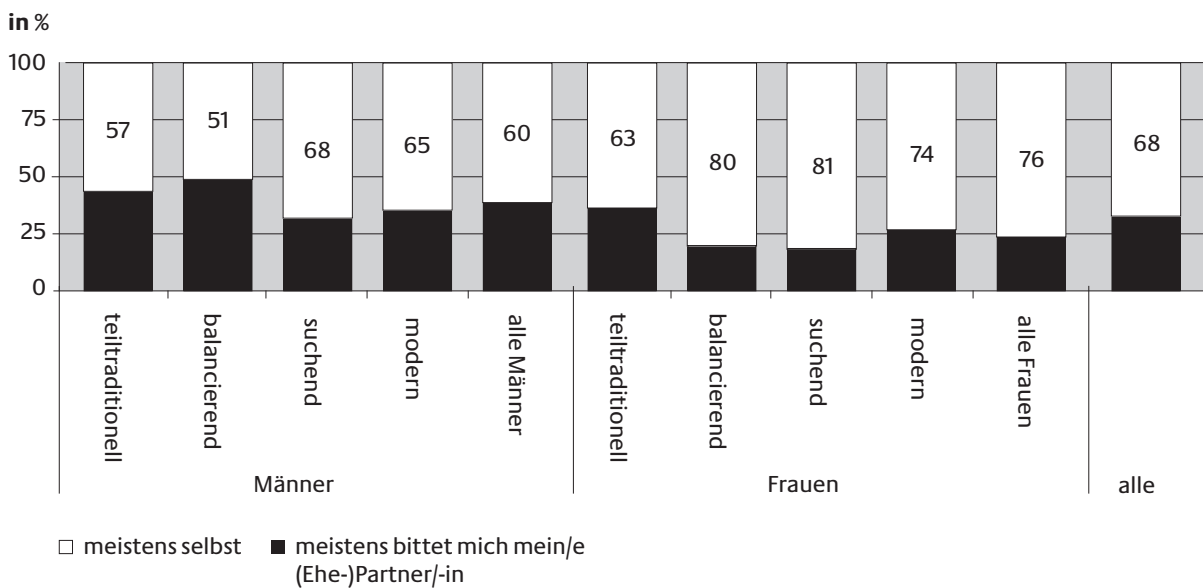
Abbildung 86: Frauen halten ihre Versorgungsarbeit für wichtiger als Männer.



Männer und Frauen 2008

Summarisch war auch die Frage gestellt worden, ob die Haushaltstätigkeit von der befragten Person aus eigenen Stücken gemacht wird oder ob die Partnerin/der Partner darum ersucht bzw. ersuchen muss. 60% der Männer machen diese Arbeiten aus eigenem Antrieb. Bei den Frauen sind es mit 76% deutlich mehr. Moderne Männer (65%) handeln etwas mehr aus eigener Initiative als teiltraditionelle (57%). Das kann als Zeichen dafür angesehen werden, dass für moderne Männer die partnerschaftliche Bewältigung der Haushaltsarbeit selbstverständlich geworden ist. Aber selbst bei einem Drittel der modernen Männer gibt es in dieser Hinsicht noch ein Entwicklungspotenzial.

Abbildung 87: Wenn Sie eine solche Hausarbeit erledigen, bittet Ihr/e (Ehe-)Partner/-in Sie meistens vorher um Mithilfe oder kümmern Sie sich meistens selbst darum?



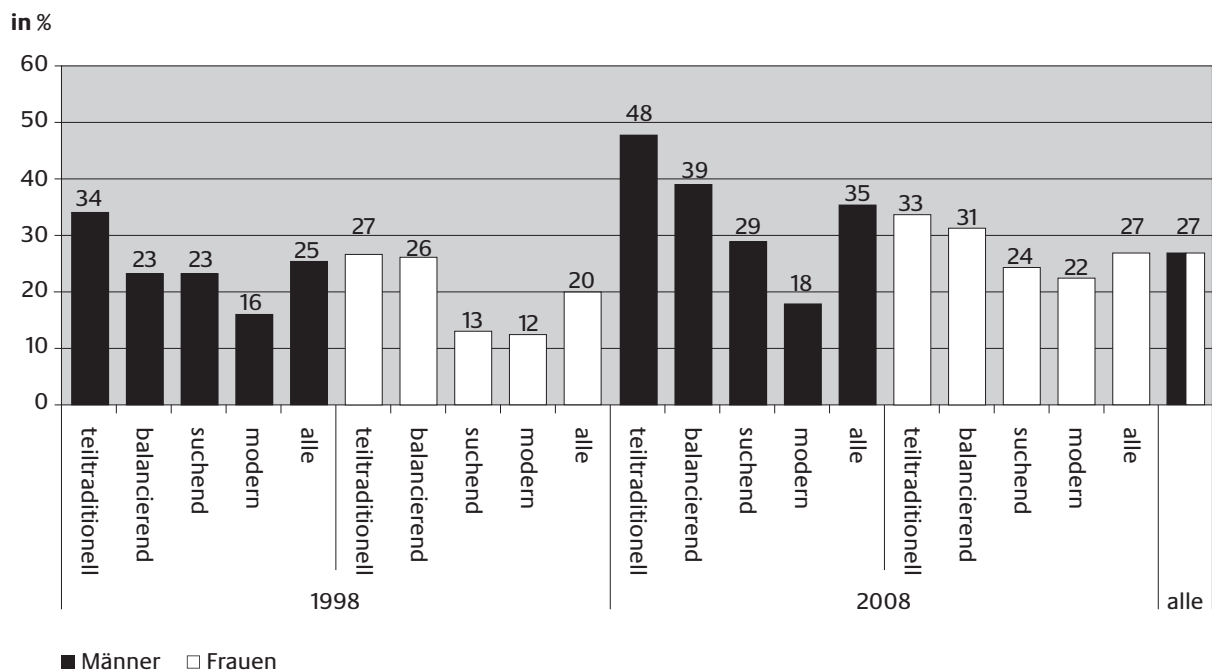
Männer und Frauen 2008

5.9.4 Scheidung

Für manche ist heute eine Scheidung lediglich das Ende einer Erlebnisepisode. Als solche muss sie auch gar nicht sonderlich leidvoll sein. Für andere ist Scheidung die Befreiung aus Beziehungen, die kaum noch Quelle von Freude, Entwicklung und Lebendigkeit sind. Aber nicht wenige leiden auch unter Scheidungen. Nicht nur die Alten, auch nicht nur die Kinder¹¹⁶: sondern eben auch die Partner selbst haben an Scheidungsfolgen zu tragen. Vor allem die Verlassenen trifft es. Statistisch besehen sind es überwiegend Frauen, welche die Scheidung einreichen. Stimmt es, wie vielfach gesagt wird, dass Männer mehr unter Scheidungen leiden als Frauen? Welche Auswirkungen haben Scheidungen auf die Männer?

„Männer leiden unter Scheidung/Trennung mehr als Frauen“: Diese Aussage halten sowohl Männer als auch Frauen für richtig: Männer stärker als Frauen, und dies 1998 (Männer: 25%, Frauen: 20%) und, noch stärker, 2008 (Männer: 35%, Frauen: 27%); bei beiden Geschlechtern hat die Zustimmung zugenommen. „Betrachtet man die geschlechtsspezifische Reaktion auf Trennungen genauer, lässt sich insgesamt feststellen, dass Männern die emotionale Bewältigung direkt nach der Scheidung schlechter zu gelingen scheint.“¹¹⁷ Die Zustimmung bei den Männern fällt von den teiltraditionellen (2008: 48%) zu den modernen Männern (2008: 18%) stark ab. Lassen teiltraditionelle Männer den Trennungsschmerz eher zu? Oder wiegen für sie Scheidungen wegen der höheren Wichtigkeit der Ehe schwerer?

Abbildung 88: Männer leiden unter Scheidung/Trennung mehr als Frauen.



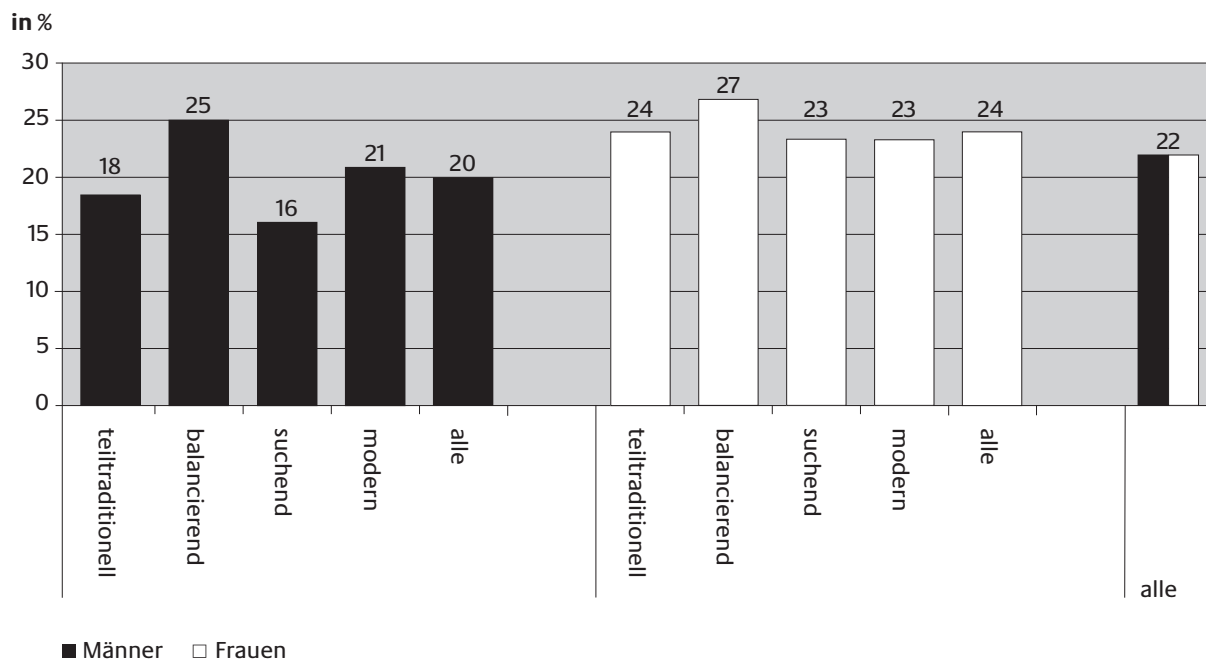
Männer und Frauen 1998/2008

¹¹⁶ „Für Kinder gibt es bei Scheidungen ... nichts zu gewinnen. So stehen den guten Hoffnungen der Eltern die kindlichen Entsaugungen einer verdunkelten Zukunft gegenüber.“ Amendt, Gerhard: Scheidungsväter. Wie Männer die Trennung von ihren Kindern erleben, Frankfurt 2006, 29, 21. – „Scheidungen sind für Kinder Schicksalsschläge, es sind Schläge, die ihnen das Schicksal versetzt. Und da dieses Schicksal von den Eltern gesteuert wird, sind sie es, die ihren Kindern diese Schläge versetzen. Es gibt kein Zurück aus dem Schmerz noch einen Ersatz für ihre Verluste. Es kann zwar Neues geben, das auch befriedigend ist, aber nichts kann den Verlust ungeschehen machen.“ Ders.: Scheidungsväter, Bremen 2004, 238.

¹¹⁷ Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz: Scheidungsfolgen für Männer: juristische, psychische und wirtschaftliche Implikationen, Wien 2003, 7.

Männlicher Scheidungsschmerz macht auch verständlich, warum eine wichtige Sorge bei jedem Fünften der Männer (20%) der mögliche Verlust der Partnerin (des Partners) ist. Diese Sorge teilen allerdings noch etwas mehr Frauen (24%).

Abbildung 89: Wenn Sie jetzt an Ihr eigenes Leben insgesamt denken, an Ihre Lebensform, an die Gesellschaft, an das heutige Leben allgemein. Um welche der folgenden Probleme oder Gefahren sind Sie sehr besorgt?
Dass ich meine Partnerin/meinen Partner verliere ...



Männer und Frauen 2008

Trotz solcher Sorgen um Scheidungen und Trennungen haben in den letzten Jahrzehnten die Scheidungen zugenommen. Der erhoffte Raum „geprägt von Stabilität und Liebe“ erweist sich zunehmend als labil, was das Sorgenpotenzial wiederum erhöhen wird.

Dazu kommt, dass es nicht nur emotionale Scheidungsfolgen gibt. „Bei kritischen Lebensereignissen, vor allem der Scheidung, versuchen Männer oft vergebens, ihre soziale Vaterschaft der natürlichen Mutterschaft entgegenzusetzen. Hier wendet sich die Naturalisierung der Frau, wie sie gesellschaftlich über Jahrhunderte betrieben worden ist, als Machtinstrument gegen den Mann.“¹¹⁸ Auch die rechtliche Seite spielt eine Rolle. Männer beklagen, dass sie bei Scheidungsfragen nicht gleichbehandelt werden¹¹⁹ und fordern daher – oftmals kämpferisch – „gleiche Rechte bei Scheidungsfragen“: 2008 verlangten dies 74% der Männer und 66% der Frauen – 1998 war es noch umgekehrt: Weniger Männer (70%) als Frauen (73%) erhoben diese Forderung. „Die Priorisierung der Mutter-Kind-Beziehung in der Rechtsprechung ist für Väter emotional sicherlich schwer zu verkraften. Wenn die gemeinsame Obsorge [d. h.: Sorgerecht; die Autoren] nicht vereinbart wurde oder durch das Gericht der Mutter die alleinige Obsorge übertragen wird, werden Väter völlig aus der Erziehungsverantwortung ausgeschlossen.“¹²⁰

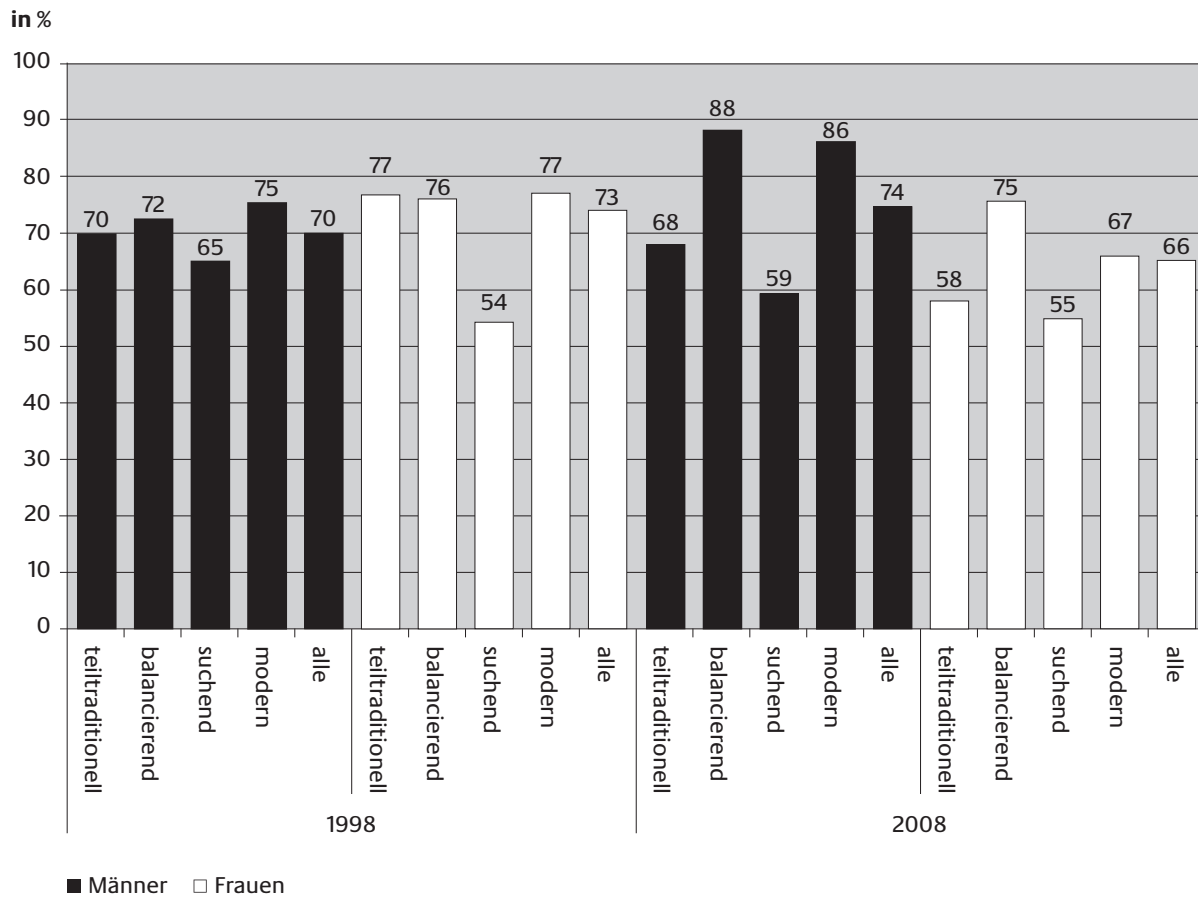
¹¹⁸ Böhnisch, Lothar: Die Entgrenzung der Männlichkeit. Verstörungen und Formierungen des Mannseins im gesellschaftlichen Übergang, Opladen 2003, 148.

¹¹⁹ „Der Mann dürfe bloß zeugen und zahlen. So wenig, wie er mitentscheiden könne, ob ein von ihm gezeugtes Kind überhaupt auf die Welt kommt, so fremdbestimmt sei er in seiner Vaterrolle, sobald es zur Trennung kommt.“ Hamann, Sibylle/Linsinger, Eva: Weißbuch Frauen – Schwarzbuch Männer. Warum wir einen neuen Geschlechtervertrag brauchen, Wien 2008, 244.

¹²⁰ Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz: Scheidungsfolgen für Männer: juristische, psychische und wirtschaftliche Implikationen, Wien 2003, 16.

Bei diesen Rechten rund um eine Scheidung geht es um das Sorgerecht für Kinder sowie die Unterhaltspflichten. Wie an anderer Stelle dargelegt, wünschen sich viele Männer, dass es einen vorrangigen Zugang zur Erwerbsarbeit für Unterhaltspflichtige vor Alleinstehenden geben soll.

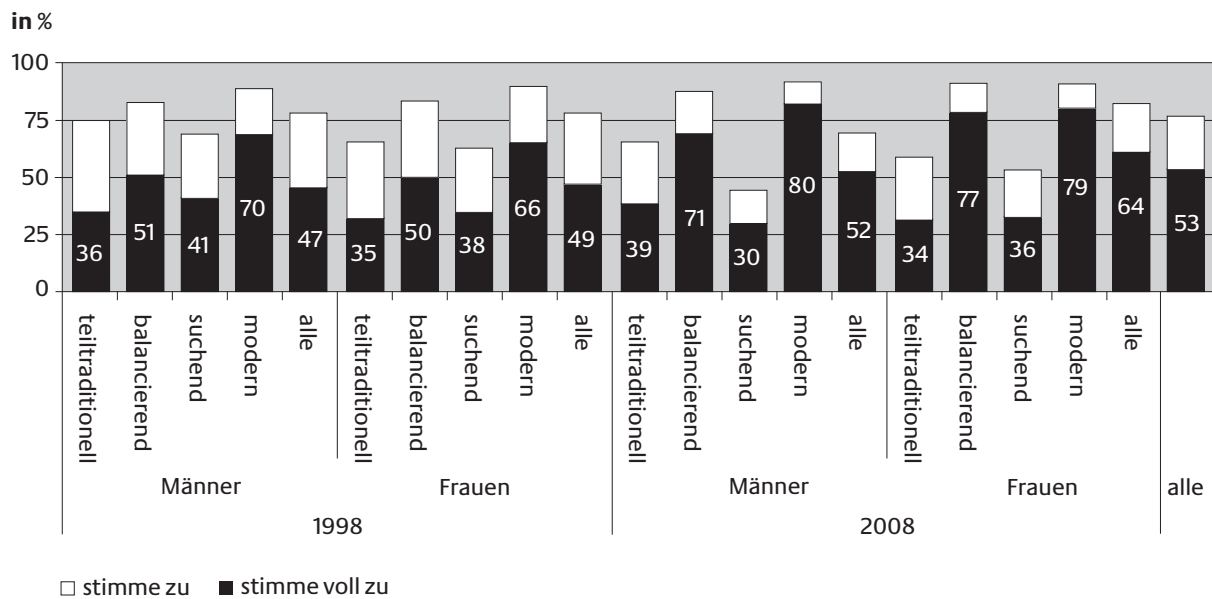
Abbildung 90: Gleiche Rechte für Männer bei Scheidungsfragen



Männer und Frauen 1998/2008

5.10 Männerfreundschaften

Es könnte sein, dass wegen der Destabilisierung der Kleinfamilien ein Teil der Beheimatungswünsche aus dem familialen Lebensraum im engeren Sinne in ein Freundschaftsnetzwerk ausgelagert wird. Freundschaften gelten dann nicht als Ersatz für die Familie, wohl aber als entlastende Ergänzung und Ausweitung, eine Art „erweiterter familialer Lebensraum“. Moderne Männer („sehr richtig“ 1998: 70%, 2008: 81%) teilen diese Ansicht häufiger als teiltraditionelle (1998: 36%, 2008: 39%), die offensichtlich mehr familiengebunden leben (möchten). Bei modernen Frauen ist der Zuwachs an Zustimmung in den letzten zehn Jahren erheblich (von 66% auf 79%).

Abbildung 91: Auch wenn eine Ehe sehr gut ist, ist es doch gut, zusätzlich noch Freunde zu haben.

Männer und Frauen 1998/2008

Für den hohen Wert von Freundschaften spricht nicht nur deren emotionale positive Färbung, sondern auch ihre prinzipielle, wenn auch keineswegs immer auch reale Wähl- und Abwählbarkeit: Denn auch Freundesliebe hat starke Bindungskräfte in sich, über die jemand nicht beliebig verfügen kann und oft auch nicht will.

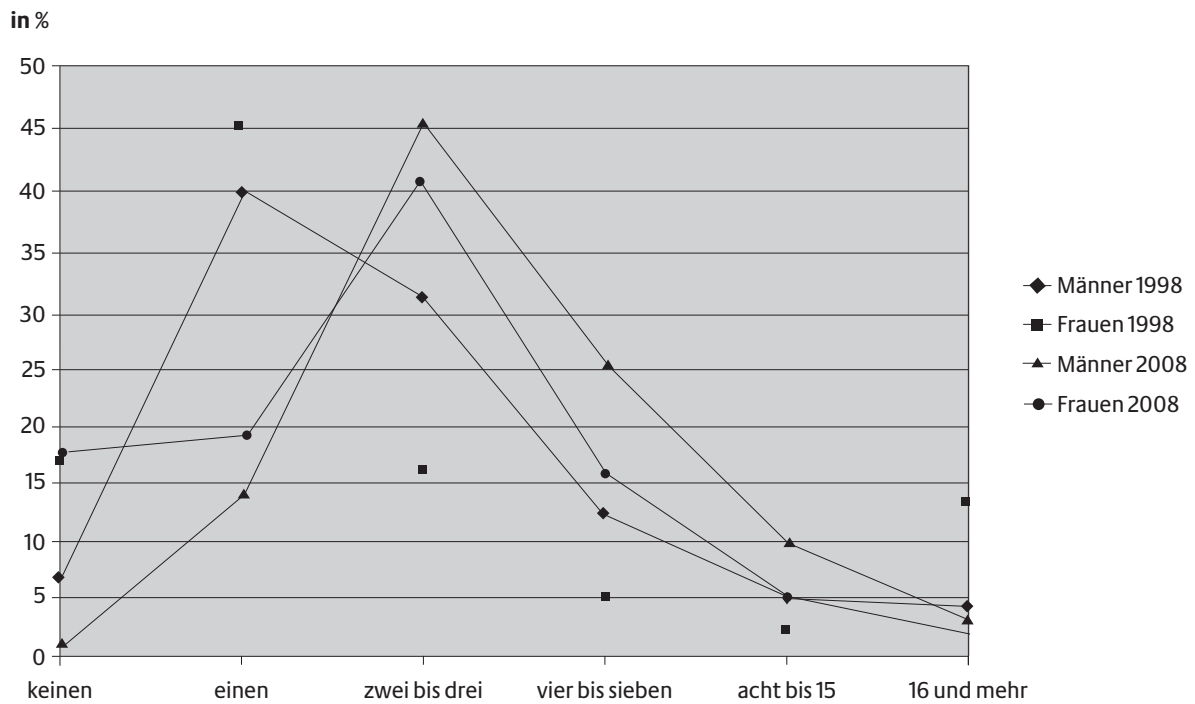
Wie aber werden Männerfreundschaften bzw. Freundschaften mit Männern erlebt? Warum haben sie in den letzten zehn Jahren an Wertschätzung gewonnen, wie aus der oben vorgestellten Rangordnung der Lebensbereiche bereits ersichtlich geworden ist?

Zuvor aber einige statistische Angaben über die Anzahl von Freunden und die Intensität der Freundesbeziehungen.

5.10.1 Anzahl und Intensität

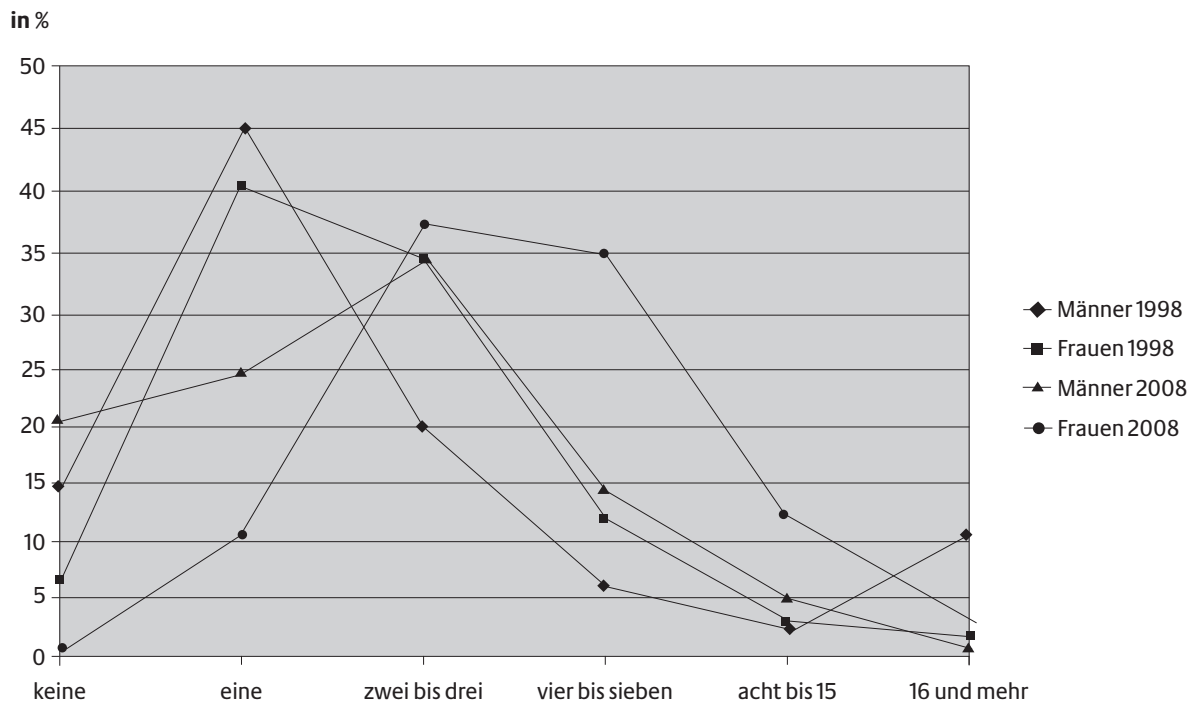
Männer haben 2008 mehr Freunde als 1998. Ähnliches gilt für die Frauen. Die „Spitze“ hat sich von einem auf zwei bis drei verlagert. Bei den Freundinnen ist die Entwicklung genauso. Das führt zu einer Verbreiterung des Freundesnetzwerkes der Menschen.

Abbildung 92: Wenn Sie jetzt bitte an Ihren engen Freundeskreis denken, wie viele Männer und wie viele Frauen würden Sie derzeit als Freunde bezeichnen? Bitte sagen Sie es mir zuerst für die Männer!



Männer und Frauen 1998/2008

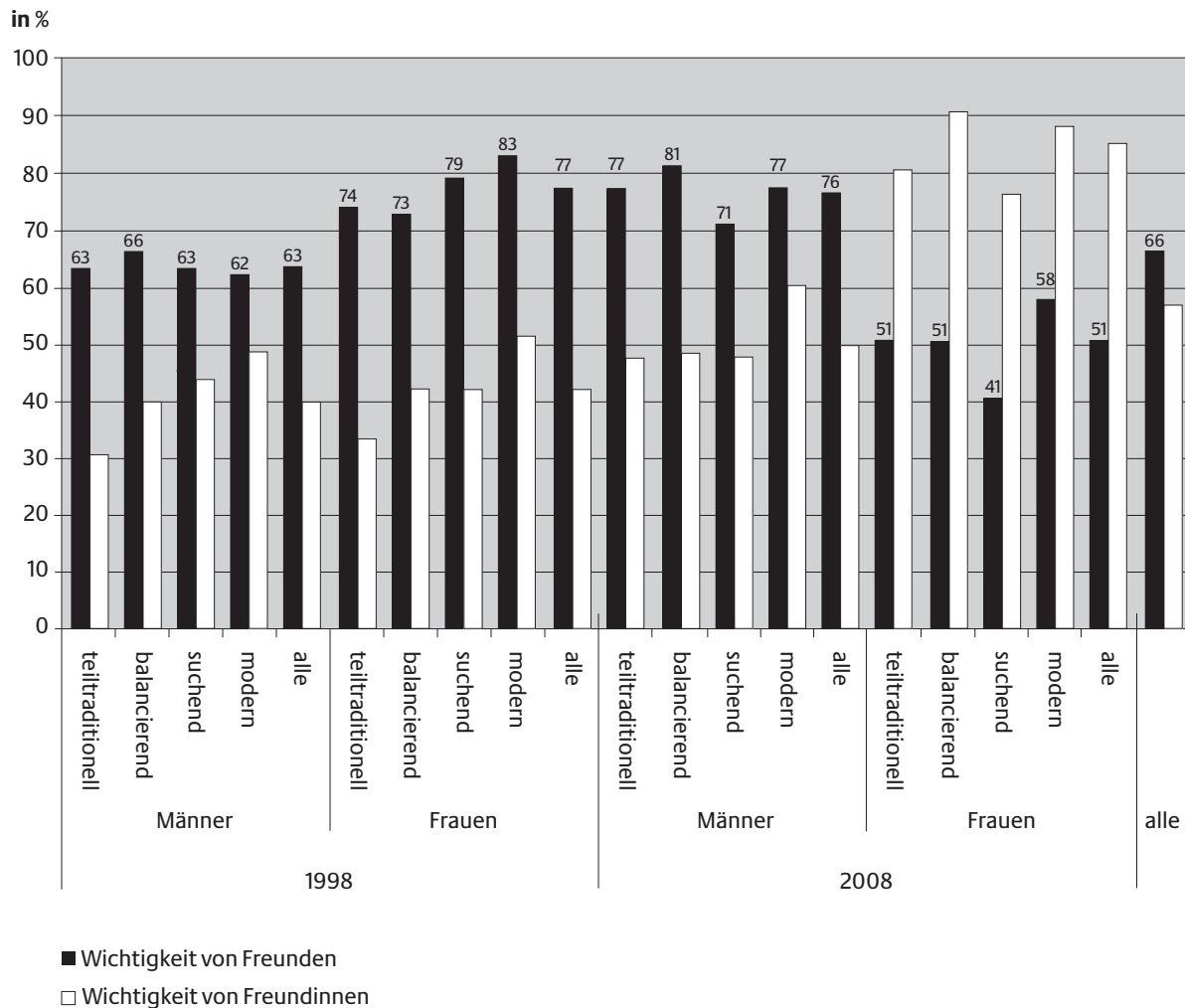
Abbildung 93: Und jetzt für die Frauen! Wie viele Frauen würden Sie derzeit als Freundinnen bezeichnen?



Männer und Frauen 1998/2008

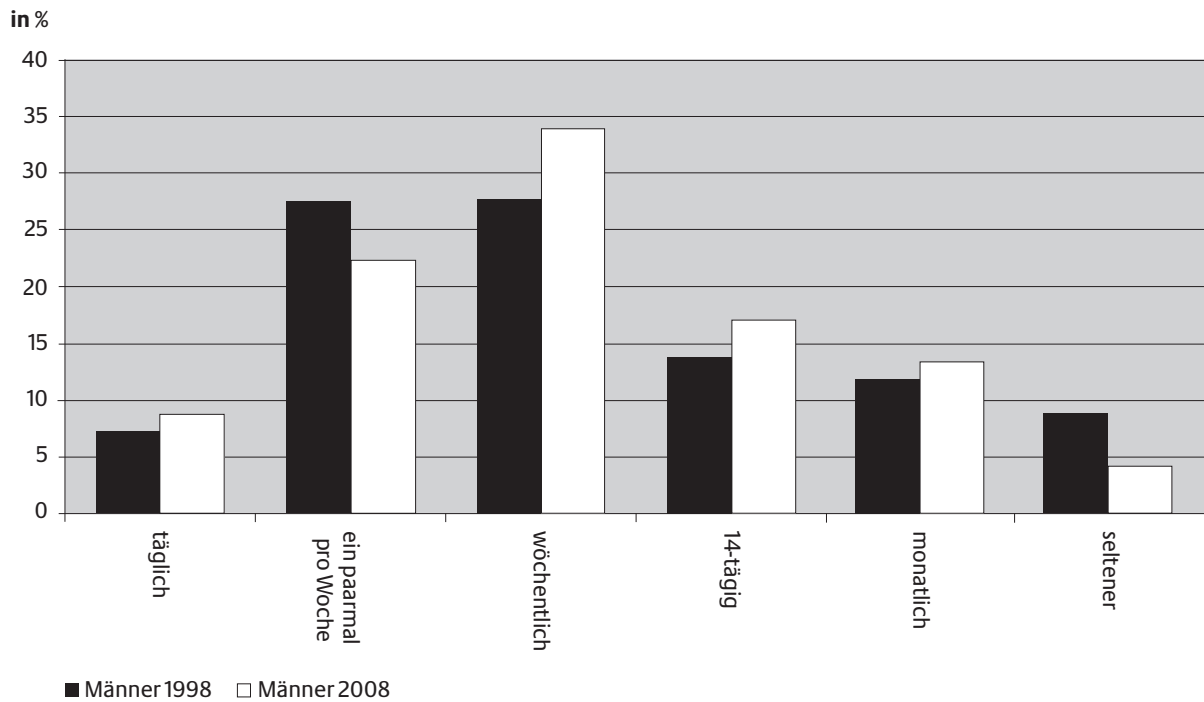
Männern sind eher Freunde wichtig, Frauen mehr Freundinnen. Die Wichtigkeit von Freundinnen ist bei den Männern seit 1998 gestiegen, insbesondere bei den modernen Männern (von 50% auf 62%). Bei Frauen hat die Wichtigkeit von Freundinnen bei allen Typen deutlich zugelegt, Männerfreundschaften hingegen zählen bei ihnen 2008 deutlich weniger als 1998.

Abbildung 94: Wichtigkeit des Freundschaftsnetzwerkes nach Geschlechertypen



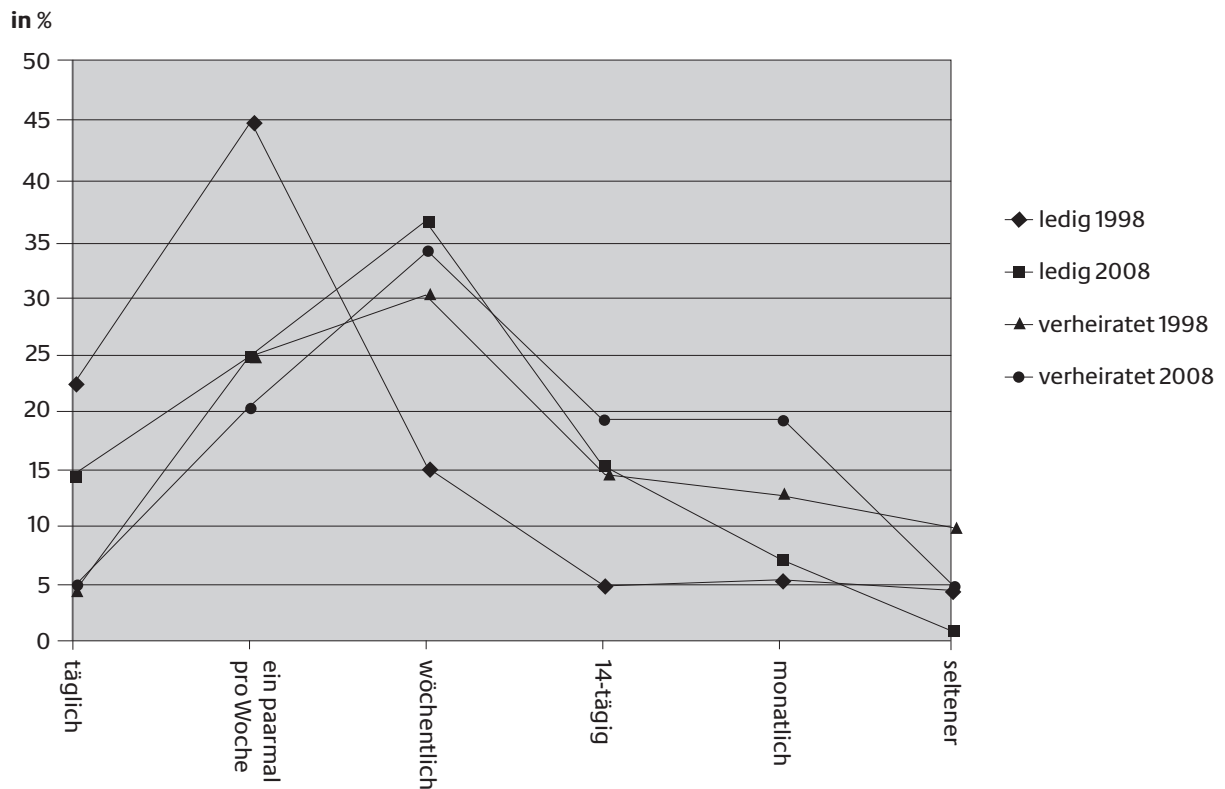
Dargestellt sind die Skalenwerte 1= „sehr wichtig“ und 2= „wichtig“ auf einer fünfteiligen Skala. Männer und Frauen 1998/2008

Wie eng das Freundesnetzwerk von Männern ist, zeigt sich an der Häufigkeit der Zusammenkünfte. Zwei Drittel der Männer treffen sich wenigstens einmal wöchentlich mit Freunden (63% im Jahr 1998, 67% im Jahr 2008).

Abbildung 95: Wie oft treffen Sie Männer aus Ihrem derzeitigen engen Freundeskreis?

Männer 1998/2008

Es fällt auf, dass sich der Unterschied zwischen ledigen und verheirateten Männern aus dem Jahr 1998 zum Jahr 2008 hin faktisch aufgelöst hat.

Abbildung 96: Ledige Männer 2008 sind weniger mit Freunden unterwegs als noch 1998.

Männer 1998/2008

5.10.2 Qualität von Männerfreundschaften

Männerfreundschaften stehen in der Bevölkerung in einem guten Ruf. Sie gelten einer Mehrheit als konfliktfrei, ehrlich, locker und verbindlich. Für ein Drittel haben sie berufliche Wichtigkeit. Dass sie oberflächlich und kurzlebig sind, meint nur eine Minderheit.

Abbildung 97: Wie erleben Sie alles in allem Männerfreundschaften?

Sagen Sie mir bitte zu jedem dieser Eigenschaftspaare, ob eher das linke zutrifft (= 1) oder eher das rechte (= 5). Dazwischen stufen Sie ab.

I konfliktfrei – konfliktreich

I oberflächlich – tief

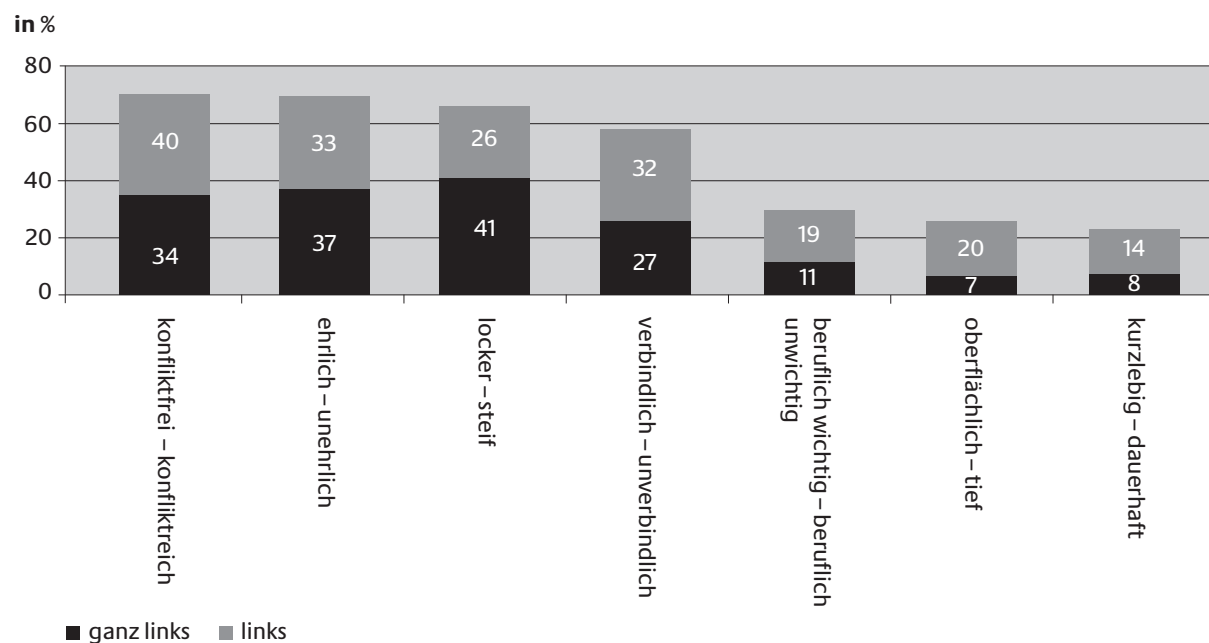
I verbindlich – unverbindlich

I kurzlebig – dauerhaft

I ehrlich – unehrlich

I locker – steif

I beruflich wichtig – beruflich unwichtig



Männer 2008

Moderne Männer erleben Männerfreundschaften noch positiver als teiltraditionelle. Sie halten diese vor allem für ehrlich und locker: Eigenschaften, die auch bei den Erziehungszielen der Modernen von hohem Gewicht sind.

(Nur?) für ein Drittel der Befragten – der Männertyp spielt dabei kaum eine Rolle – sind Männerfreundschaften beruflich wichtig. Diese bereichern daher weniger die Berufswelt, sondern vorrangig die familiäre Lebenswelt.

Tabelle 37: Qualitäten von Männerfreundschaften nach Männertypen

	konfliktfrei – konfliktreich	ehrlich – unehrlich	locker – steif	verbindlich – unverbindlich	beruflich wichtig – beruflich unwichtig	oberflächlich – tief	kurzlebig – dauerhaft
teiltraditionell	72%	69%	62%	57%	29%	34%	28%
balancierend	80%	81%	77%	63%	29%	21%	14%
suchend	67%	57%	56%	53%	31%	30%	30%
modern	80%	81%	81%	63%	33%	22%	13%
alle	74%	70%	67%	58%	31%	27%	22%

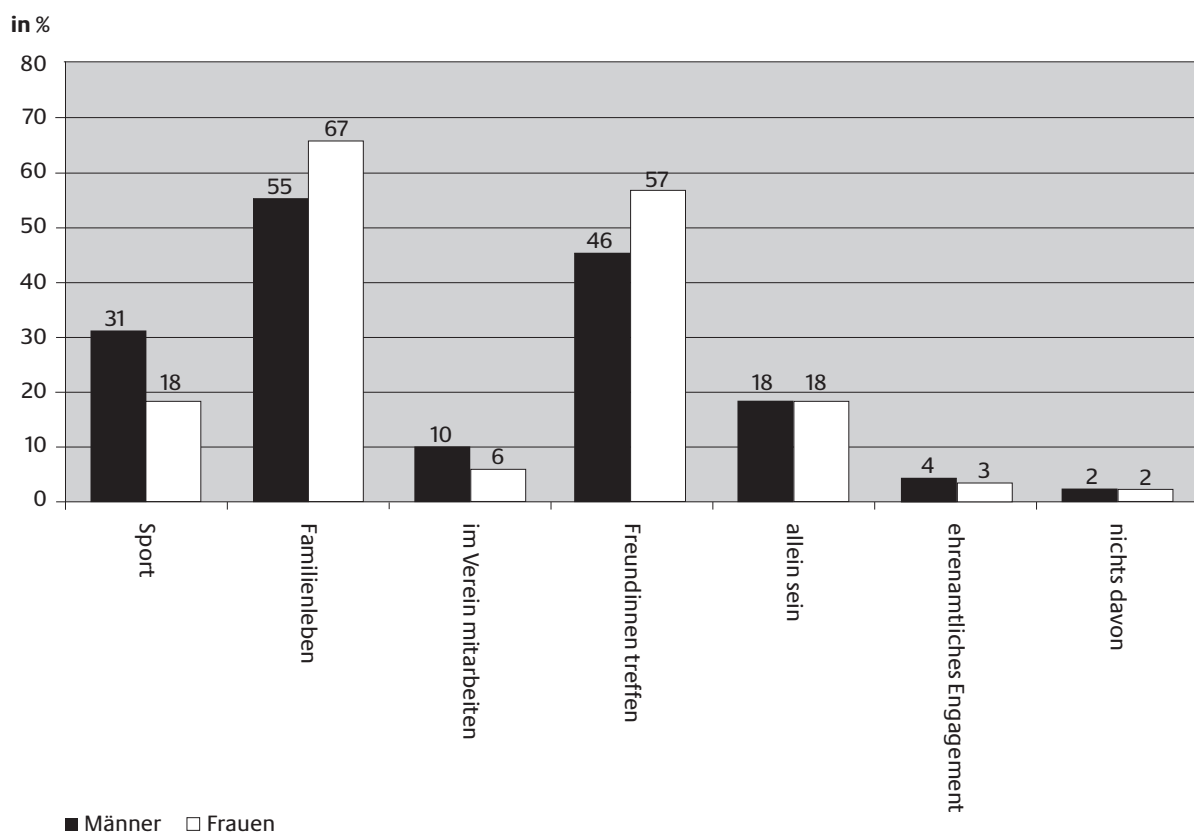
Männer 2008

5.11 Freizeit und Vereinsleben

Zwischen der familialen Welt und der Berufswelt bzw. der Öffentlichkeit ist als eine Art Zwischenbereich jener der Vereine und damit des ehrenamtlichen Engagements angesiedelt.

5.11.1 Freizeit

Die Rangfolgen sind bei Männern und Frauen ähnlich: „Vorwiegend“ finden wir in der Freizeit 67% der Frauen in der Familie und 55% der Männer; 57% der Frauen und 46% der Männer bei Freunden und Freundinnen. Beim Sport trifft man allerdings eher Männer (31%) als Frauen (18%). Relativ wenige nannten unter der Kategorie „vorwiegend“ das Alleinsein (18%), noch weniger die Mitarbeit in Vereinen und ehrenamtliches Engagement (3% bzw. 4%).

Abbildung 98: Freizeitbeschäftigungen von Frauen und Männern

Männer und Frauen 2008

Die Unterschiede zwischen den Geschlechertypen sind mit einer Ausnahme gering: Die teiltraditionellen Frauen (73%) sind in ihrer Freizeit mehr familienorientiert als die teiltraditionellen Männer (58%). Die modernen Frauen (59%) hingegen treffen sich deutlich öfter als die teiltraditionellen (51%) mit Freundinnen und Freunden.

Tabelle 38: Auf dieser Liste finden Sie verschiedene Freizeitbeschäftigungen. Sagen Sie mir bitte, welche zwei davon Sie vorwiegend in Ihrer Freizeit machen.

		Sport	Familienleben	in einem Verein mitarbeiten	Freunde/Freundinnen treffen	alleine sein, mich alleine beschäftigen	ehrenamtliches Engagement	nichts davon
Männer	teiltraditionell	32%	58%	11%	49%	14%	4%	1%
	balancierend	33%	54%	6%	45%	16%	4%	2%
	suchend	26%	50%	13%	47%	19%	3%	4%
	modern	34%	57%	9%	44%	21%	4%	1%
Frauen	teiltraditionell	13%	73%	9%	51%	18%	6%	2%
	balancierend	18%	68%	5%	60%	20%	3%	2%
	suchend	19%	62%	7%	53%	16%	4%	3%
	modern	21%	66%	4%	59%	19%	3%	2%
alle		24%	61%	8%	52%	18%	4%	2%

Männer und Frauen 2008

5.11.2 Soziales Engagement

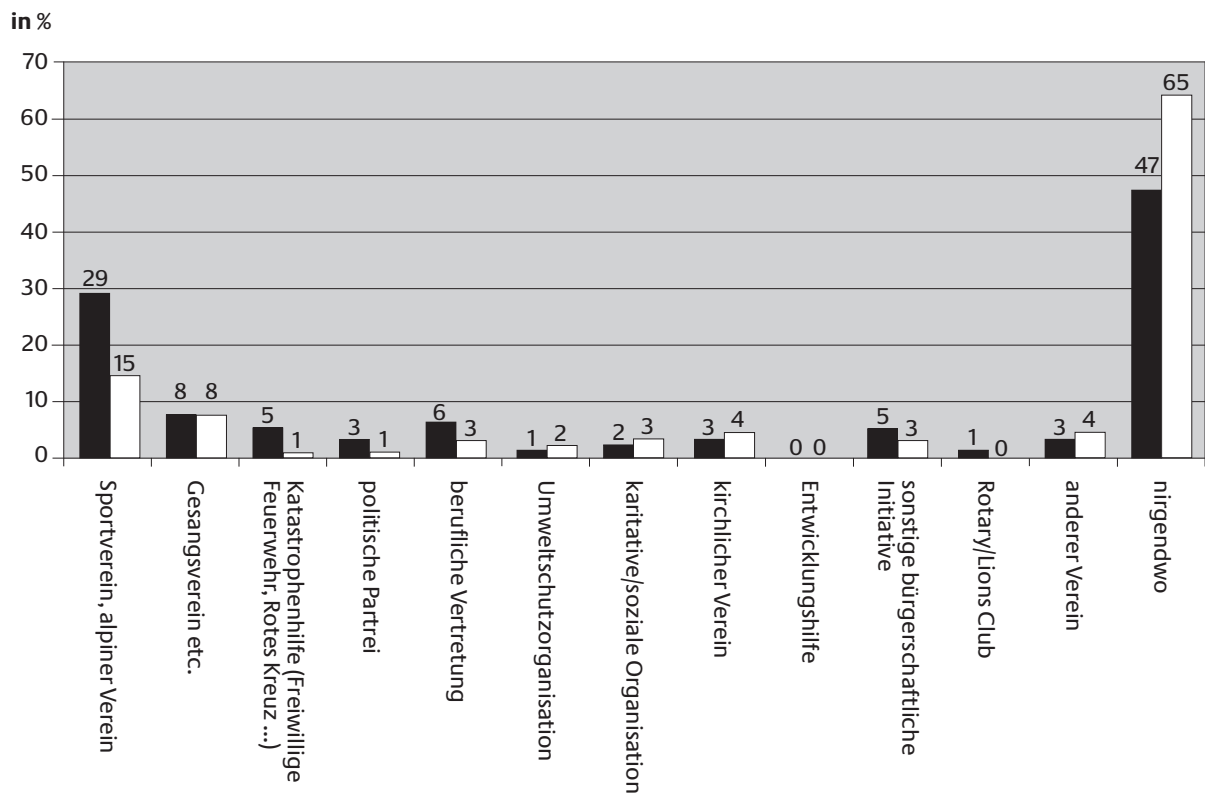
Oft geht es im Lebensraum neben Familie und Beruf nicht nur um Freizeit, sondern um soziales Engagement, also (zumeist unbezahlten) Einsatz für ein kulturelles oder soziales Projekt. Ohne solch ehrenamtliches Engagement wäre die Gesellschaft kühler und ärmer. Sie wäre vor allem finanziell auch nicht in der Lage (sieht man von den familiären Höchstleistungen ab), die anstehenden Aufgaben alle zu meistern. Wir stellen dar, in welchen Vereinen die deutschen Männer Mitglied sind und wie aktiv sie sich dort betätigen.

Sportvereine (mit großem Abstand: 29%) und Gesangsvereine (8%) sind für die deutschen Männer die bevorzugten Vereine. Das sind auch die wichtigsten Vereine für Frauen (Sport: 15%, Gesang: 8%).

In den meisten Vereinen gibt es mehr Männer. Ausnahme: kirchliche und karitative Vereine. Die „Männerkirche“ lebt vom ehrenamtlichen Engagement vor allem der Frauen. Anders ist dies bei den politischen Parteien, die mehr Männer binden. Hier trifft die alte Regel noch zu: Religion ist weiblich, Politik männlich.

In keinem Verein bzw. keiner Initiative oder Organisation Mitglied sind 47% der befragten Männer und 65% der Frauen. Im Durchschnitt sind 5,4% der Männer und 3,6% der Frauen Mitglieder in Vereinen bzw. Initiativen oder Organisationen. Teiltraditionelle und moderne Männer sind einander ähnlich. Anders die Frauen: Moderne Frauen sind leicht überdurchschnittlich Vereinsmitglied (bei keinem: moderne Frauen 64%, teiltraditionelle 68%).

Abbildung 99: Sind Sie selbst in einem der folgenden Vereine, Verbände oder Initiativen Mitglied?



Männer und Frauen 2008

Tabelle 39: Vereinsmitgliedschaft nach Geschlechertyp

		Sportverein, alpiner Verein	Gesangsverein etc.	Katastrophenhilfe (FF, DRK ...)	politische Partei	berufliche Vertretung	Umweltschutzorganisation	karitative/soziale Organisation	kirchlicher Verein	Entwicklungshilfe	sonstige bürgerschaftliche Initiative	Rotary/Lions Club	anderer Verein	SCHNITT	nirgendwo Mitglied
Männer	ttrad	26	8	4	6	7	1	3	4	1	7	1	2	5,8	45
	bal	31	4	6	1	2	1	2	2	0	1	1	3	4,5	54
	such	27	13	4	2	9	1	2	1	1	7	1	1	5,8	42
	mod	32	5	5	3	6	1	2	2	0	3	0	5	5,4	51
	alle	29	8	5	3	6	1	2	3	0	5	1	3	5,4	47
Frauen	ttrad	11	10	1	1	1	1	5	8	0	2	0	1	3,4	68
	bal	15	8	1	1	0	1	3	4	0	2	0	3	3,1	69
	such	16	10	1	0	10	2	1	3	1	4	0	3	4,2	60
	mod	18	5	2	1	2	2	3	3	1	4	0	7	4,0	64
	alle	15	8	1	1	3	2	3	4	0	3	0	4	3,6	65
alle		22	8	3	2	4	1	3	3	0	4	0	3	4,5	57

Prozentwerte, Männer und Frauen 2008

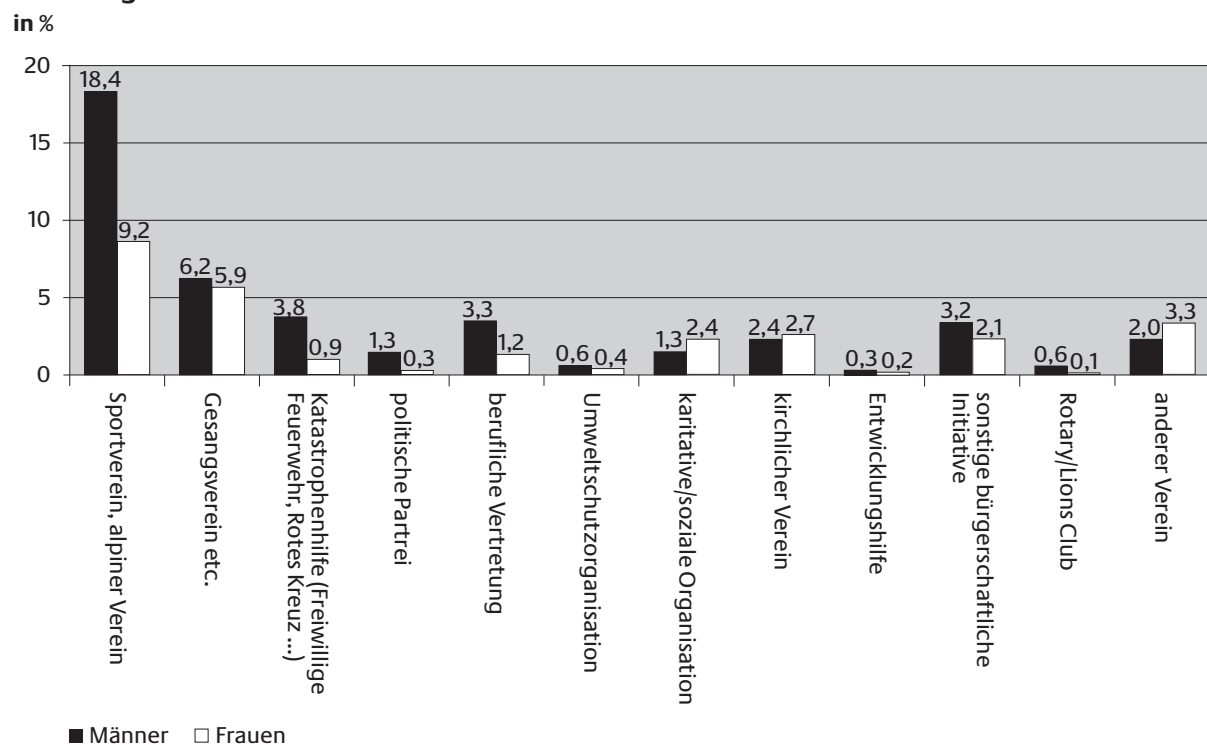
Ein Teil der Mitglieder arbeitet in seinem Verein auch aktiv mit. Das Bild von der Aktivität ist dem der Mitgliedschaft ähnlich: Männer sind aktiver (im Schnitt 3,6%) als Frauen (2,4%). Frauen sind allerdings in kirchlichen und sozialen Vereinen aktiver als Männer.¹²¹

Tabelle 40: Und arbeiten Sie in einem dieser Vereine selbst aktiv mit?

		Sportverein, alpinen Verein	Gesangsverein etc.	Katastrophenhilfe (FF, DRK ...)	politische Partei	berufliche Vertretung	Umweltschutzorganisation	karitative/soziale Organisation	kirchlicher Verein	Entwicklungshilfe	sonstige bürgerschaftliche Initiative	Rotary/Lions Club	anderer Verein	SCHNITT
Männer 2008	teiltraditionell	16,9	6,3	3,1	2,2	3,4	0,9	2,2	4,1	0,3	3,1	0,6	2,2	3,8
	balancierend	22,9	3,9	4,6	1,1	1,4	0,7	1,4	2,1	0,4	1,1	0,4	1,8	3,5
	suchend	14,5	8,7	3,6	0,3	4,2	0,6	0,6	1,4	0,6	5,6	1,1	0,8	3,5
	modern	20,9	5,2	3,9	1,7	3,9	0,0	1,3	2,2	0,0	2,2	0,0	3,9	3,8
	alle	18,4	6,2	3,8	1,3	3,3	0,6	1,3	2,4	0,3	3,2	0,6	2,0	3,6
Frauen 2008	teiltraditionell	6,5	8,9	1,2	0,6	0,0	0,0	4,1	7,7	0,0	0,6	0,0	1,2	2,6
	balancierend	10,4	7,0	0,9	0,5	0,5	0,2	2,7	2,5	0,0	1,1	0,0	2,3	2,3
	suchend	9,9	6,3	1,2	0,0	3,6	0,0	1,2	2,4	0,4	3,6	0,0	2,0	2,5
	modern	8,7	3,4	0,5	0,2	1,0	1,0	2,2	1,0	0,2	2,9	0,2	6,0	2,3
	alle	9,2	5,9	0,9	0,3	1,2	0,4	2,4	2,7	0,2	2,1	0,1	3,3	2,4
alle		13,6	6,1	2,3	0,8	2,2	0,5	1,9	2,5	0,2	2,6	0,3	2,7	3,0

Prozentwerte, Männer und Frauen 2008

Abbildung 100: Und arbeiten Sie in einem dieser Vereine selbst aktiv mit?



Männer und Frauen 2008

121 „Auch die Untersuchungen zum ehrenamtlichen Engagement im Alter zeigen, dass sich die Männer weit mehr zum politischen und funktionellen denn zum sozialen Ehrenamt hingezogen fühlen, obwohl die Tendenz zum sozialen Engagement bei den Männern in den letzten Jahren angestiegen ist.“ Böhnisch, Lothar: Männliche Sozialisation. Eine Einführung, Weinheim 2004, 258.

Schließlich wurde an die Männer – in einer Studie über Männer naheliegend – die Frage gestellt: „Sind Sie auch in einem Verein oder in einer Gruppe Mitglied, in dem/in der ausschließlich Männer Mitglieder sind?“ Solchen Vereinigungen von Männern wird in der Forschung Gewicht verliehen: „Männer brauchen Gemeinsamkeiten in Kollegschaften, Vereinen, Clubs. Sie brauchen Orte, wo sie unter sich sind und einander in ihrer Männlichkeit ‚nähren‘, bestätigen, unterstützen. Fern von Frauen.“¹²²

11% der befragten Männer haben mit Ja geantwortet. Das trifft in erster Linie auf die suchenden Männer zu (16%), gefolgt von den teiltraditionellen (12%). Unter den balancierenden (7,4%) und den modernen Männern (8,3%) sind annähernd gleich viele. Die Annahme, dass vor allem die traditionellen Männer in Männerbünden¹²³ sind, ist zu überprüfen.¹²⁴ Oder umgekehrt: Nicht alle Vereinigungen, in denen sich nur Männer sammeln, können als traditionell und, weil das noch einmal eine eigene Qualität hat, als männerbündlerisch bezeichnet werden.

Die folgende Aussage ist insofern mit Vorsicht zu handhaben, weil die Besetzungszahlen der einzelnen Kategorien klein sind. Aber schlüsselt man die Mitglieder kirchlicher Vereine und Initiativen nach Männertypen auf, dann zeigt sich doch ein Trend zum Teiltraditionellen: bei den Männern erheblich mehr als bei den Frauen (insbesondere bei den kirchlichen Vereinen). Hinsichtlich der Konfession ist die Lage bei den kirchlichen und karitativen Vereinen gegenläufig: Bei den kirchlichen Vereinen haben die Protestanten, bei den karitativen die Katholiken mehr Teiltraditionelle.

Tabelle 41: Konfessioneller Hang zum Teiltraditionellen (Querprozentuierung)

		teiltraditionell	balancierend	suchend	modern
kirchliche Vereine	Männer	38%	19%	27%	15%
	Frauen	23%	36%	8%	33%
	evangelisch	33%	29%	17%	21%
	katholisch	33%	20%	17%	30%
karitative Vereine	Männer	48%	21%	15%	15%
	Frauen	30%	38%	14%	18%
	evangelisch	31%	31%	12%	26%
	katholisch	50%	29%	15%	6%

Männer und Frauen 2008

122 Schröter, Peter A.: Die Kraft der männlichen Sexualität. Lebensbilder für Männer, Zürich ³2004, 26.

123 Zu den Männerbünden in den Chefetagen moderner Unternehmen: Doppler, Doris: Männerbund Management. Geschlechtsspezifische Ungleichheit im Spiegel soziobiologischer, psychologischer, soziologischer und ethnologischer Konzepte, München 2005. Männerbünde, so die Autorin, bieten emotionalen Halt, formen Männlichkeit, sind Garanten für „männliche Authentizität“, stellen überlegene Autonomie gegenüber Frauen her, grenzen von der familiären Sphäre ab, bieten inmitten starker Veränderungen und damit Verunsicherungen im Geschlechterverständnis stabile Orientierung.

124 Als männerbündlerisch gilt das Management in Organisationen; das mache „gleichheitsorientierte Personalpolitik in den Augen vieler Organisationen und Unternehmen eher zu einer Art entbehrlichen Luxus“. Lange, Ralf: Management, Männlichkeit und Geschlechterdemokratie. Zur sozialen Konstruktion von hegemonialer Männlichkeit im Management von Organisationen, in: Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.), Geschlechterdemokratie wagen, Königstein 2003, 105–125, hier 109.

VI. Innenwelt

„Humor kann die Männer dort abholen, wo sie sich gut auskennen und sicher fühlen, bei ihrer Externalisierungstendenz, um sie dorthin mitzunehmen, wohin ihnen der Weg sonst oft versperrt ist, nämlich in die innere Welt.“

(Björn Sufke¹²⁵)

Beruf, Familie, Freizeit, Sozialzeit: Das sind Räume und Zeiten, in denen sich Personen in modernen Gesellschaften bewegen. Alle vier zusammen gehören der „Außenwelt“ an, die sich in öffentlich und privat teilt. Das Zivil- bzw. Bürgergesellschaftliche (Vereine, Ehrenamt) liegt zwischen beiden Außenweltbereichen, gehört aber schon mehr der öffentlichen Welt zu.

In eine andere Richtung weist jener (Bewusstseins-)Raum, der als „Innenwelt“ bezeichnet werden soll. Hier handelt es sich um die innere Ausstattung von Personen. Es sind jene Themen, Einstellungen und Haltungen, nicht zuletzt aber auch Gefühle, welche ihre Persönlichkeit ausmachen.

Eine wichtige Frage hinsichtlich der Innenwelt ist deren Zugänglichkeit. Die Vermutung wird geäußert, dass Männern ihre Innenwelt verschlossen ist. Es könnte aber auch anders sein: „Der Mann“, so Dietrich Schwanitz, „zieht die Außenwelt vor, weil sie die Innenzustände im Modus der Übersichtlichkeit präsentiert. Die Sachen da draußen helfen ihm, auch seine Innenzustände zu kontrollieren. Der Mann denkt deshalb nicht über seine Befindlichkeit nach, er sortiert nicht seine Gefühle und analysiert sie mit Freundinnen. Stattdessen verleiht er ihnen die Formen der Außenwelt, um sie besser in den Griff zu bekommen. Die Außenwelt ist schlichtweg die Form, mit der der Mann seine Innenwelt ordnet.“¹²⁶ Dazu bemerkt der Sozialisationsforscher Lothar Böhnisch: „So hat es in Männerdiskursen noch niemand gebracht. Das ist die Lösung für alle, denen das männertheoretische Gerede vom außenfixierten Mann, der endlich zu sich kommen soll, satthaben. Der Mann hat eine Innenwelt, die aber immer in der Balance zum Außen steht.“¹²⁷

Natürlich haben diese innenweltlichen Eigenschaften eines Menschen Auswirkungen auf das Leben in der Außenwelt: aber nie eins zu eins. Die gestaltende Kraft des Inneren ist zwar mehr oder minder stark, hat aber in den einzelnen Zusammenhängen und Lebensfeldern unterschiedliche Wirkungen.

An der Leben und Tun gestaltenden Kraft der vielfältigen Geschlechterrollen, die unsere Befragten in sich tragen, kann das gut abgelesen werden. Die vorliegende Studie untersucht ja Selbstbilder, Einstellungen, manche sagen auch abwertend – aber warum? – Rollenklischees: als ob diese (Selbst- und Fremd-)Bilder keine prägende Kraft hätten. Dazu kommt, dass voreilig angenommen wird, dass solche Einstellungen und Haltungen ausschließlich ein kulturelles Produkt seien, das nicht hinzunehmen, sondern geschlechterpolitisch zu gestalten sei.

125 Sufke, Björn: Männerseelen. Ein psychologischer Reiseführer, Düsseldorf 2008, 119.

126 Schwanitz, Dietrich: Männer. Eine Spezies wird besichtigt, Frankfurt/M. 2001, 101.

127 Böhnisch, Lothar: Die Entgrenzung der Männlichkeit. Verstörungen und Formierungen des Mannseins im gesellschaftlichen Übergang, Opladen 2003, 101.

Was wir hier unter „Innenwelt“ der Männer (und auch der befragten Frauen) verstehen, ist selbst ein buntes Gebilde. Wir ordnen dem Themenbereich „Innenwelt“ folgende Teilthemen der Studie zu:

- I Gesundheit
- I Sexualität
- I Gefühle
- I Ängste
- I Gewalt
- I Leid und Tod
- I Persönlichkeitsmerkmale (Freiheit, Solidarität)
- I Spiritualität, Religion, Kirche

„Für uns Männer ist das die schwerste und großartigste Aufgabe überhaupt: in den eigenen Teich zu blicken, sich dabei nicht vom Spiegelbild der Oberfläche beirren zu lassen, sondern in die Tiefe zu schauen, in die heimliche, die unheimliche Innenwelt. Auf eine Entdeckungsreise zu gehen, die Verborgenes zu Tage bringt. Und die Erkenntnis: Dort unten, in uns drin, lauert nicht der Feind.“¹²⁸

6.1 Gesundheit

Es ist paradox: Das Gesundheitswesen, vor allem im Bereich wissenschaftlicher Lehre und Forschung, war seit jeher in Männerhand. Dennoch: „So sehr die männliche Dominanz in der Medizin festzustellen war und ist, so wenig waren und sind die Patienten *als Männer* im Blick.“¹²⁹ „Auffallend ist, dass bei Männern im Gegensatz zu Frauen Gesundheit kein unmittelbares Thema ist. Obwohl sie guten Grund hätten, mit Kollegen, Freunden und der Familie über Gesundheitsfragen zu sprechen, weichen sie diesem Thema aus.“¹³⁰

Frauen achten heute (2008) weniger auf ihre Gesundheit als noch vor zehn Jahren. Bei den Männern hat sich nicht viel geändert; lediglich der Anteil derer, die sich nicht viele Gedanken um ihre Gesundheit machen, hat sich auf niedrigem Niveau fast verdoppelt (von 10% auf 17%). Dasselbe ist bei den Frauen festzustellen (von 5% auf 11%). Sind Männer und Frauen heute gesünder?

Tabelle 42: Achten Sie normalerweise auf Ihre Gesundheit?

	achte sehr auf meine Gesundheit	achte teilweise auf meine Gesundheit	mache mir nicht viele Gedanken über meine Gesundheit
Männer 1998	32%	58%	10%
Männer 2008	33%	50%	17%
Frauen 1998	44%	51%	5%
Frauen 2008	36%	53%	11%

Männer und Frauen 1998/2008

128 Süfke, Björn: Männerseelen. Ein psychologischer Reiseführer, Düsseldorf 2008, 218.

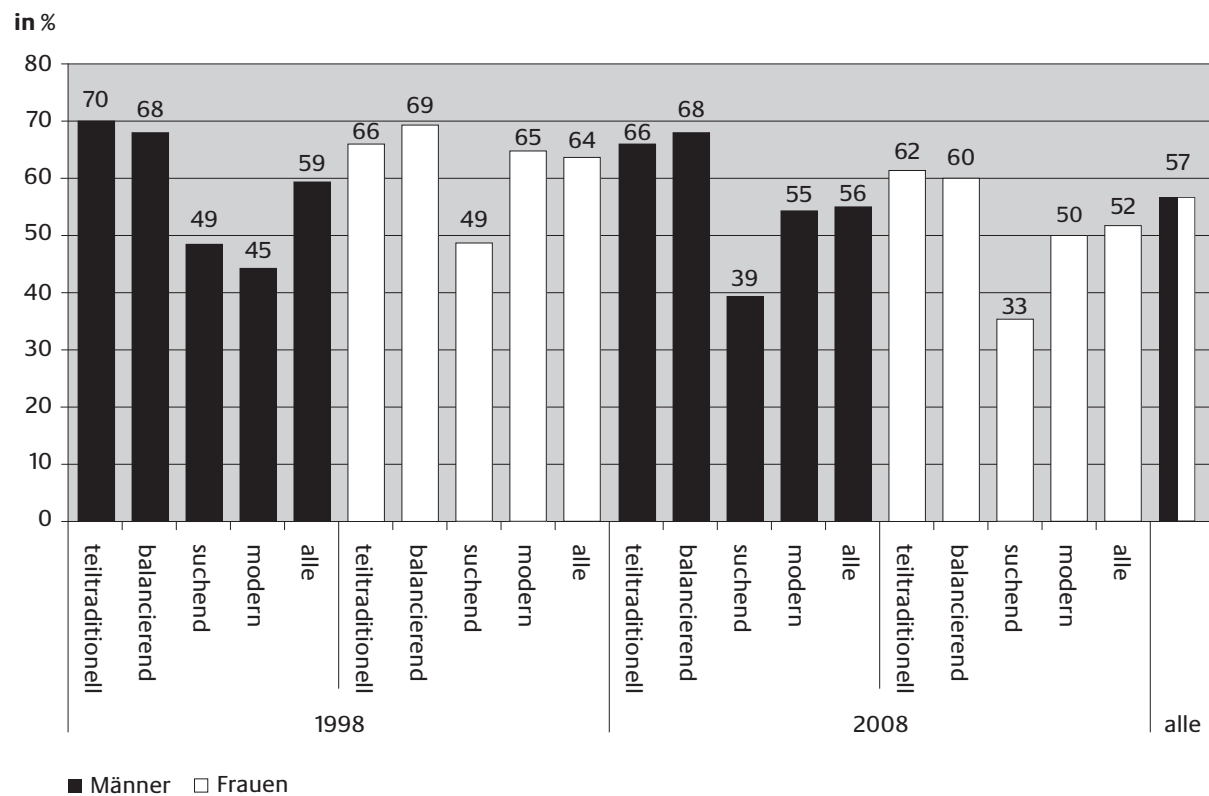
129 Berchtold, Johannes: Psychosoziale und ethische Aspekte der Männergesundheit, in: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): Männergesundheit heute, Wien 2004, 19.

130 a. a. O. – Auch: Guggenbühl, Allan: Männergesundheit aus psychologischer Sicht, ebd., 51. „Männer sterben in Österreich durchschnittlich um 5,7 Jahre früher als Frauen und sind von nicht geschlechtsspezifischen Erkrankungen wie Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Leberzirrhose und Lungenkrebs überzufällig häufig betroffen. 74% der Selbstmorde werden von Männern verübt. Männer sind auch mehrheitlich Opfer des Straßenverkehrs und von schweren Arbeitsunfällen, die zu bleibenden Schäden führen. Trotzdem fühlen sich Männer durchschnittlich gesünder als Frauen und gehen daher seltener zum Hausarzt. 80% der chronischen Alkoholiker sind Männer, und an alkoholbedingten Verkehrsunfällen sind Männer zu 90% beteiligt. 74% der Verkehrstoten sind Männer. Die Rate der Männer bei sonstigen Unfällen beträgt ebenfalls 74%.“ Werneck, Harald: Aktive Vaterschaft. Männer zwischen Familie und Beruf, Gießen 2006, 209.

6.1.1 Arbeit über Gesundheit

Aber auch wenn sich nur wenige Männer viele Gedanken über ihre Gesundheit machen: Viele Männer stellen ihre „Arbeit über ihre Gesundheit“: 66% der teiltraditionellen Männer teilen diese Ansicht. Allerdings ist dieser Prozentsatz in den letzten zehn Jahren leicht gesunken: 1998 hatten noch 70% der teiltraditionellen Männer dieser Aussage zugestimmt. Im Schnitt aller Männer waren es damals 59%, heute sind es 56%.

Abbildung 101: Männer stellen ihre Arbeit über ihre Gesundheit.



Frauen und Männer 1998/2008

Nicht wenige Männer neigen nach wie vor dazu, „Workaholics“ zu sein. „Vier Fünftel der Arbeitsunfälle betreffen Männer. Bei den Arbeitsunfällen mit tödlichem Ausgang liegt der Männeranteil weit über 90%. Männer stellen geschätzte 80% der Workaholics.“¹³¹

Praktisch kommt dieser Vorrang der Arbeit vor der Gesundheit (nicht nur) bei (teiltraditionellen) Männern dann zum Tragen, wenn ein Mann krank wird. 25% bleiben auch dann nie zu Hause, weil ihnen Beruf und Arbeit zu wichtig sind. Nur die Minderheit von 10% zieht in jedem Fall die Gesundheit der Arbeit vor.

Aber viel anders sind in dieser Hinsicht auch die Frauen nicht. Weder körperliche noch seelische Gesundheit werden daher als besondere Stärken oder Schwächen von Männern genannt¹³²: Vielmehr meinen die Befragten, dass Frauen und Männer in dieser Hinsicht einander sehr ähnlich sind. Haben wir es also weniger mit arbeitssüchtigen Männern, sondern mit einer suchtförmigen Arbeitsgesellschaft zu tun?

¹³¹ Scholz, Kurt: Männerfragen, in: Die Presse vom 26.2.2008, 37.

¹³² Mehr zu den Stärken und Schwächen der Geschlechter im Schlussteil dieser Studie.

Tabelle 43: Bleiben Sie von der Arbeit zu Hause, wenn Sie sich krank fühlen?

		Ja, auch bei leichten Beschwerden bleibe ich zu Hause, meine Gesundheit ist mir wichtiger.	Ja, aber nur bei höherem Fieber bzw. starken Beschwerden.	Nein, (fast) nie: der Beruf und die Arbeit sind mir zu wichtig.	Ich bin noch nie krank gewesen.
Männer	teiltraditionell	14%	46%	31%	9%
	balancierend	6%	62%	20%	12%
	suchend	11%	55%	24%	10%
	modern	7%	52%	30%	12%
	alle	10%	54%	26%	10%
Frauen	teiltraditionell	27%	59%	12%	2%
	balancierend	5%	71%	21%	3%
	suchend	20%	59%	15%	6%
	modern	4%	69%	22%	5%
	alle	9%	67%	19%	4%
alle	10%	60%	23%	8%	

Frauen und Männer 2008

6.1.2 Vorsorgeuntersuchung

Wir gehen dem Verhältnis von Männern zu ihrer Gesundheit anhand weiterer Daten nach. Ein Ausdruck für zeitgerechtes Gesundheitsbewusstsein ist die regelmäßige Vorsorgeuntersuchung. Zwei Drittel der Frauen (67%) gehen jährlich dorthin. Bei den Männern ist es (lediglich) jeder Zweite (48%).

Tabelle 44: Wie handhaben Sie es eigentlich mit der Vorsorgeuntersuchung. Ich meine, gehen Sie jährlich, alle zwei Jahre oder gehen Sie nur zum Arzt, wenn Sie krank sind?

		jährlich	alle zwei Jahre	nur, wenn ich krank bin
Männer	teiltraditionell	47%	11%	41%
	balancierend	51%	12%	37%
	suchend	50%	18%	33%
	modern	44%	10%	47%
	alle	48%	13%	39%
Frauen	teiltraditionell	75%	10%	15%
	balancierend	73%	4%	23%
	suchend	55%	14%	30%
	modern	66%	8%	26%
	alle	67%	8%	24%
alle	58%	11%	31%	

Frauen und Männer 2008

39% der Männer gehen zu einem Gesundheitscheck nur dann, wenn sie krank sind. Bei den Frauen sind es 24%. Wie oft das faktisch ist, zeigt die folgende Tabelle:

Tabelle 45: Wie häufig gehen Sie durchschnittlich zum Arzt?

		(fast) nie	jährlich, 1 x im Jahr	ca. jedes 1/2 Jahr	monatlich	öfter
Männer	teiltraditionell	28%	31%	27%	10%	3%
	balancierend	31%	34%	24%	8%	3%
	suchend	22%	31%	22%	12%	13%
	modern	38%	28%	15%	12%	7%
	alle	29%	31%	23%	11%	7%
Frauen	teiltraditionell	8%	26%	36%	21%	8%
	balancierend	12%	24%	44%	18%	3%
	suchend	22%	23%	22%	22%	11%
	modern	20%	26%	36%	13%	5%
	alle	16%	24%	36%	18%	6%
alle	22%	28%	29%	14%	6%	

Frauen und Männer 2008

Einen Hinweis auf den Gesundheitszustand der Befragten gibt die Häufigkeit, mit der jemand Medikamente braucht. (Dem Medikamentenmissbrauch geht die Studie nicht nach.) 49% der Männer und 43% der Frauen nehmen Medikamente. Die Geschlechertypen unterscheiden sich in dieser Hinsicht kaum.

Tabelle 46: Nehmen Sie bzw. müssen Sie Medikamente regelmäßig, gelegentlich nehmen oder nicht?

		regelmäßig	gelegentlich	nehme keine
Männer	teiltraditionell	23%	28%	49%
	balancierend	23%	22%	55%
	suchend	21%	29%	50%
	modern	21%	18%	61%
	alle	22%	25%	53%
Frauen	teiltraditionell	34%	26%	40%
	balancierend	36%	21%	43%
	suchend	31%	28%	41%
	modern	31%	22%	46%
	alle	33%	24%	43%
alle	28%	24%	48%	

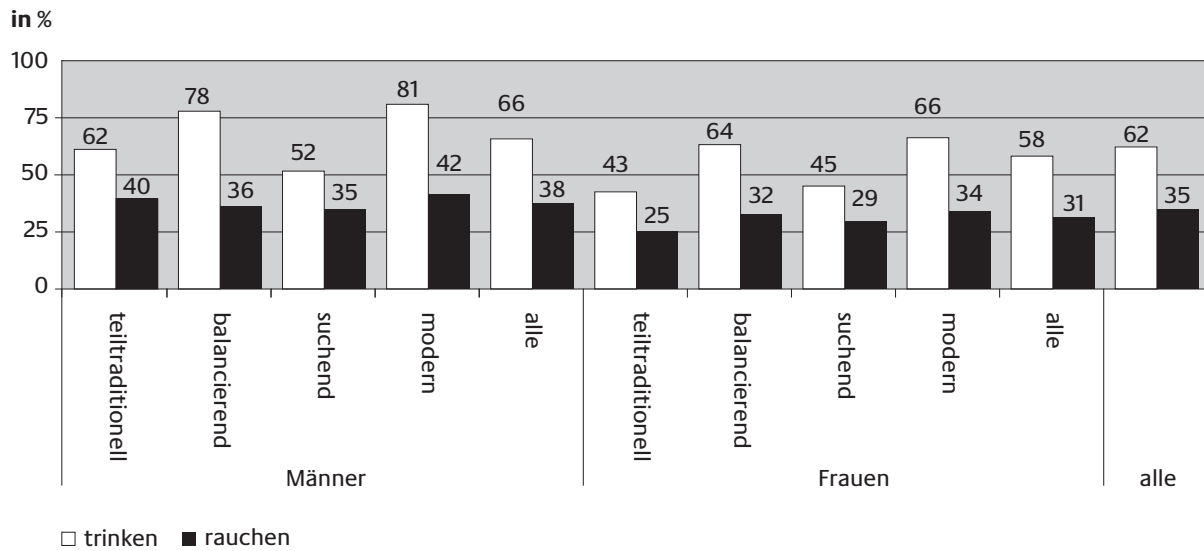
Frauen und Männer 2008

6.1.3 Alkohol und Nikotin

Dass Alkohol und Nikotin gesundheitsgefährdend sind, ist eine selbstverständliche gesundheitspolitische Position geworden. Dennoch hat es die Politik schwer, die Balance zwischen individueller Freiheit und öffentlichem Gesundheitsinteresse zu halten oder überhaupt herzustellen. Auch wirtschaftliche Interessen (wie die der Tabakindustrie, an der die öffentliche Hand gut mitverdient; Interessen der Gastronomie) spielen in dieser Frage eine oft hintergründige Rolle.

Und die Befragten? Trinken sie Alkohol, rauchen sie? In welchem Ausmaß? 66% der befragten Männer trinken Alkohol (Frauen 58%), 38% rauchen (Frauen 31%). Das Ausmaß des Rauchens und Trinkens dokumentieren wir hier lediglich. Die Deutung soll Fachleuten der Medizin überlassen bleiben.

Abbildung 102: Alkohol- und Nikotinkonsum



Frauen und Männer 2008

Tabelle 47: Und wie viel trinken Sie ca. pro Woche?

		mehr als 2 Flaschen Wein oder 10 Flaschen Bier pro Woche	etwa 1 Flasche Wein oder 5 Flaschen Bier pro Woche	weniger
Männer	teiltraditionell	21%	26%	52%
	balancierend	12%	31%	57%
	suchend	20%	38%	37%
	modern	23%	33%	43%
	alle	19%	32%	48%
Frauen	teiltraditionell	4%	22%	74%
	balancierend	8%	19%	72%
	suchend	11%	28%	60%
	modern	10%	24%	66%
	alle	9%	23%	68%
alle	14%	27%	58%	

Frauen und Männer 2008

Tabelle 48: Und wie viel rauchen Sie ca. pro Tag?

		mehr als 10 Zigaretten pro Tag	5 bis 10	weniger	k. A.
Männer	teiltraditionell	44%	31%	22%	1%
	balancierend	50%	37%	13%	0%
	suchend	48%	34%	17%	1%
	modern	61%	27%	11%	1%
	alle	50%	32%	16%	1%
Frauen	teiltraditionell	42%	30%	26%	3%
	balancierend	46%	42%	12%	0%
	suchend	51%	32%	11%	7%
	modern	52%	33%	15%	0%
	alle	49%	36%	14%	1%
alle	49%	34%	15%	1%	

Frauen und Männer 2008

6.1.4 Gesundheitszustand

Nach all den Analysen mag es interessieren, wie die Befragten selbst ihren derzeitigen Gesundheitszustand einschätzen. Im Schnitt fühlen sich Männer (Mittelwert auf der zehnteiligen Skala: 3,20) etwas gesünder als Frauen (Mittelwert = 3,57). Nach Geschlechertypen sind die Modernen (Männer wie Frauen) gesünder als die Teiltraditionellen. Schlägt hier das höhere Alter der Teiltraditionellen durch?

Tabelle 49: Wie gesund schätzen Sie sich ein?

		a gesund	b	c	d	e krank	Mittelwert
Männer	teiltraditionell	33%	42%	18%	4%	2%	3,26
	balancierend	39%	37%	17%	7%	0%	3,24
	suchend	35%	42%	17%	2%	3%	3,29
	modern	47%	33%	16%	4%	1%	2,92
	alle	38%	39%	17%	4%	2%	3,20
Frauen	teiltraditionell	30%	35%	20%	13%	3%	3,94
	balancierend	32%	39%	22%	7%	0%	3,52
	suchend	19%	49%	20%	6%	6%	3,78
	modern	35%	41%	17%	5%	2%	3,37
	alle	30%	41%	20%	7%	2%	3,57
alle	34%	40%	18%	6%	2%	3,39	

Zur Darstellung wurde die zehnteilige Skala auf eine fünfteilige reduziert.
Frauen und Männer 2008

6.2 Sexualität

„Männer spüren ihren Körper häufig auch zu wenig. Die Sexualität ist dann überfordert, wenn sie als einziger Lebensbereich dafür Sorge tragen soll, dass Mann sich in seinem Körper wohl fühlt, ebenso wie ein Phallus überfordert ist, einem Mann körperliche Sensationen zu verschaffen, der den Rest seines Körpers beharrlich durch Missachtung straft. Häufig verbirgt sich hinter der Überbetonung des Phallus nicht nur ein unzureichender Kontakt zu der sexuellen Empfindsamkeit anderer Körperregionen, sondern ebenso ein schwieriger, verstellter Zugang zur eigenen ‚inneren‘ Genitalität.“¹³³

„Es lohnt sich, über den Zusammenhang von Sexualität, Lebenslust und Zeit nachzudenken. Allein die Frage, warum in einer Gesellschaft, in der alles immer schneller wird, ausgerechnet der Geschlechtsakt lange dauern sollte, ist äußerst interessant.“¹³⁴

„Im Sex haben wir [Männer] ein großes Defizit, weil wir ihn nur im Außen leben, nur im Penis und nicht im Herzen. Es fehlt uns das Empfinden von uns selbst, es fehlt uns die Verbindung zu unseren Sinnen und dadurch zu unserem Gegenüber. Wir verpassen das Versprechen der Sexualität, unsere eigene Ekstase zu erleben, weil wir nicht nach innen fühlen, sondern nach draußen schauen und uns um die Ekstase der Frau kümmern.“¹³⁵

Diese drei markanten Zitate führen uns in das bedeutsame Thema männlicher Sexualität und ihrer Kultur.

6.2.1 Wichtigkeit

„Sex ist für Männer wichtiger als für Frauen.“ Diese herkömmliche Ansicht hat in den letzten zehn Jahren bei Frauen deutlich an Zustimmung verloren; bei den Männern blieb die Zustimmung praktisch unverändert. 2008 haben sie 39% aller befragten Männer und 43% Frauen vertreten, 1998 waren es 37% der Männer, aber noch 54% der Frauen. Das Gefälle ist bei beiden Geschlechtern in den Geschlechtertypen stark.

Dieses Ergebnis kann nicht derart gedeutet werden, dass Männern Sex heute weniger wichtig ist als noch vor zehn Jahren: Denn der Satz meint ausdrücklich nur, dass Sex den Männern wichtiger sei als den Frauen. Das Ergebnis kann ja auch sein, dass Sex inzwischen beiden gleich wichtig ist. „Beiden gleich wichtig“ kann in der Sache auch bedeuten: beiden wichtiger. Religionsexperten vermuten, dass sexuelle Ekstase für eine wachsende Zahl einen Teil jener religiösen Energie der Menschen bindet, die früher in der Religion selbst aufgehoben und domestiziert worden war.¹³⁶ Das Orgiastische ist für Zeitgenossinnen und Zeitgenossen eine der wichtigsten Transzendenzerfahrungen geworden: für manche sogar zur einzigen?

„Beiden gleich wichtig“ bedeutet freilich nicht, dass weibliche und männliche Sexualität gleich erlebt werden. Es gibt unter den Männern (und auch unter Frauen) vielfältige Variationen: „Ein wirklicher Mann kann gut allein leben, und doch sucht er die Nähe der Frau. Das Weibliche in seiner Schönheit, die Formen und die Ausstrahlung einer Frau sprechen ihn zutiefst an. Wenn er selber zuvor einigermaßen seine Seelentiefen erforscht hat, will er der Frau auf mehreren Ebenen begegnen: vordergründig

133 Schnack, Dieter/Neutzling, Rainer: Die Prinzenrolle. Über die männliche Sexualität, vom Jungen bis zum Mann, Reinbek 2006, 197.

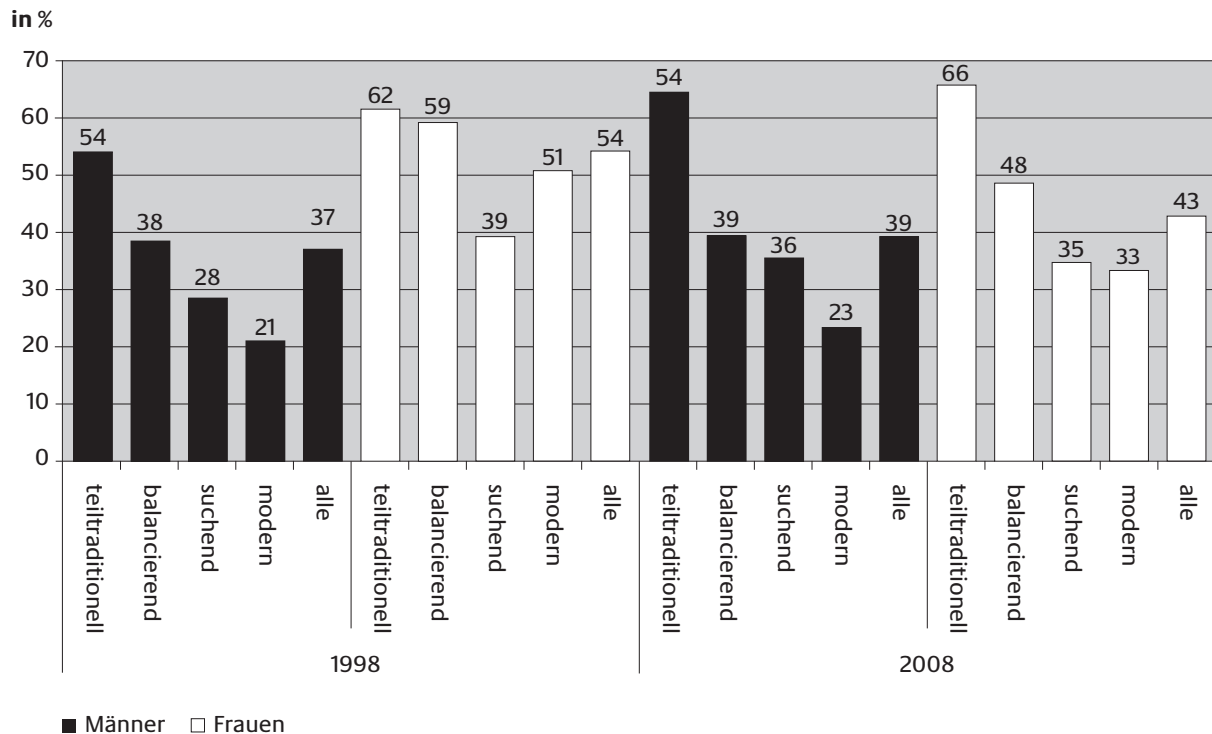
134 a. a. O., 260.

135 Schröter, Peter A.: Die Kraft der männlichen Sexualität. Lebensbilder für Männer, Zürich 32004, 13.

136 Das Interesse in neueren spirituellen Bewegungen an Tantra könnte ein Beleg dafür sein.

auf der erotisch-sexuellen Ebene, hintergründig im Seelischen und Spirituellen. Der ‚Flach-Mann‘ will nur das Sexuelle und weicht der seelischen Begegnung aus.“¹³⁷

Abbildung 103: Sex ist für Männer wichtiger als für Frauen.



Männer und Frauen 1998/2008

6.2.2 Sexuelle Orientierung

Sexualität ist für Männer eine zentrale Kraft: „Hinter männlicher Sexualität verbirgt sich mehr als nur der Wunsch nach sexueller Aktivität mit dem anderen oder gleichen Geschlecht. In der Sexualität ist vieles von dem aufgehoben und verfremdet, was dem Jungen und Mann im Lebenslauf verwehrt ist und was abgewehrt werden musste: Sehnsüchte und Ängste, Gelegenheitsphantasien und Furcht vor Hilflosigkeit, Suche nach Verschmelzung und Bindung sowie gleichzeitig gewalttätiges Zurückstoßen und Abwertung. Die männliche Sexualität stellt also gewissermaßen ein Intimbild des gesamten Mannseins dar.“¹³⁸ In biologistischer Perspektive stellt es sich umgekehrt dar: „Das biologisch androgen geprägte Gehirn ist auf Aggression und Sieg ausgerichtet, die Sexualität männlicher Lebewesen auf Macht, Besitz und Vollzug ... Nichts macht ihm [dem Mann] das Leben so schwer wie das Unvermögen (= Impotentia), Sex zu haben. Er ist zutiefst verwundet, entwickelt depressive Verstimmungen, hat Ängste, auch das nächste Mal zu versagen, und entwickelt Neurosen ... Es ist keine Macho-Allüre, die seiner Verzweiflung zugrunde liegt. Vielmehr ist es die Tatsache, dass er seine ihm von der Evolution zuge dachte Funktion der Fortpflanzung nicht erfüllen kann. Seine Betroffenheit ist echt.“¹³⁹

¹³⁷ Lier, Reinhard: Wie die männliche Energie sichtbar wird, in: Krall, Hannes: Jungen- und Männerarbeit. Bildung, Beratung und Begegnung auf der „Baustelle Mann“, Wiesbaden 2005, 88.

¹³⁸ Böhnisch, Lothar: Die Entgrenzung der Männlichkeit. Verstörungen und Formierungen des Mannseins im gesellschaftlichen Übergang, Opladen 2003, 173.

¹³⁹ Huber, Johannes/Gregor, Elisa: Die Männer-Macher. Die sensationelle Wirkung der Hormone auf Vitalität, Potenz und gutes Aussehen, München 2003, 199f.

Will man den Angaben über die sexuelle Orientierung trauen – aber was spricht in unseren relativ tabulosen Zeiten dagegen? –, dann verstehen sich 96,0% (Männer 94,9%, Frauen 97,1%) der Befragten als heterosexuell. Die übrigen verteilen sich auf bisexuell (1,1%: Männer 1,0%, Frauen 1,1%), homosexuell (2,7%: Männer 3,6%, Frauen 1,8%) und asexuell (0,2%: Männer 0,5%, Frauen 0,0%).

Tabelle 50: Sexuelle Orientierungen

		heterosexuell	bisexuell	homosexuell	asexuell
Männer	teiltraditionell	97,5%	0,6%	1,9%	0,0%
	balancierend	98,2%	0,0%	1,8%	0,0%
	suchend	89,9%	2,0%	6,4%	1,7%
	modern	94,8%	1,3%	3,9%	0,0%
	alle	94,9%	1,0%	3,6%	0,5%
Frauen	teiltraditionell	97,6%	1,8%	0,6%	0,0%
	balancierend	98,0%	0,2%	1,8%	0,0%
	suchend	97,6%	1,2%	1,2%	0,0%
	modern	95,7%	1,7%	2,6%	0,0%
	alle	97,1%	1,1%	1,8%	0,0%
alle		96,0%	1,1%	2,7%	0,2%

Männer und Frauen 2008

6.2.3 Homosexualität

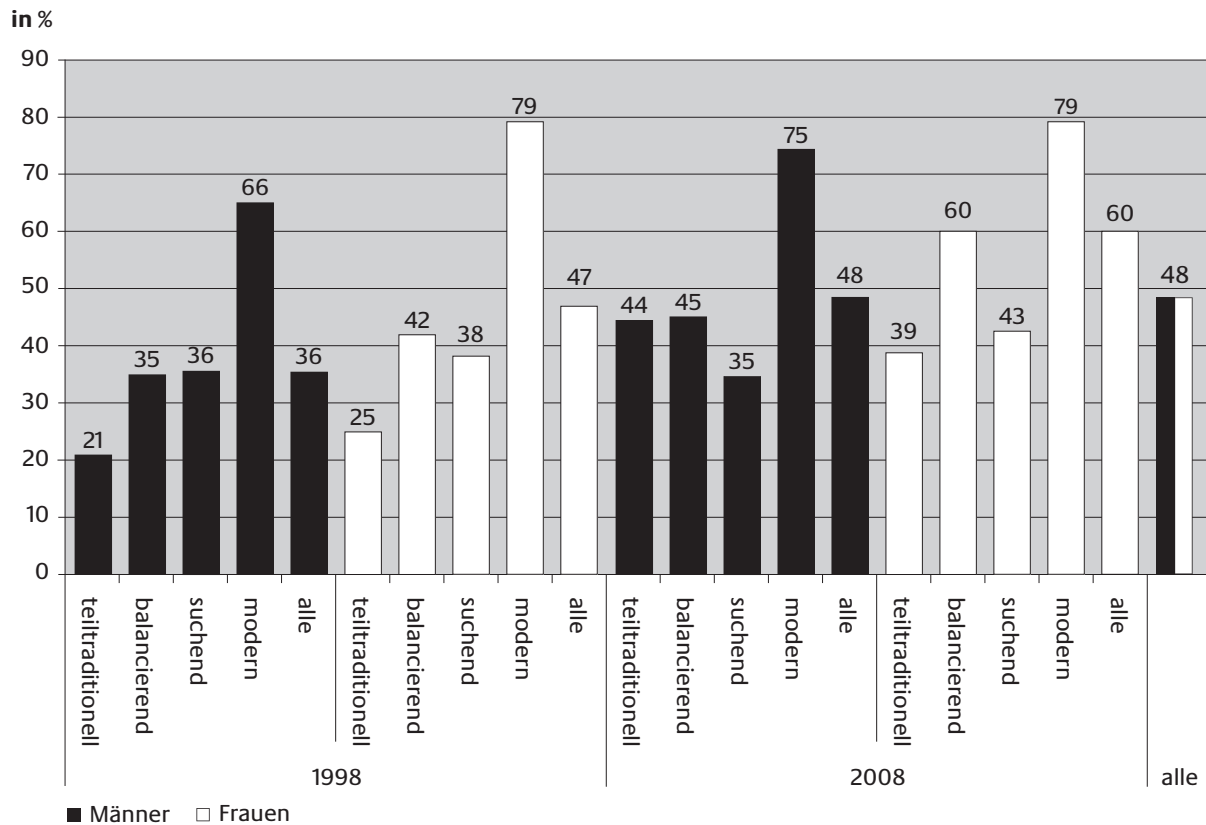
Der Anteil der Homo- und Bisexuellen ist nach Geschlechertypen schwankend. Überdurchschnittlich hoch ist er bei den suchenden Männern (6,4%) sowie bei den Modernen (Männer 3,9%, Frauen 2,6%) – fühlen sich die Modernen freier, sich dazu zu bekennen? Kommt hier ans gesellschaftliche Licht, was in jedem Männerleben latent vorhanden ist?

Die Akzeptanz der homosexuellen Lebensform ist in den letzten zehn Jahren gestiegen¹⁴⁰: bei den Männern von 36% auf 47%, bei den Frauen von 48% auf 60%. Die Unterschiede zwischen den Geschlechertypen sind jedoch, wie schon 1998, drastisch. Vor allem Teiltraditionelle (Frauen wie Männer) haben deutlich weniger Verständnis für diese Lebensform¹⁴¹, während es für die Modernen geradezu typisch zu sein scheint, dass sie diese mit starker Mehrheit (Frauen: 79%, Männer: 75%) akzeptieren. Allerdings hat auch bei den Teiltraditionellen, Männern wie Frauen, im Zeitvergleich die Akzeptanz der Homosexualität beträchtlich zugenommen: bei den teiltraditionellen Männern von 21% auf 44%, bei den entsprechenden Frauen von 25% auf 39%. Lockert sich allmählich gesamtgesellschaftlich das homophobe Tabu?

¹⁴⁰ Das ist auf dem Hintergrund eines verbreiteten Homosexualitätstabus zu sehen: „Das Homosexualitätstabu sitzt heute – trotz aller Liberalisierung – noch tief. Gerade in der inneren Auseinandersetzung des Jungen mit sich selbst und seinem Mannwerden, aber genauso im Kontrollhandeln der Eltern sowie im Integrationsdruck der sozialen Umwelt entfaltet es seine blockierenden psychosozialen Wirkungen.“ Böhnisch, Lothar: Männliche Sozialisation. Eine Einführung, Weinheim 2004, 121. „Ausschlaggebend für das tiefenstrukturelle familiäre und gesellschaftliche Wirken des Homosexualitätstabus ist aber nicht nur der Fakt Homosexualität, sondern das (zurückgedrängte) Wissen darüber, dass nach der Logik der Konstitution der Geschlechter alle Männer im Verlauf der Geschlechtssozialisation homoerotische Anteile [z. B. die seelisch-körperliche Sehnsucht nach dem Vater in der frühkindlichen Phase] besitzen und entwickeln.“ a. a. O., 123.

¹⁴¹ Väter sind oft besorgt, wenn sie von der Homosexualität ihres Sohnes erfahren: Ihre Sorgen „gelten oftmals mehr der eigenen Person, denn sie zweifeln plötzlich nicht nur an der Männlichkeit ihrer Söhne, sondern ebenso an ihrer eigenen. Dabei stellen sie ihre Erziehung sowie sich selbst als männliche Identifikationsfigur in Frage.“ Kennoudi, Karin: Männliche Homosexualität in der Jugendarbeit: das Coming Out, Wien 2005, 43.

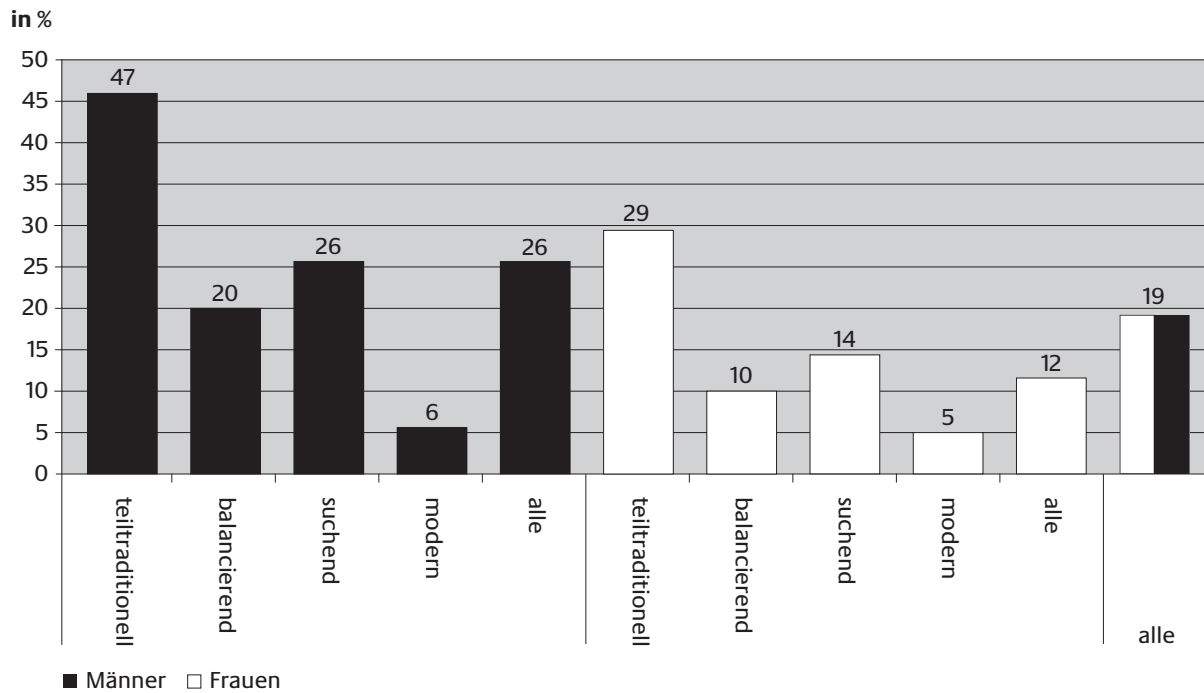
Abbildung 104: Homosexualität ist einfach eine andere Form zu leben. Man sollte sie in unserer Gesellschaft offen zeigen dürfen.



Männer und Frauen 1998/2008

Der „Wermutstropfen“ ist, dass manche Teiltraditionelle (trotz der eben dargestellten „Lockerung“ im Verhältnis zur Homosexualität) nicht nur, wie aufgezeigt, weniger Akzeptanz zeigen, sondern auch eine strengere als heute übliche Bestrafung verlangen: unter den teiltraditionellen Männern 47%, unter den teiltraditionellen Frauen 29%. Das deutet auf eine gewisse Polarisierung *innerhalb* der Teiltraditionellen, der Männer wie der Frauen, hin.

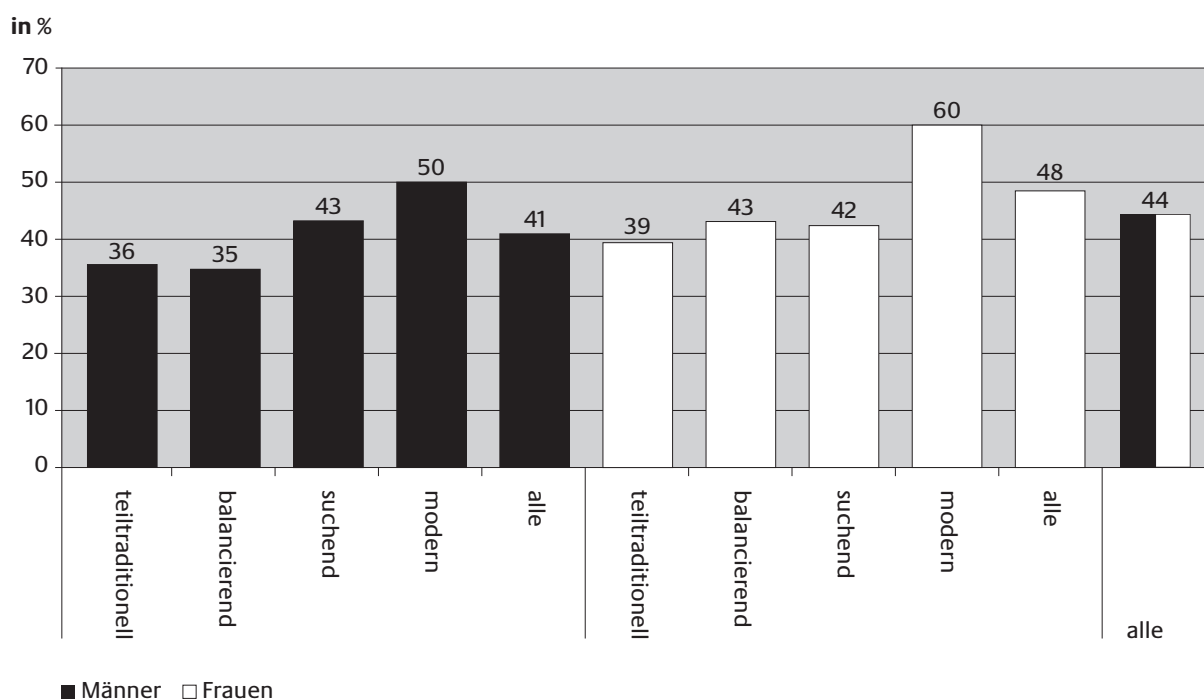
Abbildung 105: Homosexuelle strenger bestrafen – Homosexualität sollte viel strenger bestraft werden, als es bei uns üblich ist.



Männer und Frauen 2008

Andere wiederum fordern nicht mehr Strafe für homosexuell Liebende, sondern sehen es „*heute für Männer wichtig*“ an, „*dass Lebensgemeinschaften unter Homosexuellen in der Gesellschaft Anerkennung finden*“: 44% aller Befragten stimmen dem zu. Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind zwar vorhanden, aber nicht so stark ausgeprägt wie beim Thema einer verschärften Bestrafung. Gleichwohl sind die Unterschiede zwischen den Geschlechtern bei den Frauen erheblich stärker als bei den Männern.

Abbildung 106: Gesellschaftliche Anerkennung homosexueller Lebensgemeinschaften wichtig für heutige Männer



Männer und Frauen 2008

Im Folgenden greifen wir noch zwei Teilaspekte auf. Der eine: das Gespräch über Sexualität in einer Partnerschaft, der andere: wie sexuell aufgeklärt wurde.

6.2.4 Über Sexualität reden

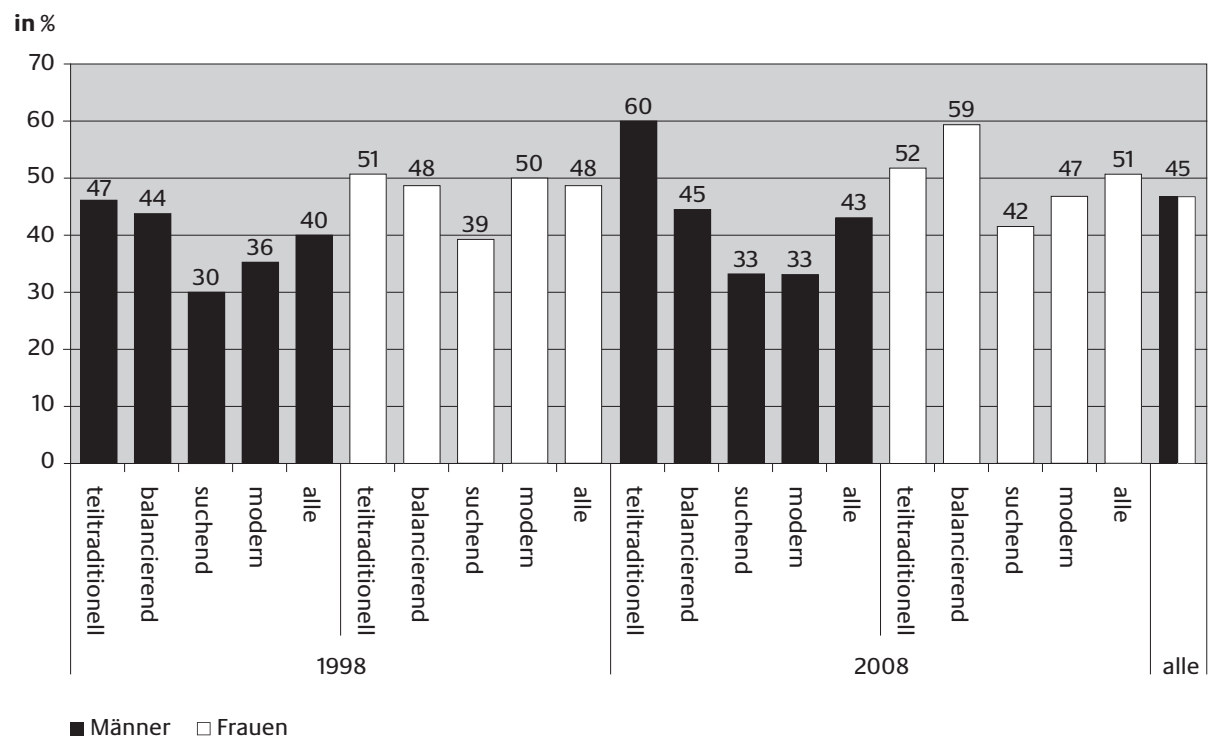
Es ist keineswegs ausgemacht, dass es um die partnerschaftliche Sexualkultur besser bestellt ist, wenn viel über Sex geredet wird. Lebenserfahrungen können durch „Zerreden“ auch beschädigt oder zerstört werden. Sie verlangen Unmittelbarkeit, Authentizität; das Ereignis zählt.

Dennoch: Schleichen sich Störungen ein, gibt es Unzufriedenheiten in der sexuellen Kommunikation, dann hilft das heilsame und heilende Gespräch.¹⁴² Dieses kann vom Paar im Beziehungsalltag selbst geführt werden. Reichen dessen Ressourcen nicht aus, bietet sich professionelle Paar- und Beziehungsberatung an.

Nun zeigte schon die Studie 1998, dass es unter Männern so etwas wie eine „schizoide“¹⁴³ Beratungsresistenz gibt. Das Reden über Probleme scheint nicht eine Stärke der Männer zu sein. Frauen haben anscheinend mehr Begabung und Erfahrung, Probleme mit Freundinnen durchzureden und damit auch abzuarbeiten. Möglicherweise sprechen Männer und Frauen auch hier, zumindest teilweise, eine „andere Sprache“.

Die Auffassung, dass Männer sich mit dem Reden über Sexualität schwertun, wird auch 2008 von etwa der Hälfte der Frauen (51%) sowie der Männer (43%) vertreten; die Zahlen für 1998 waren 48% (Frauen) bzw. 40% (Männer). In dieser Hinsicht hat sich in den letzten zehn Jahren nur wenig verändert. Moderne Männer sind in dieser Hinsicht optimistischer und vielleicht auch geübter (wir werden das gleich überprüfen). Moderne Frauen hingegen haben ein gerütteltes Maß an Skepsis behalten. Bei den Teiltraditionellen (Frauen wie Männern) liegen die Werte deutlich über dem Durchschnitt.

Abbildung 107: Männer tun sich schwer, über Sexualität mit ihrer Partnerin zu sprechen.



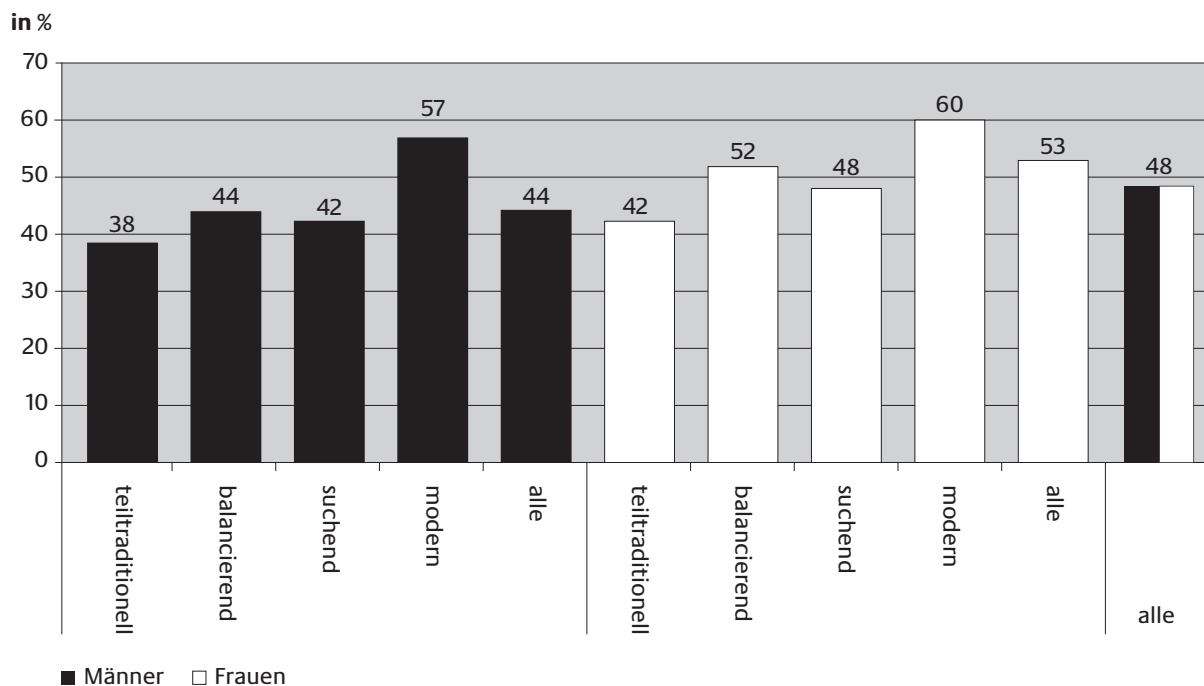
Männer und Frauen 1998/2008

¹⁴² Schmidbauer, Wolfgang: Mobbing in der Liebe und was wir dagegen tun können, Gütersloh 2007.

¹⁴³ Schizoid meint in diesem Fall, dass die Kommunikationsbarrieren hoch sind. Das Gegenteil wäre „hysteroid“. Beide Begriffe sind nicht pathologisch, sondern phänomenologisch zu verstehen.

„Sprechen Sie mit jemandem über Gefühle oder Probleme im Zusammenhang mit Sexualität?“ Mit dieser Frage sollte eruiert werden, ob ein solches Gespräch trotz seiner Schwierigkeit nicht faktisch doch stattfindet. 9% der Männer sowie 6% der Frauen haben die Antwort auf diese durchaus sensible Frage verweigert. Im Schnitt meinen etwas mehr Frauen als Männer, dass ein solches Gespräch stattfindet. Die Werte für 1998 und 2008 sind bei denen, die geantwortet haben, in etwa gleich geblieben. Unter den modernen Männern (57%) sind 2008 deutlich mehr, die mit Ja geantwortet haben, als unter den teiltraditionellen (38%).

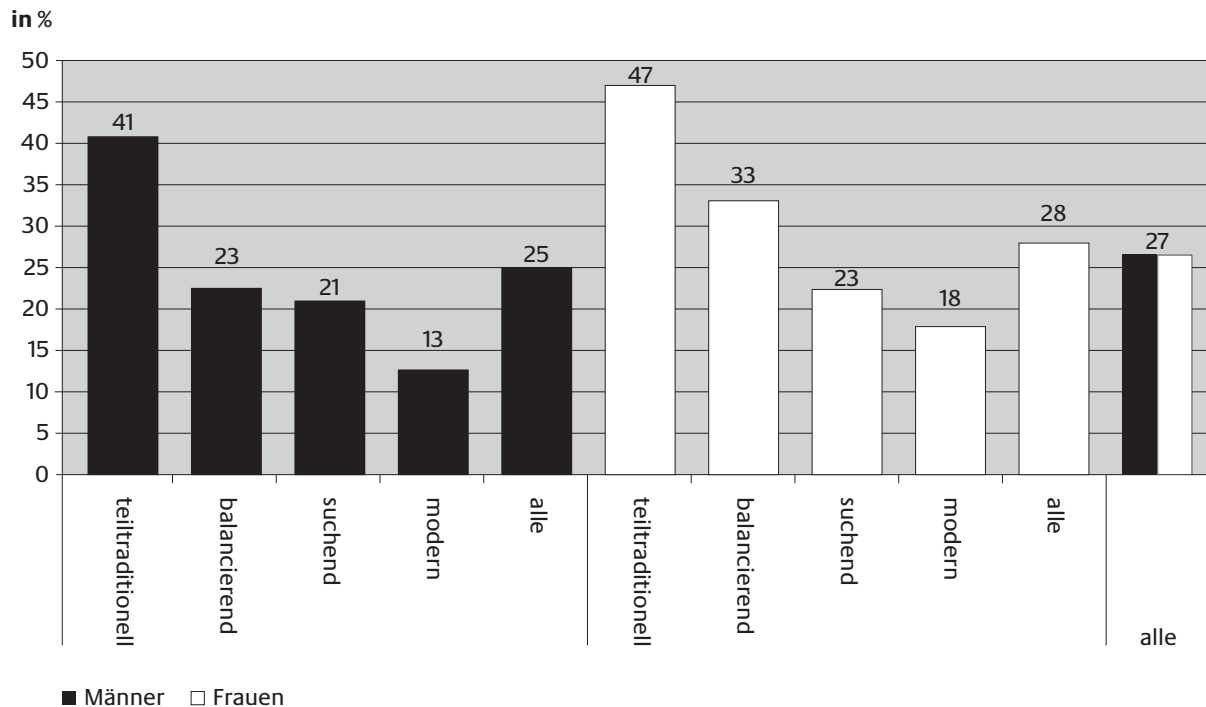
Abbildung 108: Sprechen Sie mit jemandem über Gefühle oder Probleme im Zusammenhang mit Sexualität?



Frauen und Männer 2008

Wie notwendig eine solche Gesprächskompetenz vor allem bei Männern wäre, zeigt ein Detailergebnis der Studie. „Der männliche Sexualtrieb ist nicht immer beherrschbar, Frauen sollten daher vorsichtiger sein“: Ein Viertel aller Befragten stimmt 2008 dieser Aussage zu. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtertypen sind beachtlich. 41% der teiltraditionellen Männer (Frauen 47%), aber nur 13% der modernen Männer (Frauen 18%) sehen diese männliche Bedrohlichkeit. Solche Positionen tauchen gelegentlich noch bei Gerichten und an Stammtischen auf, wenn es um die Vergewaltigung von Frauen geht: Statt auf mehr Sexualkultur bei Männern zu setzen, sollten sich stattdessen die Frauen selbst vor den sexuell „umtriebigen“ Männern schützen. Diese bedrohliche Seite männlicher Sexualität berührt das Thema männlicher Gewalt und wird in diesem Zusammenhang noch einmal aufgegriffen werden.

Abbildung 109: „Der männliche Sexualtrieb ist nicht immer beherrschbar, Frauen sollten daher vorsichtiger sein.“



Männer und Frauen 2008

Und wie steht es mit der Beratungsbereitschaft der Männer? Wären sie bereit, eine professionelle Beratung aufzusuchen, wenn die eigenen bzw. die gemeinsamen Ressourcen zur Lösung eines Partnerschaftskonflikts nicht mehr ausreichen? Es sind etwas weniger Männer (24%) als Frauen (29%), die eine Beratung aufsuchen würden. Die Beratungsbereitschaft steigt allerdings von den Teiltraditionellen zu den Modernen deutlich an, und zwar bei den Männern mehr (+12 Punkte) als bei den Frauen (+2 Punkte).

Tabelle 51: Würden Sie bei schweren persönlichen Schwierigkeiten in der Partnerschaft eine Beratung aufsuchen oder auf alle Fälle selbst damit fertig werden wollen?

		eine Beratung aufsuchen	selbst damit fertig werden wollen	keine Angabe
Männer	teiltraditionell	21%	76%	4%
	balancierend	17%	78%	5%
	suchend	26%	67%	7%
	modern	33%	61%	6%
	alle	24%	71%	5%
Frauen	teiltraditionell	31%	65%	4%
	balancierend	27%	66%	6%
	suchend	25%	66%	9%
	modern	33%	59%	8%
	alle	29%	64%	7%
alle		26%	67%	6%

Männer und Frauen 2008

6.2.5 Sexuelle Aufklärung

Eine befriedigende und von Ängsten befreite Sexualkultur – wobei die Ängste keinesfalls allein aus (religiöser) Erziehung kommen müssen, aber in der Vergangenheit oftmals durch sie verstärkt worden sind¹⁴⁴ – kann durch eine sorgfältige sexuelle Aufklärung in der Kindheit und in der Jugendzeit begünstigt werden.

Dem steht nicht entgegen, dass die unmittelbare Erfahrung von Weiblichkeit in der Gestalt der (meist) anwesenden Mutter und die Erfahrung von Männlichkeit in jener des im familialen Lebensraum (weniger) präsenten Vaters noch „grundlegender“ sind als nachträgliche Sexualpädagogik. Damit ist auch angesprochen, dass Beschädigungen in der frühkindlichen wie in der Jugendphase (etwa durch sexuellen Missbrauch, durch sexuell neurotisierte Väter oder Mütter) durch spätere Sexualpädagogik nur schwer und oft nur mit hohem therapeutischem Aufwand und bisweilen unter viel Leid halbwegs kompensiert werden können.

Wir haben also gefragt: „Wenn Sie an Ihre Kindheit/Jugend denken: Von wem wurden Sie sexuell aufgeklärt?“ Die wichtigsten Aufklärer sind nach wie vor die Freunde im ähnlichen Alter (31%). Nach den Peers kommen die Eltern, Mutter (23%) und Vater (19%). Andere Menschen und Medien werden so oft genannt wie die Eltern – was nichts über die Qualität dieser Art der Aufklärung sagt. Die schulische Sexualaufklärung (Lehrerin 11% und Lehrer 8%) rangiert in der Liste weit unten.

Tabelle 52: Wenn Sie an Ihre Kindheit/Jugend denken: Von wem wurden Sie sexuell aufgeklärt?

	Männer 1998	Männer 2008
Freunde in ähnlichem Alter	31%	31%
Mutter	23%	23%
andere(r)	6%	3%
Medien ¹⁴⁵		18%
Vater	17%	19%
von niemandem	27%	14%
eine Lehrerin	6%	11%
Geschwister	6%	9%
Freundinnen in ähnlichem Alter	4%	7%
ein Lehrer	15%	8%
erwachsene Männer, Bekannte	4%	2%
andere Verwandte	4%	3%
erwachsene Frauen aus Bekanntenkreis	1%	2%

Männer 1998/2008

„Von niemandem“ aufgeklärt wurden im Schnitt bei den Männern 14%, bei den Frauen 16%. Es bestehen Unterschiede zwischen den Geschlechertypen. Unter den Teiltraditionellen (Männer 17%, Frauen 23%) wurden mehr „von niemandem“ aufgeklärt als unter den Modernen (Männer 14%, Frauen 11%).

¹⁴⁴ Papst Benedikt XVI. hat in seiner Antrittszyklika „Deus caritas est“ (Rom 2006) auf eine solche Fehlentwicklung in der Christentumsgeschichte hingewiesen und versucht, die (katholische) Kirche auf einem auch für moderne Sexualwissenschaft akzeptablen Kurs zu halten. Dazu: Zulehner, Paul M.: Liebe und Gerechtigkeit. Zur Antrittszyklika von Papst Benedikt XVI., Wien 2006.

¹⁴⁵ 1998 war differenziert nach verschiedenen Medien gefragt worden: Zulehner, Paul/Volz, Rainer: Männer im Aufbruch, Ostfildern ³1999, 171.

6.3 Gefühle

„In dem Augenblick, in dem sich die Männer nach innen begeben wollen, werden sie mehr denn je nach außen gedrängt.“

(Lothar Böhnisch¹⁴⁶)

Das Thema männlicher Sexualität hat bereits an das breitere Thema männlicher Gefühle gerührt. Dies ist eines der wichtigen Themen zur männlichen Innenwelt. Dazu einleitend einige klare Positionierungen des Gesprächspsychotherapeuten Björn Sütke aus Bielefeld:

- I „Die bewusste Wahrnehmung eigener Gefühle ermöglicht aber nicht nur eine bedürfnisbefriedigende und situationsadäquate Handlungsplanung. Vielmehr gilt darüber hinaus: Ein guter Kontakt zu den eigenen inneren Impulsen verbessert per se die psychische Gesundheit.“¹⁴⁷
- I „Die Gefühle von Jungen werden von ihren Bezugspersonen nicht in dem Maße gespiegelt, wie dies bei Mädchen der Fall ist. Daher können Jungen viele eigene Gefühle nicht als zu ihrer Persönlichkeit zugehörig verinnerlichen.“¹⁴⁸
- I „Mit dem männlichen Dilemma, also der Ambivalenz aus emotionaler Bedürftigkeit einerseits und der Abspaltung vieler Gefühle andererseits, müssen sich grundsätzlich alle Männer auseinandersetzen.“¹⁴⁹
- I „Wenn Männer ‚un-männliche‘ Gefühle wie Angst, Trauer, Hilflosigkeit oder Schutzbedürftigkeit abwehren, wenn sie auch auf derartige Gefühle bei anderen Menschen nicht eingehen, so ist dies kein schlichtes Zeichen von Unsensibilität oder grundlegender Gefühlskälte. Vielmehr ist diese Gefühlsabwehr der Versuch, die eigene männliche Identität aufrechtzuerhalten.“ „Es geht mit dieser männlichen Form der Identitätsstabilisierung [Gefühlsabwehr] nicht ewig gut.“¹⁵⁰
- I „Der Mann soll nicht nur allzeit bereit sein für ein persönliches, gefühlsbetontes Gespräch mit der Partnerin, er soll es sich selbst wünschen. Diese Anforderungen bzw. Überforderungen führen nicht selten dazu, dass der betreffende Mann die Gesellschaft anderer Männer vorzieht, sozusagen in die Kneipe oder in den Sportverein flieht. In diesen Männerrunden wird zwar ein Teil seiner Persönlichkeit gänzlich außen vor gelassen. Dafür weiß er aber ziemlich genau, was ihn dort erwartet, genauer: was von ihm erwartet wird und was garantiert nicht. So sind solche Männerkontakte auf einer persönlichen Ebene weniger erfüllend und befriedigend – dafür aber deutlich einfacher.“¹⁵¹
- I „Die männliche Herangehensweise an die schwierige Aufgabe der Gefühlsannäherung bleibt gewohnheitsmäßig eine rationale.“¹⁵²

Gefühlvoll zu sein, wird in unserer Kultur mehr dem Weiblichen als dem Männlichen zugeordnet.¹⁵³ Das geht so weit, dass man in wissenschaftlich unhaltbaren Konzepten und in völligem Missverständnis von Carl Gustav Jung und auch asiatischer Anthropologie gemeint hat, dass ein Mann „weibliche Anteile“ integrieren müsse, um ein „ganzer Mann“ zu werden. Die Alternative dazu wäre eher, dass Männer, wenn sie im Bereich der Gefühle unterentwickelt sind, eben ihre eigenen „männlichen Gefühlsanteile“: also ihre Art, als Männer zu fühlen, in männlicher Weise entwickeln sollten. Es meint

146 Böhnisch, Lothar: Die Entgrenzung der Männlichkeit. Verstörungen und Formierungen des Mannseins im gesellschaftlichen Übergang, Opladen 2003, 94.

147 Sütke, Björn: Männerseelen. Ein psychologischer Reiseführer, Düsseldorf 2008, 26.

148 a. a. O., 36 f.

149 a. a. O., 54.

150 a. a. O., 56, 58.

151 a. a. O., 66 f.

152 a. a. O., 95.

153 „[Der] schwierige Zugang zum eigenen Selbst, der für männliches Verhalten charakteristisch ist, wird Männern im Alltag meist gar nicht zum Verhängnis. Es gehört zur sozialen Normalität, dass Männer so sind, es wird ja von ihnen gesellschaftlich abverlangt und in der sozialen und familialen Umwelt des Mannes hat die Frau genug Strategien entwickelt, um damit umzugehen. Prekär werden solche männlichen Verhaltens- und Einstellungsmuster für den Mann aber spätestens dann, wenn er in kritische Lebensereignisse gerät, bei denen sich seine Umwelt nicht mehr auf ihn einstellt, in denen die bisherigen Bewältigungsmuster nicht mehr funktionieren.“ Böhnisch, Lothar: Männliche Sozialisation: eine Einführung, Weinheim 2004, 199.

ja auch niemand allen Ernstes, dass nur Männer denken und dass Frauen männlicher werden, wenn auch sie denken. Konsequenter ist es, alle menschenmöglichen Eigenschaften Männern und Frauen als gleichermaßen zugänglich zu erachten und zu hoffen, dass diese in der je eigenen, also männlichen bzw. weiblichen Weise kultiviert werden. Und wenn dies nicht der Fall ist, fehlt Männern nicht Weiblichkeit, sondern (aus kulturellen Gründen vielleicht) ein Teil ihrer Männlichkeit.

Dass es diesbezüglich einen enormen kulturellen wie männerentwicklerischen Lernbedarf gibt, zeigt die Studie: „Bei vielen Jungen und Männern ist der Aspekt der Aktivität gut entwickelt, Aktivsein wird eng mit dem Männlichsein verknüpft. Dagegen werden ihnen introspektive Seiten der Person – Selbstbezüge, Reflexion – in der Sozialisation verwehrt und verboten: Jedenfalls werden vielen Jungen und Männern keine Ressourcen angeboten, diese Seiten zu entwickeln.“¹⁵⁴ Zumal sich an dieser einseitigen Zuordnung von Gefühlen zum Weiblichen in den letzten Jahren so gut wie nichts geändert hat. Der Mangel an emotionaler Männlichkeit sitzt kulturell tief: in den bei Männern und Frauen verbreiteten Klischees und „dahinter“ im sonstigen Leben von Männern.

Vor die Frage gestellt, wo Männer auf einer Skala zwischen „gefühlvoll – gefühllos“ zuzuordnen sind, votieren Frauen und Männer gleich: 46% der befragten Männer ordnen sich dem Pol „gefühlvoll“ zu; 43% Frauen positionieren die Männer dort. 77% der Männer sehen in „gefühlvoll“ eine weibliche Eigenschaft; ähnlich beurteilen das die Frauen (85%). Moderne Männer ordnen 2008 diese Eigenschaft noch mehr dem Weiblichen zu (89%; teiltraditionelle Männer: 73%).

Tabelle 53: Welche Eigenschaften sind typisch männlich/weiblich?

Sagen Sie mir bitte zu jedem Gegensatzpaar auf dieser Karte, ob eher die linke Eigenschaft zutrifft (= 1) oder eher die rechte Eigenschaft (= 5). Dazwischen stufen Sie ab. Wie ist das mit ... „gefühlvoll – gefühllos“?

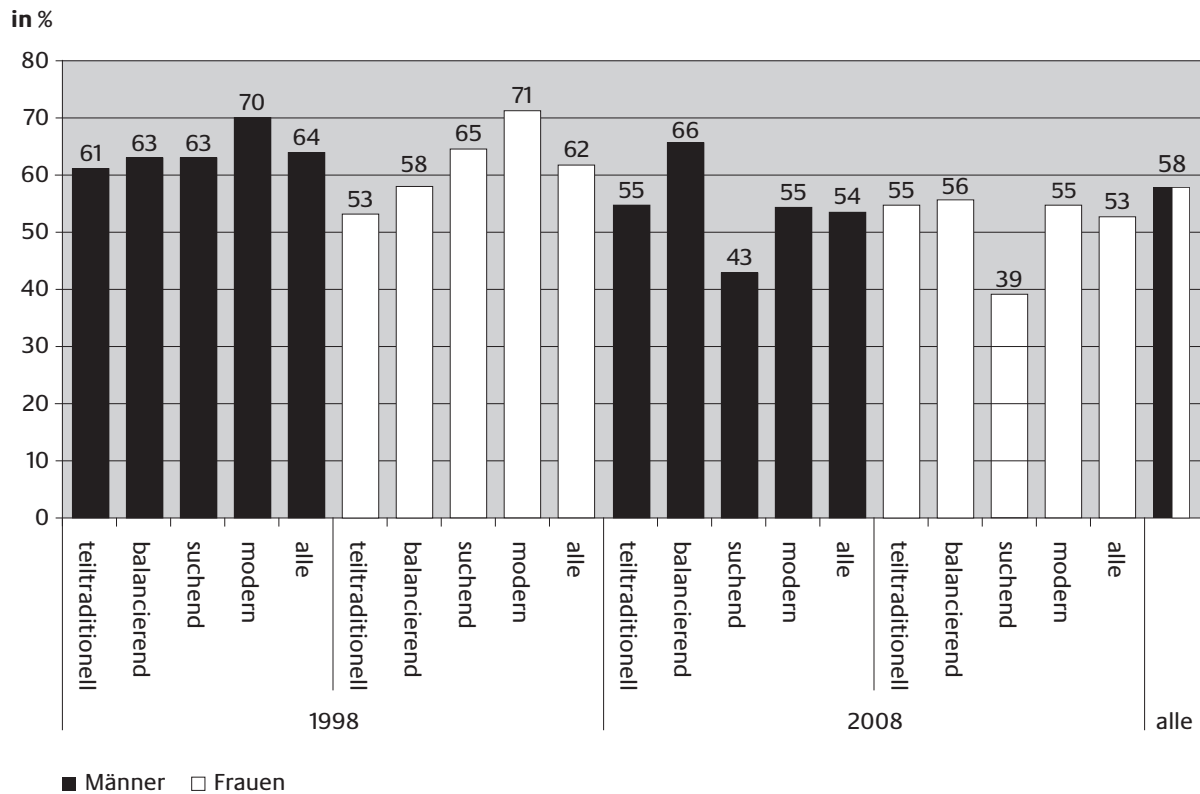
		männlich		weiblich	
		1998	2008	1998	2008
Männer	teiltraditionell	41%	46%	91%	74%
	balancierend	45%	47%	92%	89%
	suchend	43%	43%	86%	61%
	modern	44%	48%	92%	90%
	alle	43%	46%	90%	77%
Frauen	teiltraditionell	33%	59%	92%	82%
	balancierend	44%	42%	93%	93%
	suchend	36%	44%	81%	67%
	modern	38%	36%	93%	89%
alle		38%	43%	91%	85%

Dargestellt ist „gefühlvoll“ (1+2 auf fünfteiliger Skala; 5 = „gefühllos“)
Männer und Frauen 1998/2008

Gut bedachte Männer(selbst)entwicklung sieht demnach in der Entwicklung der männlichen Gefühlsinnenwelt einen ihrer Hauptschwerpunkte. Eine solche Entwicklung wird von den Befragten durchaus optimistisch wahrgenommen.

In der Fragebatterie „Haben sich die Männer alles in allem in den letzten Jahren verändert?“ gab es die Antwortkategorie „Sie äußern mehr Gefühle“. 54% der 2008 befragten Männer bewerteten die Männerentwicklung so. Unter den Frauen sind 53%, die eine Veränderung von Männern zu beobachten meinen.

Abbildung 110: Männerentwicklung: „Männer äußern mehr Gefühle.“

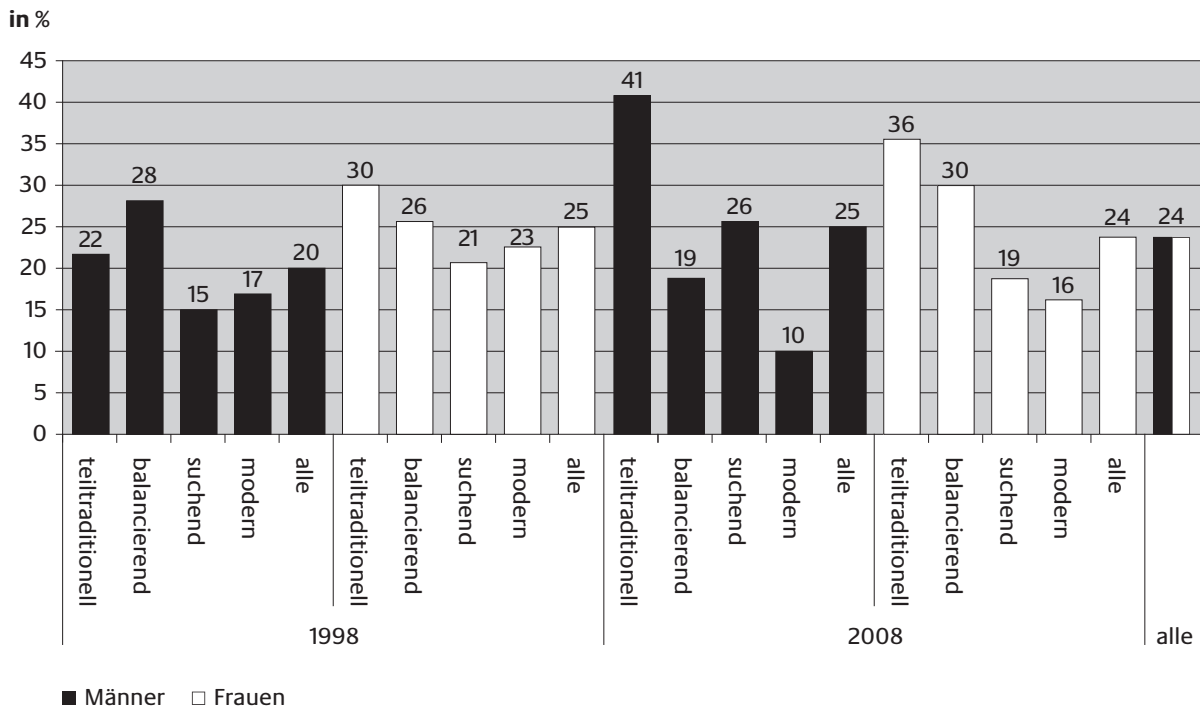


Männer und Frauen 1998/2008

Die Kehrseite: 1998 herrschte bei Frauen und Männern deutlich mehr Optimismus in der Frage männlicher Gefühlsentwicklung. Insbesondere bei Suchenden und Modernen hat sich in dieser Hinsicht 2008 Skepsis eingestellt. Sind die guten Jahre emotionaler Männerentwicklung im Abklingen?

In diese Richtung könnte auch weisen, dass 2008 mehr Männer als noch 1998 meinen, dass den heutigen Männern die Fähigkeit fehle, Gefühle zu haben.

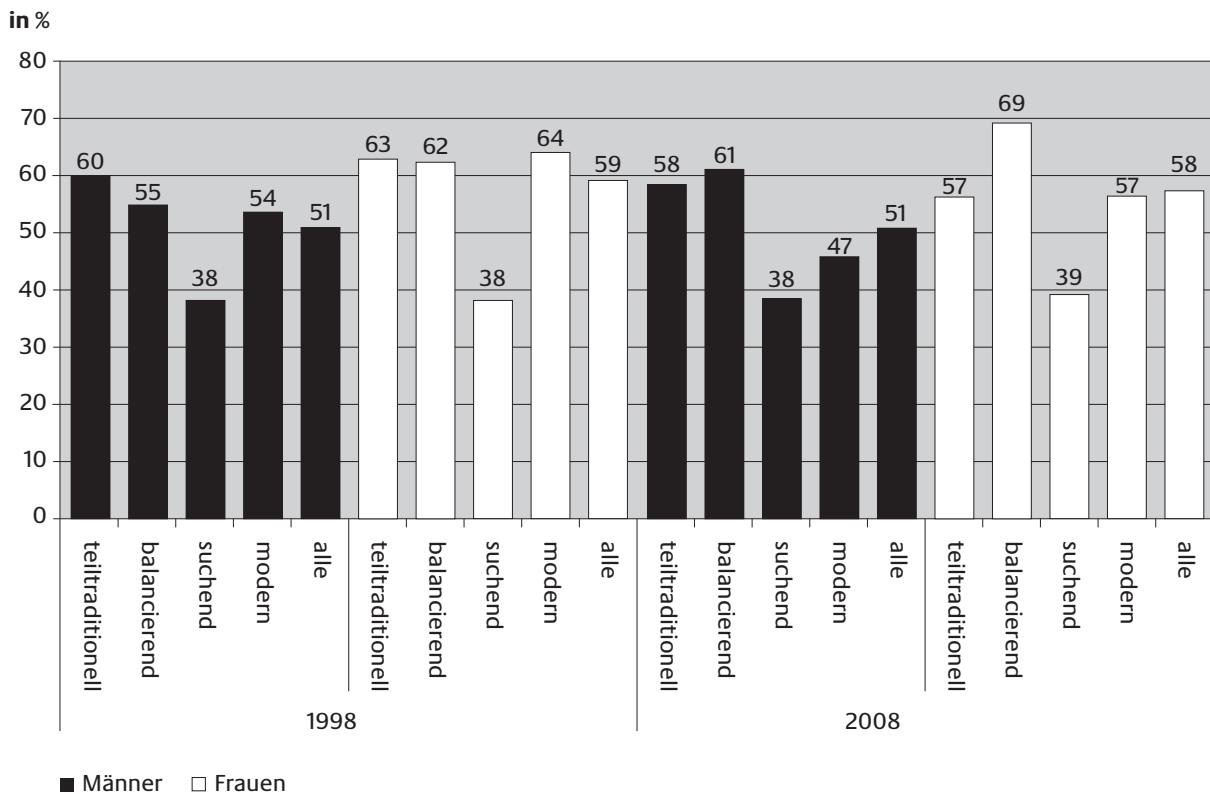
Abbildung 111: „Den heutigen Männern fehlen Fähigkeiten. Ihnen fehlt es, weich sein zu können, leiden zu können, Gefühle zu haben.“



Männer und Frauen 1998/2008

Und mehr als die Hälfte der Männer (51%; und noch etwas mehr bei den Frauen: 58%) gibt an, dass Männern der Zugang zu ihren Gefühlen schwerfällt.

Abbildung 112: „Männern fällt der Zugang zu ihren Gefühlen schwer.“



Männer und Frauen 1998/2008

Aus all diesen Daten ergibt sich nicht, dass Männer keine Gefühle haben, also im kritischen Sinn dieses Wortes „gefühllos“ sind. *Vielmehr geht es um den Zugang und den Umgang mit den Gefühlen.* Dabei ist theoretisch anzunehmen, dass Männer vermutlich einen eigenen, „männlichen“ Zugang zu Gefühlen haben. Vielleicht läuft der Weg nicht über Worte, sondern über Nonverbales, also über Riten und Handlungen, die innere Erfahrungen wortlos „äußern“. Männernetzwerke haben in den letzten Jahren denn auch versucht, in dieser Richtung mit Fantasie Formen zu entwickeln.

6.4 Ängste

Ein für die Lebensinszenierung folgenreiches Gefühl ist die Angst. Angst entsolidarisiert, so das Ergebnis mehrjähriger Studien zum Vorrat an belastbarer Solidarität in modernen Gesellschaften.¹⁵⁵ Angst kennt viele Gesichter. Experten vermuten, dass Ängste zunehmen, ja, dass Angst zu einem Grundmerkmal moderner Gesellschaften geworden ist.¹⁵⁶ Anthropologisch ist anzunehmen, dass Daseinsangst, damit das Leiden an Endlichkeit und Vergänglichkeit, zur *conditio humana* dazugehört.¹⁵⁷ Sie gilt mitunter als Wurzel des Bösen in der Menschheitsgeschichte.¹⁵⁸ Zur Daseinskompetenz eines Menschen, zur Fähigkeit, das zu sein, was ein Mensch im Grunde ist – ein „guter“, ein „liebender“ Mensch –, zählen demnach die Zähmung der Angst und damit die Befreiung zur Liebe. Umgang mit Ängsten ist ein Moment in der Freiheit der Person. Wie steht es darum bei den Männern?

Tabelle 54: Wenn Sie jetzt an Ihr eigenes Leben insgesamt denken, an Ihre Lebensform, an die Gesellschaft, an das heutige Leben allgemein: Um welche der folgenden Probleme oder Gefahren sind Sie sehr besorgt?

		dass ich meine/n Partner/in verliere	dass ich im Alltag nichts mehr auf die Reihe kriege	dass ich krank werde	dass es Krieg gibt	dass die Umweltzerstörung zunimmt	dass ich meinen Arbeitsplatz verliere	dass es große soziale Spannungen gibt	dass meine Kinder keine gute Ausbildung bekommen	dass ich meine Eigenständigkeit verliere	habe keine besondere Angst	keine Angabe
Männer	teiltraditionell	18%	25%	33%	10%	10%	15%	13%	7%	18%	22%	3%
	balancierend	25%	30%	36%	18%	13%	21%	17%	4%	20%	12%	2%
	suchend	16%	23%	30%	14%	15%	11%	8%	4%	14%	20%	2%
	modern	21%	20%	40%	22%	19%	20%	27%	12%	24%	13%	0%
	alle Männer	20%	25%	34%	15%	14%	16%	15%	6%	18%	17%	2%
Frauen	teiltraditionell	24%	32%	59%	27%	15%	7%	12%	14%	18%	11%	0%
	balancierend	27%	32%	57%	25%	18%	17%	14%	15%	24%	10%	0%
	suchend	23%	27%	48%	20%	21%	12%	10%	6%	19%	8%	2%
	modern	23%	28%	53%	25%	25%	27%	22%	18%	34%	4%	1%
	alle Frauen	24%	30%	54%	25%	21%	18%	16%	14%	26%	8%	1%
alle		22%	28%	45%	20%	17%	17%	15%	10%	22%	12%	1%

Männer und Frauen 2008

155 Zulehner, Paul M./Denz, Hermann/Pelinka, Anton/Tálos, Emmerich: Solidarität. Option für die Modernisierungsverlierer, Innsbruck²1997. – Zulehner, Paul M. u. a.: Wege zu einer solidarischen Politik, Innsbruck und Wien 1999.

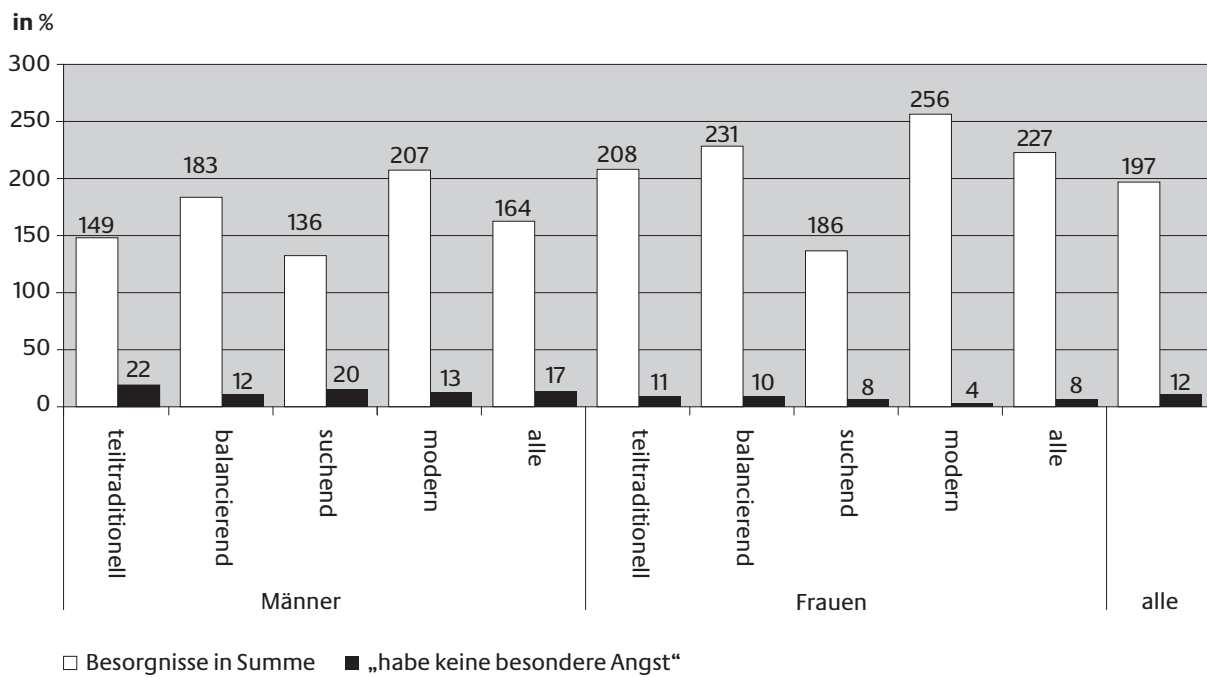
156 Furedi, Frank: Culture of fear: risk-taking and the morality of low expectation, London 2003.

157 Kierkegaard, Soeren: Der Begriff Angst, Hamburg 1984. – Ders.: Die Angst des modernen Menschen, Zürich 1977. – Künzli, Arnold: Die Angst des modernen Menschen. Soeren Kierkegaards Angstexistenz als Spiegel der geistigen Krise unserer Zeit, Zürich 1947. – Ders.: Die Angst als abendländische Krankheit. Dargestellt am Leben und Denken Soeren Kierkegaards, Zürich 1948.

158 Drewermann, Eugen: Strukturen des Bösen. Die jahwistische Urgeschichte in psychoanalytischer Sicht, München 1977 (2 Bände).

In der Summe haben Frauen (227) erheblich mehr Ängste als Männer (164), Moderne (Männer 207, Frauen 256) mehr als Teiltraditionelle (Männer 149, Frauen 208). Die Gruppe mit den meisten Ängsten sind die modernen Frauen (256). Sind diese sensibler für Bedrohungen und Besorgnisse als die übrigen Gruppen in der Bevölkerung? Moderne Frauen als die Prophetinnen, die Kassandras, die Warnerinnen? Unter ihnen sind lediglich 4%, die keine besondere Angst haben. Hingegen sagen 22% der teiltraditionellen Männer, dass sie Angst nicht kennen.

Abbildung 113: Besorgnisse in Summe

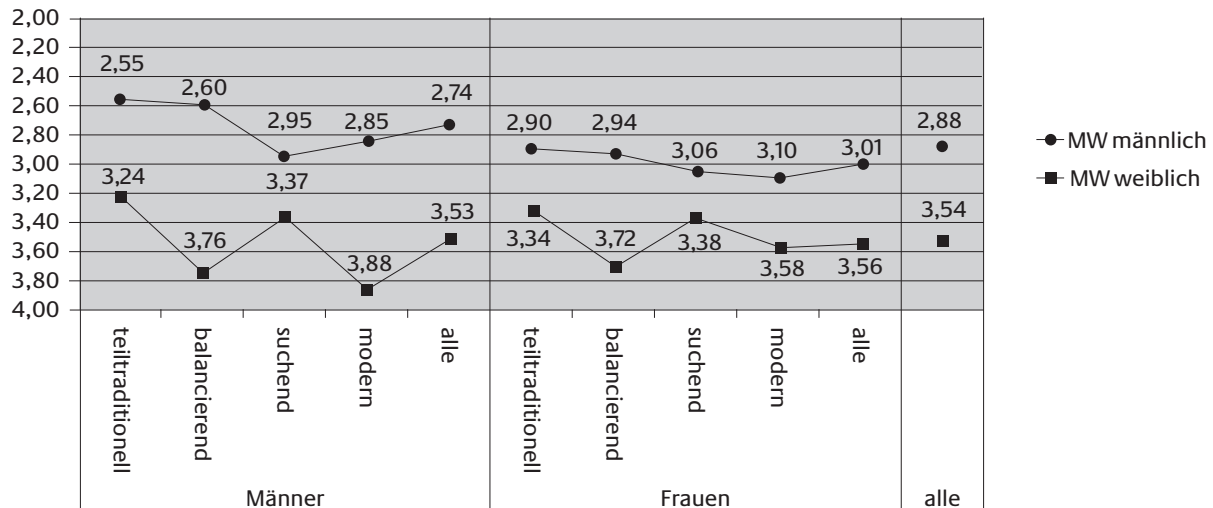


Männer und Frauen 2008

Der aufgedeckte Unterschied im Besorgnispotenzial bei Männern und Frauen: Könnte dieser damit zu tun haben, dass Frauen von Haus aus ängstlicher bzw. angst-sensibler sind als Männer? Einen Hinweis darauf gibt die Frage, welche Eigenschaften für typisch männlich und welche für typisch weiblich gehalten werden.

Die Daten sprechen klar für eine solche vorrangige Zuteilung. Die Mittelwerte für „männlich“ tendieren zu „tapfer“, jene für „weiblich“ gelangen deutlich näher zu „ängstlich“. Männer und Frauen sehen dies gleich! Allerdings halten die Männer die Frauen für ängstlicher als diese sich selbst!

Abbildung 114: Welche Eigenschaften sind typisch weiblich/männlich? Sagen Sie mir bitte zu jedem Gegensatzpaar auf dieser Karte, ob eher die linke Eigenschaft zutrifft (= 1) oder eher die rechte Eigenschaft (= 5). Dazwischen stufen Sie ab. Wie ist das mit ... „ängstlich – tapfer“?



Männer und Frauen 2008 (MW = Mittelwert)

6.5 Leid und Tod

Nicht zuletzt ist es der Tod, der Angst machen kann. Eine der Hauptleistungen der Religion war es schon immer und ist es bis heute, den Tod in seiner Macht über den Menschen zu „besiegen“ (1 Kor 15,55) oder zumindest die Angst vor ihm rituell und institutionell einzubinden.

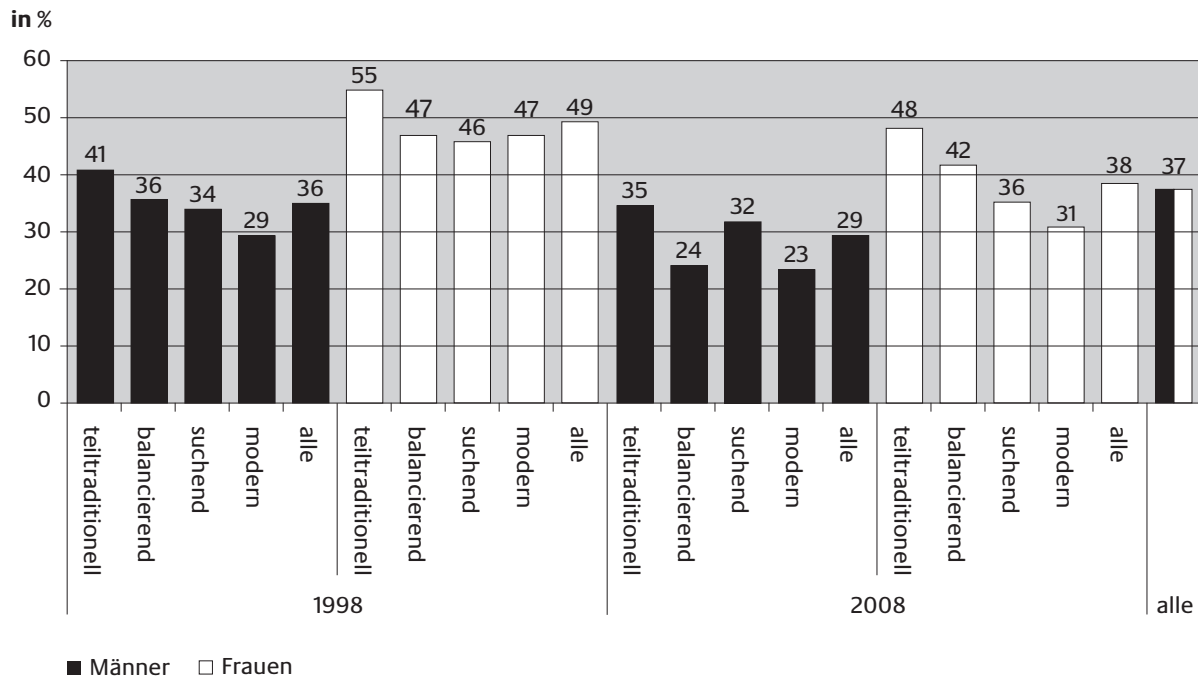
Auch Leid kann ängstigen. Solches erwächst aus Krankheiten des Körpers oder der Seele (wir nennen sie daher nicht zu Unrecht „Leiden“). Scheidungen gelten als eine Variation des Sterbens (die Rede ist vom „Beziehungstod“) und werden mehrheitlich als schmerzlich und leidvoll empfunden.

Wenn schon Männer Ängste und Besorgnisse nicht gern zulassen: Macht ihnen nicht dennoch der Tod, die eigene Vergänglichkeit, die Sterblichkeit Angst? Und wie gehen sie mit Leid um? In zwei Zugängen legen wir Daten zu diesem Themenkomplex vor: Männer und der Tod, Männer und das Leid.

6.5.1 Tod

Einem starken Drittel der Frauen und etwas weniger Männern macht der Tod Angst. Dieses Angstniveau ist deutlich niedriger als noch vor zehn Jahren: bei den Männern im Durchschnitt um 8 Prozentpunkte, bei den Frauen sogar um 12 Punkte. Dieser Angstabbau ist bei allen Geschlechertypen erfolgt. Eine Folge der gesellschaftlichen Tabuisierung des Todes? 30% der 2008 Befragten sind der Ansicht, dass der *Tod in unserer Gesellschaft keinen Platz* hat.

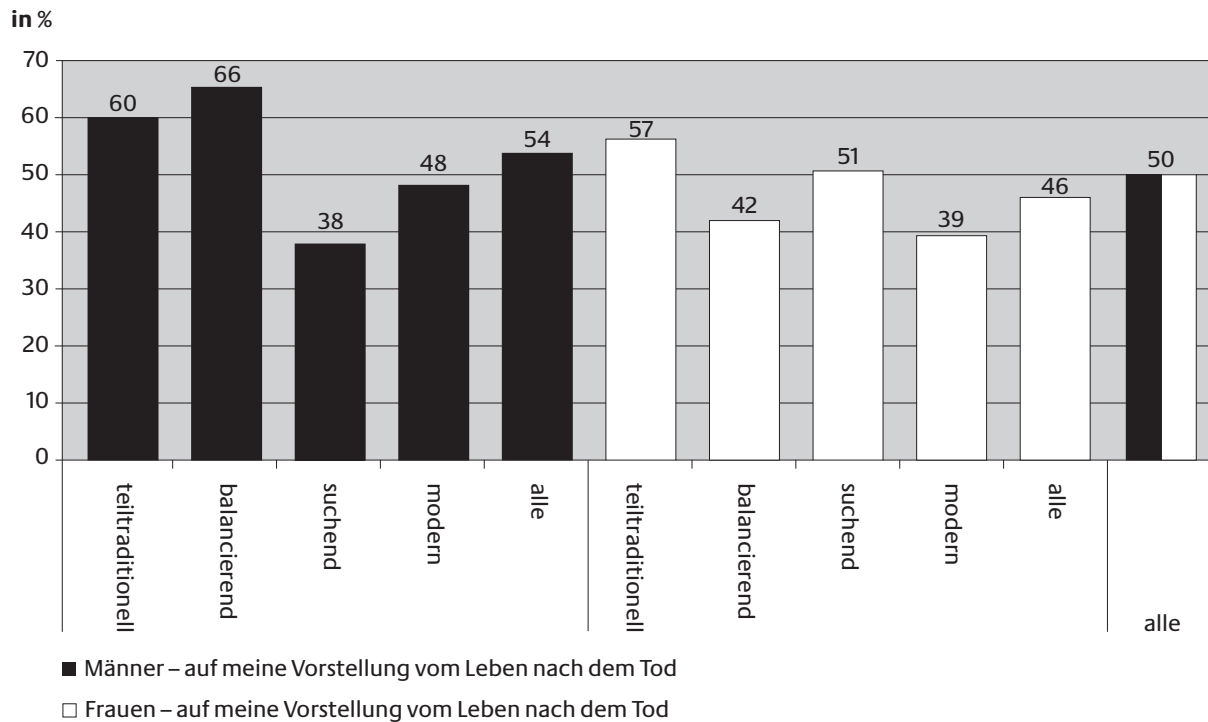
Abbildung 115: Und nun eine nicht ganz einfache Frage: Was empfinden Sie, wenn Sie an Ihren eigenen Tod denken? Ich lese Ihnen dazu einige Aussagen vor. Sagen Sie mir bitte zu jeder Aussage, inwieweit diese auf Sie persönlich zutrifft. 1 bedeutet dabei „trifft voll und ganz zu“ und 5 bedeutet „trifft gar nicht zu“. Mit den Werten dazwischen können Sie Ihr Urteil abstufen. „Das macht mir Angst.“



Männer und Frauen 2008

Hängt dieser Abbau von Angst möglicherweise damit zusammen, dass immer mehr Menschen in modernen westlichen Kulturen rein diesseitig leben, in einer Art „Vertröstung auf das Diesseits“, und ihnen daher Ängste aus einer jenseitigen Welt (sie waren in der christlichen Tradition Europas an die Bilder von Gericht, Strafe, Hölle, aber auch ewiger Glückseligkeit angebunden) abhandengekommen sind? Immerhin sagt mehr als die Hälfte, die persönliche Religiosität wirke sich spürbar auf die Vorstellungen vom Leben nach dem Tod aus. Hier ist vorwegnehmend freilich mitzubedenken, dass die Kraft dieser persönlichen Religiosität außerordentlich gestuft ist.

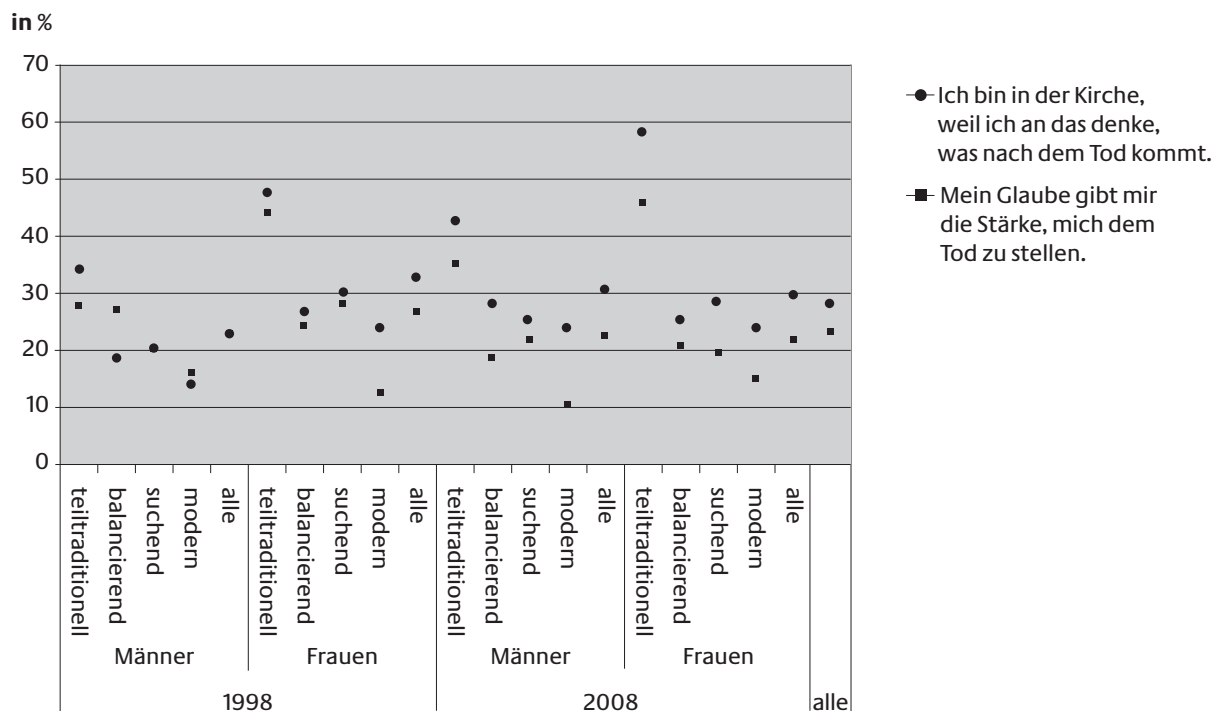
Abbildung 116: Worauf wirkt sich Ihre persönliche Religiosität spürbar aus? Auf Ihre Vorstellungen vom Leben nach dem Tod?



Männer und Frauen 2008

Auswirkung auf die Todesvorstellungen und Todesbewältigung sind freilich noch einmal zwei verschiedene Themen. Die Befragten übernehmen von der Religion leichter Todesdeutungen, weniger die Kraft, den Tod auch zu bestehen.

Abbildung 117: Todesbewältigung und Glaube



Männer und Frauen 1998/2008

Tabelle 55: Mein Glaube gibt mir die Stärke, mich dem Tod zu stellen.

		Mein Glaube gibt mir die Stärke, mich dem Tod zu stellen.	... weil ich an das denke, was nach dem Tod kommt.
1998	Männer	23%	23%
	Frauen	27%	32%
	alle	19%	27%
2008	Männer	22%	31%
	Frauen	22%	30%
	alle	22%	30%

Männer und Frauen 1998/2008

Um nun die Frage auszuloten, ob und in welcher Weise Religion und Angst vor dem Tod zusammenhängen, eruieren wir zunächst die Vorstellungen der Befragten von einem möglichen Leben nach dem Tod. Drei Einzelaussagen, die den Befragten vorgelegt wurden, lassen erkennen, ob es eine solche Hoffnung über den Tod hinaus gibt und wie diese „bebildert“ wird:

- ! Ich hoffe, dass es ein Weiterleben nach dem Tod gibt.
- ! Die Menschen werden mit Leib und Seele von den Toten auferstehen.
- ! Mit dem Tod ist alles aus.

Die Antworten der Befragten auf diese drei Aussagen sind faktorenanalytisch konsistent. Das ermöglicht, einen Index zu bilden, der angibt, ob jemand jenseitig oder diesseitig orientiert ist, auf ein Leben über den Tod hinaus (wie immer dieses aussehen mag) hofft oder ob er meint, dass mit dem Tod alles aus ist.

Die deutsche Bevölkerung ist in dieser Frage gespalten und zum Teil auch unsicher. Die Mehrheit tendiert in die Mitte zwischen jenseitig und diesseitig. Die Eindeutigen sind selten, insbesondere wenn es um die sichere Hoffnung auf Auferstehung geht. Der Anteil, die sicher zu sein meinen, dass mit dem Tod alles aus sei, ist demgegenüber deutlich höher.

Dieses Ergebnis kann auch wissenssoziologisch gedeutet werden. Dann leben die Jenseitigen in einer weiten und ewigen Welt, die Diesseitigen in einer weit engeren und kürzeren. Die Dimensionen von Zeit und Raum werden von den beiden Gruppen anders definiert: Bei den Jenseitigen raum- und zeitlos und in diesem Sinn „ewig“, bei den Diesseitigen in zeitlicher und räumlicher Enge. „Wir, die Heutigen, leben zwar länger, aber insgesamt kürzer. Denn früher lebten die Leute dreißig plus ewig und wir nur noch neunzig.“ Dieser Satz von Philippe Ariès fängt die Grundbefindlichkeit des einen Teils der Bevölkerung moderner Gesellschaften gut ein. Die Diesseitigen leben ihr „Leben als letzte Gelegenheit“¹⁵⁹. Dies hat für die Lebensführung – so der begründete Verdacht – Auswirkungen. Ein solcher Lebensentwurf, der optimal leidfreies Glück in neunzig Jahren sucht und dies in Liebe, Arbeit und Amusement, tendiert zur Schnelligkeit, Überforderung, zur Angst, zu kurz zu kommen, und entsolidarisiert auf diese Weise auch eher.

159 Gronemeyer, Marianne: Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit, Darmstadt 1993.

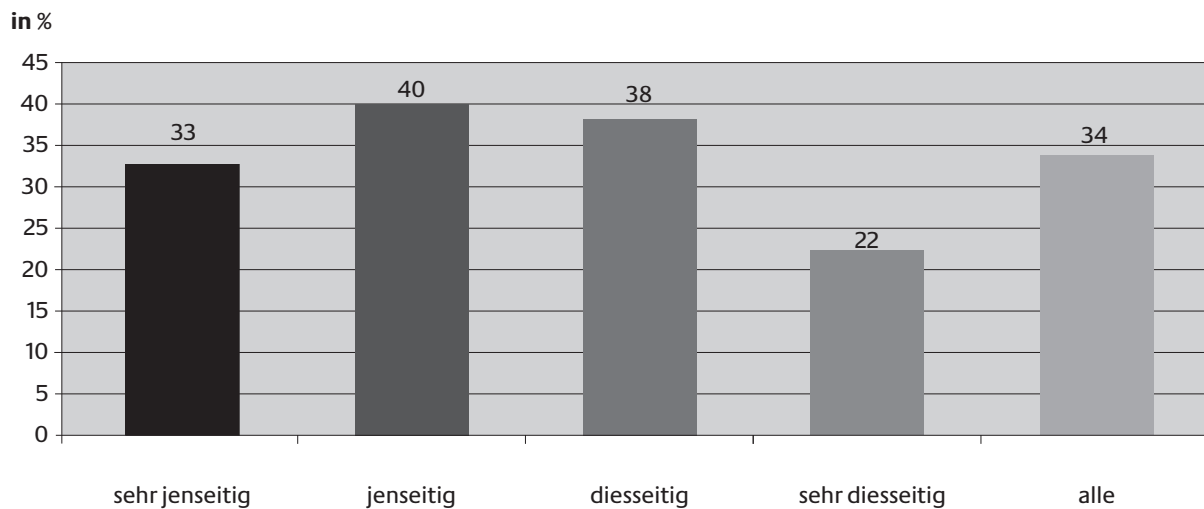
Tabelle 56: Jenseitige und Diesseitige

		sehr jenseitig	jenseitig	diesseitig	sehr diesseitig
Männer 1998	teiltraditionell	25%	31%	21%	23%
	balancierend	14%	25%	25%	36%
	suchend	15%	36%	24%	24%
	modern	13%	25%	22%	41%
	alle	17%	30%	23%	30%
Frauen 1998	teiltraditionell	33%	37%	14%	15%
	balancierend	18%	37%	16%	29%
	suchend	20%	40%	23%	17%
	modern	13%	29%	21%	37%
	alle	21%	35%	18%	26%
Männer 2008	teiltraditionell	24%	41%	23%	13%
	balancierend	15%	23%	23%	39%
	suchend	14%	36%	34%	16%
	modern	4%	23%	26%	47%
	alle	15%	32%	27%	27%
Frauen 2008	teiltraditionell	33%	35%	22%	10%
	balancierend	18%	25%	29%	28%
	suchend	12%	48%	28%	12%
	modern	8%	28%	26%	38%
	alle	15%	32%	27%	26%
alle		17%	32%	24%	27%

Männer und Frauen 1998/2008

Unter den Männern sind gleich viele Jenseitige (47%) wie unter den Frauen (47%). Groß sind die Unterschiede zwischen den Teiltraditionellen (Männer 65%, Frauen 68%) und den Modernen (Männer 27%, Frauen 36%). Dies offenbart eine breite Kluft im Lebensentwurf von teiltraditionell bzw. modern orientierten Frauen und Männern. Sind die Teiltraditionellen „unsterblich“, die Modernen hingegen eher „sterblich“?

Wir verfolgen die Frage weiter, wie die Angst vor dem Tod mit der Religion verbunden ist. Es scheint in der Tat so zu sein, dass die Diesseitigen weniger Angst vor dem Tod entwickeln als die Jenseitigen. Wenn mit dem Tod alles aus ist, warum sollte da der Tod auch Angst machen? In den Mittelkategorien „jenseitig“ und „diesseitig“ zwischen den Extremen ist die Angst vor dem Tod allerdings gleich groß (40% bzw. 38%).

Abbildung 118: Diesseitigkeit/Jenseitigkeit und „Gedanke an Tod macht mir Angst.“

Skalenwerte 1= „sehr stark“ und 2= „stark“ auf vierteiliger Indexskala
Männer und Frauen 2008

Wonach nicht gefragt worden war, ist die Angst vor dem Sterben. Aber wie aus verfügbaren Studien hervorgeht, haben die Menschen nicht Angst vor dem Sterben als solchem, sondern vor möglichen unerträglichen Schmerzen. Diesseitige möchten das Sterben nicht erleben, sie drängen es aus dem Leben hinaus, es soll nach Möglichkeit ohne Bewusstsein geschehen. Leidfrei aus dem Leben zu scheiden, ist das Wunschbild vieler Diesseitiger.¹⁶⁰ Sie brauchen dann auch nicht die Anwesenheit Angehöriger. Die Diesseitigen berührt das Leitbild der Hospizbewegung wenig, dass sie nicht durch die Hand eines Arztes, sondern an der Hand eines geliebten Menschen sterben möchten. Statt das Sterben als Teil des Lebens zu betrachten und zu vollbringen, wird das Sterben vom Leben abgespalten. Von da aus ist natürlich der Wunsch nach einer gestalteten legalisierten Euthanasie nicht weit.¹⁶¹

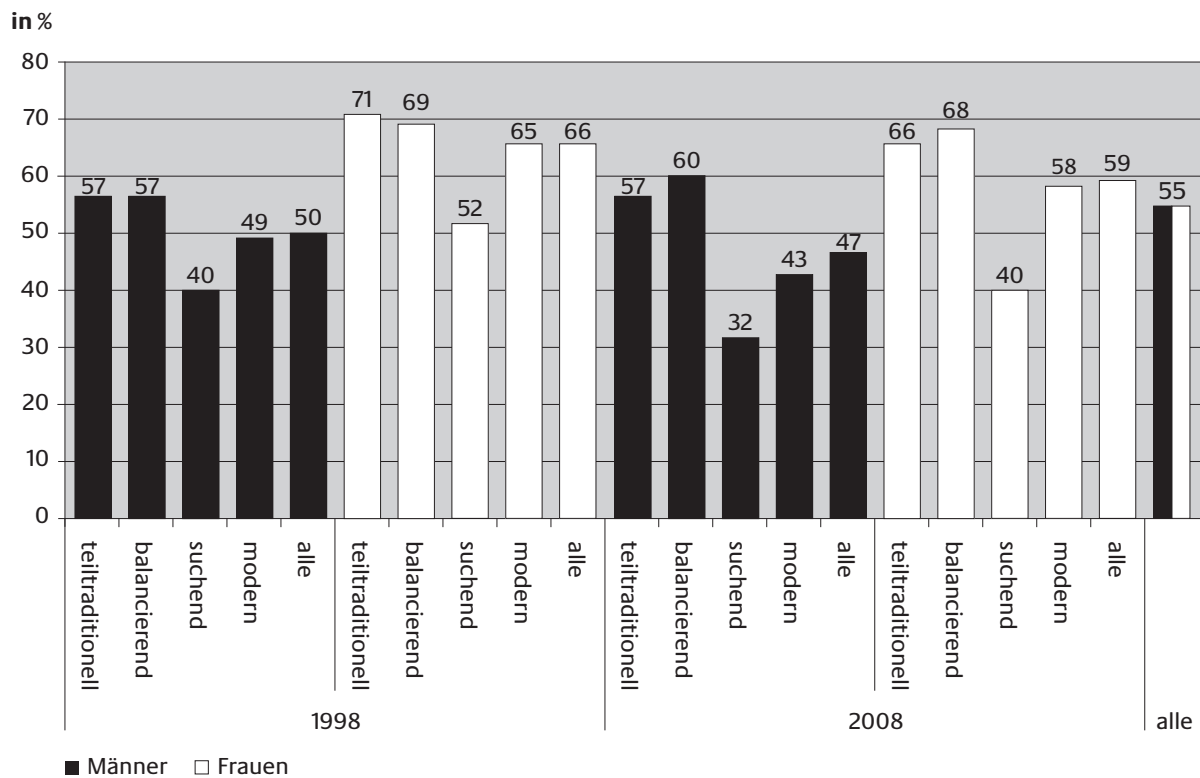
6.5.2 Leid

Es ist eine verbreitete kulturelle Annahme, dass „Frauen mit Leid besser umgehen können als Männer“. Die Zustimmung zu dieser Aussage ist jedoch in den letzten zehn Jahren zurückgegangen: vor allem von den Teiltraditionellen zu den Suchenden.

¹⁶⁰ Zulehner, Paul M./Hager, Isa/Polak, Regina: Kehrt die Religion wieder? Religion im Leben der Menschen 1970–2000, Ostfildern 2001.

¹⁶¹ Die Befürwortung der Euthanasie („wenn man das Leben unheilbar Kranker beendet [Euthanasie]“) korreliert eng mit der Reichweite der Wirklichkeit. Das sind die Durchschnittswerte der Akzeptanz der Euthanasie (1= „halte ich für in Ordnung“, 10= „unter keinen Umständen“): klar jenseitig 7,27, jenseitig 6,71, diesseitig 5,23, klar diesseitig 4,74 (alle 5,77).

Abbildung 119: Frauen können mit Leid besser umgehen als Männer.

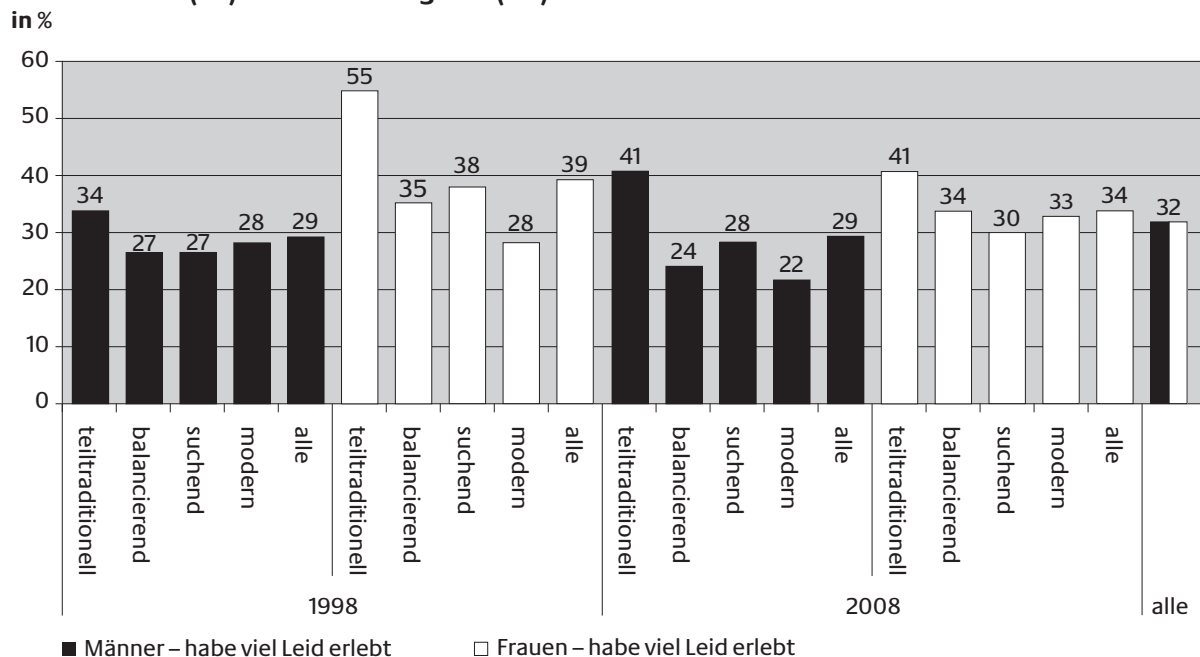


Werte für 1 = „trifft voll zu“ und 2 = „trifft zu“ auf fünfteiliger Skala
Männer und Frauen 1998/2008

Mit Leid schlecht umgehen zu können, ist aber nicht allein Männersache. Denn die einschlägigen Werte hinsichtlich der Leidbewältigung liegen für die Frauen bei allen Aussagen ähnlich wie bei den Männern. Die Frauen des Jahres 2008 können aber, so ihre eigenen Einschätzungen, mit Leid besser umgehen als die Frauen aus dem Jahr 1998.

Zuvor aber die Frage, in welchem Ausmaß die Befragten Leid erlitten haben:

Abbildung 120: Wie viel Leid haben Sie in Ihrem Leben erlebt? Haben Sie in Ihrem Leben sehr viel Leid (= 1) oder sehr wenig Leid (= 5) erlebt? Mit den Werten dazwischen stufen Sie bitte ab.

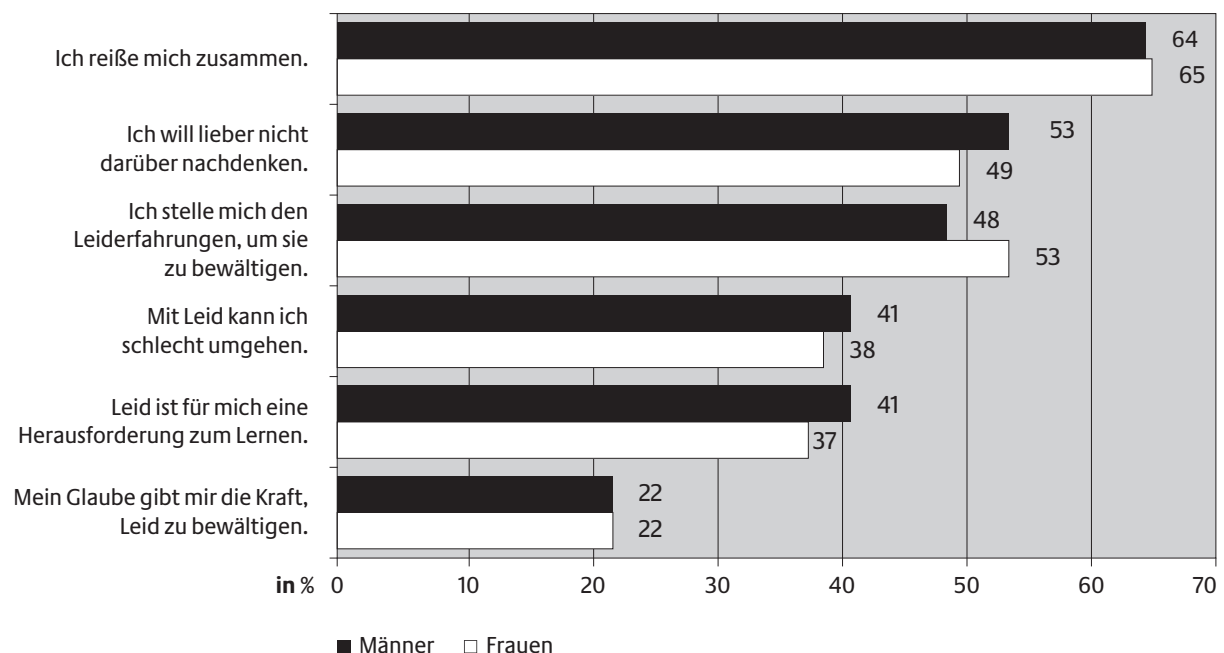


Werte für 1 = „trifft voll zu“ und 2 = „trifft zu“ auf fünfteiliger Skala
Frauen und Männer 1998/2008

Es sind insbesondere die Teiltraditionellen, deren Männerleben leidgetränkt ist. Hier finden sich mehr die älteren Personen, mit Weltkriegserfahrung. Frauen haben insgesamt mehr Leid durchlitten als Männer.

So gehen die Befragten mit Leid um: Zwei Drittel der Frauen und Männer „*reißen sich zusammen*“, wenn Leid über sie kommt. Die Hälfte will über Leid *nicht nachdenken*; ein solcher Ausblendungsversuch ist etwas mehr Sache der Männer (53%) als der Frauen (49%). Ebenfalls rund die Hälfte der Befragten *stellt sich den Leiderfahrungen, um sie zu bewältigen* (Männer 48%, Frauen 53%). Nicht viel weniger meinen, sie könnten *mit Leid nicht gut umgehen* (Männer 41%, Frauen 38%). Punktgenau ebenso viele sehen im *Leid eine Herausforderung zum Lernen* (41% der Männer, 37% der Frauen). Eine Minderheit von einem Fünftel gibt an: *Mein Glaube gibt mir die Kraft, Leid zu bewältigen* (Männer wie Frauen: 22%).

Abbildung 121: Ich lese Ihnen jetzt einige Aussagen zum Thema Leid vor. Bitte sagen Sie mir jetzt zu jeder dieser Aussagen, ob Sie völlig zustimmen (= 1) oder überhaupt nicht zustimmen (= 5). Stufen Sie bitte jeweils mit den Zahlen dazwischen ab.



Werte für 1 = „trifft voll zu“ und 2 = „trifft zu“ auf fünfteiliger Skala
Männer und Frauen 2008

Die Unterschiede zwischen den einzelnen Geschlechtern sind nicht groß, außer bei der Antwortvorgabe, die auf die „Kraft aus dem Glauben“ zur Leidbewältigung abhebt: Hier finden sich die erwartbaren Unterschiede zwischen Teiltraditionellen und Modernen. Auch der Vergleich zwischen 1998 und 2008 bringt wenig Unterschiede. Lediglich bei den modernen Frauen des Jahres 2008 ist eine Veränderung im Vergleich zu der gleichen Gruppe aus dem Jahre 1998 zu vermelden: Der Anteil der Frauen, die sich „zusammenreißen“, stieg von 58% auf 68%.

Tabelle 57: Umgang mit Leiderfahrung nach Geschlechterrollen

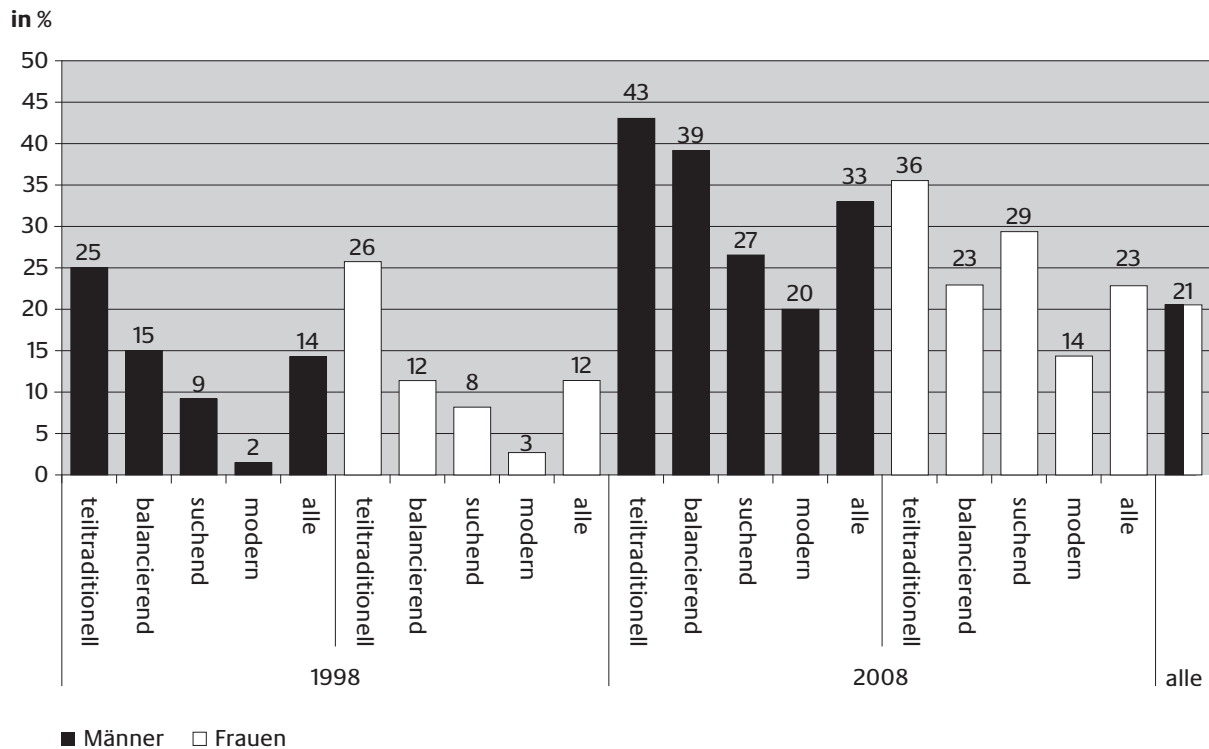
			Mit Leid kann ich schlecht umgehen.	Ich stelle mich den Leiderfahrungen, um sie zu bewältigen.	Mein Glaube gibt mir die Kraft, Leid zu bewältigen.	Ich will lieber nicht darüber nachdenken.	Ich reiße mich zusammen.	Leid ist für mich eine Herausforderung zum Lernen.
1998	Männer	teiltraditionell	42%	46%	28%	49%	69%	-
		balancierend	46%	48%	27%	39%	70%	-
		suchend	43%	43%	20%	33%	55%	-
		modern	43%	50%	16%	30%	62%	-
		alle	43%	46%	23%	39%	64%	-
	Frauen	teiltraditionell	51%	57%	44%	42%	60%	-
		balancierend	53%	55%	24%	30%	63%	-
		suchend	49%	45%	28%	24%	40%	-
		modern	41%	46%	12%	24%	63%	-
		alle	48%	51%	27%	30%	58%	-
2008	Männer	teiltraditionell	44%	48%	35%	56%	61%	46%
		balancierend	49%	51%	18%	70%	76%	35%
		suchend	36%	40%	22%	40%	50%	38%
		modern	35%	56%	10%	46%	73%	42%
		alle	41%	48%	22%	53%	64%	41%
	Frauen	teiltraditionell	33%	53%	46%	46%	57%	45%
		balancierend	39%	56%	21%	63%	72%	34%
		suchend	40%	46%	19%	35%	51%	33%
		modern	38%	54%	15%	44%	68%	39%
		alle	38%	53%	22%	49%	65%	37%
alle			42%	50%	23%	44%	63%	39%

Männer und Frauen 1998/2008

Leid als „Lernherausforderung“ wurde 1998 nicht abgefragt!

Leid und Tod sind zwei elementare Lebenskrisen menschlicher Existenz. Seit Menschengedenken haben sie sich als „religionsproduktiv“ erwiesen. Überwindung des Todes, dessen Deutung, Bewältigung von Leid – bei diesen und vielen weiteren Aspekten fundamentaler Lebenskrisen haben sich die Religionen der Menschheit bewährt. Und die Männer des Jahres 2008? Ist für sie Religion bei der Bewältigung von Krisen des Lebens hilfreich? Wir haben sie um die Stellungnahme zu folgender Aussage gebeten:

Abbildung 122: „Der religiöse Glaube hat bei Männern Bedeutung für die Bewältigung persönlicher Krisen.“



Männer und Frauen 1998/2008

Die Veränderungen in den letzten zehn Jahren sind eindrucksvoll. Dem religiösen Glauben wird 2008 deutlich mehr Bedeutung zur Meisterung von Lebenskrisen zugesprochen als noch 1998. Das kann damit zu tun haben, dass die Menschen krisensensibler geworden sind, dass sich eine „Angstkultur“ (Frank Furedi) ausbildet und die Menschen von innerweltlichen Lösungssystemen (wie Politik, Wissenschaft, Wirtschaft) immer weniger überzeugt sind.

Aber es kann auch damit zu tun haben, dass die christlichen Kirchen in ihren karitativen Einrichtungen ein professionelles Krisenmanagement für die Menschen ausgebaut haben und im Krisenfall als eine gesellschaftlich gute Adresse gelten.

Waren 1998 14% der Männer von der krisenbewältigenden Kraft des persönlichen Glaubens für Männer überzeugt, sind es 2008 rund zweieinhalb Mal so viele (33%). Bei den Frauen verdoppelte sich dieser Prozentsatz von 12 auf 23%.

6.6 Persönlichkeitsmerkmale (Freiheit, Solidarität)

Freiheit, Solidarität und Wahrheit sind drei große europäische Werteströme:

I Europas neuzeitliche Geschichte prägt ein Ringen um Freiheit, angefangen vom Bill of rights (1689) über die Französische Revolution (1789) herauf zur samtenen Revolution des Jahres 1889. Die errungene Freiheit wurde zugleich immer gefährdet; sie unterlag dem nationalsozialistischen wie dem kommunistischen Totalitarismus und unterliegt auch in freiheitlicher Kultur untergründigen totalitären Versuchungen in Forschung, Wirtschaft und Verwaltung.

! Der Freiheit Gerechtigkeit abzurufen, ist die zweite große Herausforderung in der neueren europäischen Geschichte. Denn die moderne Freiheit, die Freiheit des Kapitals und der Finanzmärkte, so die sozialpolitische Erfahrung, entlässt nicht von sich aus mehr Gerechtigkeit. Vielmehr kann, im Rahmen wirtschaftlicher und finanzmarktlicher Freiheiten, die Zahl der Modernisierungsverlierenden steigen.

! Was ist Wahrheit, aber auch: Was macht Sinn? Was ist an Positionen unantastbar – also vorfindbar und nicht erfindbar? Diese philosophischen wie spirituellen Fragen sind aus der europäischen Geschichte nicht wegzudenken.

Persönliche Kompetenzen in diesen drei Wertefeldern fördern die Fähigkeit, sich an dieser über die Jahrhunderte hinweg gewachsenen Kultur zu beteiligen. Schulische Pädagogik wie Erwachsenenbildung werden bemüht sein, freie und solidarische Menschen zu fördern, die ihr Leben auch sinnvoll deuten und gestalten können. Aber auch die Grundfragen nach der Wahrheit (Was ist der Mensch, woher kommt er, wohin geht er, welchen Sinn macht das Ganze?) bewegen Europas Bevölkerung. Wie sind die befragten Männer mit diesen europäischen Grundwerten ausgestattet? Im Folgenden berichten wir über die Wertfelder Solidarität und Freiheit. Religion/Spiritualität ist ein eigener Teil dieser Studie gewidmet.

6.6.1 Solidarität

Hatten die alten Römer noch gemeint: „Si vis pacem para bellum“ (= Wenn Du Frieden willst, bereite Krieg vor), ist inzwischen aus leidvoller Kriegserfahrung mit immer mehr Vernichtungskraft dieses rhetorische Schwert umgeschmiedet worden zur semantischen Pflugschar „Si vis pacem para iustitiam“ (= Wenn Du Frieden willst, schaffe Gerechtigkeit). Nur Gerechtigkeit schafft Frieden – also „Frieden schaffen ohne Waffen“: Das sind Slogans, die zwar die Weltpolitik keineswegs schon prägen, aber zu den Maximen einer sensiblen politischen Avantgarde gehören. Das alte biblische Wort hat an Plausibilität gewonnen: „Gerechtigkeit und Frieden küssen sich“ (Psalm 85,11).

Die der sozialen Gerechtigkeit zugeordnete persönliche Tugend heißt Solidarität. Tugend ist eine Tauglichkeit, eine Kompetenz. Solidarität als solche Tugend kann verstanden werden als jene Persönlichkeitsstärke, die jemanden ermächtigt, sich für einen offenen Zugang möglichst vieler Menschen zu den knapper werdenden Lebenschancen der „Einen Welt“ stark zu machen. Zu diesen Lebenschancen gehören unverzichtbar dazu: Zugang zu atembarer Luft, trinkbarem Wasser, nicht kontaminierter Erde, zu Bildung und Arbeit, zu einem auskömmlichen Einkommen, unbehinderte Familiengründung in vielfältigen Lebensformen und freie Religionsausübung.

Solcher Solidarität steht angstbesetzter Individualismus entgegen; beide sind in eine wohlstandsfreundliche Stimmung eingebettet. Die einschlägigen Aussagen, aus denen sich wegen ihrer inneren Zusammengehörigkeit Indizes bilden lassen, sind folgende:

Wohlstandstreben

- ! Der Beruf soll in erster Linie dazu da sein, ein gesichertes Einkommen zu garantieren.
- ! Der Sinn des Lebens besteht darin, eine angesehene Position zu gewinnen.
- ! Sicherheit und Wohlstand sind wichtiger als Freiheit.
- ! Das Boot ist voll. Unser Land sollte seine Grenzen für weitere Flüchtlinge sperren.
- ! Ich bin der Meinung, dass wir jetzt unseren mühsam eroberten Wohlstand verteidigen sollen.

Solidarität

- I Gemeinnutz geht vor Eigennutz.
- I Wenn wir alle etwas verzichten würden, gäbe es bald keine Armut mehr.
- I Die anstehenden Probleme in der Welt lassen sich nur lösen, wenn wir alle zusammen helfen.
- I Von den Gütern der Erde müssen alle Menschen leben können. Daher müssen die Reichen mit den Armen die Güter teilen.
- I Das Wichtigste, was Kinder lernen müssen, ist, mit anderen zu teilen.

Selbstbezogenheit

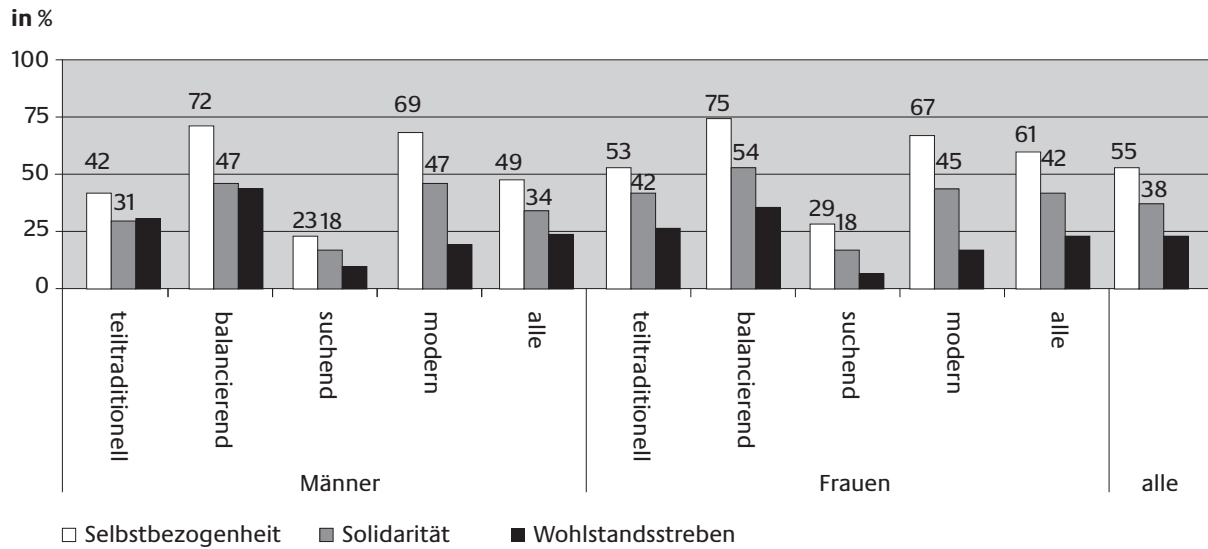
- I Jeder muss seine Probleme lösen.
- I Wichtig ist, dass der Mensch glücklich ist: Wie, das ist seine Sache.
- I In entscheidenden Situationen ist es besser, zuerst einmal an sich selber zu denken.
- I Der Sinn des Lebens ist, dass man versucht, dabei das Beste herauszuholen.
- I Man muss sich das Leben so angenehm wie nur möglich machen.

Am stärksten ausgeprägt ist bei den Befragten die Selbstbezogenheit: Bei den Männern sind 49%, bei den Frauen deutlich mehr, 61%, damit ausgestattet. Solidarität im Sinn der Fähigkeit, mit Blick auf die „Eine Welt“ gerechter zu teilen, erreicht bei den Männern mit 34% einen sehr starken Wert¹⁶², bei den Frauen mit 42% noch etwas mehr. Das Wohlstandsstreben ist im Bevölkerungsdurchschnitt hingegen moderat und nur bei einer Minderheit sehr stark.

Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind beträchtlich. Teiltraditionelle und Suchende haben unterdurchschnittlich niedrige Werte, die Balancierenden und Modernen hingegen überdurchschnittlich hohe. Vor allem die Selbstbezogenheit ist bei den Letzteren stark entwickelt (moderne Männer 69%, moderne Frauen 67%). Dabei ist bei den Modernen auch die Solidarität stärker ausgeprägt als bei allen anderen Typen (die Balancierenden ausgenommen). Ist es also modern, einerseits die eigenen Interessen wachsam wahrzunehmen und sich zugleich um die anderen zu sorgen? Solidarität scheint sich als durchaus freiheitliche Tugend zu entfalten. Das käme dem Versuch, Nächsten- und Selbstliebe auszubalancieren, entgegen, was auch biblisch wäre – den Nächsten zu lieben wie sich selbst (Lev 19,18; Mt 19,19).

¹⁶² „Männer tun sich ... oft schwer, Fähigkeiten wie Empathie, Pflege, Hingabe, Rezeptivität und Mitgefühl offen zu leben. Dieser Stil stellt jedoch kein Defizit in der sozialen Entwicklung von Männern dar, sondern ist vielmehr als Anpassungsverhalten an eine von den Normen und Werten aktueller hegemonialer Männlichkeit dominierten Männerwelt zu sehen.“ Lehner, Erich: Gewalt und Männlichkeit, Wien 2007, 101f.

Abbildung 123: Persönlichkeitsmerkmale nach Geschlechtstypen



Dargestellt ist der Skalenwert 1 auf einer vierteiligen Skala; Männer und Frauen 2008

Die Ausstattung der Befragten mit Selbstbezogenheit und Solidarität hat sich in den letzten zehn Jahren nur geringfügig verändert.¹⁶³ Immer ist Selbstbezogenheit stärker ausgeprägt als Solidarität.

Tabelle 58: Kaum Veränderungen in den letzten zehn Jahren hinsichtlich Selbstbezogenheit und Solidarität

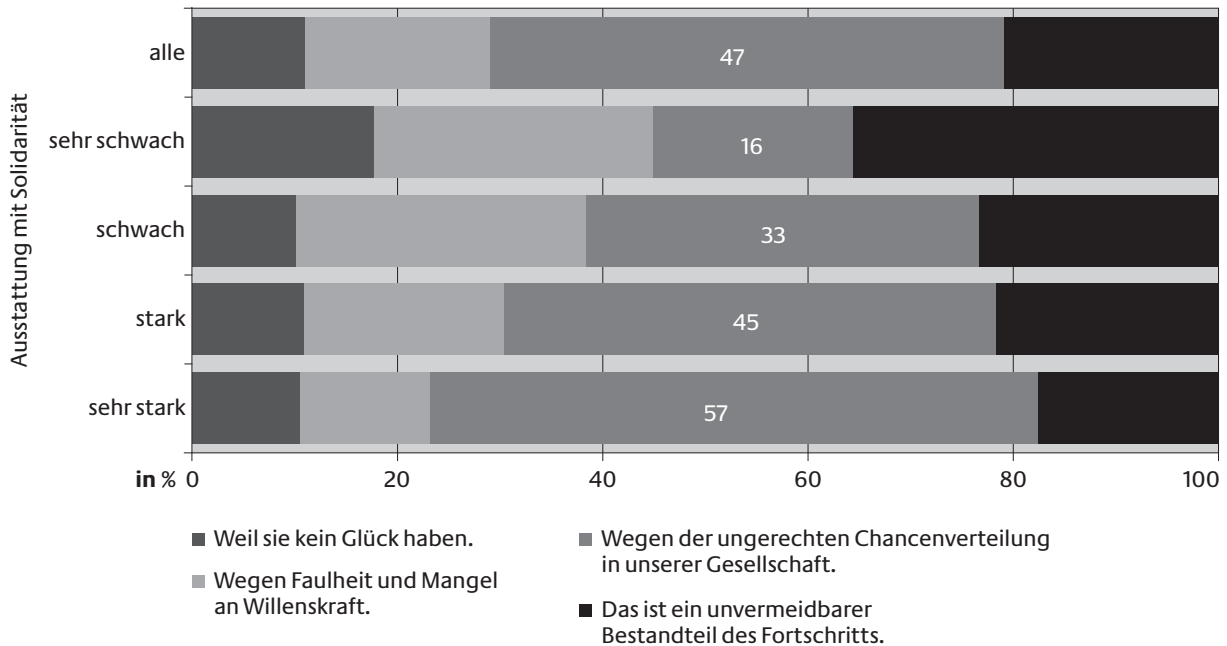
			Wohlstandsstreben	Selbstbezogenheit	Solidarität
1998	Männer	teiltraditionell	-	61%	34%
		balancierend	-	60%	39%
		suchend	-	40%	20%
		modern	-	49%	39%
		alle	-	53%	32%
	Frauen	teiltraditionell	-	55%	38%
		balancierend	-	57%	47%
		suchend	-	31%	21%
		modern	-	57%	36%
		alle	-	52%	37%
2008	Männer	teiltraditionell	31%	42%	31%
		balancierend	44%	72%	47%
		suchend	10%	23%	18%
		modern	20%	69%	47%
		alle	26%	49%	34%
	Frauen	teiltraditionell	28%	53%	42%
		balancierend	37%	75%	54%
		suchend	8%	29%	18%
		modern	17%	67%	45%
		alle	24%	61%	42%

Männer und Frauen 1998/2008; Wohlstandsstreben wurde 1998 nicht abgefragt!

¹⁶³ Anders Stelzig: „Einen deutlichen Wandel im Verhalten und Gesundheitsbewusstsein der Männer sehen wir bei der jungen Generation. Die Fürsorglichkeit, das Kümern, das emotionale Beteiligtsein bekommt einen wesentlich höheren Stellenwert.“ Stelzig, Manfred: Gesundheitsbewusstsein von Männern, in: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung (Hrsg.): Psychosoziale und ethische Aspekte der Männergesundheit, Wien 2004, 93.

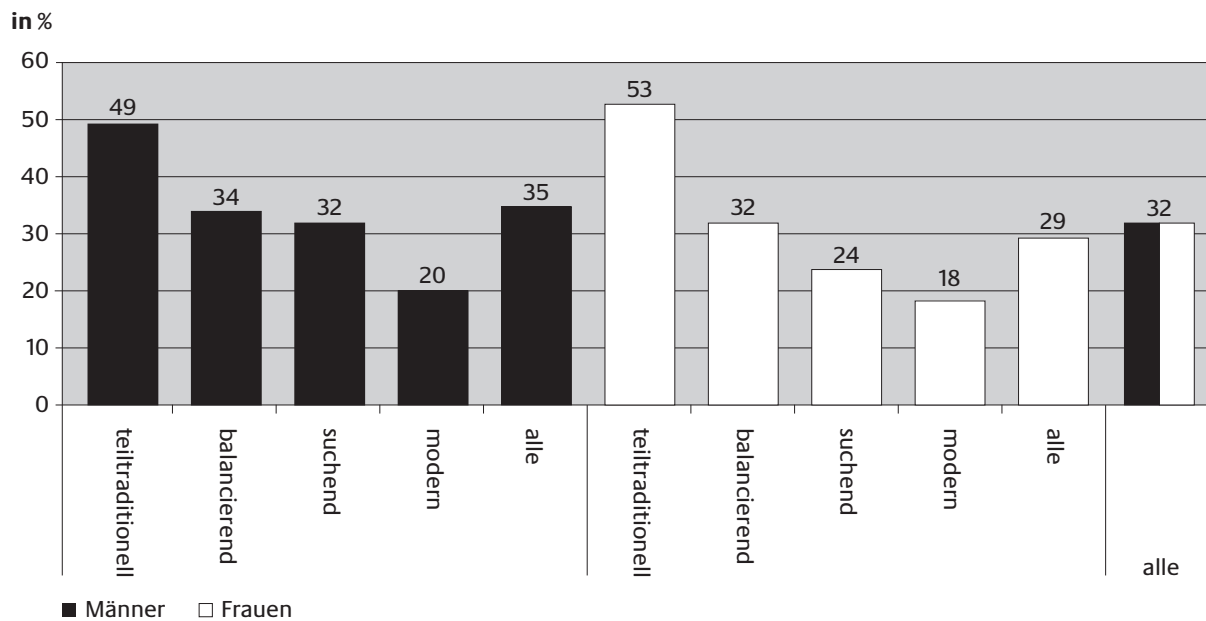
Die Ausstattung einer Person mit Solidarität bestimmt das Urteil der Befragten beim Thema, warum Menschen in Not geraten. Je stärker die solidarische Ausstattung einer befragten Person ist, desto häufiger nennt diese die ungerechte Chancenverteilung in unserer Gesellschaft als Ursache. Unsolidarische Menschen personalisieren Armut, Solidarische sehen eher die Verantwortung der Gemeinschaft und ihrer Strukturen.

Abbildung 124: „Warum gibt es in unserem Land Menschen, die in Not geraten sind? Hier sind dazu vier mögliche Gründe. Welcher davon ist Ihrer Meinung nach der wichtigste?“ – Nach Ausstattung mit Solidarität



Männer und Frauen 2008

Noch ein Detail, als Vorgriff auf das Kapitel über Religion und Kirche: Wir haben die Leute fragen lassen, wie sie zu folgendem Satz stehen: „*Ohne Religion sind die Menschen viel egoistischer.*“ Ein Drittel der befragten Männer und etwas weniger Frauen teilen diese Ansicht. Das Gefälle zwischen den Geschlechtern ist steil.

Abbildung 125: Dämpft Religion den Egoismus?

Männer und Frauen 2008

6.6.2 Freiheit

Freiheit ist ein philosophischer Begriff. So betrachtet, ereignet sie sich am dichtesten in der Verausgabung des Menschen in Liebe, Hingabe und Solidarität. Was wir hier in der Studie anpeilen, ist aber nicht diese philosophische Freiheit, sondern sind eher Freiheitsgrade, Freiheiten im Sinn von Freiheitsspielräumen also. Diese können unterschiedlich groß sein.

Die größten Freiheitsgrade erleben Männer (und ganz ähnlich Frauen) bei der Gestaltung ihrer „Rolle“ als Mann und als Frau, dann in der Freizeit. Familie dämpft den Freiheitsspielraum, noch mehr tun dies nach Auskunft der Befragten Kinder (in beiden familialen Feldern ist bei Frauen mehr Freiheitsempfinden als bei Männern!). Am wenigsten Freiheit erleben die Befragten in der Arbeitswelt.

Abbildung 126: Bitte sagen Sie mir anhand einer fünfstufigen Skala, wie frei Sie in folgenden Lebensbereichen entscheiden können. Die 1 bedeutet „sehr frei“, die 5 „überhaupt nicht frei“. Mit den Werten dazwischen stufen Sie bitte ab:

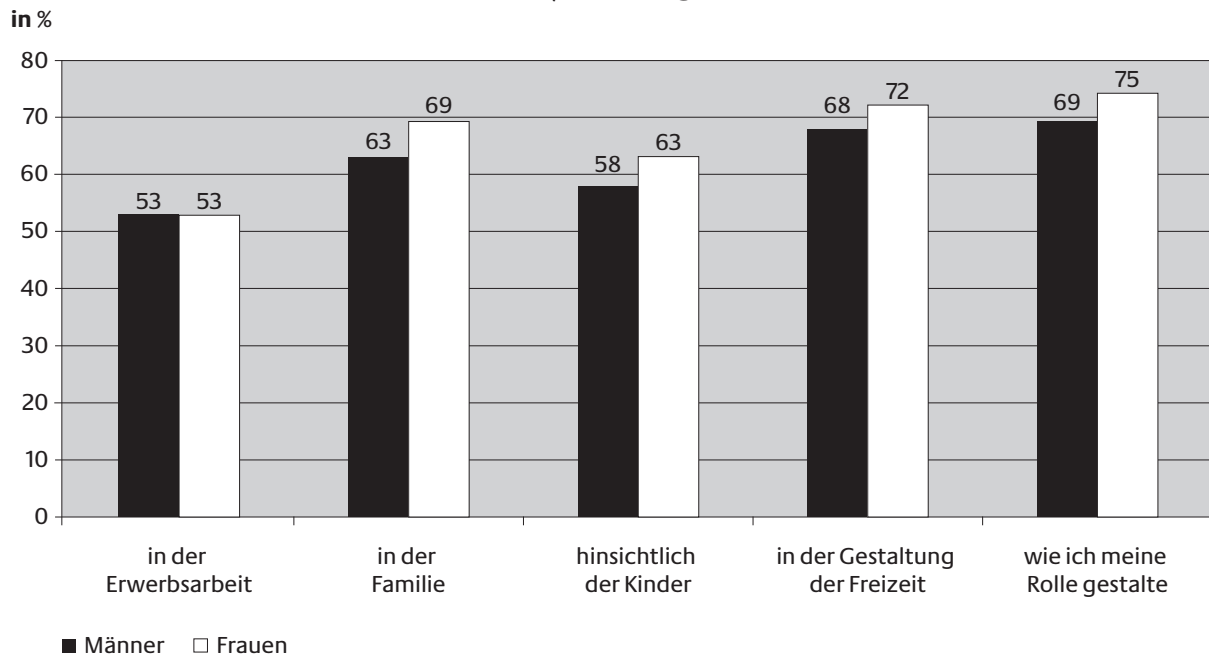
I in der Erwerbsarbeit

I in der Familie

I hinsichtlich der Kinder

I in der Gestaltung der Freizeit

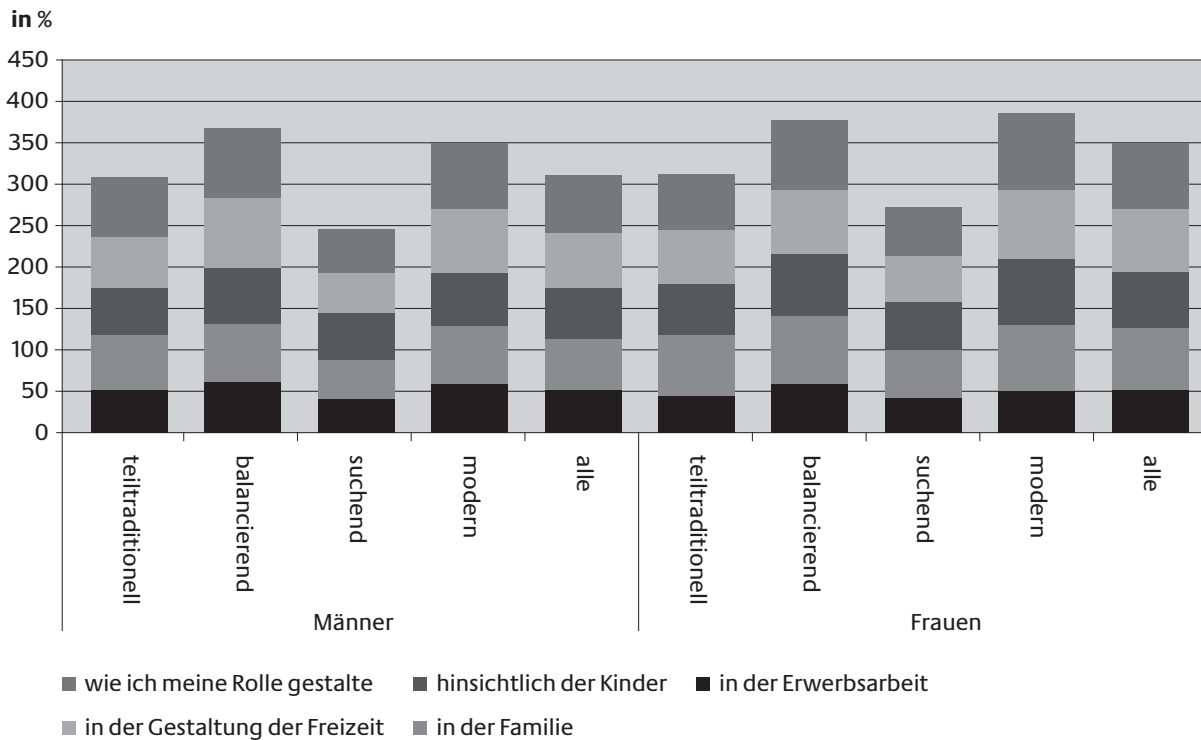
I wie ich meine Rolle als Frau/als Mann gestalte



Abstufungen 1 und 2 auf einer fünfstufigen Skala
Männer und Frauen 2008

In Summe erleben Balancierende und Moderne deutlich mehr Freiheitsgrade als Teiltraditionelle und Suchende.

Abbildung 127: Bitte sagen Sie mir anhand einer fünfstufigen Skala, wie frei Sie in folgenden Lebensbereichen entscheiden können. Die 1 „bedeutet sehr frei“, die 5 „überhaupt nicht frei“. Mit den Werten dazwischen stufen Sie bitte ab.



Dargestellt: Summe von 1 = „sehr frei“ und 2 = „frei“ auf fünfteiliger Skala; Männer und Frauen 2008

Wie sich die Befragten in der beruflichen Arbeitswelt fühlen, zeigen genauer die Antworten auf folgende Frage:

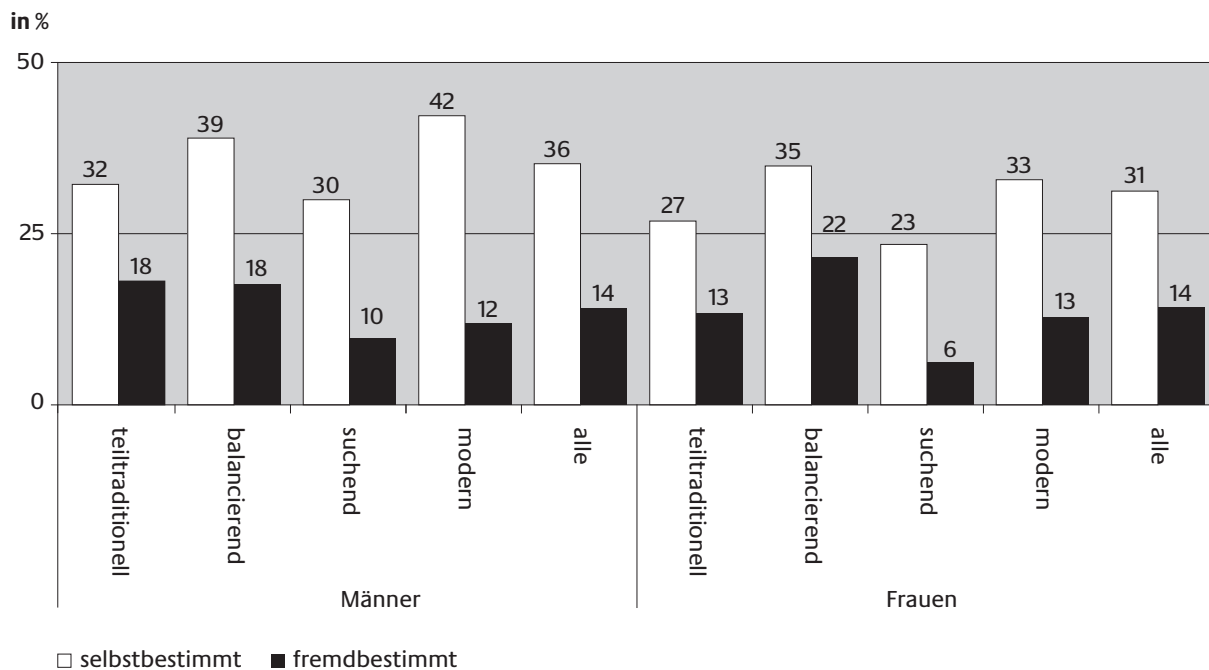
Tabelle 59: Wie würden Sie die folgenden Bereiche Ihrer beruflichen Tätigkeit charakterisieren? Bitte sagen Sie mir dies wieder anhand einer fünfstufigen Skala, 1 = „trifft voll und ganz zu“, 5 = „trifft überhaupt nicht zu“.

	Männer	Frauen
(5) Ich sehe Entwicklungschancen für persönliche Selbstverwirklichung.	51%	51%
(3) Ich sehe Entwicklungschancen für Aufstieg und Verfügungsspielräume.	49%	37%
(1) Ich habe viel Freiraum für eigene Entscheidungen.	48%	46%
(2) Ich vollbringe ausführende Tätigkeiten, die mir jemand vorgibt.	45%	49%
(6) Ich finde mich ab mit dem, was ich tue.	45%	47%
(4) Ich treffe auch Entscheidungen über andere.	42%	37%

dargestellt: Summe von 1 = „sehr frei“ und 2 = „frei“ auf fünfteiliger Skala
Männer und Frauen 2008

Diese Aussagen weisen in unterschiedliche Richtungen. Das eine Mal ist die berufliche Arbeit eine Gelegenheit zur Selbstentfaltung („selbstbestimmt“; 1, 3, 5), das andere Mal wird ein vorgegebener Auftrag erledigt („fremdbestimmt“; Aussagen 2, 4, 6).

Selbstentfaltungschancen überwiegen die Fremdbestimmung im Beruf deutlich. Das trifft weit überdurchschnittlich für die modernen Männer zu. Ein moderner Mann zu sein, wird offensichtlich durch einen Beruf mit hohen Selbstentwicklungschancen begünstigt – oder sollte es umgekehrt sein, dass sich moderne Männer eben mit Vorliebe solche Berufe suchen und dank ihrer guten Bildung und Ausbildung auch suchen können? Sollte auch die Entwicklung von Männer- (und Frauen-) Rollen eng an die Chancen der Arbeitswelt und in Verbindung damit an die (Aus-)Bildung gebunden sein?

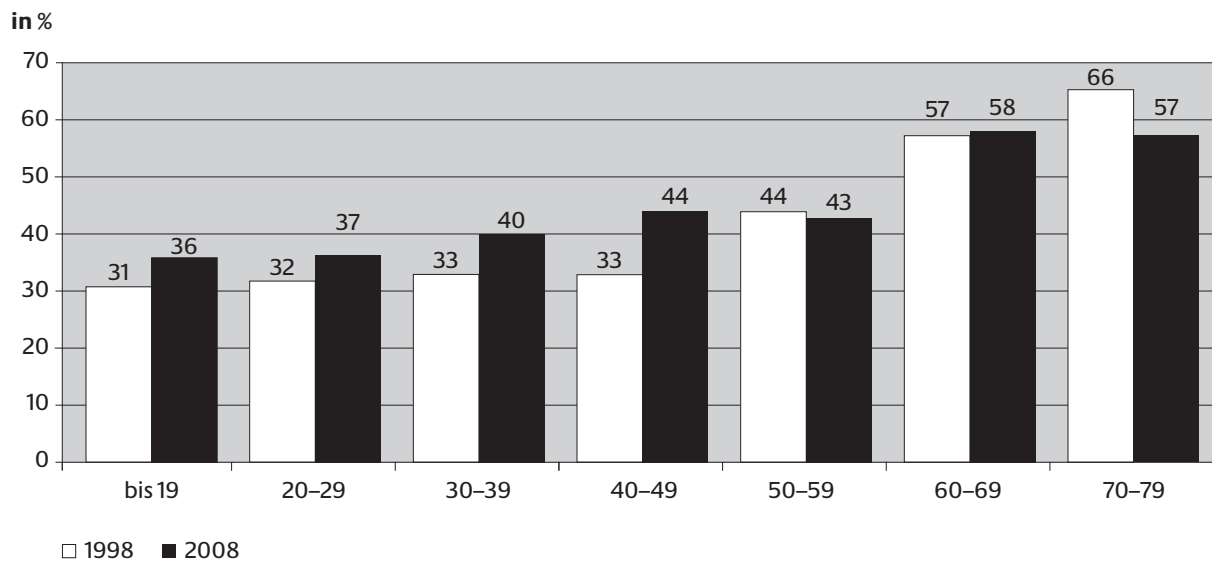
Abbildung 128: Selbstentfaltung und Fremdbestimmung im Beruf

Männer und Frauen 2008

Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat sich mit Theodor W. Adorno die Frage gestellt, wie es denn möglich war, dass so viele Menschen im Nationalsozialismus unterwerfungsbereit waren. Er nannte diese Unterwerfungsbereitschaft erwachsener Menschen „Autoritarismus“. Um ihn zu messen, entwickelte er ein Forschungsinstrument, das sich seitdem in vielen Feldforschungen bewährt hat. Vier Aussagen auf dem Testset zum Autoritarismus haben wir schon in der Studie 1998 wie auch in der vorliegenden Männerstudie eingesetzt. Das sind diese Sätze:

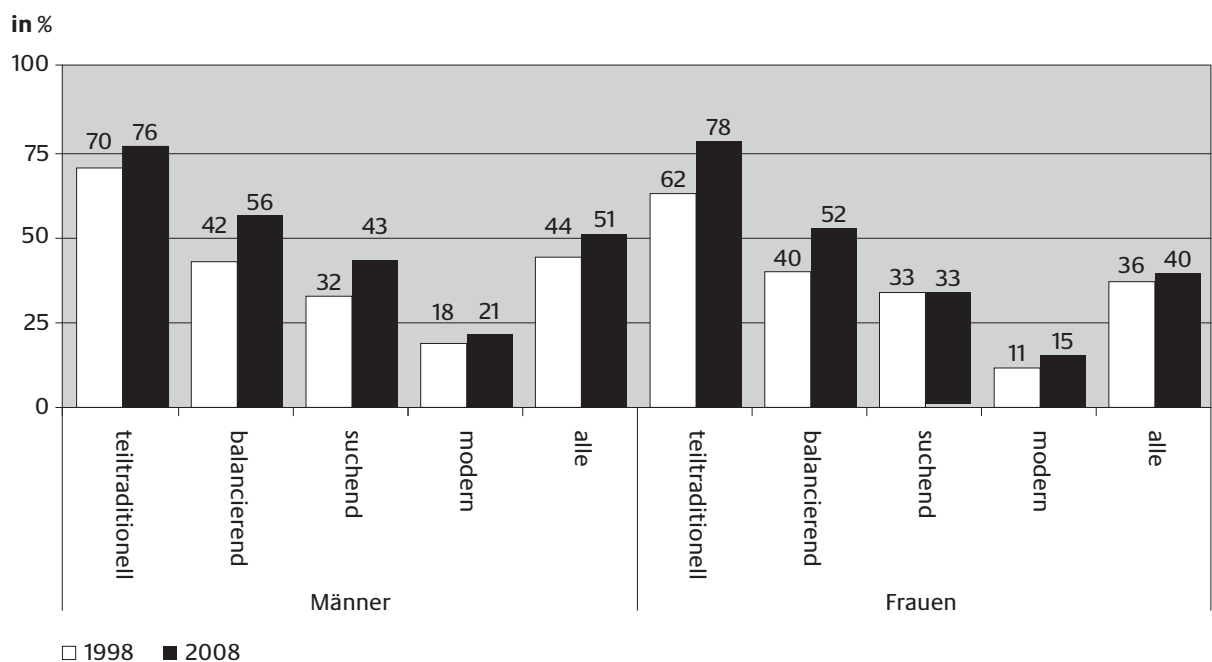
- ▮ Das Wichtigste, was Kinder lernen müssen, ist Gehorsam.
- ▮ Wo strenge Autorität ist, dort ist auch Gerechtigkeit.
- ▮ Mitreden und mitentscheiden soll man erst, wenn man durch harte Arbeit eine Position erreicht hat.
- ▮ Die viele Freiheit, die heute die jungen Menschen haben, ist sicher nicht gut.

Autoritarismus dieser Art ist in den letzten zehn Jahren im Bevölkerungsschnitt von 41% auf 46% angestiegen, bei Frauen (von 36% auf 40%) und noch mehr bei Männern (von 44% auf 51%).

Abbildung 129: Autoritarismus hat bei den Jüngeren zugenommen.

Skalenwerte 1 = „sehr stark“ und 2 = „stark“ auf vierteiliger Indexskala
Männer und Frauen 1998/2008

Der starke Rückgang, der nach der Achtundsechzigerrevolution belegbar¹⁶⁴ erfolgt ist, ist in der Mitte der Neunzigerjahre ins Stocken geraten. Seitdem nimmt die Zahl jener Personen zu, welche die lästige Last der Freiheit wieder loswerden wollen. Das trifft nicht zuletzt die jüngeren Generationen, welche heute nicht mehr unter Repressionen (durch wen denn auch noch?), sondern eher unter Depressionen leiden. Die „neue Unübersichtlichkeit“ (Jürgen Habermas) in Verbindung mit der in den sogenannten Problemfamilien mangelnden Entwicklung von Daseinskompetenz bei der nachwachsenden Generation wird als plausible Ursache dafür genannt, dass viele die wachsenden Lebensrisiken wieder an starke Führende abgeben wollen.

Abbildung 130: Ausstattung mit Autoritarismus

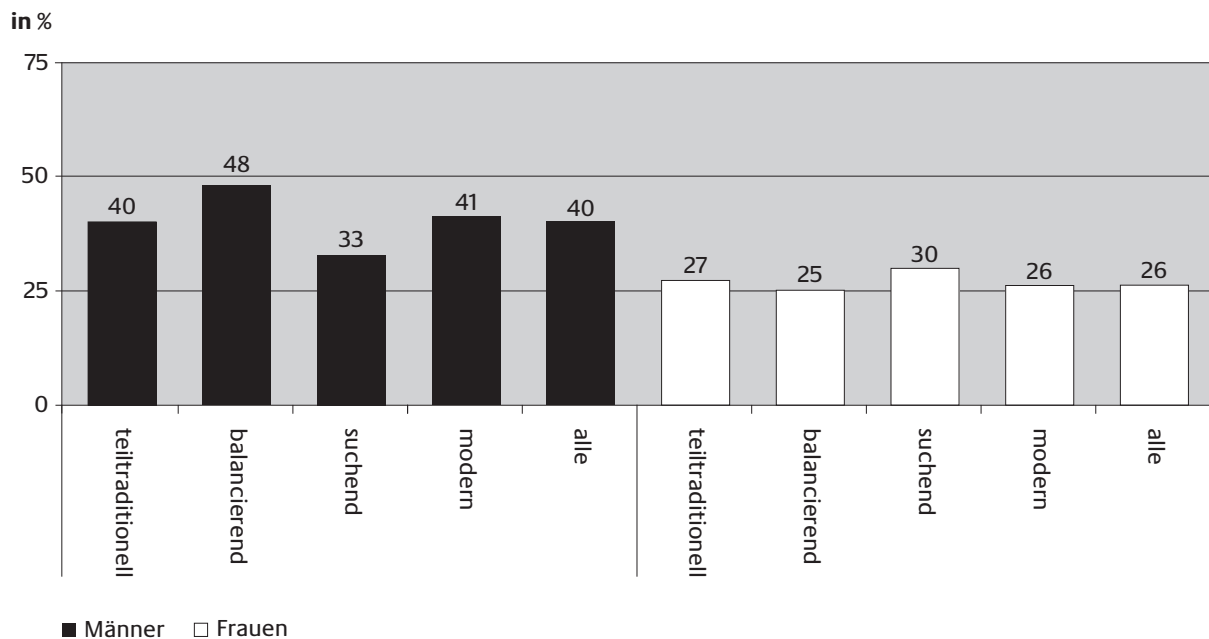
Skalenwerte 1 = „sehr stark“ und 2 = „stark“ auf vierteiliger Indexskala
Männer und Frauen 2008

¹⁶⁴ Wir stützen uns bei der Feststellung auf die eigene Langzeitstudie: Zulehner, Paul M./Hager, Isa/Polak, Regina: Kehrt die Religion wieder? Religion im Leben der Menschen 1970–2000, Ostfildern 2001.

Solcher Autoritarismus ist bei den Teiltraditionellen überdurchschnittlich stark ausgeprägt. In Richtung der Modernen (jeweils Frauen wie Männer) schrumpft er. Das macht die Frage von Freiheit und Autoritarismus zu einem der stärksten Trennungsmerkmale zwischen den Geschlechtertypen. Setzen die Teiltraditionellen also auf (Unter-)Ordnung, beanspruchen die Modernen ihre Freiheit.

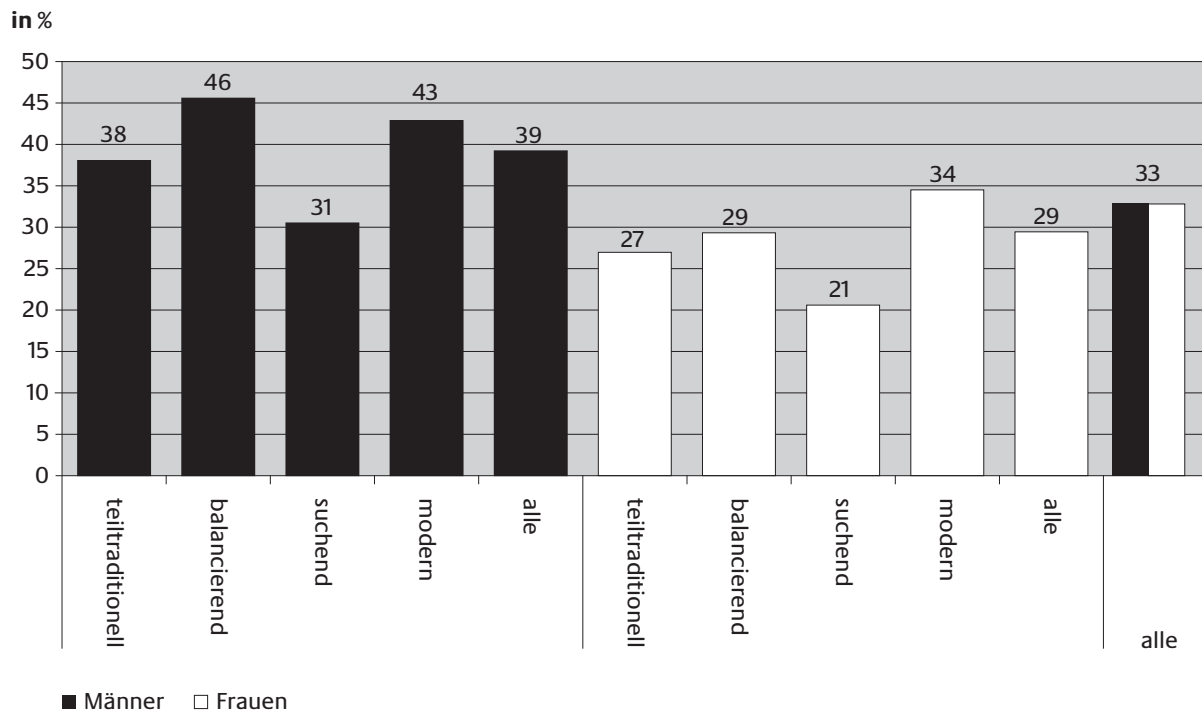
Autoritäre Männer sehen einen Zusammenhang mit der Loslösung von der Kirche und deren Überzeugungen, wenn man frei und selbstbewusst leben will. 40% aller Männer vertreten diese Position. Bei den Frauen sind es mit 26% deutlich weniger.

Abbildung 131: Um selbstbewusst und frei leben zu können, muss sich der Mann von der Kirche und deren Überzeugungen lösen.



Männer und Frauen 2008

In eine ähnliche Richtung weisen die Stellungnahmen der Befragten zur Aussage: „Die Kirche behindert die Freiheit des Menschen.“ Mehr Männer als Frauen sehen dies so. Es sind immerhin vier von zehn Männern, die so denken. Bei den Frauen sind es lediglich drei von zehn.

Abbildung 132: Die Kirche behindert die Freiheit des Menschen.

Männer und Frauen 2008

6.7 Gewalt

Die Ausstattung einer Person mit Autoritarismus hat eine folgenreiche Auswirkung hinsichtlich der Gewaltakzeptanz und generellen Gewaltbereitschaft. Die Regel lautet: *Je autoritärer eine Person ist, desto eher akzeptiert sie Gewalt.* Dieser Zusammenhang hilft zu verstehen, dass Gewaltakzeptanz wie Autoritarismus Symptome einer Persönlichkeitsschwäche sind.¹⁶⁵ Wer eine starke Persönlichkeit besitzt, hat Gewalt nicht nötig. Gewalttätigkeit (auch und gerade im sexuellen Bereich) ist somit die Veröffentlichung einer (oftmals krankhaften) inneren Schwäche. Damit ist auch schon angedeutet, dass die beste Gewaltprävention wie auch der Weg zur Heilung für gewaltgeneigte Personen die Stärkung der eigenen Selbstsicherheit, der Gewinn von innerer Freiheit und persönlicher Stärke sind: „Wer beispielsweise die Frage der Gestaltung von Männlichkeit zum Thema macht, lernt zu unterscheiden zwischen einerseits der Erfahrung von Kraft, Energie, Kampf und Durchsetzungswillen gegenüber Brutalität, Rücksichtslosigkeit oder Gewalt auf der anderen Seite. Und er ist in der Lage, in Frage zu stellen, warum Männer und Indianer angeblich keinen Schmerz kennen, spüren sie ihn doch sehr wohl, können oder dürfen ihn aber nicht ausdrücken. Gerade aber Schmerz stellt ein wichtiges Körper(warn) signal dar und kann so schlimmere Folgen verhindern.“¹⁶⁶

165 Der Zusammenhang von innerer Schwäche und äußerer Gewalttätigkeit wird auch im militärischen Bereich gesehen: „Die Welt mit überlegener atomarer Bedrohung einzuschüchtern, ist der vorläufige Gipfel der männlichen Flucht in die Vision von gottähnlicher Allmacht. Aber genau besehen, verbirgt sich in diesem fragwürdigen Triumph eine panische Angst vor Schwäche. Es ist in Wahrheit ein pubertäres Verhaltenbleiben in der Phantasie, einer gefürchteten ‚Entmännlichung‘ nur durch die Demonstration überlegener Potenz entgegen zu können.“
Richter, Horst: Die Krise der Männlichkeit in der unerwachsenen Gesellschaft, Gießen 2006, 11.

166 Benthheim, May u. a.: Gender Mainstreaming und Jungenarbeit. Gender Mainstreaming in der Kinder- und Jungenhilfe, Weinheim 2004, 33.

In der Studie 2008 wurde im Vergleich zu 1998 der generellen Gewaltbereitschaft, der Gewaltakzeptanz, der eigenen Gewalttätigkeit wie dem Erleiden von Gewalt breiter Raum gegeben¹⁶⁷, nicht zuletzt deshalb, weil der Abbau von Gewalt¹⁶⁸ ein Segen für alle wäre: für den Frieden in der Welt¹⁶⁹, der nicht durch Krieg, sondern allein durch Gerechtigkeit geschaffen werden kann, für die vielen Frauen und Kinder, aber auch Männer, welche Opfer sexueller und pädophiler¹⁷⁰ Ausbeutung werden, für die Alten, die sich in pflegerischer Abhängigkeit befinden und die einerseits selbst Gewalt auf ihre pflegenden Angehörigen ausüben, denen andererseits von ihren überforderten Familienangehörigen nicht selten Gewalt angetan wird.

Zwar können Männer durchaus über Gewalt reden¹⁷¹, die sie persönlich erlitten haben. Dennoch wird kulturell weithin tabuisiert¹⁷², dass Männer Opfer vielfältiger Gewalt werden: „In der Logik der hegemonial organisierten Männergesellschaft stellt der Begriff des männlichen Opfers ein kulturelles Paradox dar. Entweder ist jemand ein *Opfer* oder er ist ein *Mann*.“¹⁷³ „Männer finden keinen Resonanzboden, innerhalb dessen ihr Leid in Sprache und Kommunikation transferiert werden könnte. Dies gilt übrigens unabhängig davon, ob Männer Opfer von Männern oder von Frauen werden. Im letzteren Fall freilich sind die psychischen und sozialen Hürden noch höher.“¹⁷⁴ „[Es gibt] zwei zentrale Mechanismen, die die Gewalt gegen Männer verbergen und ihrer Erforschung im Wege stehen: Zum einen der Mechanismus der *Normalität* ... Diese [Gewalthandlung] wird ... als ‚normaler‘ Bestandteil der männlichen Biographie gesehen und kann deshalb fast nicht mehr als ‚Gewalt‘ wahrgenommen werden. Hierzu gehören zum Beispiel Prügeleien und Bedrohungen unter Jungen und zwischen jungen Männern. Der Mechanismus der *Scham* und der *Nicht-Männlichkeit*: Er ist umso stärker, je mehr die Gewalthandlung den Intimbereich verletzt, den Mann in eine Position extremer Machtlosigkeit oder in die Unterlegenheit gegenüber einer Frau bringt.“¹⁷⁵

167 Dies ist auch eine Antwort auf den scharf vorgetragenen Vorwurf des Gewaltspezialisten Hans Joachim Lenz, dass „die in kirchlichen Kreisen sehr angesehene Männerstudie ‚Männer im Aufbruch‘ von Zulehner und Volz (1998) auf die Gewalterfahrungen, Grenzverletzungen, Übergriffe und Demütigungen, denen Männer ausgesetzt sind, nicht“ eingeht. „Deren Not kommt in dieser Studie nicht vor. Zumindest was diesen Bereich der Wirklichkeit von Männern angeht, wird eine so verstandene Männerforschung ihrem Anspruch, die Lebenswirklichkeit und die Bedürfnisse von Männern darzustellen, nicht gerecht. Eher verschleierte sie diese und bedient tradierte Geschlechterkonstrukte.“ Dieser letzte Zusatz ist gar weit hergeholt. Lenz, Hans-Joachim/Jungnitz, Ludger: Männergesundheit und die verborgene Gewalt gegen Männer, in: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung (Hrsg.): Psychosoziale und ethische Aspekte der Männergesundheit, Wien 2004, 117.

168 „Militär und Krieg bilden den konstitutiven Rahmen für die Entwicklung des neuzeitlichen Geschlechterverhältnisses. Militär hat wesentlichen Anteil an der hierarchischen Anordnung der Genus-Gruppen, für die dichotomischen Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit, die Zuweisung entsprechender sozialer Rollen sowie die geschlechtsspezifische Positionierung zur Gewalt ... Im Soldatensein wurde das fundamentale gesellschaftliche Ordnungskriterium ‚Geschlecht‘ mit den Machtstrukturen des Staates, der Nation und mit der individuellen männlichen Identität verschränkt. Durch diese Art der Verschränkung wird einerseits die soziale Definition von Männlichkeit tief in die Dynamik der Institution ‚Militär‘ eingebettet und andererseits mit nationalen Konnotationen versehen. Die Männlichkeit des Militärs trug maßgeblich zur Konstruktion eines Gewaltgebotes für Männer bzw. Gewaltverbotes für Frauen bei.“ Eifler, Christine: Militär und Geschlechterverhältnis, in: Beier, Stefan: Männlichkeit und Krieg. Dokumentation einer Fachtagung des Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse und der Heinrich-Böll-Stiftung am 7./8. November 2003 in Berlin, Berlin 2004, 26.

169 Die Veränderung in den Aufgabenstellungen moderner Militärs berührt auch die Männerrolle: „Mit Peace Operations geht eine Erschütterung des Bildes vom militärischen Kämpfer als Kern der traditionellen militärischen Kultur einher. Soldatische Identität und Militärkultur sind von einer langen Tradition von Hierarchisierungen und Drill geprägt, die Frauenabwertung einschloss. Die Abwertung einer als ‚schwach‘ konstruierten Weiblichkeit wurde Teil militärischer Kultur ... Demgegenüber nun wurde ‚Schützen, Helfen, Retten‘ zur militärischen Mission des 21. Jahrhunderts. Militär steht mit den internationalen Friedenseinsätzen vor einem grundsätzlich veränderten Auftrag. Nicht mehr Kampf und Sieg stehen im Mittelpunkt, sondern Konfliktprävention, Kriegsbeendigung und Friedenserhaltung.“ a. a. O., 32.

170 „Als Störung der Prozesse, die das Selbstwertgefühl regeln, ist die Ätiologie des homopädophilen Empfindens eng mit dem Geltungstreben verbunden ... Als behandlungsbedürftig stellt sich ... nicht das Sexuelle, sondern die Liebes- und Beziehungsfähigkeit heraus.“ Dieth, Markus: Die Sehnsucht nach dem Knaben. Die männliche Zuneigung zu Knaben aus individualpsychologischer Sicht, Asanger 2004, 299.

171 Jungnitz, Ludger/Lenz, Hans-Joachim/Puchert, Ralf/Puhe, Henry/Walter, Willi (Hrsg.): Gewalt gegen Männer. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland, Opladen 2007, 15.

172 „Nicht nur das öffentliche Bewusstsein über die Männern widerfahrene Gewalt ist gering, sondern auch das Bewusstsein von betroffenen Männern, deren Reaktion von Verharmlosung bis zur Bagatellisierung massivster Gewalterfahrungen reicht.“ – „Die überwiegende Zahl des sozialen, pädagogischen, therapeutischen, juristischen und medizinischen Fachpersonals verharmlost (noch) die an Jungen und Männern begangenen gewalttätigen Übergriffe und weigert sich, diese überhaupt wahrzunehmen.“ Lenz, Hans-Joachim/Jungnitz, Ludger: Männergesundheit und die verborgene Gewalt gegen Männer, in: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung (Hrsg.): Psychosoziale und ethische Aspekte der Männergesundheit, Wien 2004, 113, 116.

173 Lenz, Hans-Joachim/Jungnitz, Ludger: Männergesundheit und die verborgene Gewalt gegen Männer, in: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung (Hrsg.): Psychosoziale und ethische Aspekte der Männergesundheit, Wien 2004, 116.

174 Berchtold, Johannes: Psychosoziale und ethische Aspekte der Männergesundheit, in: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): Männergesundheit heute, Wien 2004, 107.

175 Jungnitz, Ludger/Lenz, Hans-Joachim/Puchert, Ralf/Puhe, Henry/Walter, Willi (Hrsg.): Gewalt gegen Männer. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland, Opladen 2007, 15 f.

„Die meisten männlichen Opfer hindert schon ihre Geschlechtsrollenidentität daran, sich selbst als Opfer von ‚Gewalt‘ einer (ihrer) Frau zu sehen, denn dies ist mit einer achtbaren männlichen Identität nicht vereinbar ... Sie finden weder kommunikative Resonanz noch soziale oder rechtliche Unterstützung. Man glaubt ihnen nicht, sie werden ausgelacht, in ihrem sozialen Umfeld, bei Experten beiderlei Geschlechts und vor Gericht, weil dort die Vorstellung verbreitet ist, häusliche Gewalt sei männliche Gewalt. Verständnis finden männliche Opfer also nicht, im Gegenteil, sie werden verdächtigt, durch eigenes Verschulden Opfer geworden zu sein, ‚es verdient‘ zu haben, wobei sie zwischen den Rollen des ‚Fieslings‘ und des ‚Trottels‘ zu wählen haben.“¹⁷⁶

„Keinen Zweifel gibt es seit Langem daran, dass Jungen häufiger und schwerer misshandelt werden als Mädchen. Die verbreitete und die Gewaltschutzpolitik leitende Auffassung, häusliche Gewalt sei ‚Männergewalt gegen Frauen und Kinder‘, führt also dazu, dass diejenigen Kinder, die Opfer von Misshandlungen oder gar von sexuellem Missbrauch durch ihre Mütter werden, nicht im Fokus der Gewaltschutzpolitik sind. Gerade dies wäre aber im Hinblick auf die intergenerationelle Spirale der Gewalt von besonderer Wichtigkeit.“¹⁷⁷

„Expertinnen und Experten in sozialen Einrichtungen und in den Strafverfolgungsbehörden rechnen nicht mit männlichen Opfern und deshalb sehen sie auch keine oder machen sie sogar für ihr Schicksal selbst verantwortlich. So ergibt sich ein verhängnisvoller Kreislauf: Weil noch weniger Männer als Frauen den Weg in die Kommunikation zu sozialen Einrichtungen und zur Justiz finden, weisen die Statistiken dieser Institutionen immer wieder fast nur weibliche Opfer auf, mit der Folge, dass erneut die Stereotypen fixiert werden, aufgrund derer männliche Opfer lieber schweigen, als sich der Gefahr einer ‚sekundären Viktimisierung‘ auszusetzen.“¹⁷⁸

Unter den männlichen und weiblichen Eigenschaften ist auch das polare Paar „gewalttätig – sanft“ aufgenommen worden. „Gewalttätig“¹⁷⁹ wird sowohl von Männern wie von Frauen weit mehr dem Männlichen zugewiesen als dem Weiblichen. Die Tendenz hat sich zwischen 1998 und 2008 bei den Männern noch verstärkt, bei den Frauen dagegen leicht abgeschwächt. Allerdings hat die Zuordnung der Gewalttätigkeit zum Weiblichen im Zeitvergleich bei allen Geschlechertypen zugenommen.

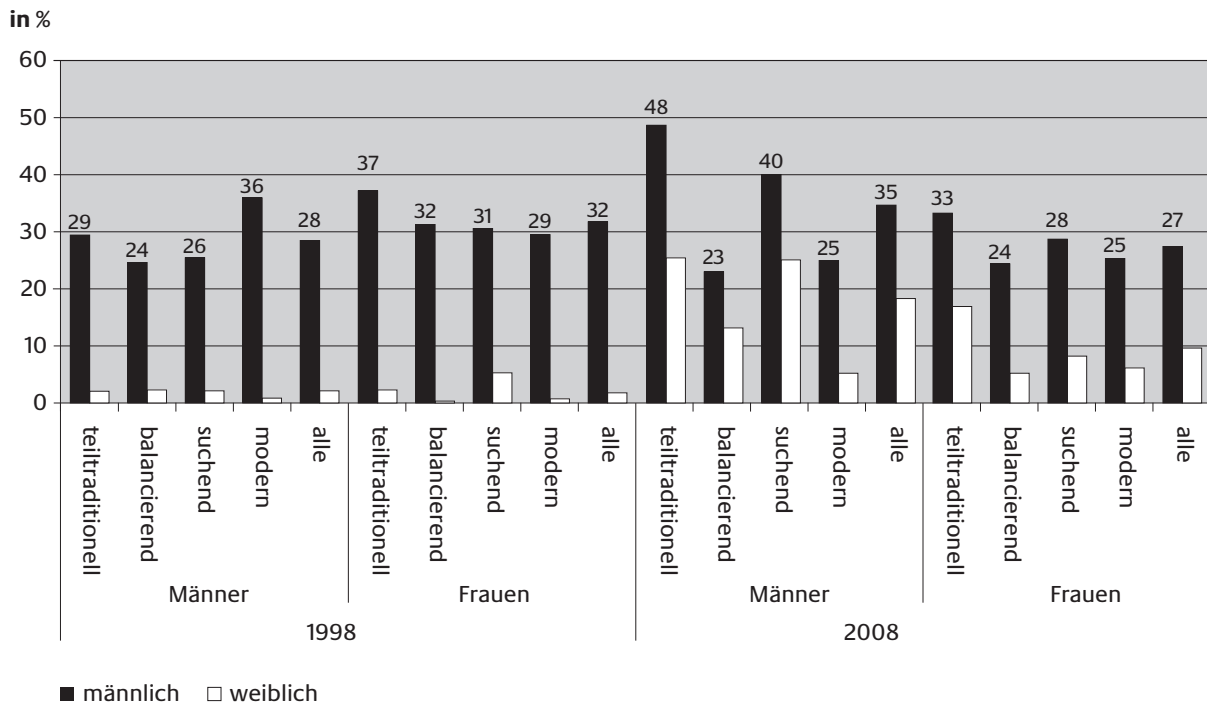
176 Bock, Michael: Männer als Opfer der „Gewalt“ von Frauen, in: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung (Hrsg.): Psychosoziale und ethische Aspekte der Männergesundheit, Wien 2004, 106.

177 a. a. O., 108.

178 a. a. O., 110. Zu diesem Kreislauf auch: Bock, Michael: Häusliche Gewalt – ein Problemaufriss aus kriminologischer Sicht, in: Der Bürger im Staat 2003, 25–31.

179 Gewalttätigkeit kennt – wie dieses Kapitel zeigt – viele Variationen. Zwei davon sind Ärger und Wut als typische Art, wie Männer aggressive Gefühle darstellen. „Der Ärger und seine gesteigerte Form, die Wut, sind die männertypischen Gefühle überhaupt. Ärger symbolisiert Stärke, offenbart Handlungsmöglichkeiten, wahrt die eigenen Grenzen und beschützt so die männliche Identität. Insofern ist es kein Wunder, dass viele Männer ‚gut in Wut‘ sind, also relativ leicht einen Zugang zu eigenen Ärgergefühlen bekommen ... Oft sind es sehr mitfühlende und nachdenkliche Menschen, die darum bemüht sind, die Handlungen anderer nachzuvollziehen, sich in sie hineinzusetzen. Gerade hier liegt ein wesentlicher Teil ihres Problems, Ärger und Wut bewusst empfinden und dann direkt ausdrücken zu können. Wer nämlich den anderen stets ‚sehr gut verstehen‘ kann, wird zwangsläufig Schwierigkeiten haben, bei seinem eigenen Gefühl von Ärger zu bleiben. Und wenn er auf diese Weise permanent über eigene Ärgergefühle, die ja eine Grenzverletzung anzeigen, hinweggeht, wird dies für ihn langfristig immer schädlich sein.“ Süfke, Björn: Männerseelen. Ein psychologischer Reiseführer, Düsseldorf 2008, 191, 193.

Abbildung 133: Gewalttätig – eine männliche Eigenschaft



Männer und Frauen 1998/2008

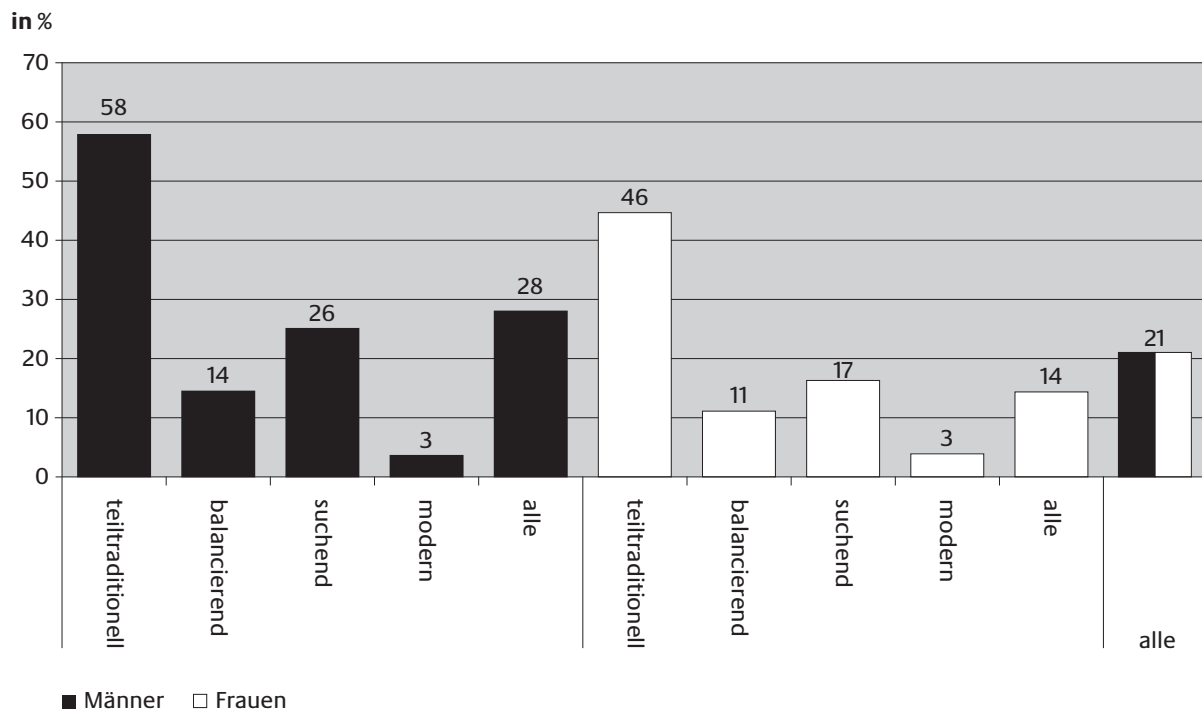
In unserer Studie sind eine Reihe gewaltgesättigter Einstellungen abgefragt worden. Sie ranken sich um verschiedene Themenkreise: pädagogische Gewalt, (sexuelle) Gewalt gegen Frauen, rassistische Gewalt, Kraftakte als Ausdruck von Männlichkeit. Statistisch¹⁸⁰ sind all diese Formen der Gewalt verwandt und entspringen einer tiefsitzenden Gewaltbereitschaft und Akzeptanz von Gewalt als Kommunikationsform:

- I Manchmal muss man Kinder schlagen, damit sie zur Vernunft kommen.**
- I Die weiße Rasse ist am besten dazu geeignet, Führung und Verantwortung in der Weltpolitik zu übernehmen.**
- I Eine Frau gehört zu ihrem Mann, auch wenn er sie schlägt.**
- I Ein Mann muss sich vor den anderen auch durch Kraftakte beweisen.**
- I Sexuelle Belästigungen sind ein Mittel, durch das Männer Macht über Frauen ausüben.**
- I Wenn eine Frau vergewaltigt wird, hat sie wahrscheinlich den Mann provoziert.**
- I Der männliche Sexualtrieb ist nicht immer beherrschbar, Frauen sollten daher vorsichtiger sein.**
- I So wie die weiße Rasse der schwarzen Rasse von Natur aus überlegen ist, sind auch die Männer den Frauen überlegen.**

Eine solche Gewaltakzeptanz, welche diese Einzelaussagen durchzieht, wird bei 22% aller Befragten angetroffen. Wir finden sie bei 28% der Männer und bei 15% der Frauen. Es sind aber vor allem die Teiltraditionellen (Männer 64%, Frauen 49%), die eine solche Gewaltakzeptanz überdurchschnittlich in sich tragen. Bei den Modernen (Männer wie Frauen 2%) ist sie so gut wie abwesend.

¹⁸⁰ In der einschlägigen Faktorenanalyse lagen alle diese Items auf einer einzigen Dimension.

Abbildung 134: Gewaltakzeptanz



Männer und Frauen 2008

Diese Gewaltakzeptanz korreliert hoch mit dem zuvor dargelegten Autoritarismus.¹⁸¹ *Je autoritärer, desto gewaltakzeptierender*, so die Faustregel. Die Gewaltakzeptanz ist dann am schwächsten, wenn auch der Autoritarismus schwach ist. „Gewalt ist für sie [die Männer; inwieweit auch für Frauen?, die Autoren] – unbewusst – das extreme Mittel, Selbstwert zu erlangen, aus Verhältnissen herauszutreten, in denen sie sozial zurückgewiesen sind und die Orientierung verloren haben. Jemanden zusammenschlagen vermittelt – zumindest in der „Gewaltsekunde“ – das Gefühl, oben zu sein, zu wissen, wo es langgeht, sich Macht zu holen, die einem sonst verwehrt wird.“¹⁸²

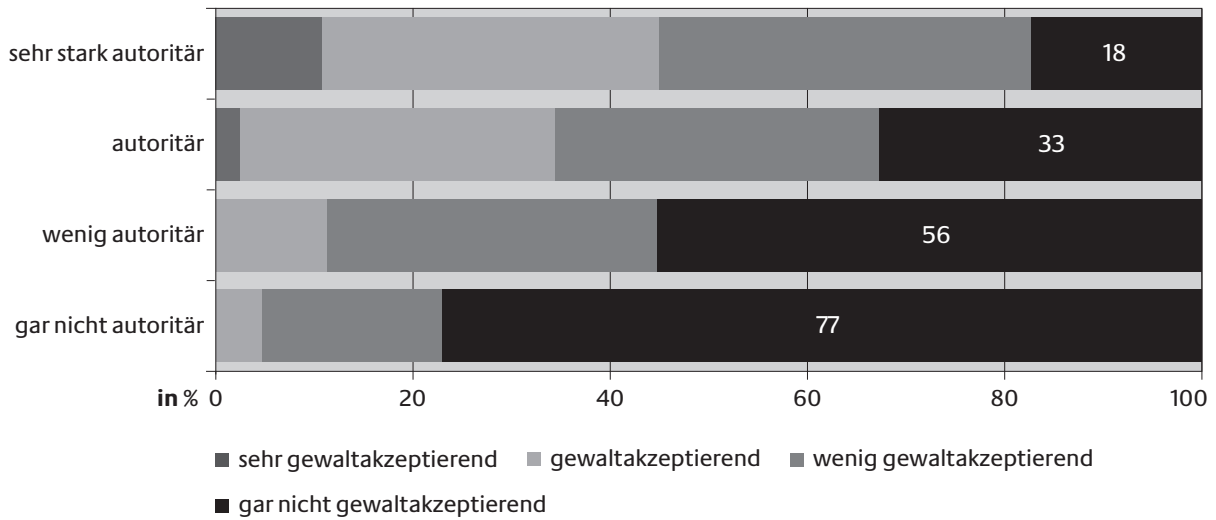
„So ist männliche Gewalt in ihren offenen Formen immer ein Kampf gegen die eigene Hilflosigkeit, ein Kampf gegen sich selbst.“¹⁸³

181 R=0,45.

182 Böhnisch, Lothar: Männliche Sozialisation. Eine Einführung, Weinheim 2004, 147.

183 Berchtold, Johannes: Psychosoziale und ethische Aspekte der Männergesundheit, in: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.), Männergesundheit heute, Wien 2004, 149.

Abbildung 135: Autoritarismus und Gewaltakzeptanz

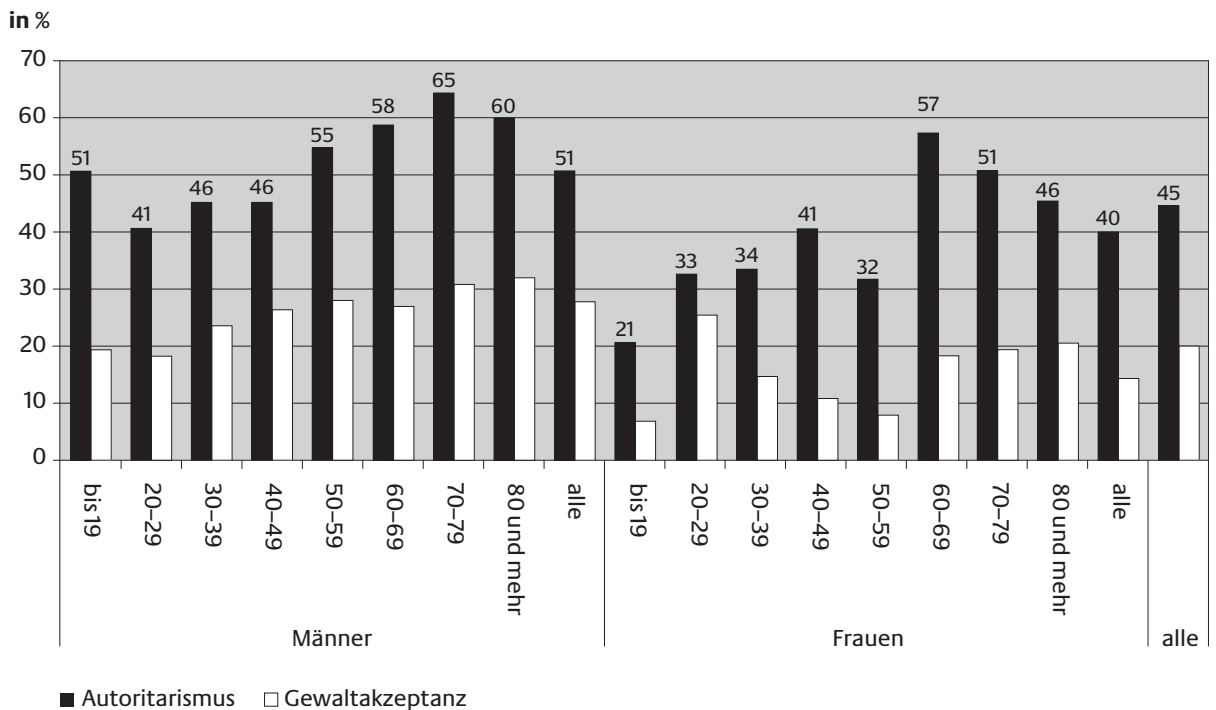


Männer und Frauen 2008

Wir schlüsseln diese Ergebnisse nach einigen Sozialmerkmalen auf: nach Alter sowie nach politischer und religiöser Orientierung.

Mit Ausnahme der unter 19-jährigen Männer nehmen Autoritarismus und Gewaltakzeptanz zu den Jüngeren hin ab; doch nicht linear: Bei den 60-jährigen Männern erreicht der Autoritarismus seinen Höchststand, um bis zu den über 80-jährigen wieder abzufallen. Bei der Gewaltakzeptanz sind die Ausschläge geringer.

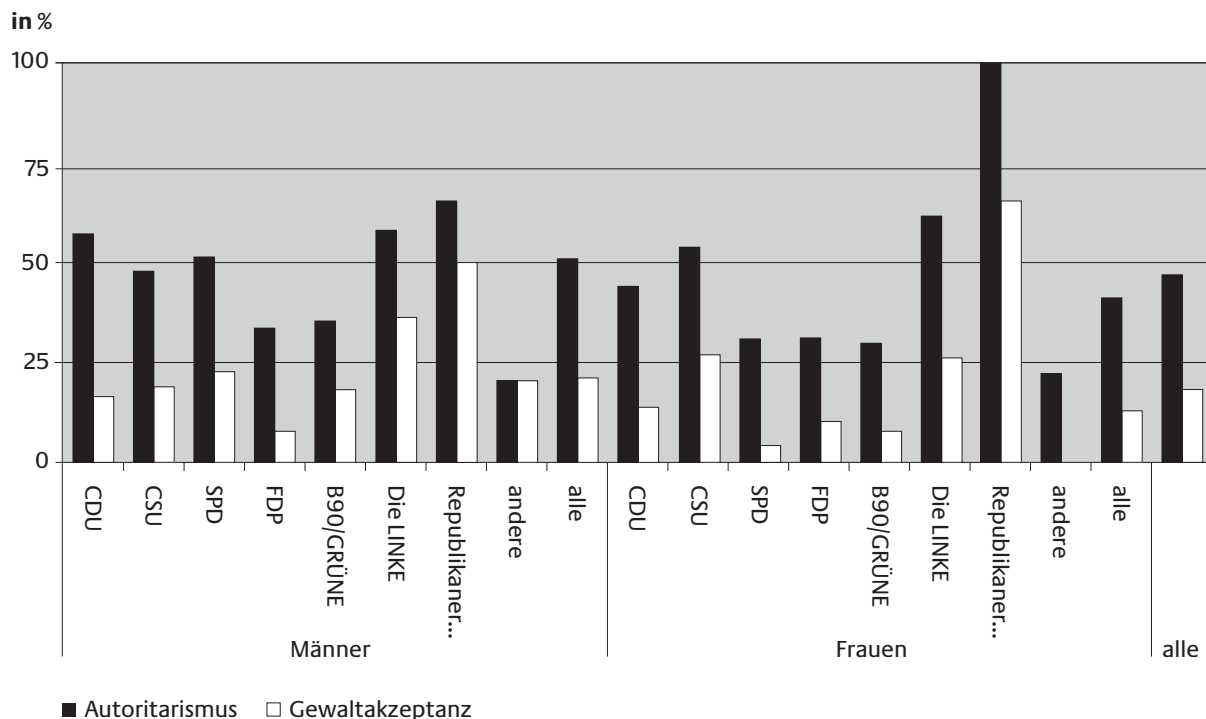
Abbildung 136: Autoritarismus und Gewaltakzeptanz nach Alter



Männer und Frauen 2008

Von den Anhängern der einzelnen Parteien sind jene der „Republikaner“ die autoritärsten (67%; und am stärksten gewaltakzeptierend), danach die Anhänger der LINKEN (58%), knapp gefolgt von jenen, welche der CDU (56%) und, mit gewissem Abstand, der SPD (51%) zuneigen, wobei diese etwas höhere Werte als die Anhänger der CSU (47%) haben; Schlusslichter sind die FDP-Sympathisanten (32%) und die der GRÜNEN (35%) – so ist es bei den Männern. SPD-, FDP- und noch mehr GRÜNE-Frauen hingegen haben sehr niedrige Werte beim Autoritarismus (31%, 31%, 29%) wie auch bei der Gewaltakzeptanz. Die GRÜNEN und die FDP sammeln¹⁸⁴ in der Tat „Liberale“, also wenig unterwerfungsbereite Personen; bei der SPD trifft das nur auf die Frauen zu. Bei CDU, CSU und den LINKEN finden sich, in dieser Reihenfolge, 44%, 53% und schließlich 62% autoritäre Frauen.

Abbildung 137: Autoritarismus und Gewaltakzeptanz nach politischer Orientierung

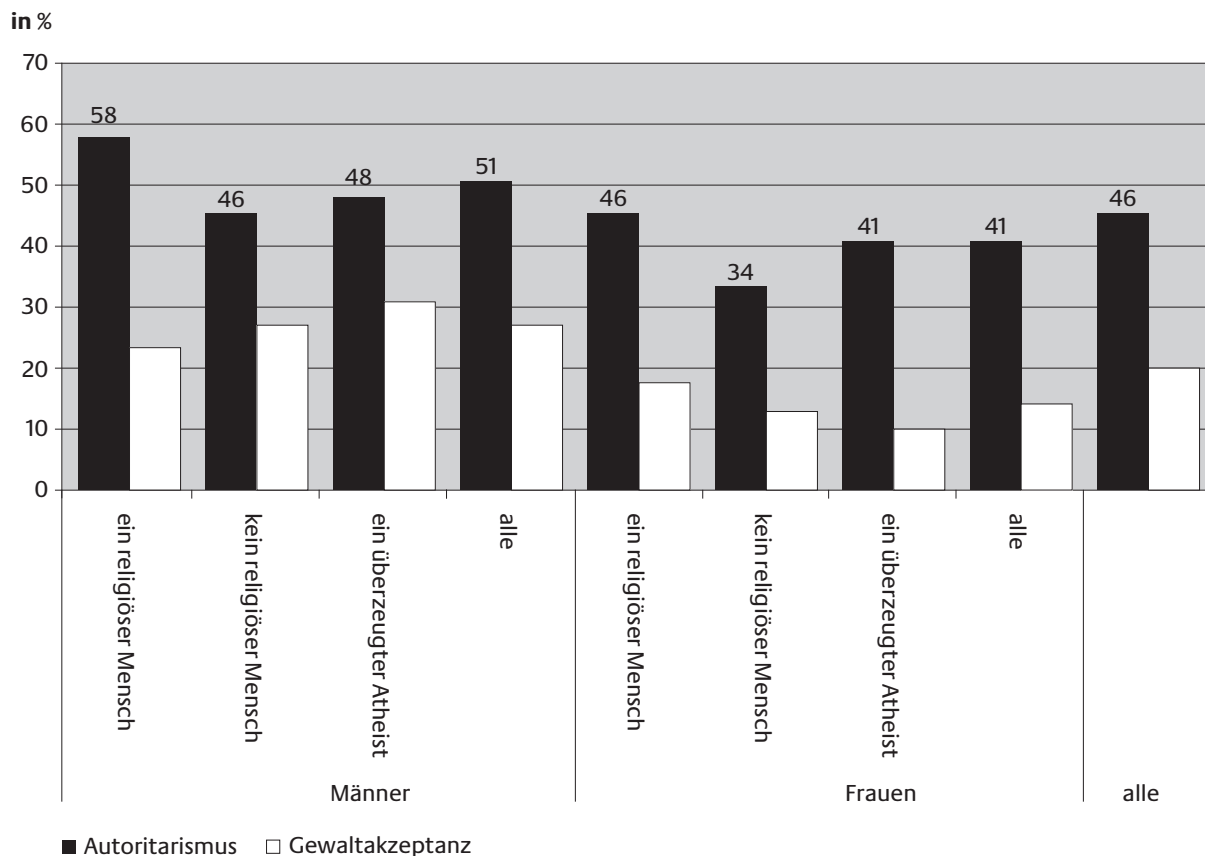


Männer und Frauen 2008

Religiöse Menschen haben eine Ausstattung mit Autoritarismus, die etwas über dem Bevölkerungsdurchschnitt liegt. Das trifft für Männer (58%) noch etwas mehr zu als für Frauen (50%). Hinsichtlich der Gewaltakzeptanz unterscheiden sich Männer gemäß ihrer religiösen Orientierung nicht. Bei Frauen ist dies etwas anders. Der Abschied von der Religion scheint mit einer leichten Minderung der Gewaltakzeptanz einherzugehen.

Ohne näher zu wissen, in welcher Weise sich Religion auf das Verhältnis der Befragten zu Gewalt und Krieg auswirkt: Immerhin sind 56% im Bevölkerungsdurchschnitt der Ansicht, dass es eine gewaltmindernde Wirkung der Religion gibt. Erweist sich also das Christentum (wenigstens heute: im Sinn der Lehren Jesu) als eine Religion des Friedens? Oder gibt es in der Religion immer, besonders in deren fundamentalistischen Kreisen, ein gewaltförderndes Potenzial? Wir unterscheiden dazu noch einmal die Religiösen, die Nichtreligiösen und die Atheisten nach ihrer Ausstattung mit Autoritarismus.

¹⁸⁴ Anders als die FPÖ in Österreich: Geden, Oliver: Männlichkeitskonstruktionen in der Freiheitlichen Partei Österreichs. Eine qualitative-empirische Untersuchung, Opladen 2004.

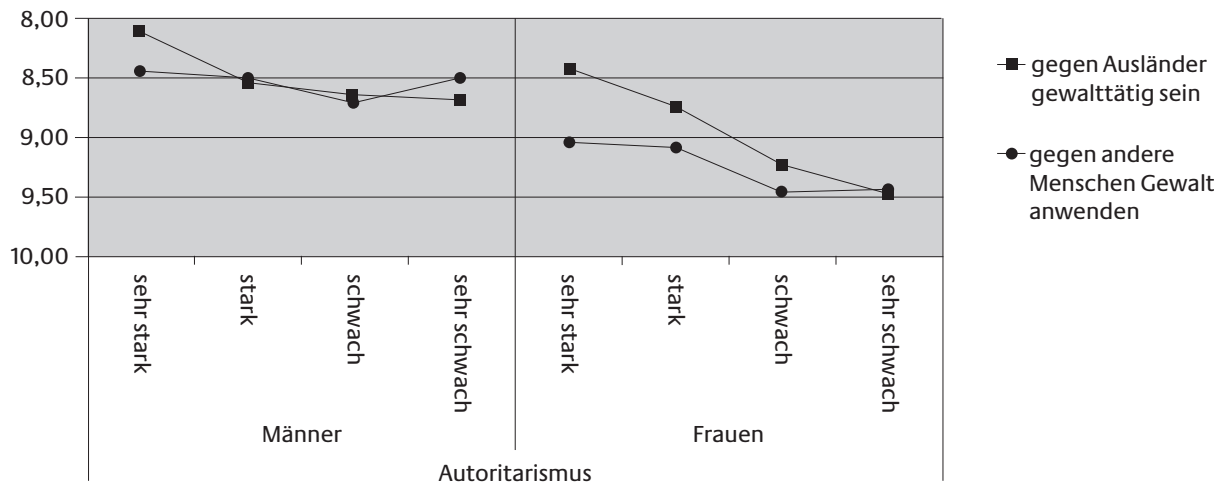
Abbildung 138: Religiöse sind etwas autoritärer als Nichtreligiöse.

Männer und Frauen 2008

In einer Regressionsanalyse kann festgestellt werden, welche Faktoren einen stärkeren und einen schwächeren Einfluss auf eine Einstellung haben. Wir prüfen, wie Religiosität, Autoritarismus und Gewaltakzeptanz die Zustimmung zur Aussage beeinflussen, dass sich „*meine persönliche Religiosität spürbar auf mein Verhältnis zu Gewalt und Krieg*“ auswirkt. Das Ergebnis: Stärker als die eigene persönliche Religiosität ($\beta = -0,1$) wirken die Ausstattung mit Autoritarismus ($\beta = 0,7$) und Gewaltakzeptanz ($\beta = 0,7$).

Unter den Fragen zur Moralität sind auch zwei Aussagen zur Gewalt eingebaut worden. „*Gegen Ausländer gewalttätig zu sein*“ (Mittelwert 8,87 auf einer Skala von 1 = „halte ich für in Ordnung“ und 10 = „unter keinen Umständen“) sowie „*gegen andere Menschen Gewalt anwenden*“ (8,96): Diese moralischen Positionen werden von der Bevölkerung überwiegend abgelehnt. Gewalt gegen Ausländer ist bei den Autoritären (Männern wie Frauen) etwas mehr akzeptiert als bei den modernen Frauen.

Abbildung 139: Autoritäre sind gewaltgeneigter.



Männer und Frauen 2008

6.7.1 Gewalterfahrungen und Gewaltpraxis

In einer sehr aufwendigen differenzierenden Weise sollte herausgefunden werden, wie Gewalterfahrungen und Gewaltpraxis von Frauen und Männern konkret aussehen. Dabei sollte auch eruiert werden, inwieweit auch Männer Opfer vielfältiger Gewalt werden, also nicht ausschließlich Täter, sondern auch Opfer sind.¹⁸⁵

In zwei Richtungen wurde gefragt¹⁸⁶: Habe ich Gewalt erlitten – war ich selbst gewalttätig?

I „Haben Sie im vergangenen Jahr Folgendes schon einmal erlebt? Sind Sie im letzten Jahr von jemandem ...“

I „Wie oft haben Sie Folgendes im letzten Jahr mit jemandem gemacht?“

Differenziert wurde jeweils, von wem Gewalt erlitten wurde und wem ein Befragter sie angetan hat. Das sind die untersuchten Quellen/Ziele von Gewalt:

I Partner/-in

I Mutter

I Vater

I Sohn

I Tochter

I Verwandte

I Fremde

¹⁸⁵ „Viele bisherige Studien gehen davon aus, dass Jungen in der Mehrheit der Fälle von Männern oder männlichen Jugendlichen missbraucht werden. Angegeben wird, dass 7% bis 28% der männlichen Opfer von Frauen missbraucht werden. Einige Studien weisen dagegen einen deutlich höheren Anteil von Täterinnen aus.“ Walter, Willi/Lenz, Hans-Joachim/Puchert, Ralf: Innerfamiliäre Gewalt gegen Jungen, in: Jungnitz, Ludger u. a. (Hrsg.): Gewalt gegen Männer. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland, Opladen & Farmington Hills 2007, 35–66, hier 53. – „Eine verbreitete Vorstellung ist, dass erwachsene Männer zu Hause vor körperlicher Gewalt geschützt seien. Vorstellbar ist für viele bestenfalls noch, dass manchen Männern im privaten Bereich psychische Gewalt widerfährt. Dass sie auch körperlicher Gewalt ausgesetzt sein könnten, scheint unwahrscheinlich, sexualisierte Gewalt gegen erwachsene Männer in Lebensgemeinschaften gar unvorstellbar. Im Zuge der verschiedenen Zugänge zum Thema konnte in allen Modulen festgestellt werden, dass dieses Stereotyp auf die Wirklichkeit nicht zutrifft.“ Walter, Willi/Lenz, Hans-Joachim/Puchert, Ralf: Gewalt gegen Männer, in: Jungnitz, Ludger u. a. (Hrsg.): Gewalt gegen Männer. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland, Opladen & Farmington Hills 2007, 139–195, hier 139.

¹⁸⁶ Wir haben diese Fragebatterie aus der in der US-amerikanischen Forschung verwendeten Conflict Tactic Scale (CTS) übernommen: Straus, Murray A.: Conflict Tactics Scales, in: Encyclopedia of Domestic Violence. N. A. Jackson, New York 2007, 190–197. Vgl. auch: Johnson, Michael P.: Patriarchal Terrorism and Common Couple Violence. Two Forms of Violence against Women, in: Journal of Marriage and the Family, Vol. 57, No. 2 (Mai 1995), 283, 29. Dabei ist klar, dass selbst in diesem differenzierten Instrument nicht alle Gewaltformen erfasst sind, vor allem nicht die Formen struktureller Gewalt: „Seit mehr als 25 Jahren wird über Missbrauch und Gewalttätigkeit an Kindern gesprochen und auf Abhilfe gesonnen. Väter und Mütter üben sie bekanntlich zu gleichen Teilen an ihren Kindern aus. Ähnlich verhält es sich mit sexuellen Übergriffen, die mit eigentümlicher Faszination öffentlich gemacht werden. Der Gedanke aber, dass auch die Scheidung von Kindern als zerstörerischer Akt erlebt werden könnte, kommt kaum jemandem.“ Amendt, Gerhard: Scheidungsväter, Bremen 2004, 236.

Auch nach der Häufigkeit von erlittener und selbst getaner Gewalt wurde gefragt: „Sagen Sie mir bitte, wie oft Ihnen das im vergangenen Jahr passiert ist.“

- I 1 1-mal**
- I 2 2- bis 3-mal**
- I 3 4- bis 10-mal**
- I 4 10- bis 20-mal**
- I 5 20- bis 40-mal**
- I 6 häufiger**

Schließlich wurde nach den Orten der Gewalt gefragt.¹⁸⁷ Wieder wurde reichlich differenziert: „Wenn Sie noch einmal an Ihr ganzes zurückliegendes Leben denken: An welchen Orten sind Ihnen die folgenden Dinge angetan worden?“

An Orten der Gewalt wurden genannt:

- I in der Familie**
- I am Arbeitsplatz**
- I im öffentlichen Raum**
- I beim Militär**
- I in einem Verein**
- I in einer gemischten Jugendgruppe**
- I in einer Gruppe von jungen Männern**
- I in einer Gruppe junger Mädchen**
- I an einem anderen Ort**
- I Ist mir noch nie passiert**

Bei all diesen Fragen wurden sieben Arten von Gewalttätigkeiten unterschieden. In der aktiven Variante:

- I getreten, gestoßen, gebissen, gekratzt oder geohrfeigt?**
- I mit etwas beworfen oder mit der flachen Hand geschlagen?**
- I mit den Fäusten verprügelt, zusammengeschlagen, mit einer Waffe bedroht oder mit einer Waffe verletzt?**
- I zu sexuellen Handlungen gezwungen, die sie/er nicht wollte?**
- I beleidigt, beschimpft oder angeschrien?**
- I in ihren/seinen Handlungen und Aktivitäten kontrolliert?**
- I verfolgt und bedrängt?**

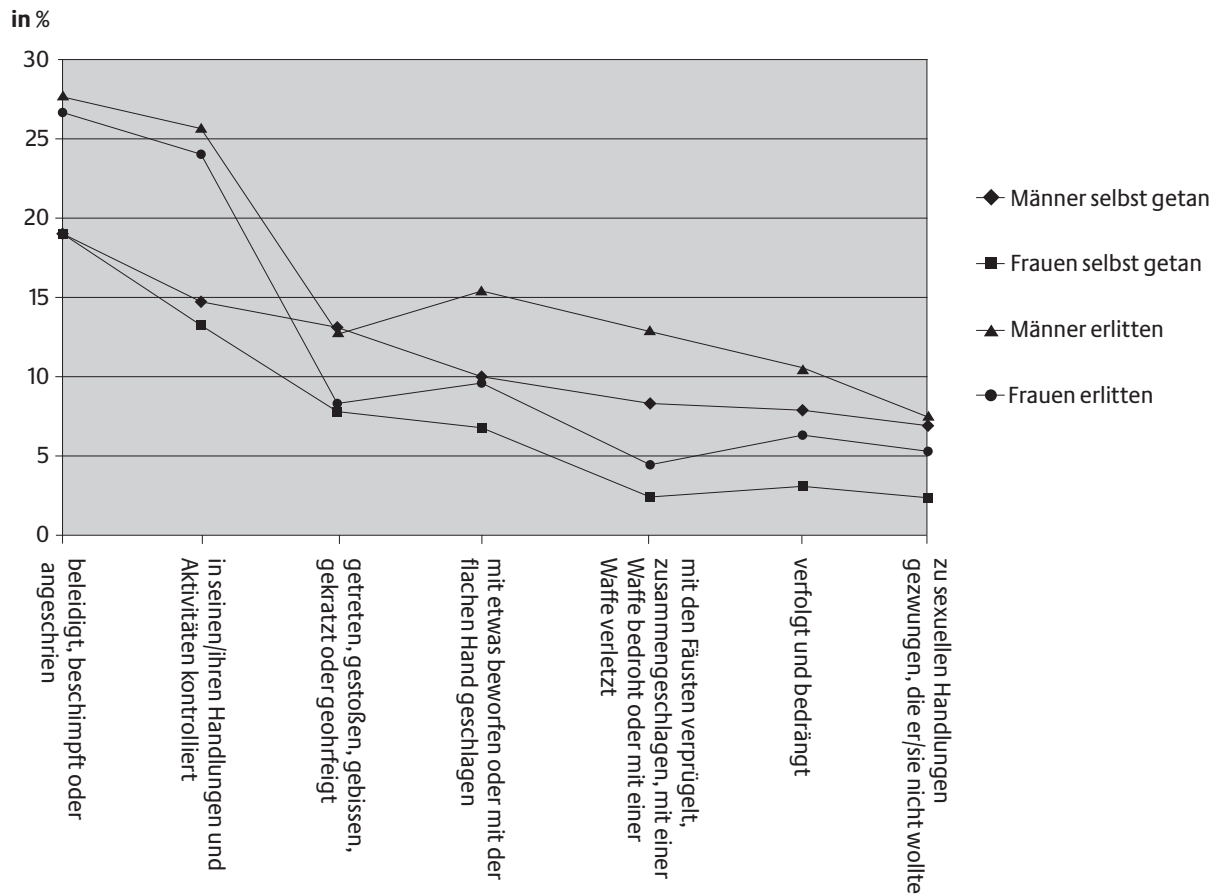
Zunächst wird dargestellt, wie groß der Anteil unter den Befragten ist, die überhaupt Gewalt erlitten bzw. getan haben. Es wird auch gleich zwischen den Arten der Gewalttätigkeit unterschieden, zudem nach Geschlechtern.

Nach Häufigkeit gereiht, läuft die Liste von Beleidigungen hin bis zu sexuellen Gewalttätigkeiten.

¹⁸⁷ „Die verschiedenen Lebensbereiche, in welchen Männer vorwiegend Opfererfahrungen machen bzw. gemacht haben, lassen sich entlang der für ihre Entwicklung relevanten Sozialisationsinstanzen aufzeigen, wie Herkunftsfamilie, Schule, Kirche, Gleichaltrigengruppe, Verein, Bundeswehr, Partnerschaft, Beruf.“ Lenz, Hans-Joachim/Jungnitz, Ludger: Männergesundheit und die verborgene Gewalt gegen Männer, in: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung (Hrsg.): Psychosoziale und ethische Aspekte der Männergesundheit, Wien 2004, 113.

Insgesamt haben in allen Varianten Männer wie Frauen mehr Gewalt erlitten als getan. Männern wiederum wurde (nach eigenen Angaben) mehr Gewalt angetan als Frauen. Männer sind also öfter Täter, aber auch Opfer von Gewalt als Frauen.¹⁸⁸ „Männern ist es in unserer Gesellschaft verwehrt, darauf zu insistieren, dass sie Opfer sind“¹⁸⁹ – diesbezüglich scheint es eine allmähliche Veränderung zu geben. Unsere Daten werden dazu beitragen.

Abbildung 140: Gewalt erlitten und getan



Männer und Frauen 2008

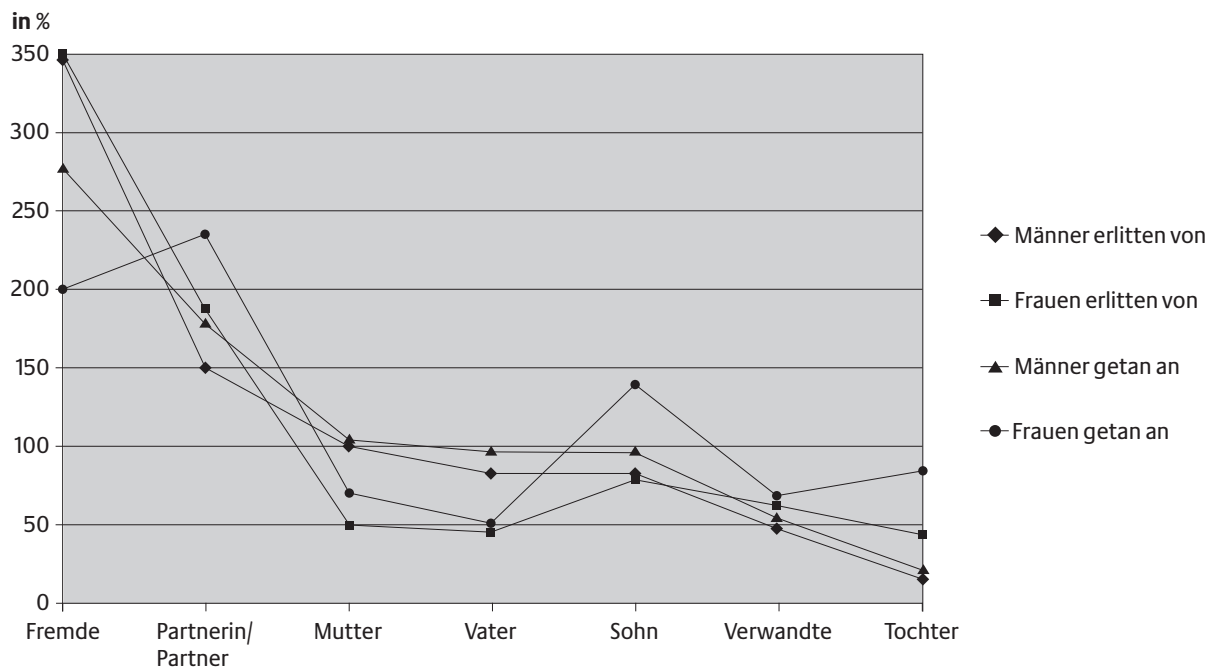
Unter den Tätern wie den Opfern nehmen Fremde den ersten Platz ein. Dann folgt gleich der Partner/ die Partnerin.¹⁹⁰ Die näheren Angehörigen (Mutter, Sohn, Vater, Verwandte) kommen im Anschluss. Im Umkreis der Töchter gibt es am wenigsten Gewalt. Zwischen Frauen und Männern ist nur wenig Unterschied. Es fällt auf, dass es bei den Frauen am meisten Gewalt gegen Söhne gibt.

188 Diese Aussage bedarf einer Differenzierung. „Der in nahezu allen Studien eindeutige Befund ist, dass Frauen im Gegensatz zu Männern einem ungleich höheren Risiko ausgesetzt sind, Opfer von Stalking zu werden. Bewegen sich die Anteile für weibliche Opfer im Durchschnitt bei 24%, liegen die Opferzahlen für Männer bei 11% [zitiert: Spitzberg, Trauma, Violence und Abuse 2002, 261].“ Müller, Ines: Männer als Opfer von Stalking, Berlin 2008, 17.

189 Böhnisch, Lothar: Die Entgrenzung der Männlichkeit. Verstörungen und Formierungen des Mannseins im gesellschaftlichen Übergang, Opladen 2003, 142.

190 „Ein erstes Ergebnis der vorliegenden Studie ist: Es gibt physische Gewalt in Lebensgemeinschaften gegen Männer in verschiedenen Schweregraden von ‚gelegentlichen Ohrfeigen‘ bis hin zu systematischen Misshandlungsbeziehungen.“ – „Beim quantitativen Vergleich der erhobenen Zahlen zu psychischer und körperlicher Gewalt in Partnerschaften fällt auf, dass Männer hier insgesamt mehr psychische Gewalt erfahren als körperliche. Was die Validität der Angaben der Männer zu psychischer Gewalt angeht, ist davon auszugehen, dass es hier weniger starke Motive gibt, Widerfahrnisse zu verschweigen. Im Unterschied zur körperlichen Gewalt widerspricht es den vorherrschenden Geschlechterstereotypen weniger, wenn Männern psychische Gewalt durch Frauen widerfährt.“ Jungnitz, Ludger/Lenz, Hans-Joachim/Puchert, Ralf/Puhe, Henry/Walter, Willi (Hrsg.): Gewalt gegen Männer. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland, Opladen 2007, 144, 160. „Frauen als aktive Täterinnen zu verstehen fällt kulturell gesehen ebenso schwer wie die Vorstellung männlicher Opfer von Gewalt.“ Schnabl, Christa: Gegen die Verallgemeinerung der Opferkategorie im Geschlechterdiskurs. Gewalt und Männlichkeit, Wien 2007, 70.

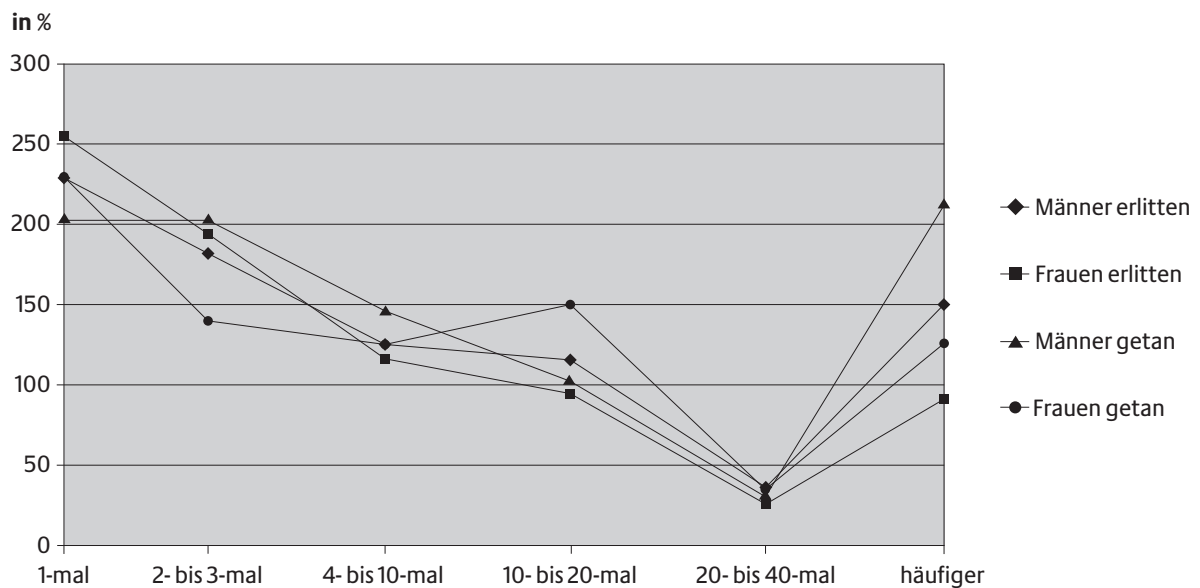
Abbildung 141: Von wem Gewalt erlitten und wem sie angetan wird.



Basis sind betroffene Täter und Opfer unter den Männern und Frauen 2008. Es werden für jede Gruppe die Prozentwerte der sieben Gewalttitem addiert.

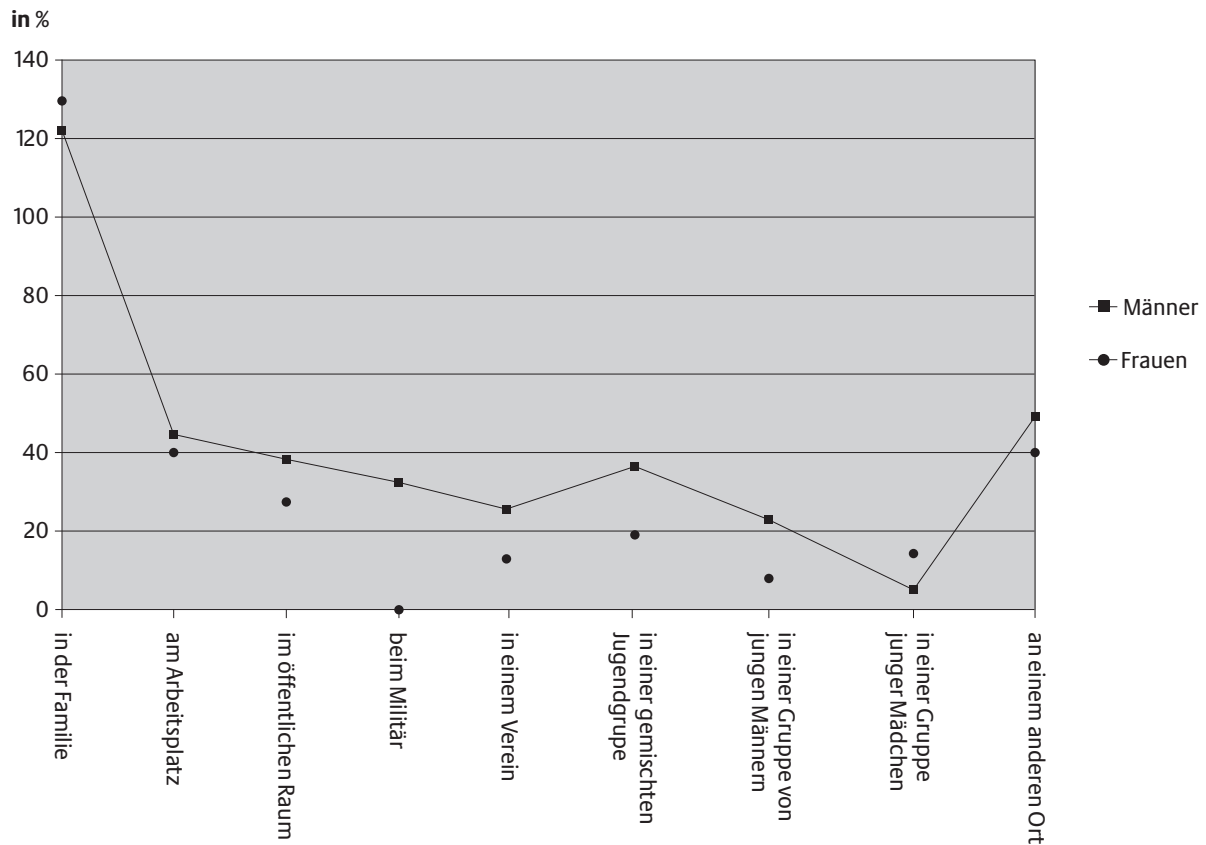
Was die Häufigkeit gewaltträchtiger Handlungen betrifft, gibt es einerseits eine starke Gruppe, die häufig in Gewalthandlungen verstrickt ist: In dieser Gruppe überwiegen die Männer als Täter wie als Opfer. Dann folgten von der Häufigkeit her gesehen jene, bei denen Gewalt lediglich einmal vorkam. Mit der präzisierten Zunahme (2- bis 3-mal ...) nimmt der Anteil der betroffenen Personen ab.

Abbildung 142: Wie oft Gewalt erlitten und wie oft angetan
 „Sagen Sie mir bitte, wie oft Ihnen das im vergangenen Jahr passiert ist?“ („erlitten“)
 „Wie oft haben Sie Folgendes im letzten Jahr mit jemandem gemacht?“ („getan“)



Basis sind betroffene Täter und Opfer unter den Männern und Frauen 2008.

Abbildung 143: Orte der Gewalt für Männer und Frauen



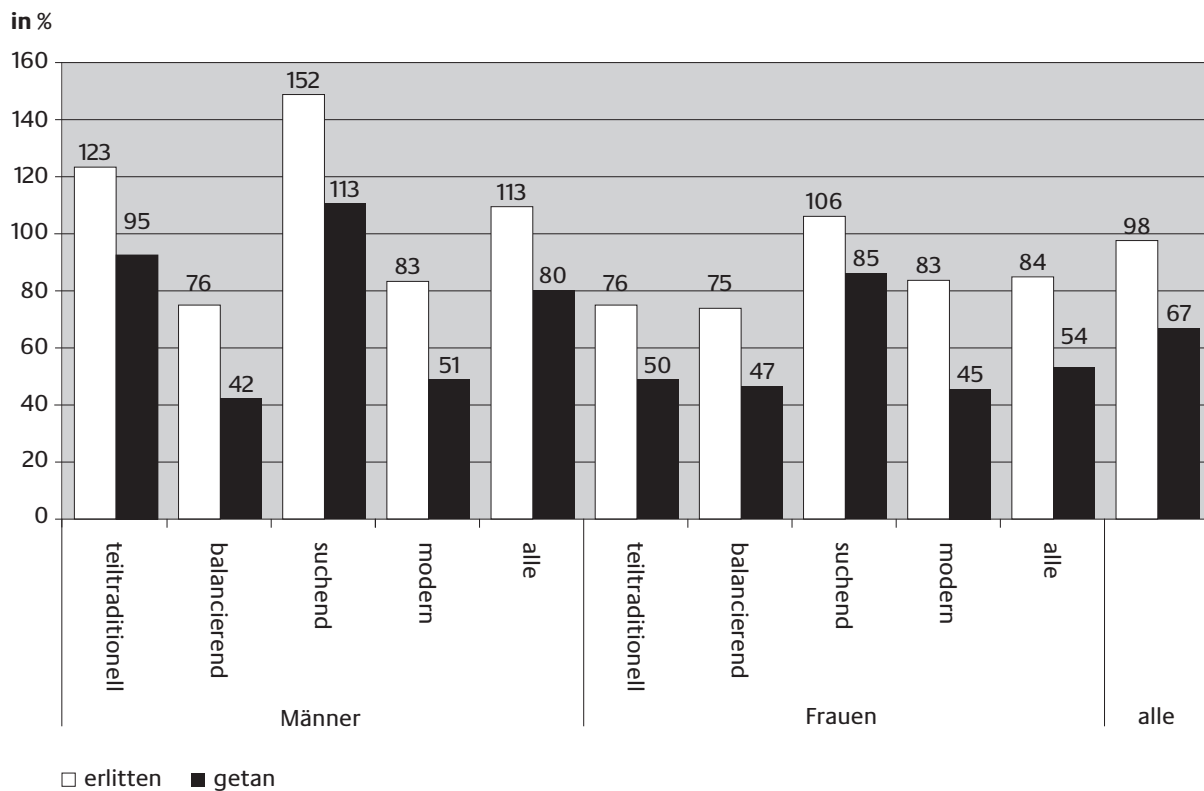
Basis sind betroffene Opfer unter den Männern und Frauen 2008.

- ▮ Der Hauptort erlittener Gewalt ist die Familie – für Frauen mehr als für Männer: Hier dominiert die alltägliche brachiale Gewalt.
- ▮ Im Schnitt kommen dann andere Orte, der Arbeitsplatz sowie der öffentliche Raum.
- ▮ Am Arbeitsplatz wird vor allem beleidigt und kontrolliert.

Gewalterfahrungen sind nach Geschlechertypen verschieden. Teiltraditionelle und noch mehr suchende Männer sind überdurchschnittlich Opfer und Täter von Gewalt. Bei den Frauen sind es auch die Suchenden, die sowohl mehr Gewalt erleiden als diese auch anderen antun. Es fällt auf, dass moderne Frauen gewalttätiger sind als teiltraditionelle Frauen. Bei den Männern ist das Verhältnis von Teiltraditionellen und Modernen umgekehrt: Moderne Männer neigen weniger zur Gewalt, erleiden auch weniger.

Interessant erscheint der Zusammenhang, dass erlittene wie getane Gewalt parallel zu- oder abnimmt.

Abbildung 144: Erlittene und angetane Gewalt nach Geschlechertypen



Basis sind betroffene Täter und Opfer unter den Männern und Frauen 2008.

Im Folgenden werden tabellarisch für Interessierte differenzierte Auszählungen dokumentiert, die sich selbst erklären.

6.7.1.1 Erlittene Gewalttätigkeit

Tabelle 60: Haben Sie im vergangenen Jahr Folgendes schon einmal erlebt? Sind Sie im letzten Jahr von jemandem ...

		getreten, gestoßen, gebissen, gekratzt oder geohrfeigt worden?	mit etwas beworfen oder mit der flachen Hand geschlagen worden?	mit den Fäusten verprügelt, zusammengeschlagen, mit einer Waffe bedroht oder mit einer Waffe verletzt worden?	zu sexuellen Handlungen gezwungen worden, die Sie nicht wollten?	beleidigt, beschimpft oder angeschrien worden?	in Ihren Handlungen und Aktivitäten kontrolliert worden?	verfolgt und bedrängt worden?
Männer	teiltraditionell	15,9%	20,9%	15,6%	9,1%	26,3%	22,8%	12,2%
	balancierend	7,0%	9,5%	5,3%	1,1%	24,3%	24,3%	4,2%
	suchend	19,3%	19,8%	19,6%	15,4%	32,4%	28,2%	17,6%
	modern	5,7%	9,1%	7,8%	2,2%	25,2%	27,8%	5,7%
	alle	12,8%	15,6%	12,8%	7,7%	27,4%	25,8%	10,7%

Fortsetzung Tabelle 60

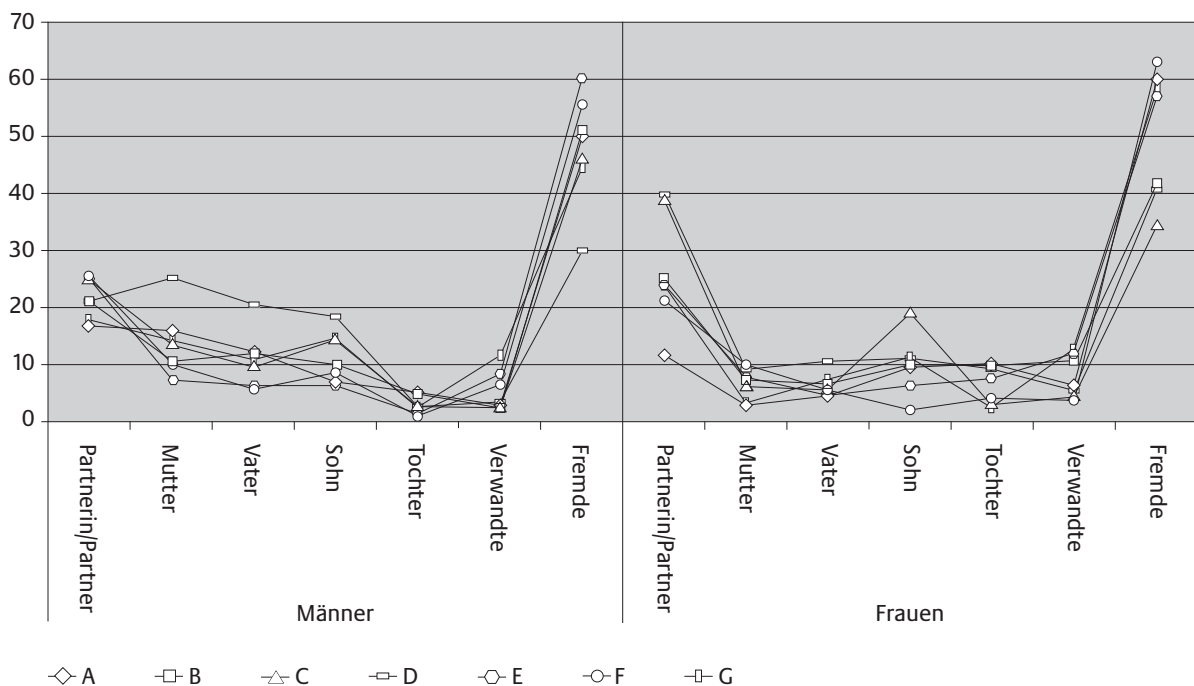
		getreten, gestoßen, gebissen, gekratzt oder geohrfeigt worden?	mit etwas beworfen oder mit der flachen Hand geschlagen worden?	mit den Fäusten verprügelt, zusammengeschlagen, mit einer Waffe bedroht oder mit einer Waffe verletzt worden?	zu sexuellen Handlungen gezwungen worden, die Sie nicht wollten?	beleidigt, beschimpft oder angeschrien worden?	in Ihren Handlungen und Aktivitäten kontrolliert worden?	verfolgt und bedrängt worden?
Frauen	teiltraditionell	8,9%	7,1%	7,7%	8,9%	17,2%	16,6%	10,1%
	balancierend	6,8%	9,0%	1,8%	3,2%	24,8%	24,3%	5,0%
	suchend	16,7%	14,7%	11,5%	9,9%	23,8%	18,7%	10,3%
	modern	5,0%	8,2%	1,7%	2,9%	32,9%	28,6%	4,1%
	alle	8,4%	9,6%	4,4%	5,2%	26,2%	23,6%	6,4%
alle	10,6%	12,5%	8,5%	6,4%	26,8%	24,6%	8,5%	

Basis sind betroffene Opfer unter den Männern und Frauen 2008.

Abbildung 145: Haben Sie im vergangenen Jahr Folgendes schon einmal erlebt? Sind Sie im letzten Jahr von jemandem ...

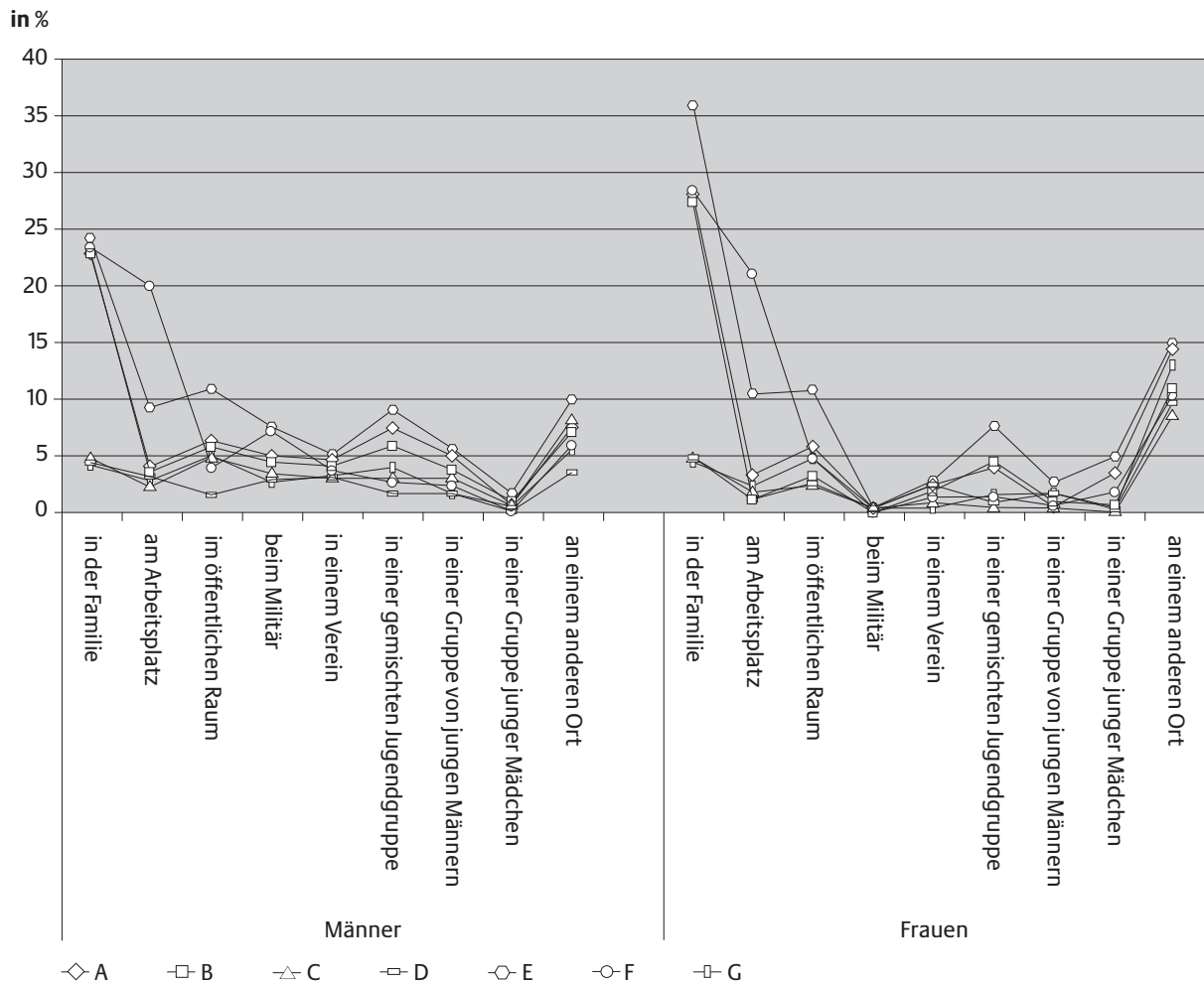
- A** getreten, gestoßen, gebissen, gekratzt oder geohrfeigt worden?
- B** mit etwas beworfen oder mit der flachen Hand geschlagen worden?
- C** mit den Fäusten verprügelt, zusammengeschlagen, mit einer Waffe bedroht oder mit einer Waffe verletzt worden?
- D** zu sexuellen Handlungen gezwungen worden, die Sie nicht wollten?
- E** beleidigt, beschimpft oder angeschrien worden?
- F** in Ihren Handlungen und Aktivitäten kontrolliert worden?
- G** verfolgt und bedrängt worden?

in %



Basis sind betroffene Opfer unter den Männern und Frauen 2008.

Abbildung 146: Wenn Sie noch einmal an Ihr ganzes zurückliegendes Leben denken: An welchen Orten sind Ihnen die folgenden Dinge angetan worden? Wo sind Sie ...
A getreten, gestoßen, gebissen, gekratzt oder gehrfeigt worden?
B mit etwas beworfen oder mit der flachen Hand geschlagen worden?
C mit den Fäusten verprügelt, zusammengeschlagen, mit einer Waffe bedroht oder mit einer Waffe verletzt worden?
D zu sexuellen Handlungen gezwungen worden, die Sie nicht wollten?
E beleidigt, beschimpft oder angeschrien worden?
F in Ihren Handlungen und Aktivitäten kontrolliert worden?
G verfolgt und bedrängt worden?



Basis sind betroffene Opfer unter den Männern und Frauen 2008.

6.7.1.2 Eigene Gewalttätigkeit

Tabelle 61: Haben Sie im letzten Jahr mit einer Person Folgendes gemacht?

		getreten, gestoßen, gebissen, gekratzt oder geohrfeigt?	mit etwas beworfen oder mit der flachen Hand geschlagen?	mit den Fäusten verprügelt, zusammenschlagen, mit einer Waffe bedroht oder mit einer Waffe verletzt?	zu sexuellen Handlungen gezwungen, die sie/er nicht wollte?	beleidigt, beschimpft oder angeschrien?	in ihren/seinen Handlungen und Aktivitäten kontrolliert?	verfolgt und bedrängt?
Männer	teiltraditionell	18,8%	13,4%	11,6%	10,0%	18,1%	15,0%	8,4%
	balancierend	7,2%	4,6%	2,1%	1,1%	14,4%	10,6%	2,1%
	suchend	16,5%	14,2%	13,4%	11,2%	24,0%	18,4%	14,8%
	modern	5,6%	6,5%	3,0%	2,6%	17,4%	13,5%	2,6%
	alle	13,1%	10,2%	8,2%	6,8%	18,9%	14,7%	7,7%
Frauen	teiltraditionell	5,7%	7,1%	4,1%	1,2%	16,6%	8,3%	7,1%
	balancierend	6,8%	6,3%	0,9%	0,7%	19,4%	12,4%	0,7%
	suchend	14,7%	11,1%	7,5%	8,7%	19,8%	15,9%	7,1%
	modern	5,2%	5,0%	0,2%	1,0%	18,8%	14,2%	0,7%
	alle	7,7%	6,9%	2,4%	2,4%	18,9%	13,1%	2,8%
alle	10,7%	8,5%	5,2%	4,5%	18,9%	13,9%	5,2%	

Basis sind betroffene Täterinnen und Täter unter den Männern und Frauen 2008.

Abbildung 147: Haben Sie im letzten Jahr mit einer Person Folgendes gemacht:

A getreten, gestoßen, gebissen, gekratzt oder gehohlet?

B mit etwas beworfen oder mit der flachen Hand geschlagen?

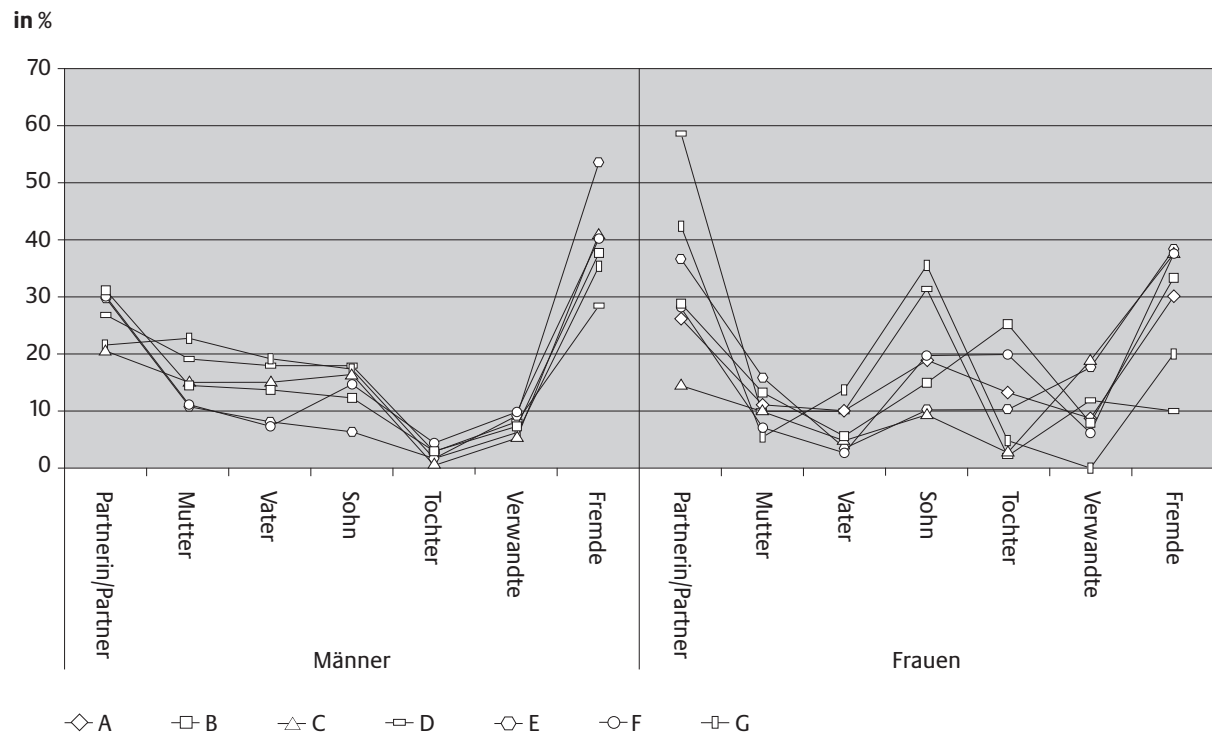
C mit den Fäusten verprügelt, zusammengeschlagen, mit einer Waffe bedroht oder mit einer Waffe verletzt?

D zu sexuellen Handlungen gezwungen, die sie/er nicht wollte?

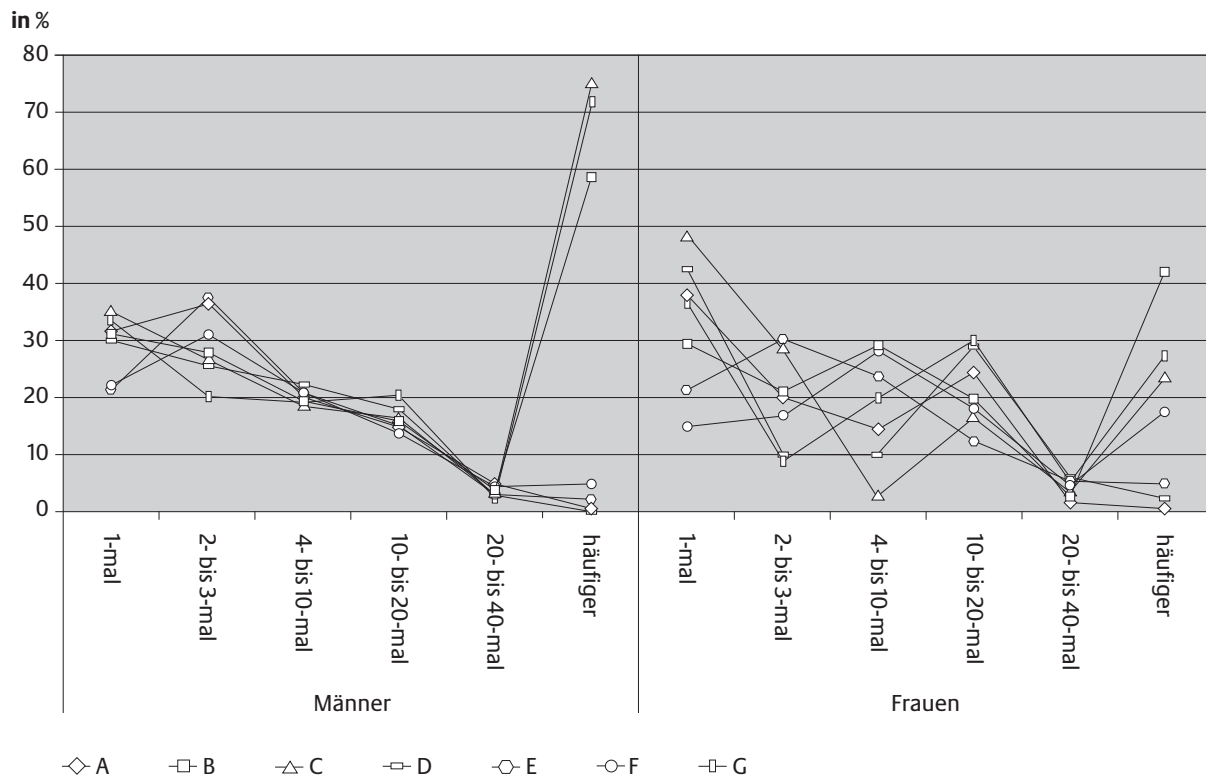
E beleidigt, beschimpft oder angeschrien?

F in ihren/seinen Handlungen und Aktivitäten kontrolliert?

G verfolgt und bedrängt?



Basis sind betroffene Täterinnen und Täter unter den Männern und Frauen 2008.

Abbildung 148: Wie oft haben Sie Folgendes im letzten Jahr mit jemandem gemacht:**A** getreten, gestoßen, gebissen, gekratzt oder geohrfeigt?**B** mit etwas beworfen oder mit der flachen Hand geschlagen?**C** mit den Fäusten verprügelt, zusammengeschlagen, mit einer Waffe bedroht oder mit einer Waffe verletzt?**D** zu sexuellen Handlungen gezwungen, die sie/er nicht wollte?**E** beleidigt, beschimpft oder angeschrien?**F** in ihren/seinen Handlungen und Aktivitäten kontrolliert?**G** verfolgt und bedrängt?

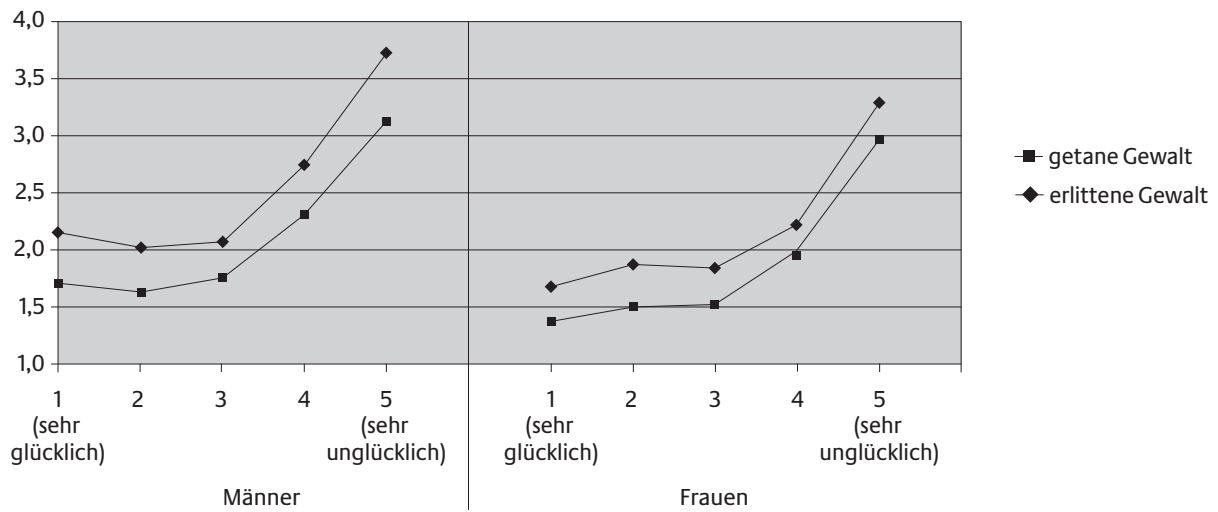
Basis sind betroffene Täterinnen und Täter unter den Männern und Frauen 2008.

6.7.2 Hintergründe

Die Studie lässt ansatzweise Hintergründe der erlittenen wie getanen Gewalt von Männern und Frauen erkennen. Für diese Analysen wird ein Summenindex „erlittene Gewalt“ und „getane Gewalt“ errechnet, in dem die Antwortwerte auf sieben Gewaltstufen addiert werden. Auf diese Weise liegen die Befragten auf einer Skala von „1 = keinerlei Gewalt“ bis „8 = viel Gewalt“.

Die Datenanalyse bringt einen engen Zusammenhang zwischen glücklicher Kindheit und Gewalt ans Licht. Je unglücklicher die Kindheit erlebt wurde, desto eher erleiden heute Befragte vielfältige Gewalt und geben diese an andere weiter.

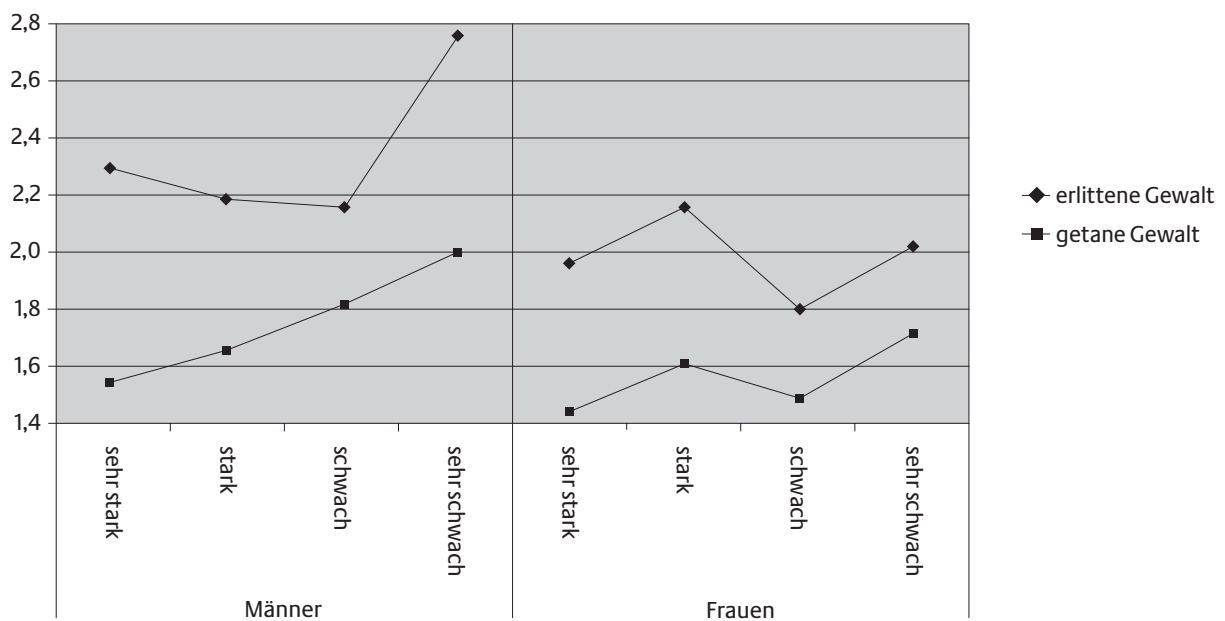
Abbildung 149: Kindheitsglück mindert Gewalt



Summenindex – Mittelwerte (1 = „keine Gewalt“, 8 = „viel Gewalt“), Männer und Frauen 2008

Auf die Gewaltformen im Leben der Befragten wirkt sich aus, wie jemand seinen Vater erlebt hat. Wir bündeln die Einzeldaten zu einigen Tätigkeiten des eigenen Vaters in der Kindheit (für die Schule lernen, strafen, trösten) mit Kontaktintensität und Bindung heute, Kenntnis der beruflichen Tätigkeit und Körperkontakt als Kind. Diesen neu errechneten Index nennen wir „Vatererfahrung“. Diese kann sehr stark sein, stark, schwach oder sehr schwach. Je intensiver die Vatererfahrung war/ist, desto niedriger sind die Mittelwerte für erlittene wie getane Gewalt. Männer und Frauen unterschieden sich in dieser Frage: Bei den Männern hat die Vatererfahrung mehr Gewicht als bei Frauen.

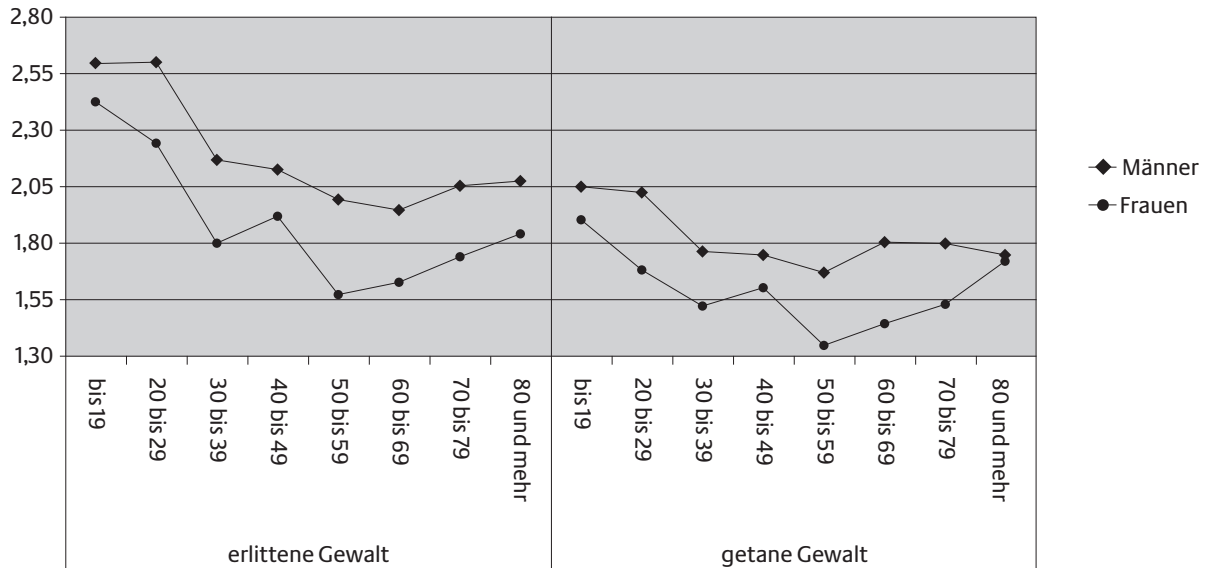
Abbildung 150: Vatererfahrung und Gewalt (nach Geschlecht)



Summenindex – Mittelwerte (1 = „keine Gewalt“, 8 = „viel Gewalt“), Männer und Frauen 2008

Hinzuweisen ist schließlich auf die Rolle des Alters. Sowohl bei Frauen als auch bei Männern nimmt Gewalt in beiden Grundformen zu den jüngeren Befragten hin zu: sowohl die erlittene als auch die getane. Dabei bleibt der Unterschied zwischen den Geschlechtern stabil: Männer sind mehr als Frauen sowohl Opfer als auch Täter.

Abbildung 151: Erlittene und getane Gewalt nach Geschlecht und Alter



Summenindex – Mittelwerte (1 = „keine Gewalt“, 8 = „viel Gewalt“), Männer und Frauen 2008

VII. Spiritualität, Religion, Kirche

Wurde in den 1950er-Jahren, als in Deutschland kirchliche bzw. kirchenbezogene Sozialforschung aufkam, danach gefragt, inwieweit die Menschen den Erwartungen ihrer Kirche nachkommen – und das hinsichtlich der Lehren, Normen, Praxis und Fragen der Organisation¹⁹¹ –, hat sich seit den 1970er-Jahren die kircheneigene bzw. kirchennahe Forschung den Fragestellungen moderner Religionssoziologie geöffnet.¹⁹² Das setzt die soziologische Einsicht voraus, dass Leben heute kein „Großunternehmen in öffentlicher Hand“, also institutionengesteuert ist. Vielmehr ist Leben heute ein „Kleinstunternehmen in privater Hand“ (Thomas Luckmann). Identitäten werden nicht mehr zugewiesen, sondern in einem lebenslangen Prozess, eingebettet in die soziale Umwelt, eigenverantwortlich geformt: Zumindest besteht dieser Anspruch, auch wenn ihm viele – immer mehr? – nicht nachkommen können. Moderne Religionsforschung setzt daher nicht mehr bei der Institution (allein) an (auch diese Fragestellung hat immer noch ihren Reiz), um sich von dort zur Person vorzuarbeiten. Vielmehr geht sie von der Person aus und fragt von dort nach der Bedeutung der Institution für die Person und ihre Lebenswelt.

In der Person sind religionssoziologisch zwei Dimensionen zu unterscheiden: die Kraft und Energie des religiösen Gefühls einerseits, das „Glaubenshaus“ andererseits, das ein Mensch einrichtet und gleichsam mit seiner „kosmisch unbehausten Seele“ bewohnt. Die energetische Seite soll in den kommenden Ausführungen mit „*Religiosität*“ bezeichnet werden und ist eine Art existenzielle Energie, mit der eine Person mehr oder weniger stark ausgestattet sein kann. Davon unterscheiden wir „*Religion*“ im Sinn der kognitiven Seite: das, woran ein Mensch „glaubt“, der Glaubenskosmos, den er sich einrichtet bzw. den er als vorgefundenen sich aneignet.

Von da aus soll weiter erkundet werden, inwieweit sich die persönliche Religiosität mit ihrer kognitiven Seite (der „*Religion*“) in eine religiöse Gemeinschaft einbindet. Diesen Aspekt nennen wir „*Kirchlichkeit*“.

Für die Erkundung der *Religiosität* stehen in der Studie folgende Items zur Verfügung:

- I religiöse Selbsteinschätzung
- I religiöse Erziehung in der Kindheit
- I im Blick auf Religiosität einflussreiche Personen in der Kindheit
- I Auswirkungen der persönlichen Religiosität
- I Gespräch über religiöse Fragen (mit einem Mann, mit einer Frau)

¹⁹¹ Boos-Nünning, Ursula: Dimensionen der Religiosität. Zur Operationalisierung und Messung religiöser Einstellungen, München 1972.

¹⁹² Dass dies kein bruchloser Prozess war, zeigt die Geschichte der Religionssoziologie in Deutschland nach dem Krieg und besonders die der Sektion „Religionssoziologie“ in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS). Vgl. hierzu: Volz, Rainer: „Religionssoziologie“ für Evangelisches Soziallexikon (ESL). Neuausgabe, hrsg. von Honecker, Martin/Jähnichen, Traugott u. a., Stuttgart 2001.

Zur *Religion* (im Sinn der kognitiven Seite der persönlichen Religiosität) zählen wir im Folgenden:

- I Weltdeutungen
- I Gottesbilder
- I Jesusbilder

Kirchlichkeit kommt in den Blick bei den Fragen:

- I Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft (wenn konfessionslos: ob ausgetreten und aus welcher Konfession?)
- I Kirchenverbundenheit (bei Mitgliedern) und Kirchensympathie (bei Nichtmitgliedern)
- I Irritationen
- I Motive der Kirchengliederung: Gratifikationen
- I Kirchgang
- I Bewertung des Einflusses der Kirchen auf das Leben

7.1 Religiosität

Wie Religion definiert werden soll, ist in der interdisziplinären Fachwelt eine Dauerdebatte. Die einen neigen zu einem „substantivischen“ bzw. substanziellen Begriff und füllen diesen mit einem Bezug des Menschen zu einer „Welt Gottes“, deren Hauptmerkmale paradiesisch sind und die vor allem mit dem Sieg über den Tod zu tun hat. Andere definieren „funktional“ und sehen jede Transzendenzbewegung des Menschen bereits als „religiös“ an. Wer so definiert, kennt letztlich keinen unreligiösen Menschen, denn Transzendieren von Raum und Zeit ist für den vernunftbegabten Menschen konstitutiv. Da aber beide Ansätze gute Argumente für sich haben, lohnt sich ein Mischmodell. Religion kann dann substantivisch bzw. substanziell wie funktional umrissen werden.

7.1.1 Religiöse Selbsteinschätzung

In dieser Studie wählen wir einen anderen Zugang. Wir fragen die Menschen, wie sie sich selbst in religiöser Hinsicht einschätzen. Das setzt eine Kultur voraus, in der das Wort „religiös“ zum sprachlichen Grundbestand gehört: was in Europa nach einer Jahrtausendealten christentümlichen Geschichte der Fall ist.

Einmal abgesehen davon, ob Sie in die Kirche gehen oder nicht – würden Sie sagen, dass Sie heute ein religiöser Mensch, kein religiöser Mensch oder ein überzeugter Atheist sind?

- I 1 ein religiöser Mensch
- I 2 kein religiöser Mensch
- I 3 ein überzeugter Atheist
- I 9 weiß nicht/keine Angabe

38% der Deutschen haben sich 2008 selbst als religiöse Menschen bezeichnet. Fast ebenso viele (36%) halten sich für unreligiös. 18% haben sich den überzeugten Atheisten zugeordnet.

Dabei ist es nicht einfach zu sagen, was die Befragten unter Atheismus verstehen. Zwar könnte man meinen, dass gerade in Ostdeutschland nach vierzigjähriger Indoktrination in Sachen „Atheismus“ die Menschen wissen müssten, dass dieser kognitive Gottesverneinung meint. Die Korrelation zwischen den Antworten auf die Frage nach der persönlichen Selbsteinschätzung und jener nach dem Gottesbild (im Fragebogen die unmittelbar folgende Frage) lassen aber Zweifel aufkommen. Denn eine beachtliche Zahl von „überzeugten Atheisten“ stimmt einem personalen Gott zu oder hat lediglich

Zweifel an seiner Existenz: wobei es durchaus möglich ist, theologisch anzunehmen, dass Atheisten oftmals „einen Gott leugnen, den es Gott sei Dank nicht gibt“ (Karl Rahner). Könnte sich zudem der Begriff „Atheismus“ unter der Hand bei einem Teil der Bevölkerung zu einem Begriff der Kirchenablehnung verschoben haben? Nachfragen bei den „überzeugten Atheisten“ in Ostdeutschland stützen einen solchen Verdacht.

Bei einer neuerlichen Fragebogenredaktion wäre es zudem zumindest theoretisch, wenn auch nicht unbedingt alltagspragmatisch konsequenter, die religiöse Selbsteinschätzung mit Hilfe einer fünfteiligen Skala von 1 = „ganz und gar unreligiös“ und 5 = „sehr religiös“ vorzunehmen.¹⁹³ Dann würde das Thema des Atheismus dorthin wandern, wo es sachlich letztlich hingehört: zur „Religion“, also zur kognitiven Seite der Religiosität. Dabei könnte sich zeigen, dass es religiöse Atheisten und unreligiöse Gottgläubige gibt.

Dennoch: In der vorliegenden Studie wurde die theoretische Schwäche dieses Items in Kauf genommen, um die Daten zwischen den Erhebungen 1998 und 2008 vergleichen zu können.

Die Religiosität nimmt mit den Alterskohorten in Richtung Jüngere ab, bei den Frauen (von 52% bei den 70- bis 79-jährigen) hin zu den bis 19-jährigen (33%) um 19 Prozentpunkte, bei den Männern von 55% (70–79) auf 25% (20–29) um 30 Prozentpunkte. Die unter 20-jährigen Männer sind allerdings deutlich religiöser. Männer neigen im Schnitt mehr zum überzeugten Atheismus (24%) als Frauen (16%).

Tabelle 62: Selbsteinschätzung nach Alter

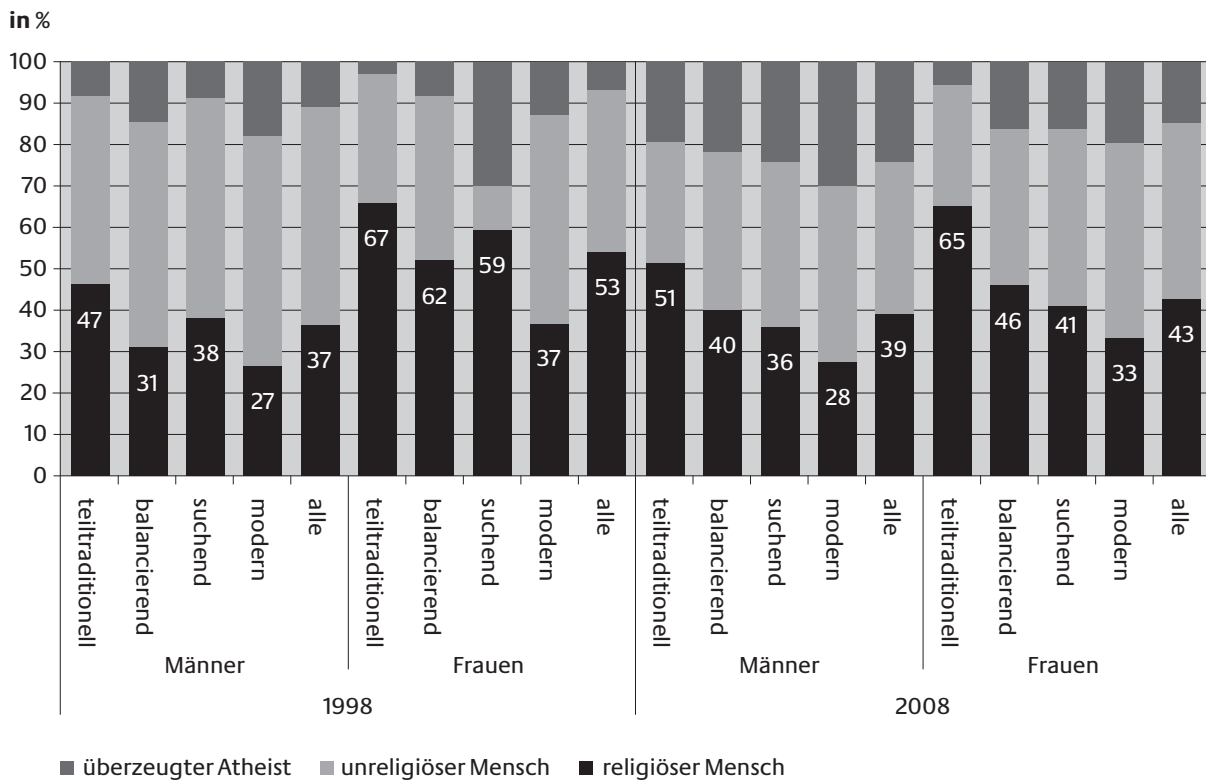
		ein religiöser Mensch	kein religiöser Mensch	ein überzeugter Atheist
Männer	bis 19	42%	39%	19%
	20–29	25%	46%	29%
	30–39	33%	40%	27%
	40–49	38%	40%	22%
	50–59	42%	35%	23%
	60–69	51%	30%	19%
	70–79	55%	23%	23%
	80 und mehr	45%	32%	24%
	alle	39%	37%	24%
Frauen	bis 19	33%	47%	19%
	20–29	40%	43%	17%
	30–39	34%	44%	22%
	40–49	44%	36%	21%
	50–59	45%	46%	9%
	60–69	45%	44%	11%
	70–79	52%	36%	12%
	80 und mehr	51%	35%	14%
	alle	43%	41%	16%
alle	41%	39%	19%	

Männer und Frauen 2008

¹⁹³ Dazu: Zulehner, Paul M./Tomka, Miklos/Naletova, Inna: Religionen und Kirchen in Ost(Mittel)Europa. Entwicklungen der letzten zehn Jahre, Ostfildern 2008.

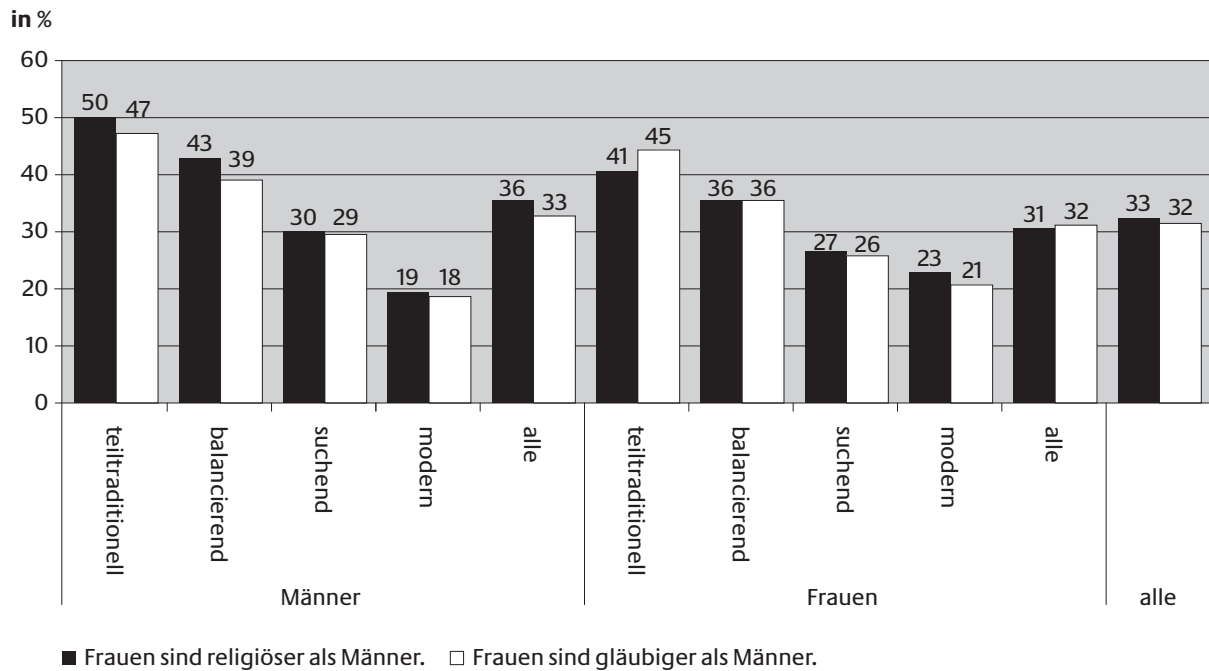
Das religiöse Gesamtpotenzial von Frauen (1998: 63%, 2008: 43%) ist deutlich schwächer geworden, jenes von Männern ist gewachsen (1998: 37%, 2008: 39%). Als religiös bezeichnen sich insbesondere die teiltraditionellen Frauen (1998: 67%, 2008: 65%). Die Modernen (Männer 2008: 28%; Frauen 2008: 33%) sind ihrer Aussage gemäß am wenigsten religiös. Hinsichtlich der persönlichen Religiosität haben sich Männer und Frauen in den letzten zehn Jahren auf einem niedrigen Niveau angenähert. Auffällig ist die Zunahme der „überzeugten Atheisten“ in den vergangenen zehn Jahren bei beiden Geschlechtern.

Abbildung 152: Selbsteinschätzung der Religiosität nach Geschlecht und Geschlechertypen



Männer und Frauen 1998/2008

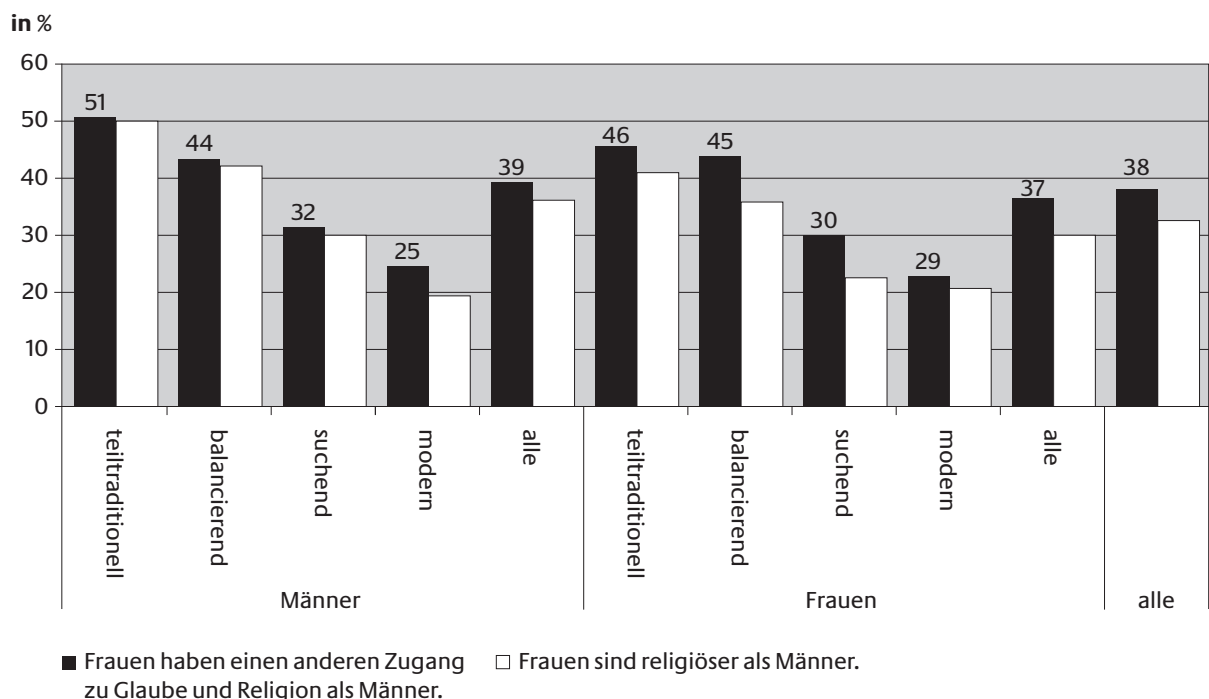
Traditionellerweise wird gesagt, dass Frauen religiöser seien als Männer. In nahezu allen vorliegenden Studien wird dies auch empirisch untermauert. Ist dies heute nicht mehr so? Wir haben die Ansicht der Bevölkerung zu dieser Frage eingeholt und folgende Aussagen vorgelegt: „Frauen sind religiöser als Männer“ und „Frauen sind gläubiger als Männer“. Durch die zweifache Formulierung sollte auch methodisch mitgeklärt werden, ob die Menschen zwischen Religion und Glaube, religiös und gläubig Unterschiede machen: was – wie die Abbildung auf Anhieb erkennen lässt – nicht der Fall ist, auch wenn hohe Theologie sich darum noch so sehr müht.

Abbildung 153: „Frauen sind religiöser/gläubiger als Männer.“

Männer und Frauen 2008

Das Ergebnis kann so gedeutet werden, dass die traditionelle Ansicht von der religiösen/gläubigen Höherbegabung von Frauen von Teiltraditionellen durchaus akzeptiert wird. Moderne hingegen teilen diese Ansicht nicht mehr. Die Zahlen unserer Studie belegen ausreichend, dass sich der Unterschied zwischen den Geschlechtern in dieser Frage massiv relativiert hat, bei den Frauen stark nach unten, bei den Männern leicht nach oben.

Allerdings könnte es sein, dass es trotz quantitativer Annäherung von Männern und Frauen in Sachen Religion nach wie vor qualitative Unterschiede im Zugang gibt. Auch danach haben wir uns erkundigt.

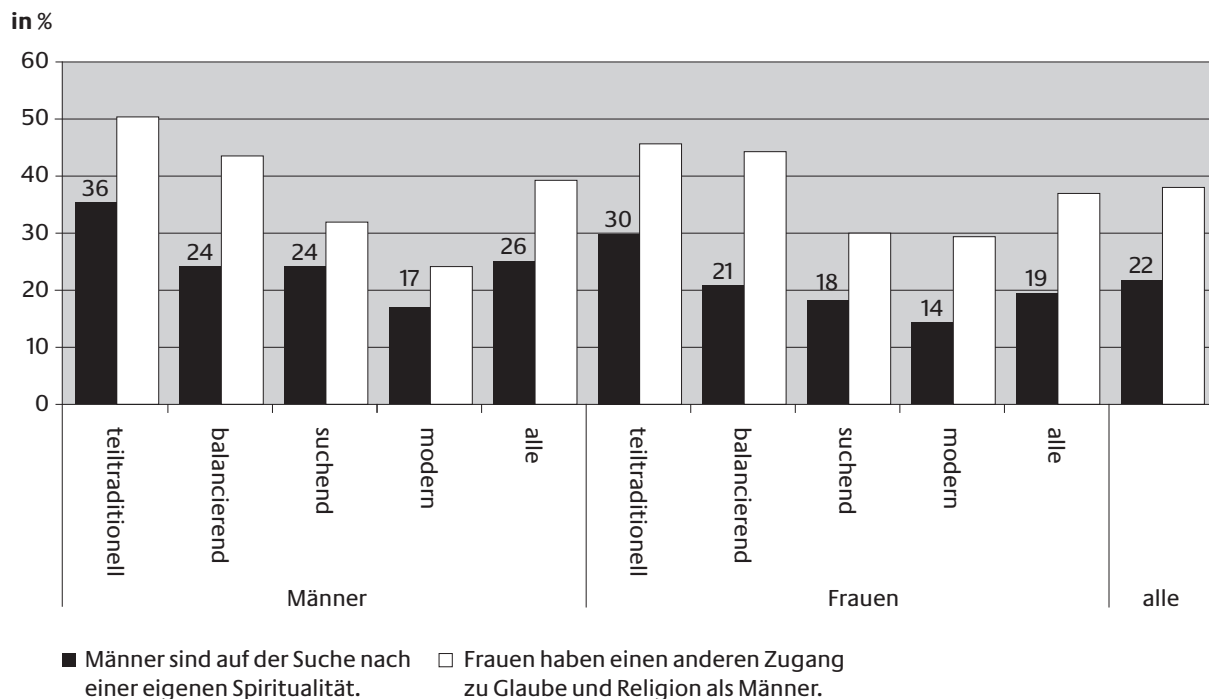
Abbildung 154: „Frauen haben einen anderen Zugang zu Glaube und Religion als Männer.“

Männer und Frauen 2008

Der Aussage „*Frauen haben einen anderen Zugang zu Glaube und Religion als Männer*“ können auch jene Befragten etwas mehr abgewinnen, welche ansonsten keinen Unterschied in der Gläubigkeit zwischen Männern und Frauen sehen können.

Dieser Position verwandt ist die Aussage: „*Männer sind auf der Suche nach einer eigenen Spiritualität.*“ Auch sie zielt auf eine Art Gender-Mainstreaming in Sachen religiöser Praxis bei Männern und Frauen. Hier öffnet sich neuerlich der Abstand zwischen den Geschlechtern. Denn dass Männer nach einer eigenen Spiritualität suchen, wird weniger gesehen, als dass Frauen einen anderen Zugang als Männer haben.

Abbildung 155: „Männer sind auf der Suche nach einer eigenen Spiritualität.“

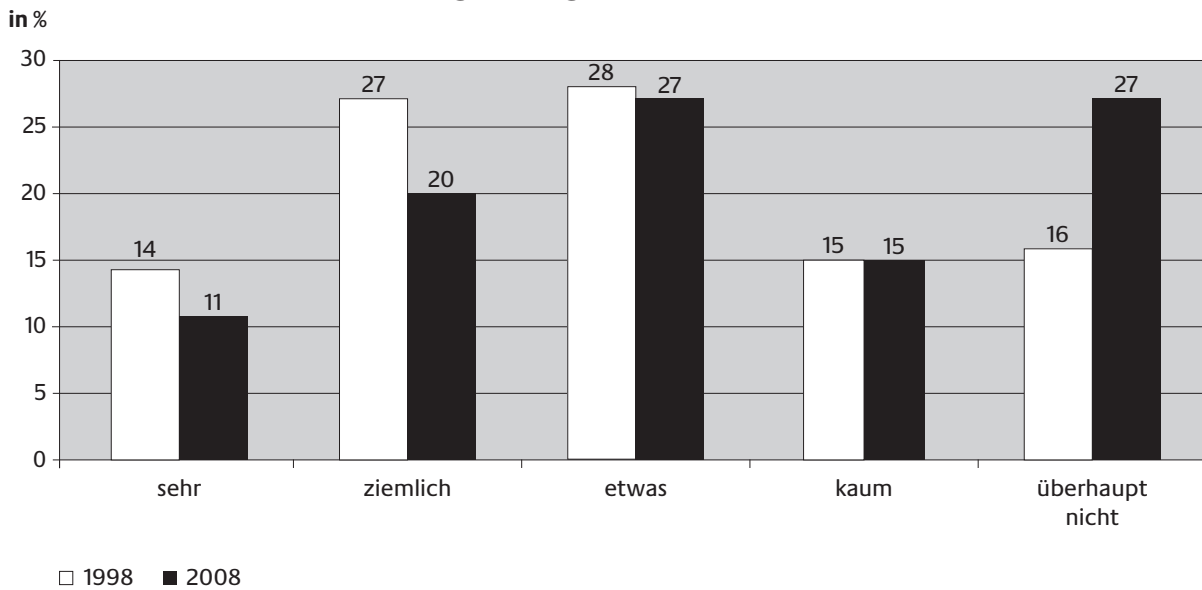


Männer und Frauen 2008

7.1.2 Religiöse Formung

Persönliche Religiosität verdankt sich einer religiösen Erziehung in der Kindheit. Hier wird der Grund zu ihr gelegt, wenngleich sie sich heute im Lauf eines Lebens leichter als früher verändern kann: durch eine Art schleichende Verdunstung, aber auch durch eine unplanbare überraschende Konversion.

Abbildung 156: Rückgang in der religiösen Kindererziehung
„Sind Sie als Kind religiös erzogen worden?“



Männer und Frauen 1998/2008

Die religiöse Erziehung in der Kindheit ist (auf die eigene Kindheit rückblickend) in den letzten zehn Jahren deutlich rückläufig. Vor allem der Anteil jener, die überhaupt keine religiöse Erziehung als Kind erfahren haben, hat sich, von 16% auf 27%, nahezu verdoppelt.

Heute religiöse Menschen hatten zu 56% eine zumindest ziemlich religiöse Erziehung, die unreligiösen Personen lediglich zu 14% und die überzeugten Atheisten zu 11%. Letztere wurden zu 75% so gut wie nicht religiös erzogen: Es scheint eine Art Vererbung der Weltdeutung zu geben. Bei den Unreligiösen hatten 57% kaum eine religiöse Erziehung genossen.¹⁹⁴

So stark aber die Überlieferung von Weltdeutungen durch Erziehung ist: Es gibt eben auch die Abweichungen von der Regel, dass Weltdeutung in der „Primärsozialisation“ erlernt wird. Konversionen im Sinn von Kontrasozialisation könnten vor allem dann wahrscheinlicher werden, wenn die Regie über die Weltdeutung im Zuge des „Zwangs zur Wahl“ (Peter L. Berger¹⁹⁵) von den Personen selbst übernommen werden muss und auch selbstbewusst übernommen wird.¹⁹⁶

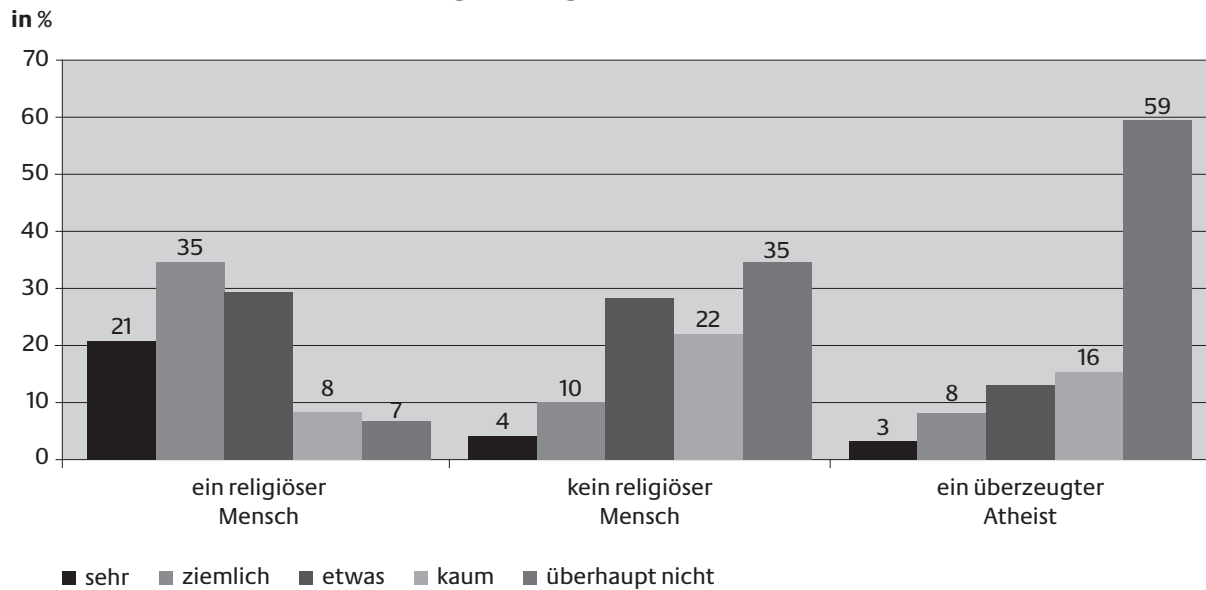
Organisationen, zu deren unternehmerischer „Mission“ die Vermittlung tradierter Weltdeutungen gehört (das können Kirchen, aber auch die neu aufkommenden Organisationen des Atheismus sein), bekommen durch diese Personalisierung und Biografisierung der „Glaubensentscheidung“ neue Chancen. „Mission“ wird modern.¹⁹⁷

¹⁹⁴ Damit werden entsprechende Auswertungen unserer Studie „Männer im Aufbruch“ von 1998 und eine Auswertung entsprechender Daten der Europäischen Wertestudie von 1992 bestätigt. Vgl. Volz, Rainer: Über die Hartnäckigkeit des „kleinen“ Unterschieds – Religiosität und Kirchlichkeit im Vergleich der Geschlechter und ihrer Rollenbilder, in: Lukatis, Ingrid u. a. (Hrsg.): Religion und Geschlechterverhältnis, Opladen 2000, dort: 120–124.

¹⁹⁵ Berger, Peter L.: Der Zwang zur Häresie, Frankfurt 1980.

¹⁹⁶ Vgl. Engelbrecht, Martin u. a.: Was Männern Sinn gibt – Leben zwischen Welt und Gegenwelt, Stuttgart 2007.

¹⁹⁷ Vgl. Sparr, Walter (Hrsg.): Wer schreibt meine Lebensgeschichte? Biografie, Autobiografie, Hagiografie und ihre Entstehungszusammenhänge, Gütersloh 1990, 197–247.

Abbildung 157: Erziehungskarrieren**„Sind Sie als Kind religiös erzogen worden?“**

Männer und Frauen 2008

7.1.3 Für Religiosität einflussreiche Personen in der Kindheit

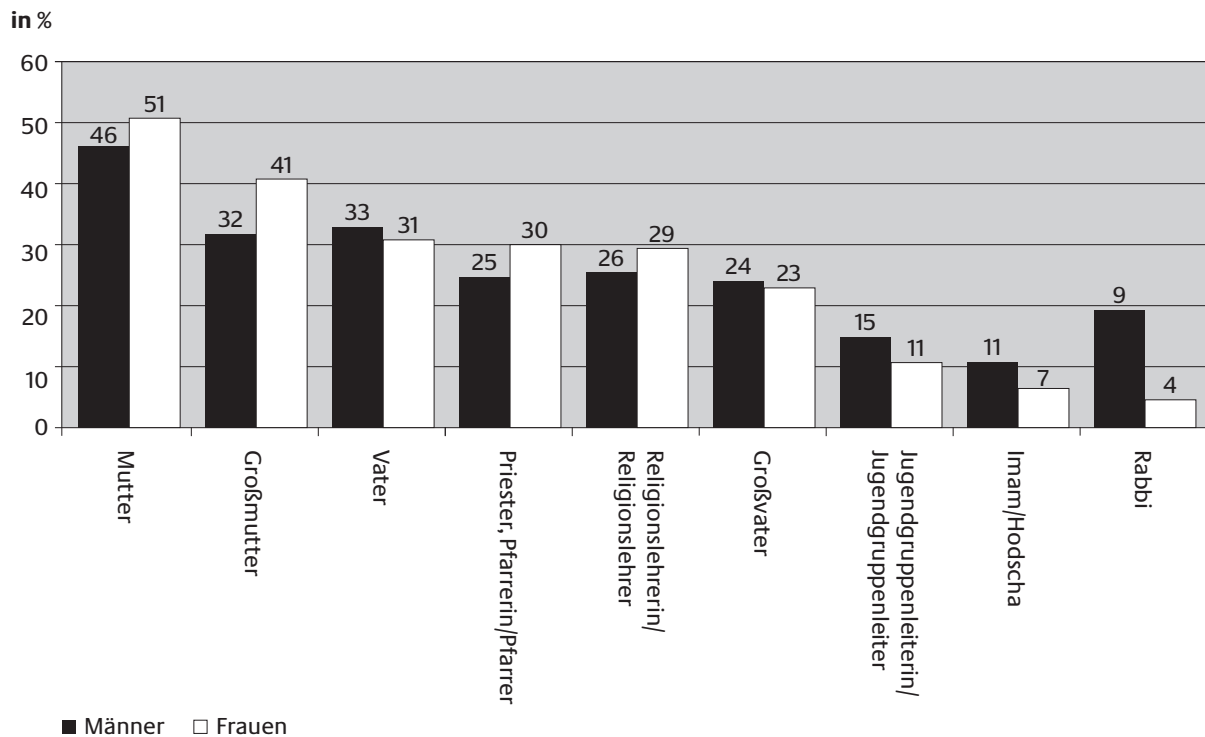
Wie stark der familiäre Lebensraum Grundlage der religiösen Erziehung ist, kann der Liste der für die religiöse Erziehung einflussreichen Personen entnommen werden. Zudem wird deutlich, wie sehr die religiöse Kindererziehung kulturell an Frauen delegiert ist. Mütter und Großmütter führen die Liste an. Väter und noch mehr Großväter sind weniger bedeutsam.

An dieser Stelle sei an den markanten Rückgang an Religiosität zumal bei modernen Frauen erinnert. Für die religiöse Erziehung folgt daraus, dass die Hauptträgerinnen der Tradierung von Religiosität, Religion und Kirchlichkeit zunehmend ausfallen!

Dabei bleibt es natürlich für die religiösen Organisationen (Kirchen) sinnvoll, die Familien – und hier nicht nur die Mütter, sondern zunehmend auch die Väter, dazu die Großmütter und die Großväter – für die Aufgabe einer religiösen Formung ihrer Kinder und Enkelkinder zu motivieren und zu qualifizieren.

Dennoch ist es für die Kirchen realistisch, sich künftig nicht nur auf die familiäre religiöse Erziehung zu verlassen, sondern sich auch über ihr eigenes (haupt- oder ehrenamtliches) Personal und ihre gemeindlichen Netzwerke um die religiöse Formung der nachwachsenden Generation zu kümmern. Sich allein auf die Familien und hier wieder die Frauen zu verlassen, würde vorhersehbar zu einer nachhaltigen Schwächung der sozioreligiösen Dimension der Kultur in Deutschland führen. Insofern könnten die auf der Liste seltener genannten Personen (Priester, Pfarrfrauen und Pfarrer, Religionslehrerinnen und Religionslehrer, Jugendleiterinnen und Jugendleiter, Imame/Hodschas und Rabbis) künftig eine größere Bedeutung gewinnen.

Abbildung 158: Welche Personen haben für die Religiosität in Ihrer Jugend eine Rolle gespielt?
 „Sagen Sie mir bitte zu jeder Person, die ich Ihnen jetzt vorlese, welche Rolle diese Person für Ihre Religiosität in Ihrer Jugend gespielt hat.“



Männer und Frauen 2008

Tabelle 63: Für die eigene Religiosität einflussreiche Personen

		Mutter	Großmutter	Vater	Priester, Pfarrer/-in	Religionslehrer/-in	Großvater	Jugendgruppenleiter/-in	Imam/Hodscha	Rabbi
Männer	teiltraditionell	57%	37%	44%	36%	32%	35%	23%	21%	13%
	balancierend	41%	36%	30%	16%	21%	27%	8%	2%	3%
	suchend	42%	27%	30%	27%	26%	17%	17%	12%	14%
	modern	39%	28%	23%	15%	20%	11%	9%	1%	0%
	alle	46%	32%	33%	25%	26%	24%	15%	11%	9%
Frauen	teiltraditionell	65%	47%	48%	43%	45%	31%	20%	20%	11%
	balancierend	52%	44%	32%	31%	32%	27%	9%	2%	1%
	suchend	45%	36%	26%	24%	23%	22%	13%	11%	6%
	modern	47%	38%	23%	25%	22%	13%	8%	1%	1%
	alle	51%	41%	31%	30%	29%	23%	11%	7%	4%
alle		48%	37%	32%	28%	28%	23%	13%	9%	6%

Männer und Frauen 2008

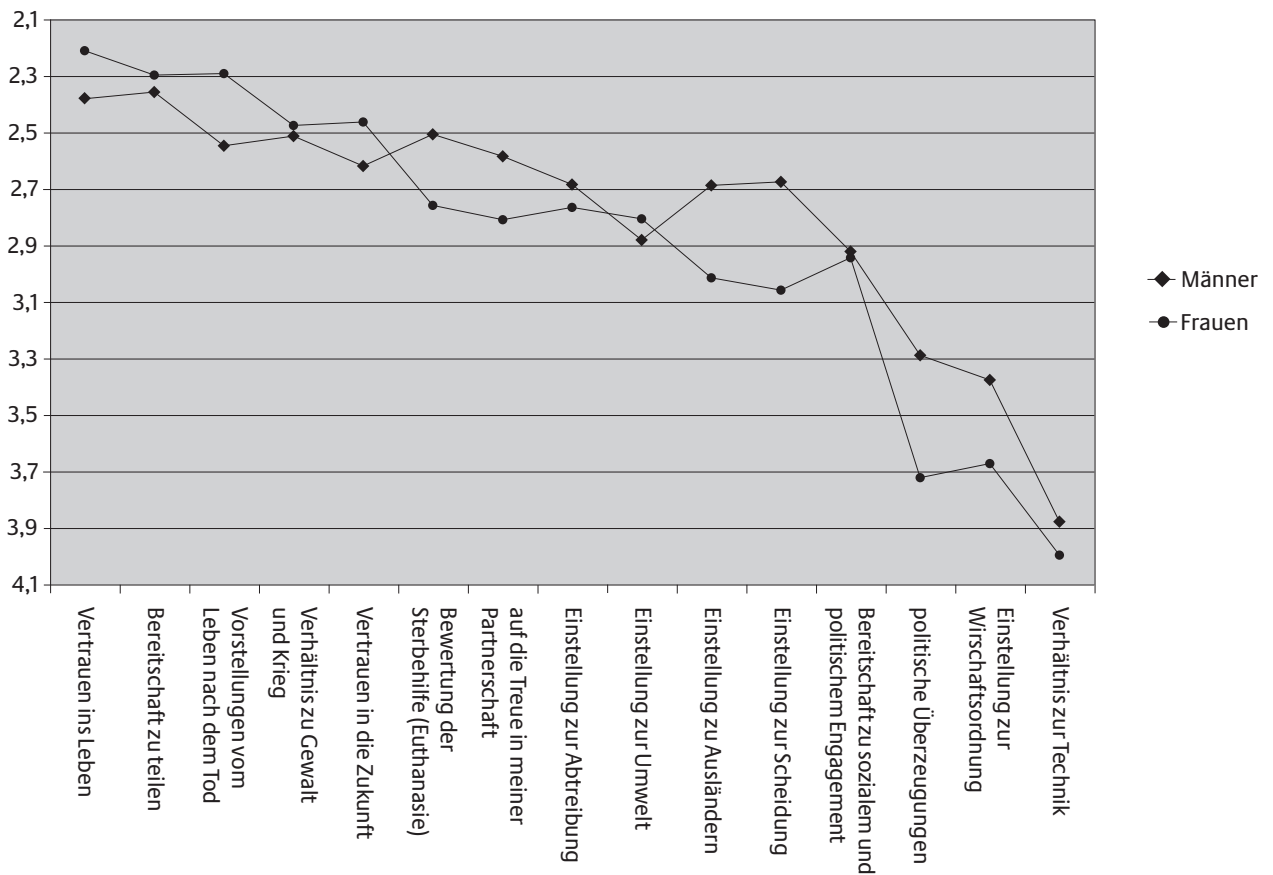
7.1.4 Auswirkungen der persönlichen Religiosität

Die Frage ist, ob und wie stark sich Religiosität auf die Gestaltung des Lebens eines Menschen auswirkt. Der Religionspsychologe Hans Huber nennt dies in der Bertelsmann-Religionsstudie die „Zentralität“ der Religion. Dabei greift dieser Begriff lediglich einen Aspekt der Religion heraus. Religion will nämlich nicht nur gestalten, sondern auch deuten. Deutung und Tun, Theorie und Praxis sind die beiden Seiten der Religion. Zwischen beiden kann nicht nur theoretisch, sondern wird auch faktisch immer eine Kluft sein. Es scheint typisch für uns Menschen zu sein, dass wir mit einem utopischen Überschuss leben, nach mehr aus sind, als stattfindet, Rechnungen immer offenbleiben. Insofern kann jemand eine starke Religiosität haben, die sich ins Leben dennoch nur fragmentarisch auswirkt. Es ist eine zweitrangige Frage, ob man dann diese Kluft (freiheitsarme) Tragik oder (freiheitsbasierte) Schuld oder, auf einen personalen Gott bezogen, (aus gebrochener Freiheit resultierende) Sünde nennt.

Diese grundsätzlichen Überlegungen bedeuten für unsere Daten zweierlei: Einerseits ist es sinnvoll zu fragen, ob Religiosität eine „situative Valenz“ hat, die Weltdeutung also das Tun prägt. Andererseits kann aus mangelnden Auswirkungen nicht der Rückschluss gezogen werden, dass allein deshalb die Religiosität eines Menschen nicht vorhanden sei.

Dazu kommt, dass immer schon – je nach kulturellem Standort der Religion und der lebensgestaltenden Mächtigkeit ihrer Organisationen – Religiosität sich auf die einzelnen Bereiche des Lebens unterschiedlich ausgewirkt hat. In modernen Gesellschaften, die Privatheit und Öffentlichkeit deutlich trennen, kann sich die gestaltende Kraft der Religiosität auf beide lebensweltliche Bereiche erstrecken. Die Sicht der Befragten ist eindeutig: Personbezogene Wirkungen wie Vertrauen (ins Leben, in die Zukunft) werden öfter genannt als Auswirkungen auf politische Überzeugungen, Wirtschaftsordnung oder Technik. Ethische Aspekte (Sterbehilfe, Treue, Abtreibung, Scheidung) rangieren im Mittelfeld.

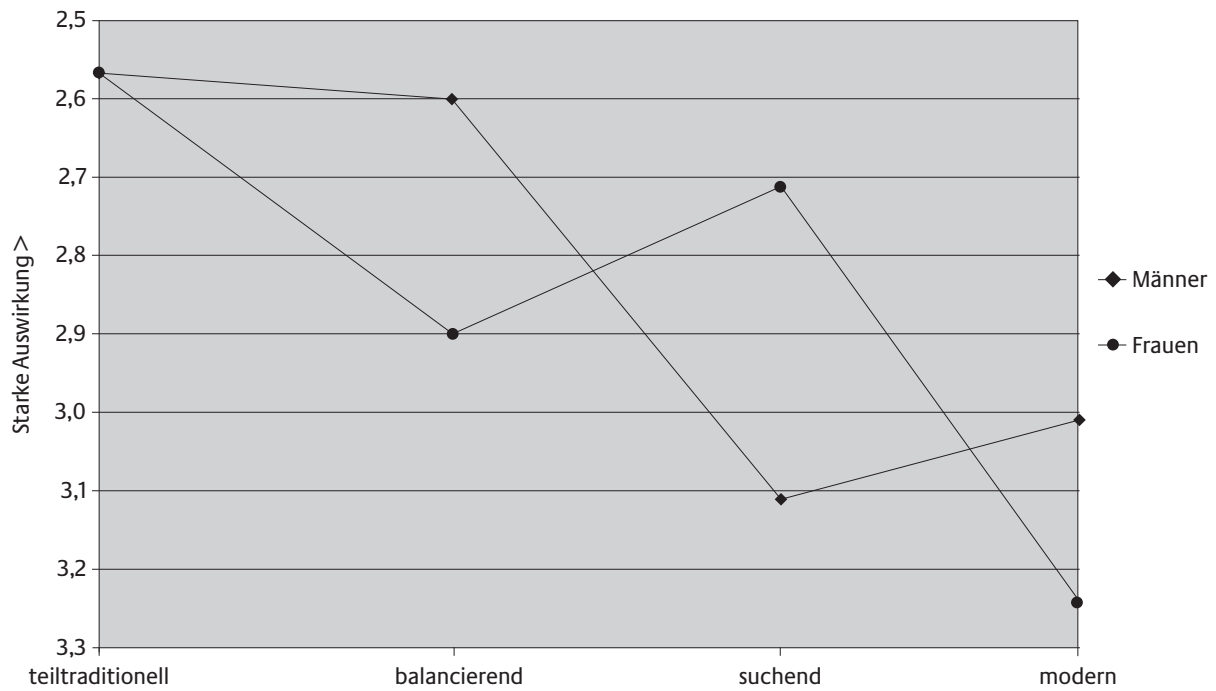
Abbildung 159: Auswirkungen der Religiosität auf das Leben nach Geschlechtern



Mittelwerte auf fünfteiliger Skala (1 = „trifft voll zu“), Männer und Frauen 2008

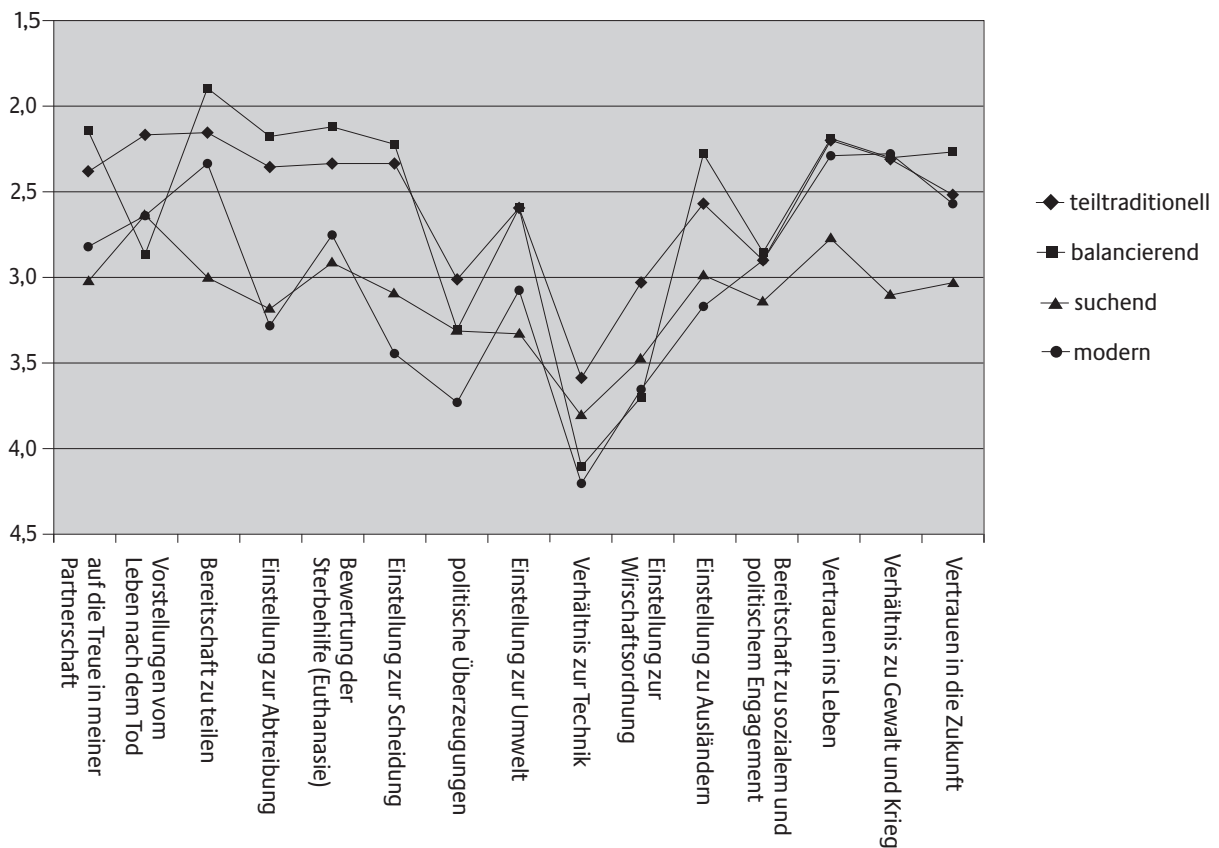
Die männlichen Geschlechertypen unterscheiden sich in den Auswirkungen der Religiosität deutlich. Balancierende und Teiltraditionelle liegen über dem Durchschnitt, Suchende und Moderne darunter. Bei den Frauen haben die Teiltraditionellen und die Suchenden einerseits und die Balancierenden sowie die Modernen andererseits eine verwandte Einstellung.

Abbildung 160: Durchschnittliche Auswirkung der Religiosität auf das Leben nach Geschlecht



Mittelwerte auf fünfteiliger Skala (1 = „trifft voll zu“), Männer und Frauen 2008

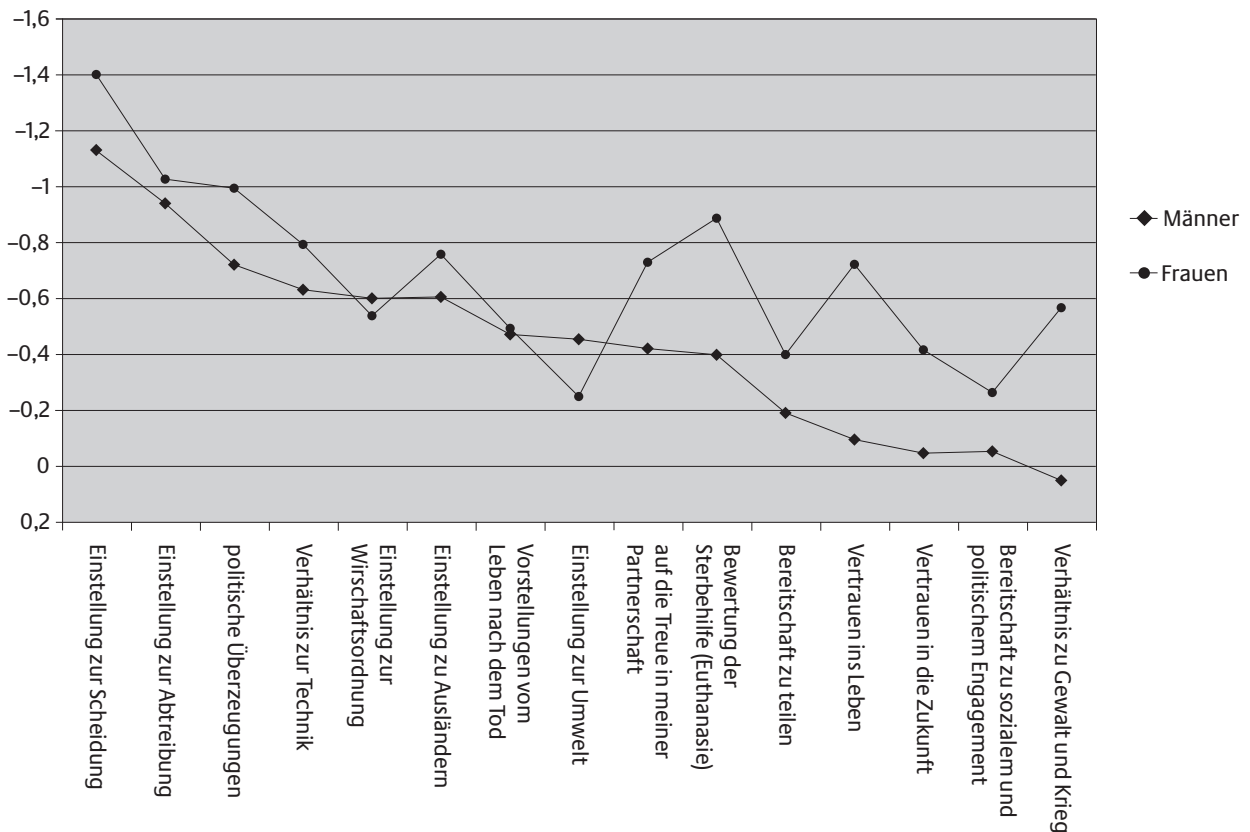
Abbildung 161: Auswirkungen der Religiosität auf das Leben nach Geschlechertypen bei Männern



Mittelwerte auf fünfteiliger Skala (1 = „sehr starke Auswirkung“), Männer 2008

Kräftig fallen die Unterschiede zwischen teiltraditionellen und modernen Männern in Fragen der Scheidung, der Abtreibung und der politischen Überzeugungen aus. Dies ist auch bei den teiltraditionellen und modernen Frauen so, wobei bei den Frauen noch die Themen Sterbehilfe, Treue in der Partnerschaft und Vertrauen ins Leben dazukommen. Die Differenzen zwischen diesen beiden Geschlechertypen sind bei den Frauen noch deutlicher als bei den Männern ausgeprägt.

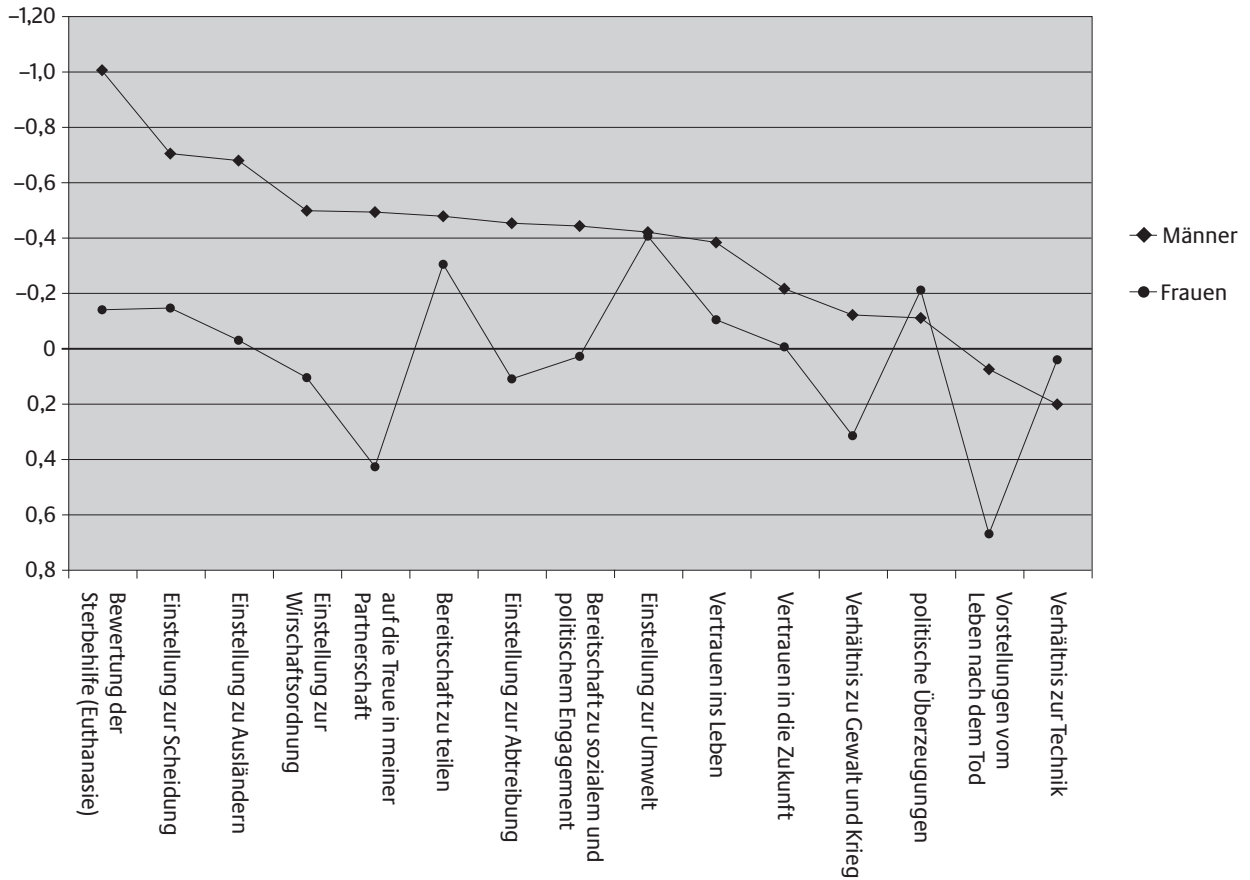
Abbildung 162: Auswirkungen der Religiosität auf das Leben: Differenz zwischen den Teiltraditionellen und den Modernen



Differenz der Mittelwerte für Teiltraditionelle und Moderne auf fünfteiliger Skala, Männer und Frauen 2008

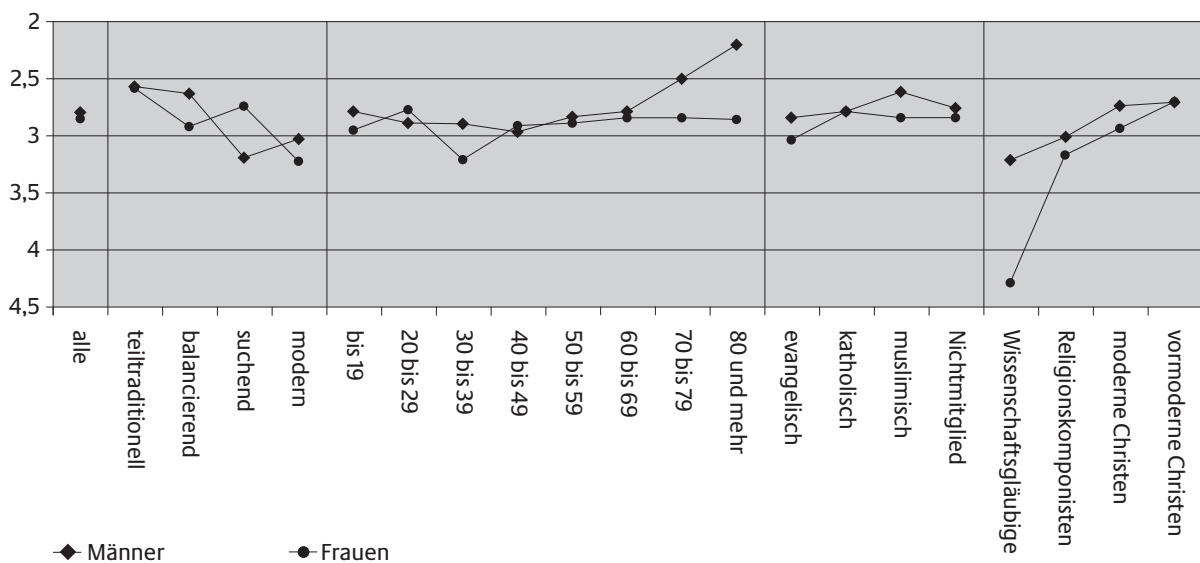
Zwischen den Alterskohorten lassen sich starke Veränderungen beobachten: bei Männern mehr als bei Frauen. Junge rekurrieren bei der Beurteilung der Sterbehilfe kaum noch auf ihre Religiosität. Auch die Themen Scheidung, Ausländer, Wirtschaftsordnung, Treue in der Partnerschaft werden zunehmend als säkular eingestuft. Die Rolle der Religiosität bei Entscheidungen in diesen Bereichen schwächt sich ab.

Abbildung 163: Auswirkungen der Religiosität auf das Leben: Differenz zwischen den Alterskohorten 70–79 und 20–29 nach Geschlechtern



Differenz der Mittelwerte für 70–79 und 20–29 auf fünfteiliger Skala, Männer und Frauen 2008

Abbildung 164: Auswirkungen der Religiosität auf das Leben nach Geschlechtstyp, Alter, Konfession und Weltdeutung¹⁹⁸ (für Frauen und Männer getrennt)



Durchschnittliche Mittelwerte für alle 15 Items, Männer und Frauen 2008

¹⁹⁸ Das Konzept der Weltdeutung und die entsprechende Typologie werden im nächsten Abschnitt vorgestellt.

7.1.5 Gespräch über religiöse Fragen

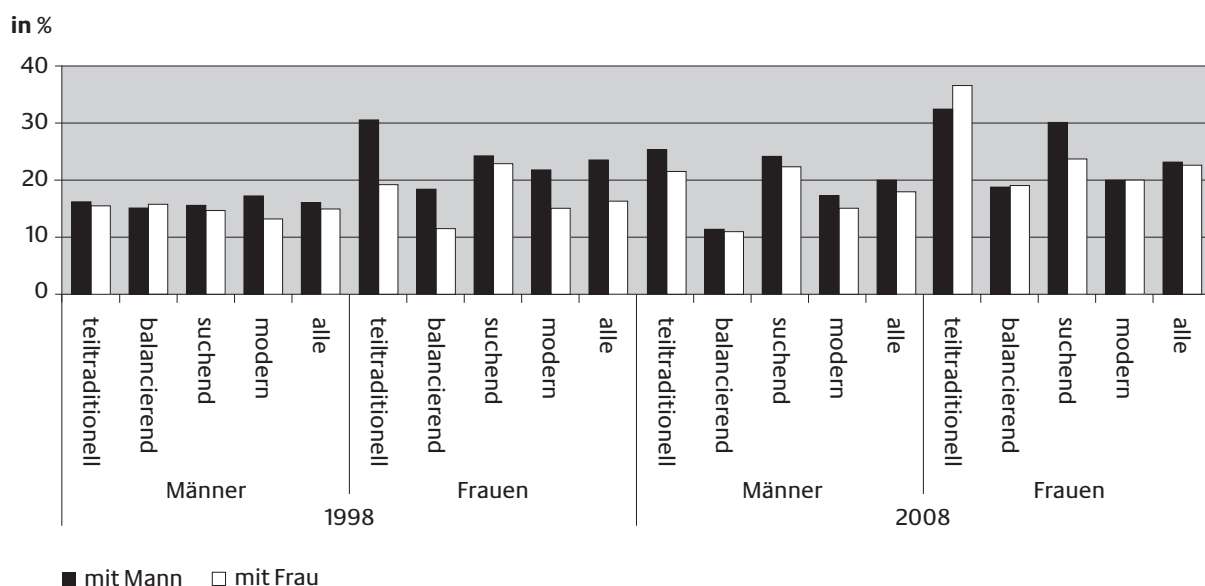
Wie präsent Religiosität im Leben einer Person ist, kann auch daran abgelesen werden, ob sie mit anderen Menschen das Gespräch über religiöse Fragen sucht. Allerdings ist hier zu berücksichtigen, dass es unterschiedliche Persönlichkeitstypen gibt: „schizoide“ mit hohen Kommunikationsschwellen, „hysteroide“ mit niedrigen. Ein Gespräch über religiöse Themen kann also viel bedeuten oder auch relativ wenig.

Bei einem Vergleich zwischen den Daten von 1998 und 2008 können diese nachdenklichen Überlegungen nur eine sekundäre Rolle spielen. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit kann angenommen werden, dass sich die Verteilung von schizoiden und hysteroiden Persönlichkeiten in derart kurzer Zeit nicht substantiell verändert hat.

Die Interpretation der Daten zum religiösen Gespräch hat aber auch eine kulturelle Seite. Nimmt das religiöse Gespräch zu, dann kann das auf eine Art „Enttabuisierung“ religiöser Themen oder auf vermehrtes Interesse an ihnen hinweisen.

Nun gab es in den letzten zehn Jahren einen leichten Anstieg von Gesprächen mit religiösen Themen. Bei den Männern stieg der Prozentsatz von 16% auf 20% beim Gespräch mit einem Mann und von 15% auf 18% beim Gespräch mit einer Frau. Frauen hingegen reden 2008 um drei Prozentpunkte weniger mit Männern über religiöse Themen (der Wert sank von 23% auf 20%), dafür etwas mehr mit Frauen (von 16% auf 20%).

Abbildung 165: Haben Sie in letzter Zeit mit einer Frau/mit einem Mann über religiöse Fragen gesprochen?



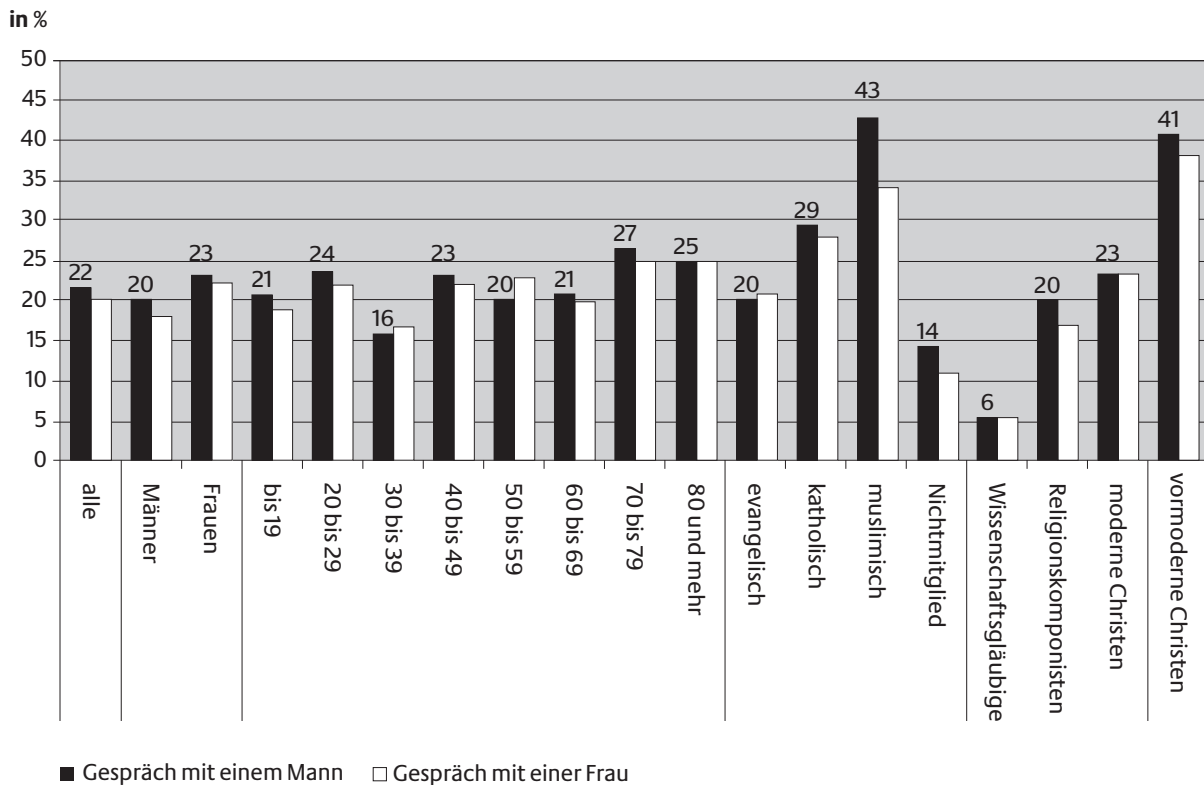
Männer und Frauen 1998/2008

Eine Aufschlüsselung der Ergebnisse nach einigen Merkmalen bringt interessante Zusammenhänge ans Licht. So sind insgesamt Gespräche mit einem Mann häufiger als mit einer Frau, vor allem unter den jüngeren Befragten. Katholiken sind gesprächsfreudiger als Protestanten, beide werden aber deutlich von Muslimen überboten. Selbst unter Nichtmitgliedern sind 15%, die religiöse Themen besprochen haben. Es sind schließlich die vormodernen Christen¹⁹⁹, die gern über religiöse Themen reden, gefolgt von den

¹⁹⁹ Die Typen der Weltdeutung werden im nächsten Abschnitt vorgestellt.

modernen Christen, die aber den Religionskomponisten ähnlich sind. Die säkularen Wissenschaftsgläubigen reden nur selten über religiöse Themen: wobei offenbleibt, in welcher Art sie darüber reden.

Abbildung 166: Gespräch über religiöse Themen mit einer Frau/einem Mann nach Sozialmerkmalen



Männer und Frauen 2008

7.2 Religion

Wie gesagt: Im Rahmen dieser Studie verstehen wir unter Religion die kognitive Schwester der gefühlsmäßigen Religiosität. „Religion“ ist, bildlich gesprochen, jenes „Welthaus“ oder, um mit Peter L. Berger und Thomas Luckmann zu sprechen, jene „Sinnprovinz“²⁰⁰, die eine Person mit seinem „kosmisch unbehausten Ich“ bewohnt.

Mehrere Teilfragen stellen sich: Wie wird dieses „Welthaus“ in der Person „erbaut“?

- ▮ Zieht jemand in ein bewährtes und durch theologische Vernunft durchdachtes „Glaubenspalais“ (etwa einer christlichen Kirche) ein?
- ▮ Oder nimmt jemand die kulturell naheliegende Möglichkeit in Anspruch, sich nach seinen „Plänen“ (Bedürfnissen, Interessen, Leiden und Ratlosigkeit, Ängsten und Freuden) ein eigenes Glaubenshaus zu erbauen? Woher nimmt eine solche Person das Baumaterial? Manche Europäer „orientieren“ (im buchstäblichen Sinne dieses Wortes!) sich heute am „Osten“: an Asien – allerdings durch eine (spät-)europäische Brille.
- ▮ Eine Kernfrage wird sein, ob dieses Welthaus rein diesseitig erbaut wird oder offen ist für eine andere heilige, heile „Welt Gottes“.

200 Vgl. Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit, Stuttgart 1969.

Die historischen Erfahrungen mit dem zweitausend Jahre alten europäischen Christentum werden beim Errichten des je eigenen Glaubenshauses mit Sicherheit eine Rolle spielen. Dazu gehört, dass einzig inmitten des Christentums ein reflektierter und politisch wirkmächtiger Atheismus entstanden ist.²⁰¹ Dessen Reputation hat in den letzten Jahrzehnten durch die unfreiheitliche Vernützlichung durch die kommunistischen Machthaber und der damit verbundenen aggressiven Religions- und Kirchenpolitik schwer gelitten. Doch heute formiert sich neuerlich der Atheismus, in den USA als aggressive Antwort auf einen aggressiven christlichen Fundamentalismus, in Europa hingegen artikuliert sich der Atheismus konzilianter. Er nutzt auch die modernen Medien (wie das Internet), um sich auszuweiten und zu vernetzen (was im Übrigen auch die christlichen Kirchen gekonnt tun).

Zugleich werden moderne Grundstimmungen beim Bau des „Glaubenshauses“ ihre Wirkung entfalten: Vernunftorientierung, Wissenschafts- und Technikgläubigkeit, „postmoderner“ Skeptizismus und Eklektizismus usw.

Dass auch biografische Erfahrungen eine Rolle spielen, negative Erfahrungen mit Vertreterinnen oder Vertretern religiöser Organisationen, eine mangelhafte religiöse Erziehung (oft in kirchlichen Einrichtungen), sei der Vollständigkeit halber erwähnt. Schließlich Billy Graham: „Und alles ist Gnade“ – aber diese ereignet sich eben konkret in Biografie und Kultur.

7.2.1 Religion als Eigenkomposition

Diese überaus komplexen und mit Sicherheit unvollständigen Fragestellungen werden im Folgenden mit dem vorhandenen Datenmaterial der zweiten deutschen Männerstudie in Verbindung gesetzt. Dazu werden in einem ersten Arbeitsgang die verfügbaren Items einer Faktorenanalyse unterzogen mit dem Ziel einer strukturellen Analyse, das heißt: zusammengehörige Aussagen zu bündeln und zu Indizes zu verdichten. Auf diese Weise werden folgende fünf Indizes errechnet, in denen unterschiedliche Zugänge zur Deutung der Welt sichtbar werden:

Szientisten

-0,62 ²⁰²	Ich meine, feste Glaubensüberzeugungen machen intolerant.
-0,75	Ich beschäftige mich nicht mit Glaubensfragen. Sie spielen in meinem Leben keine Rolle.
-0,69	Nach meiner Meinung sollte man sich an das halten, was man mit dem Verstand erfassen kann und alles andere auf sich beruhen lassen.
-0,75	Für mich ist in unserem wissenschaftlich-technischen Zeitalter Religion überholt.
-0,73	Die eigentliche Wahrheit liegt jenseits der Religionen.
-0,79	Ich bin nicht religiös, sondern eher bodenständig.
-0,57	Religionen sind Menschenwerk.

Komponisten (Bastler)

-0,76	Ich habe meine eigene Weltanschauung, in der auch Elemente des christlichen Glaubens enthalten sind.
-0,58	Ich glaube schon etwas. Der Glaube ist etwas in mir drin, was ich gefühlsmäßig erlebe und erfahre.
-0,55	Ich möchte gern glauben können, finde aber keinen Zugang dazu.
-0,70	Jede Religion hat ihre Stärken und ihre Schwächen, man sollte sich das jeweils Beste daraus holen.

²⁰¹ Dazu das Zweite Vatikanische Konzil in *Gaudium et spes* (1965), 19–21.

²⁰² Die Zahlen in dieser Spalte geben die jeweilige Faktorladung, die „Bündelungsstärke“ des Items für die Dimension, z. B. „Szientisten“, an.

Überzeugte Christen

-0,74	Mit manchen Glaubenssätzen und manchem, was in der Bibel steht, habe ich Schwierigkeiten. Trotzdem halte ich mich für eine Christin/einen Christen.
-0,83	Das Christentum ist für mich die einzig akzeptable Religion.
-0,79	Ich glaube, dass die Aussagen der Bibel und des Glaubensbekenntnisses wahr und gültig sind.

Realisten

-0,69	Wenn man die Welt verstehen will, muss man die Kräfte der Evolution verstehen.
-0,66	Der Sinn meines Lebens liegt in dem, was ich erlebe.
-0,65	Die Welt kann man nur mit der modernen Physik begreifen.
-0,64	Wenn es hart auf hart kommt, muss man selbst sehen, wo man bleibt.
-0,63	Das Leben hat keinen Sinn, es sei denn, man gibt ihm einen.

Spirituelle

0,79	Ich finde die Religionen Ostasiens attraktiv.
0,68	Mir ist wichtig, meine Spiritualität zu entwickeln.

Mit Hilfe dieser fünf Indizes (Szientisten, Komponisten, Christen, Realisten, Spirituelle) werden – es ist ein weiterer Schritt auf dem Weg der Datenverdichtung – mit Hilfe einer Clusteranalyse vier Weltdeutungstypen gebildet.

- ▮ Ein erster Typ sind die *Wissenschaftsgläubigen*. Sie lehnen eine religiöse Weltsicht ab, sind auch keine religiösen Sucher. Die können als rein säkular und diesseitig gelten. 27% aller Befragten sind diesem Typ zuzurechnen.
- ▮ *Religionskomponisten* bilden den zweiten Typ. Sie haben ihre eigene Weltanschauung, Glaube ist für sie subjektiv und gefühlsbetont. Sie holen sich aus den Religionen das für sie jeweils Beste heraus. 25% sind diesem Typus zuzurechnen.
- ▮ Die Typen drei und vier sehen sich als *Christen* mit freilich unterschiedlichem Umgang mit dem Verhältnis von Glaube und Wissenschaft. Die einen verbinden offenbar Wissenschaftlichkeit mit ihrem christlichen Glauben, die anderen sehen zwischen beiden offenbar einen Widerspruch. Beide Gruppen sind in der Gesamtbevölkerung gleich stark (je 24%).

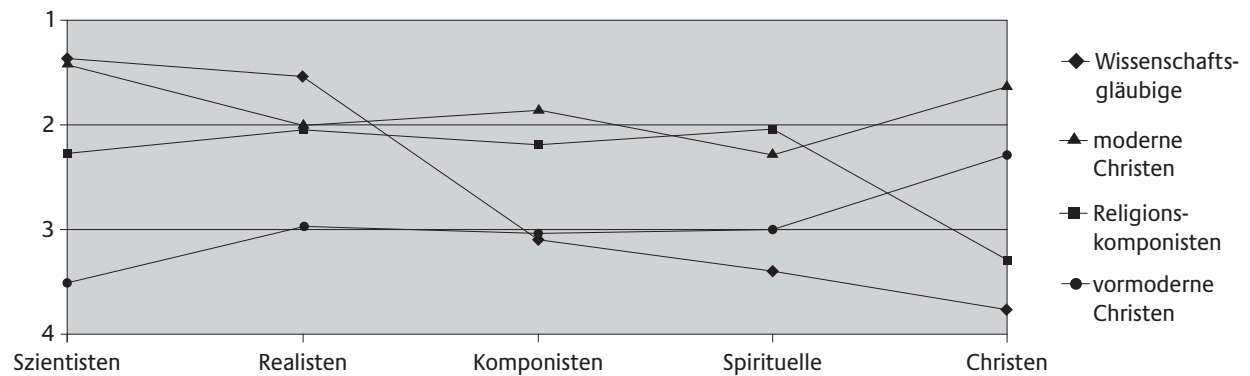
7.2.2 Felder

Aus anderen Studien²⁰³ bekannte Forschungsergebnisse wiederholen sich. Kulturanthropologisch bietet sich der Begriff der „Felder“ an. Einem „säkular-atheisierenden Feld“ steht ein „christliches Feld“ gegenüber. Das polarisiert unsere Kultur tiefgreifend. Kulturpolitische Konflikte sind vorhersehbar. Zwischen diesen beiden Polen bildet sich ein „spirituelles Feld“²⁰⁴ aus. Dieses speist sich, so andere Studien, sowohl aus spirituell erschöpften Kirchen wie aus einer spirituell erschöpften Säkularität.

203 Zulehner, Paul M.: Gottessehnsucht. Spirituelle Suche in säkularer Kultur, Ostfildern 2008. Vgl. Wohlrab-Sahr, Monika/Benthaus-Apel, Friederike: „Weltsichten“, in: Huber, Wolfgang u. a. (Hrsg.): Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die IV. EKD-Untersuchung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006, 279–329. Theoretisch an Thomas Luckmanns Analyse von Transzendenzen unterschiedlicher Reichweite orientiert und empirisch unter Einbeziehung von Items, die mit unseren vergleichbar und teilweise sogar identisch sind, und von Items zu konfliktbeladenen ethischen bzw. politischen Themen (Sterbehilfe, Arbeitslosigkeit, Moscheebau) konstruieren sie drei „Grundmuster“ von „Weltsichten“: (1) eine traditionale Sinnordnung – in christlicher und säkularer Ausprägung, (2) eine anomische/fatalistische Weltsicht, die eine rationalistische und eine christliche Leitkulturorientierung aufweist, (3) eine Weltsicht der flexiblen Selbststeuerung. Ähnlichkeiten mit unserer Typologie sind offensichtlich. Leider finden sich in dem Text keine Informationen über die quantitative Verteilung der Typen.

204 Martin, Ariane: Sehnsucht – der Anfang von allem. Dimensionen zeitgenössischer Spiritualität, Ostfildern 2005.

Abbildung 167: Typen der Weltdeutung



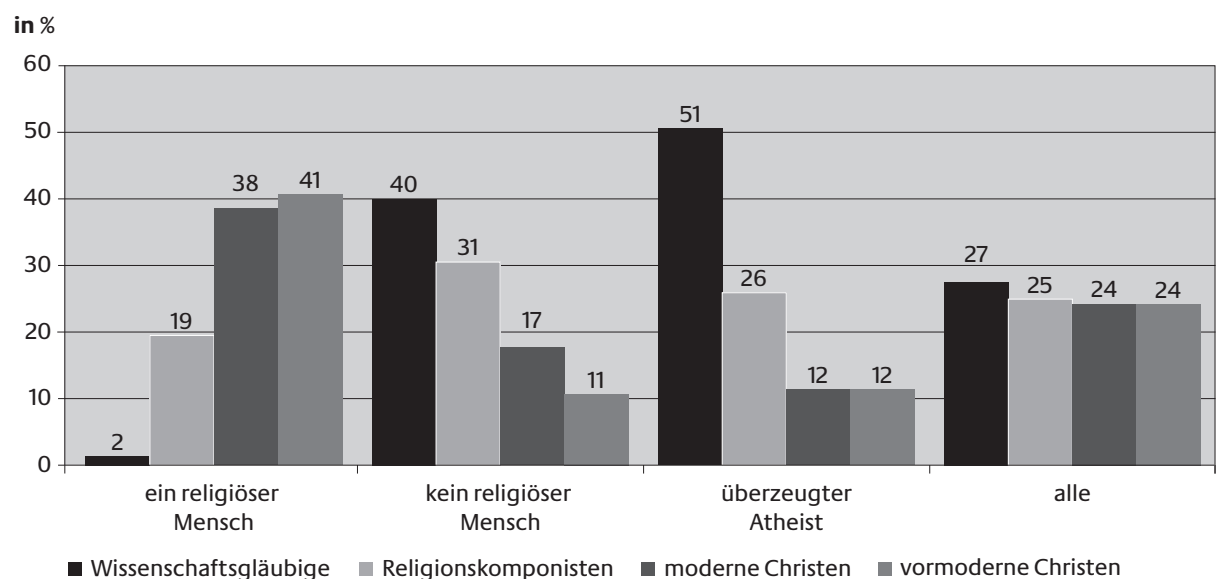
Mittelwerte auf vierteiliger Skala: 1= „sehr hoher Anteil“, 4= „sehr niedriger Anteil“, Männer und Frauen 2008

Unter den religiösen Menschen sind (konsequenterweise) keine rein Wissenschaftsgläubigen. Unter ihnen sind 41% vormoderne und 38% moderne Christinnen und Christen. Das „christliche Feld“ unserer Kultur ist in sich bunt, ja polarisiert. Das Trennkriterium zwischen diesen beiden Gruppen ist dabei nicht religiös, sondern profan: die Einstellung zur modernen Wissenschaftlichkeit. Zu den Religiösen gehören schließlich 19% Religionskomponisten: ein neuerliches Indiz weltanschaulicher „Verbuntung“ in allen Bereichen moderner Kulturen.

7.2.2.1 Atheisten und Unreligiöse

Die Unreligiösen sowie die überzeugten Atheisten sind strukturell verwandt, wobei die Unreligiösen die abgemilderte Variante der Atheisten sind. In beiden Gruppen dominieren die säkularen Wissenschaftsgläubigen (40% bei den Unreligiösen, 51% bei den Atheisten). Aber selbst in diesen beiden Gruppen finden sich als zweitstärkste Untergruppe etliche Religionskomponisten (31% bei den Unreligiösen, 26% bei den Atheisten). Das ist neuerlich ein Hinweis darauf, dass der Begriff Atheismus inhaltlich reichhaltig ist sowie unterschiedliche „Unglaubensenergien“ aufweist. Und je schwächer der kognitiv „bekenkende“ Atheismus ist, desto eher verbindet er sich mit spiritueller Pilgerschaft. Dasselbe trifft auch umgekehrt zu: Insofern es nämlich unter den Unreligiösen und den überzeugten Atheisten auch Christinnen und Christen beider Varianten gibt, zeigt sich, dass Christ zu sein auch eine nichtreligiöse, eher kulturelle Kategorie sein kann.

Abbildung 168: Religiöse Selbsteinschätzung und Weltdeutungstypen



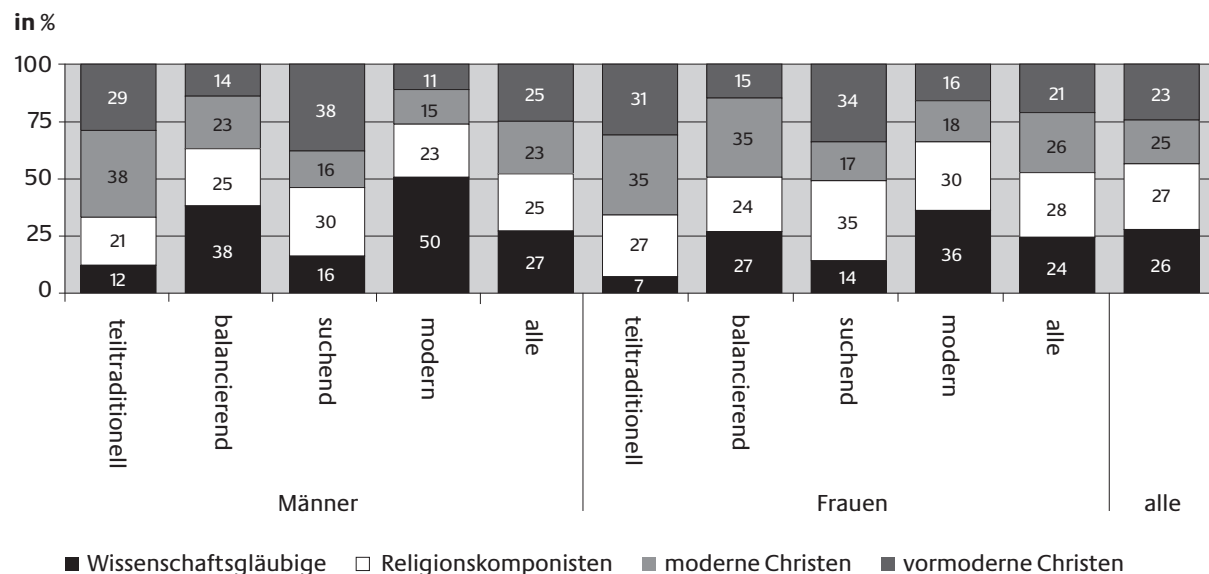
Männer und Frauen 2008

7.2.2 Verteilungen

Bemerkenswert sind die Positionen der einzelnen Geschlechtertypen. Die Modernen – Männer wie Frauen – haben hohe Anteile an rein Wissenschaftsgläubigen. Wenn sie Christinnen und Christen sind, dann auch eher in der modernen Variante. Ähnlich ist die Zuordnung bei den Balancierenden, die sich hier den Modernen als verwandt erweisen. Ähnlich verwandt sind die Teiltraditionellen und die Suchenden. Unter ihnen sind die größten Anteile an Christinnen und Christen beider Arten. Wissenschaftsgläubige sind eine Minderheit.

Frauen und Männer haben sich auch bei diesem Thema soziokulturell angenähert.

Abbildung 169: Verteilung der Weltdeutungstypen nach Geschlechtertypen und Geschlecht



Männer und Frauen 2008

7.2.3 Gottesbilder

In religiös gebauten „Glaubenshäusern“ spielt Gott eine zentrale Rolle. Angesichts der beanspruchten Selbstgestaltungskompetenz moderner Bevölkerungen stellt sich natürlich die Frage, wie das Bild dieser Mitte religiöser Glaubenssysteme aussieht. Das Ergebnis überrascht theoretisch nicht: Das Bild, das moderne Bevölkerungen von Gott haben, ist bunt – sowohl hinsichtlich der Frage, ob es ihn gibt, als auch der Frage, wie er oder sie ist.

Die Männerstudie 2008 enthält mehrere Fragen zu dieser religionssoziologisch zentralen Frage nach Gott und danach, wie ihn Menschen sich „vorstellen“:

Auf dieser Liste stehen fünf Aussagen zum Glauben an Gott. Welche dieser Aussagen trifft am ehesten auf Sie selbst zu?

- I Ich glaube, dass es einen Gott gibt, der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat.
- I Ich glaube an Gott, obwohl ich immer wieder zweifle und unsicher werde.
- I Ich glaube an eine höhere Kraft, aber nicht an einen Gott, wie ihn die Kirche beschreibt.
- I Ich glaube weder an Gott noch an eine höhere Kraft.
- I Ich bin überzeugt, dass es keinen Gott gibt.
- I weiß nicht/keine Angabe

Dazu kommen drei Aussagen, von denen sich zwei an das christliche Glaubensbekenntnis anlehnen:

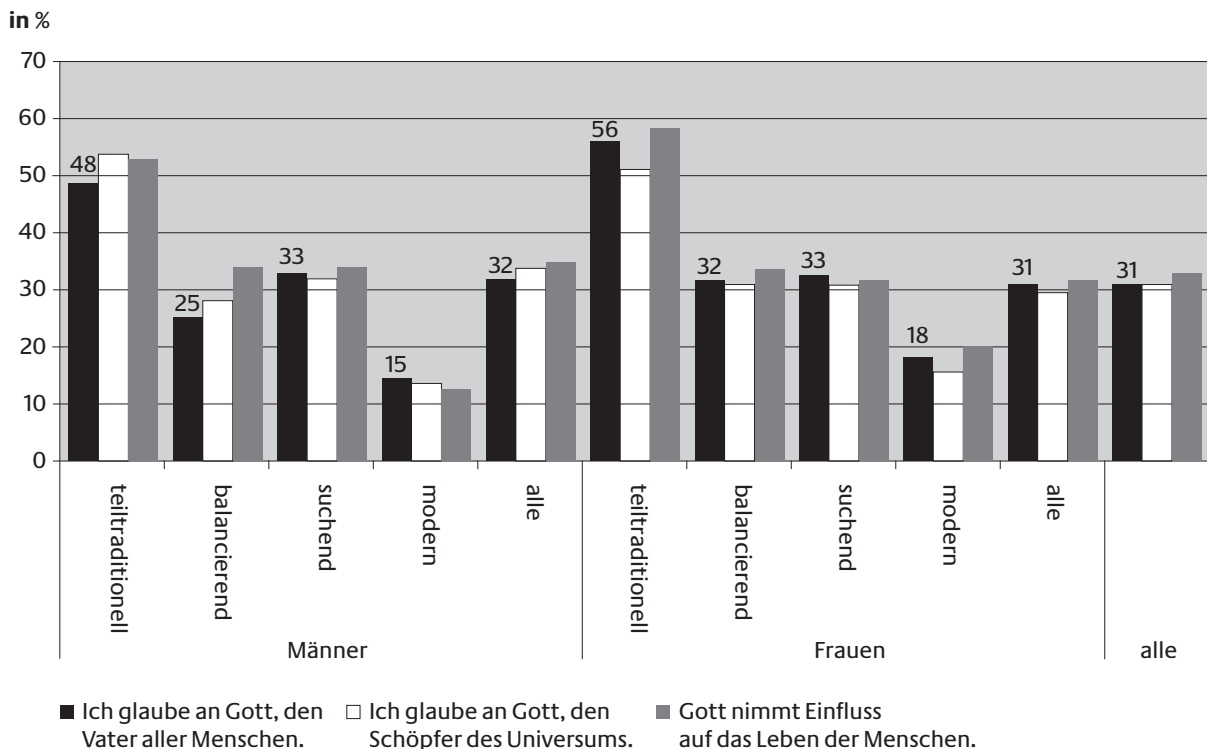
I Ich glaube an Gott, den Vater aller Menschen.

I Ich glaube an Gott, den Schöpfer des Universums.

I Gott nimmt Einfluss auf das Leben der Menschen.

Die drei letzten Aussagen wurden von den Befragten gleichförmig beantwortet. Rund ein Drittel (31%) hat ihnen zugestimmt (1 = „sehr richtig“ und 2 = „richtig“ auf einer fünfteiligen Skala).

Abbildung 170: Momente christlichen Gottesglaubens



Männer und Frauen 2008

Wir können nunmehr mit der vierten zum Gottesbild verfügbaren Frage, der fünfstufigen Frage nach dem Gottesbild, weiter differenzieren. Die Beantwortung dieser Frage lässt nicht nur die atheistische Position zu, sondern auch den Zweifel sowie unterschiedliche Gottesbilder: ein apersonales und ein personales (das dem christlichen nahekommt).

Klein ist die Anzahl jener, die auf diese Frage keine Antwort gaben. 16% sind überzeugt, dass es keinen Gott gibt. Weitere 18% betonen, dass sie weder an Gott noch an eine höhere Kraft glauben. Insgesamt „atheisiert“ ein Drittel der Deutschen. Sie deuten und bestreiten ihr Leben ohne Bezug zu einem Gott.

Eine zweite größere Gruppe (23%) glaubt nicht an den Gott der christlichen Kirchen, sondern an eine höhere Kraft. Es ist eher das asiatische Bild der Wirklichkeit, das hier anklingt: der Glaube an das All-Eine, eine alles durchdringende und belebende Kraft, aus der die sichtbare Welt hervorgeht und in die sie wieder zurücksinkt – und dies vielleicht in einem ständigen Kreislauf ewiger Wiederkehr.

Eine dritte Gruppe sind jene, die Zweifel haben, die immer wieder, was die Wirklichkeit Gottes betrifft, unsicher werden: und dennoch an (einen) Gott glauben (16%).

Und schließlich gibt es diejenigen, die im Sinn der christlichen Kirchen an einen Gott glauben, der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat (22%).

7.2.3.1 Gottesbild nach weltanschaulichen Gruppen

Wer meint, dass in den christlichen Kirchen mehr oder minder alle das zuletzt genannte Gottesbild mit sich tragen, irrt. Es sind lediglich rund 30% der Kirchenmitglieder, die dies angegeben haben, in den beiden christlichen Großkirchen etwa in gleichem Ausmaß. Nimmt man jene hinzu, die Zweifel plagten (was eine theologisch durchaus zulässige Haltung sein kann), erreicht der Wert rund die Hälfte der Mitglieder der beiden Kirchen.

Beide Kirchen haben aber unter ihrem Dach Mitglieder, die nicht im Sinn ihrer Kirche an Gott glauben, sondern an ein höheres Wesen im Sinn einer apersonalen Kraft. Zudem bezeichnen sich 21% der Protestanten sowie 22% der Katholiken als atheistisch. Die Frage, was diese Personen dennoch an ihrer Kirchenmitgliedschaft festhalten lässt, wird gleich weiter unten aufgegriffen. Eines aber ist klar: Nicht alle Protestanten und Katholiken sind auch Christen.

An diesem Ergebnis wird ersichtlich, wie „unsystematisch“ die weltanschaulichen „Systeme“ moderner Menschen sind. Auf diesem Hintergrund überrascht es kaum noch, dass auch unter den Muslimen 7% am christlichen Gottesbild Gefallen haben (obgleich die Formulierung der Frage nicht einmal Gotte Sohnschaft und Menschwerdung Gottes ausdrücklich benennt und daher durchaus auch für einen frommen Muslimen akzeptabel sein kann, der Jesus als einen der großen Propheten ansieht, durch den Gott sich zu erkennen gegeben hat – wie eben letztlich durch den Propheten Mohammed).

Bemerkenswert ist auch die Verteilung der Nichtkirchenmitglieder auf die möglichen Positionen des Gottesbildes. Zwar sind 60% von ihnen Atheisten, aber es sind auch 21%, die an Gott als höhere Kraft glauben, und 15%, die (wenn auch ein Teil davon mit Zweifeln) an Gott glauben. Jedenfalls ist die Gruppe der Nichtmitglieder konsistenter als die Mitglieder der beiden großen christlichen Kirchen. Das verwundert nicht allzu sehr, bezieht der Atheismus (schon wörtlich: A-Theismus) doch seine argumentative „Energie“ im Wesentlichen aus der systematischen Zurückweisung dessen, was als „Christentum“ oder „kirchliche Lehre“ von den Adepten dieser Weltanschauungsrichtung wahrgenommen wird.

Tabelle 64: Gottesbilder in den weltanschaulichen Gruppen

	Ich glaube, dass es einen Gott gibt, der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat.	Ich glaube an Gott, obwohl ich immer wieder zweifle und unsicher werde.	Ich glaube an eine höhere Kraft, aber nicht an einen Gott, wie ihn die Kirche beschreibt.	Ich glaube weder an Gott noch an eine höhere Kraft.	Ich bin überzeugt, dass es keinen Gott gibt.	k. A.
evangelisch	30%	18%	27%	14%	7%	4%
katholisch	29%	20%	22%	11%	11%	6%
muslimisch	7%	33%	28%	9%	5%	18%
andere	28%	24%	19%	12%	14%	3%
Nichtmitglied	9%	6%	21%	29%	31%	4%
alle	22%	16%	23%	18%	16%	5%

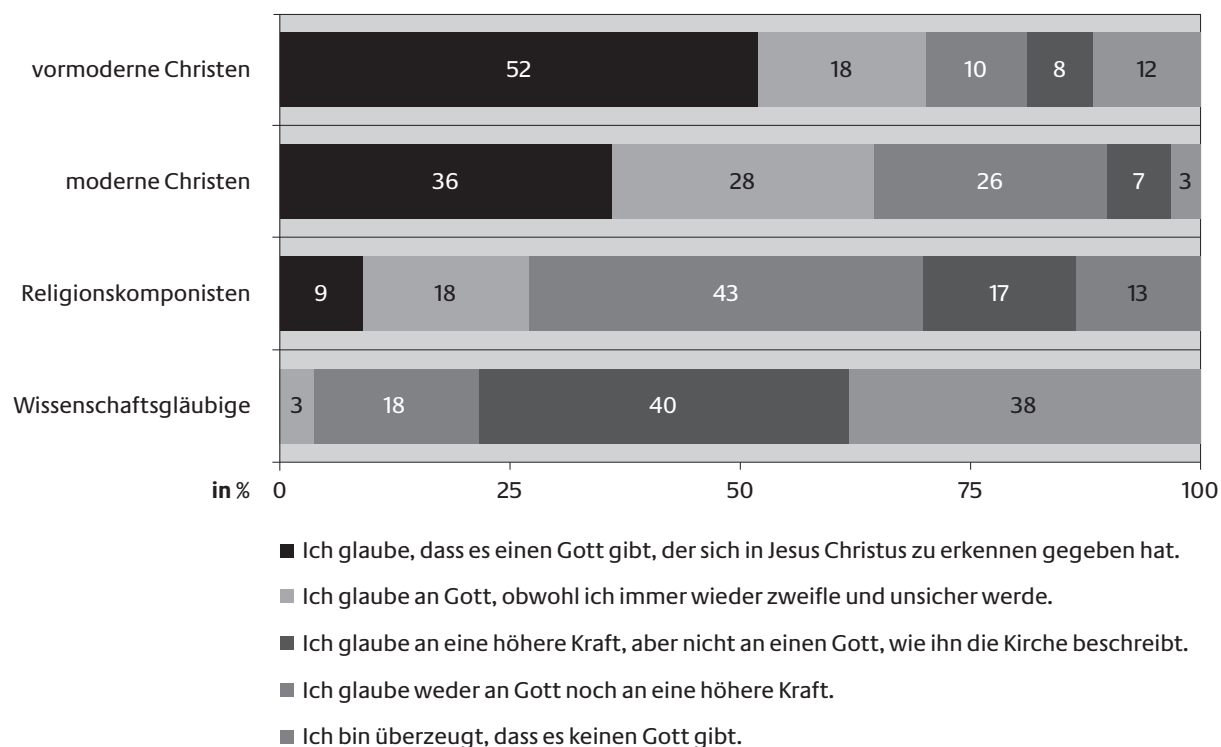
7.2.3.2 Gottesbild nach Weltdeutung

Das Gottesbild der Wissenschaftsgläubigen ist bei drei Vierteln eindeutig atheistisch. Immerhin sind unter ihnen 19%, die an eine höhere Kraft glauben. Verschwindende 2% sind Zweifler. Im christlichen Sinn glaubt keiner an Gott.

Religionskomponistinnen und Religionskomponisten haben mehrheitlich (43%) ein apersonales Gottesbild. Gott ist für sie anders, als die Kirchen lehren, nicht Person, sondern Kraft und Energie. Ein Drittel zählt zum atheistischen Feld, 27% zum christlichen.

Die beiden Arten von Christen unterscheiden sich vor allem durch den Anteil an Personen, für die Gott mehr eine Kraft denn eine Person ist. Dass es unter den vormodernen Christen 20% Atheisierende gibt, macht nachdenklich.

Abbildung 171: Gottesglaube nach Weltdeutungstypen



Männer und Frauen 2008

7.2.4 Jesusbilder

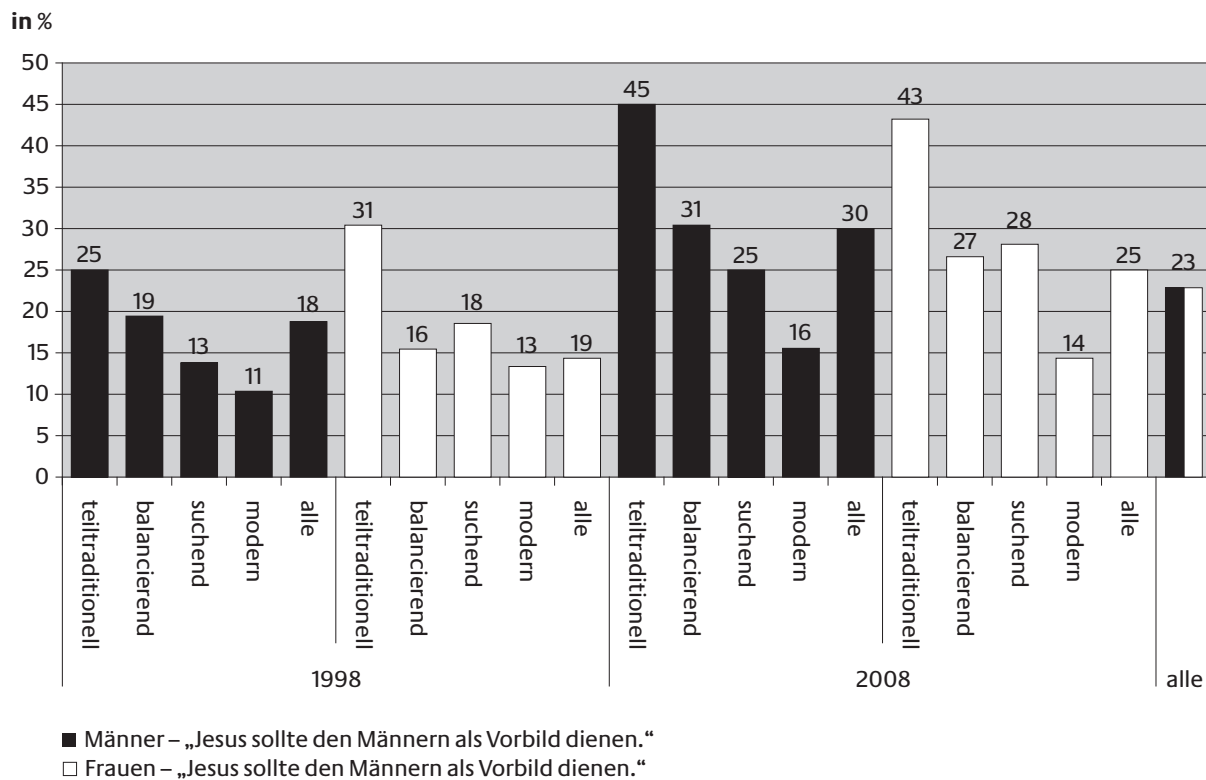
Nicht zuletzt deshalb, weil in der Männerarbeit der christlichen Kirchen – was naheliegt – die Gestalt Jesu eine Schlüsselrolle spielt, wurde ihr in der Umfrage ausdrücklich Aufmerksamkeit geschenkt. Erkundet wurde, ob er für Befragte ein Vorbild ist und welche Eigenschaften ihm zugeeignet werden. Theoretisch ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, dass jede Person, aber auch jede Gruppe (etwa jeder Geschlechtertyp) das Jesusbild nach seinem eigenen Männerbild formt. Hier zusammengefasst die reichhaltigen Ergebnisse.

7.2.4.1 Jesus als Vorbild

„Jesus sollte den Männern als Vorbild dienen.“ Dieser Leitsatz kirchlicher Männerarbeit stand in der Männerstudie auf dem Prüfstand.

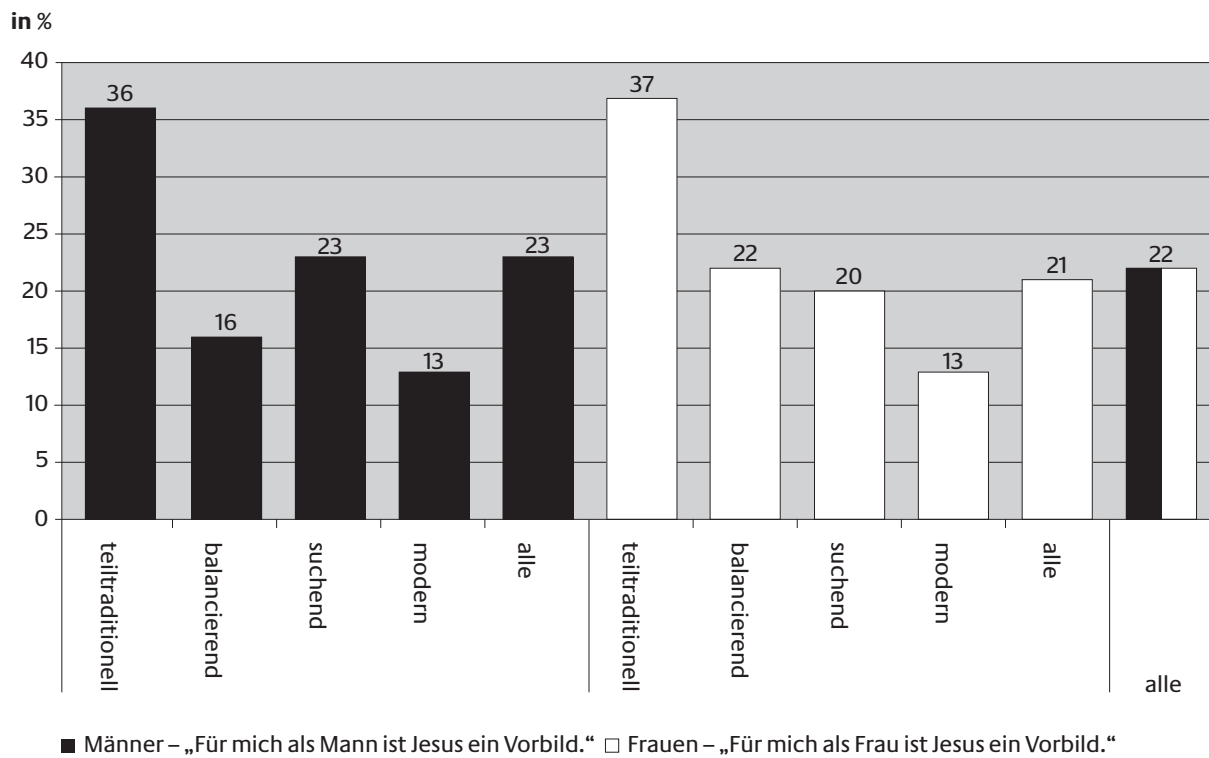
Es sind 2008 deutlich mehr Männer (30%) als 1998 (18%), die diesem Satz zugestimmt haben. Bei den Frauen stieg der Anteil der Zustimmung von 19% auf 25%. Es sind vor allem die teiltraditionellen Frauen, die das den Männern wünschen, was auch bei teiltraditionellen Männern eher Gehör findet. Moderne Männer waren 1998 (11%) noch zurückhaltender, als sie es 2008 immer noch, wenngleich etwas abgemildert, sind (16%).

Abbildung 172: „Jesus sollte Männern Vorbild sein.“ – Nach Geschlechertypen und Geschlecht



Männer und Frauen 1998/2008

Und wie sieht die persönliche Realität aus? Für etwas mehr als jeden Fünften unter den Befragten (22%) ist Jesus ein Vorbild. Dieser Wert erreicht bei den Teiltraditionellen ein Drittel (Männer 36%, Frauen 37%). Für Moderne (Männer wie Frauen: 13%) hat Jesus praktisch keine Vorbildwirkung.

Abbildung 173: Jesus als persönliches Vorbild – nach Geschlechertypen und Geschlecht

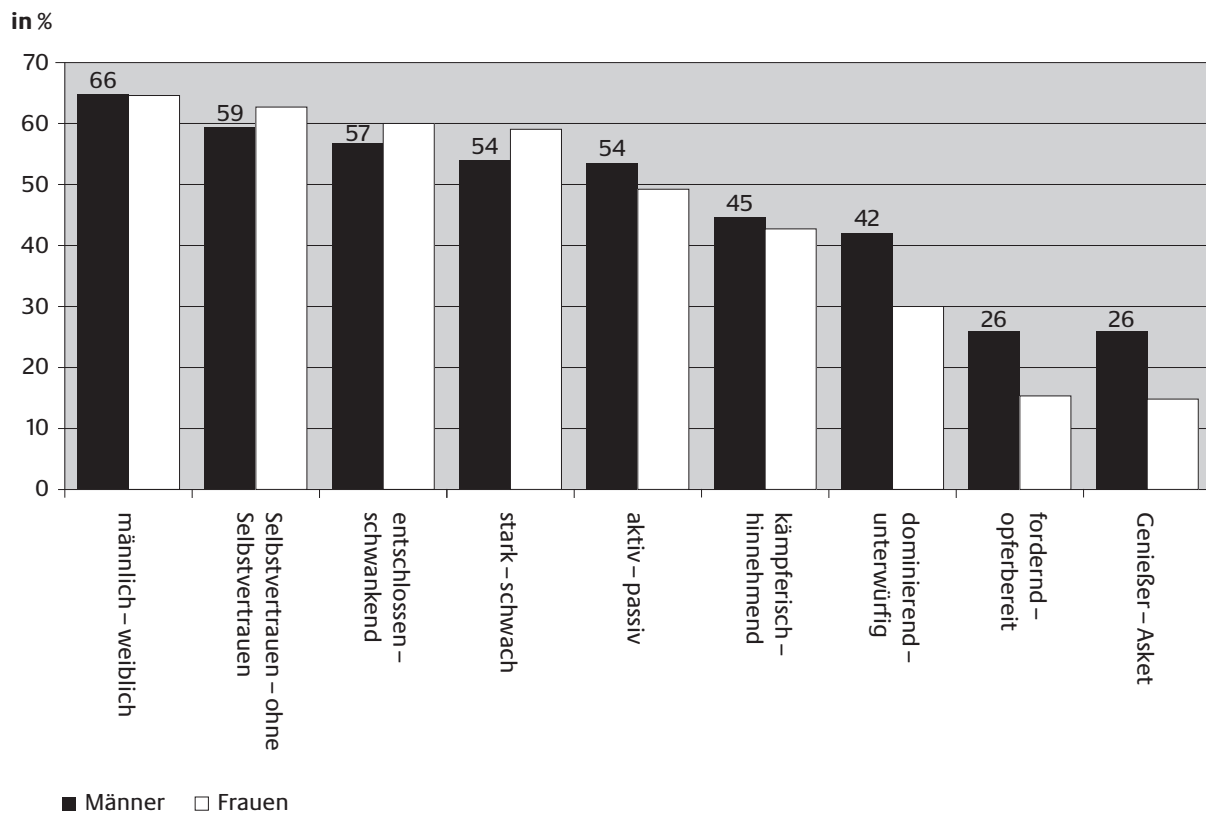
Skalenwerte 1 = „trifft für mich sehr zu“ und 2 = „trifft für mich zu“ auf fünfteiliger Skala, Männer und Frauen 2008

7.2.4.2 Jesu Männlichkeit

Erfragt wurde dann, welche Eigenschaften Jesus zugeordnet werden. Ist er, wie Hanna Wolf schon im letzten Jahrhundert getextet hatte, „der“ Mann schlechthin?

Tatsächlich ist „männlich“ jenes Merkmal, das mit Jesus am häufigsten in Verbindung gesetzt wird (66%). Er hat Selbstvertrauen (59% der Männer), ist entschlossen, stark, aktiv: Hier fallen die Werte jedoch bereits Schritt für Schritt ab. Kampf und Dominanz werden von weniger als der Hälfte Jesus zugeschrieben. Fordernd ist er nicht, eher opferbereit; ein Genießer auch nicht, vielmehr wird er als Asket gesehen. In den letzten drei Positionen (unterwürfig, opferbereit, Asket) vergeben Frauen höhere Werte als Männer.

Abbildung 174: Eigenschaften Jesu – nach Geschlecht



Skalenwerte 1 = „ganz links“ und 2 = „links“ (5 = „ganz rechts“), Männer und Frauen 2008

Zwischen den Geschlechtern gibt es Unterschiede, sie sind aber eher begrenzt. Sie finden sich am ehesten zwischen den Balancierenden (überdurchschnittliche Werte) und den Suchenden (unterdurchschnittliche Werte).

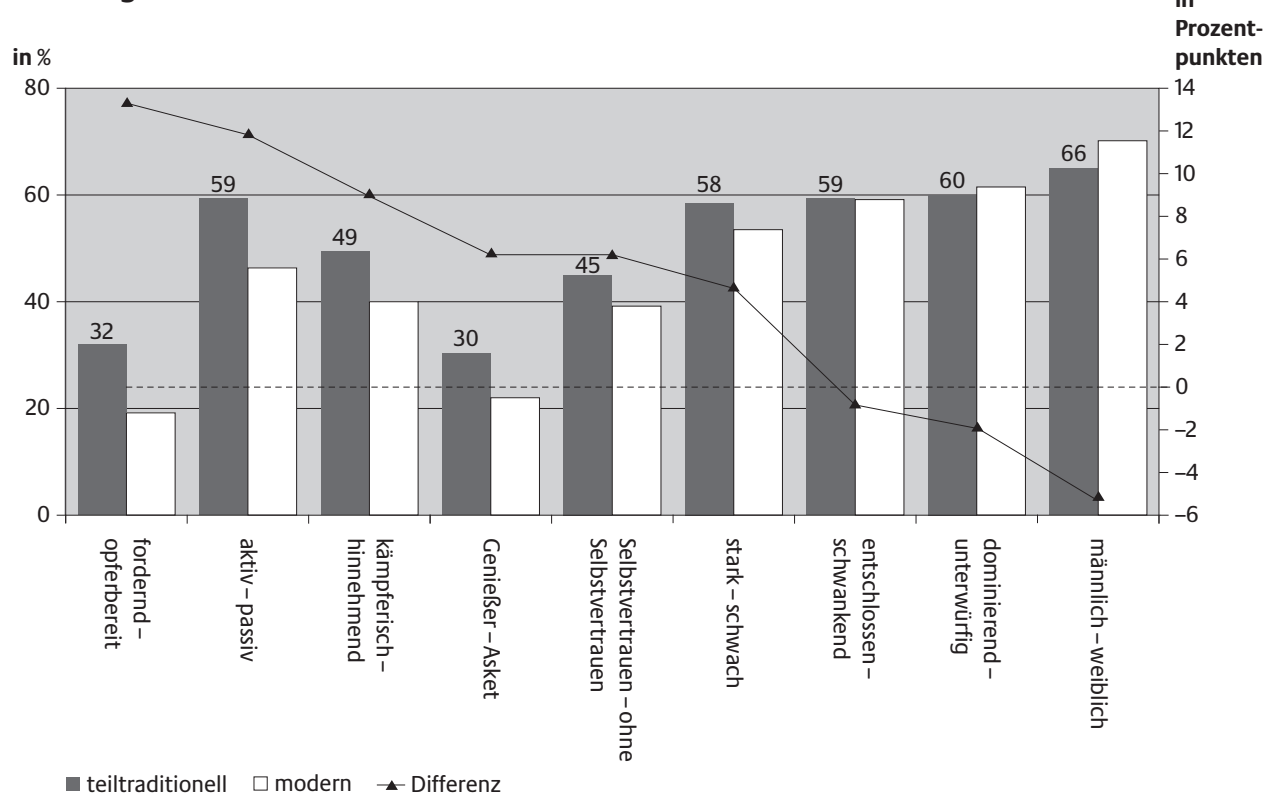
Tabelle 65: Eigenschaften Jesu – nach Geschlechertypen und Geschlecht

		aktiv – passiv	stark – schwach	kämpferisch – hinnehmend	entschlossen – schwankend	Genießer – Asket	männlich – weiblich	fordernd – opferbereit	Selbstvertrauen – ohne Selbstvertrauen	dominierend – unterwürfig
Männer	teiltraditionell	59%	58%	49%	59%	30%	66%	32%	60%	45%
	balancierend	63%	65%	58%	67%	20%	78%	22%	71%	52%
	suchend	45%	43%	34%	45%	28%	52%	28%	47%	31%
	modern	47%	53%	40%	59%	24%	71%	19%	62%	39%
	alle	54%	54%	45%	57%	26%	66%	26%	59%	42%
Frauen	teiltraditionell	65%	69%	54%	69%	25%	65%	35%	73%	42%
	balancierend	53%	65%	47%	68%	11%	74%	12%	71%	29%
	suchend	36%	47%	31%	43%	23%	44%	21%	45%	27%
	modern	45%	54%	42%	60%	8%	70%	8%	63%	26%
	alle	49%	59%	43%	61%	14%	66%	16%	63%	29%
alle	51%	56%	44%	59%	20%	66%	21%	61%	35%	

Skalenwerte 1 = „ganz links“ und 2 = „links“ (5 = „ganz rechts“), Männer und Frauen 2008

Moderne Männer sehen im Vergleich zu den Teiltraditionellen (ihrem Gegenpol) Jesus etwas anders: Er ist für sie weniger fordernd, aktiv und kämpferisch, ist weniger Genießer, hat weniger Selbstvertrauen; zugleich ist er für sie etwas männlicher. Der Satz: „Sag mir, wie du dich selbst siehst, und ich sage dir, wie du Jesus als Vorbild siehst“, ist nicht völlig abwegig. Ob diese projektive Praxis andragologisch umgekehrt werden kann? Dann könnte ein Jesusbild, das anders ist als das eigene Selbstbild, eine verändernde Kraft auf einen Mann ausüben.

Abbildung 175: Unterschied im Jesusbild zwischen teiltraditionellen und modernen Männern



Teiltraditionelle und moderne Männer 2008

7.3 Kirchlichkeit

Nun zur Frage nach der Kirchlichkeit der Befragten. Dabei interessiert uns nicht nur die faktische (Nicht-)Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft, sondern auch emotionale Verbundenheit mit ihr, die durch Irritationen belastet und durch Gratifikationen verstärkt werden kann. Kirchgang und Bewertung des Einflusses der Kirchen runden diesen Baustein ab.

7.3.1 Zugehörigkeiten

Die größte „Konfession“ unter den Männern in Deutschland sind in der Männerstudie von 2008 die (weithin unorganisierten) Konfessionslosen (35%). Die beiden Altkonfessionen (Protestanten und Katholiken) sind in etwa gleich stark (28%). Zusammen würden sie auch die Mehrheit bilden (56%). Der Anteil der Muslime liegt bei 3,9%. Der Rest sind „andere“ Religionsgemeinschaften.

Tabelle 66: Zugehörigkeit zu Religionsgemeinschaft – nach Erhebungsjahr und Geschlecht

		evangelisch	katholisch	muslimisch	andere	keine
1998	Männer	32,5%	36,2%	– ²⁰⁵	2,3%	28,9%
	Frauen	38,0%	37,1%	–	2,7%	22,2%
	alle	34,7%	36,6%	–	2,5%	26,2%
2008	Männer	28,0%	28,2%	3,9%	4,5%	35,3%
	Frauen	30,4%	33,6%	2,7%	3,0%	30,1%
	alle	29,3%	31,0%	3,3%	3,8%	32,6%

Männer und Frauen 2008

Die 35% konfessionslosen Männer gliedern sich folgendermaßen auf: 26% waren schon immer konfessionslos, 9% sind durch Austritt konfessionslos geworden: durch Austritt aus der evangelischen (6%), der katholischen (3%) oder einer anderen Religionsgemeinschaft (1%).

Tabelle 67: Konfessionslose

	konfessionslos	immer schon konfessionslos	aus der Kirche ausgetreten	vorher evangelisch	vorher katholisch	vorher andere RG
Männer	35,3%	26,4%	8,9%	5,54%	2,85%	0,50%
Frauen	30,1%	24,2%	5,9%	3,98%	1,41%	0,55%
alle	32,6%	25,3%	7,4%	4,73%	2,10%	0,53%

Männer und Frauen 2008

7.3.2 Kirchenverbundenheit (bei Mitgliedern) und Kirchensympathie (bei Nichtmitgliedern)

Mitgliedschaft ist ein organisatorischer Begriff. Die Frage ist, wie stark die innere Zustimmung zu ihr bei den einzelnen Menschen ist. Im Englischen steht dafür das Wort „commitment“. Wir nähern uns dieser personal-emotionalen Seite der Kirchlichkeit über die Frage nach der Kirchenverbundenheit an.

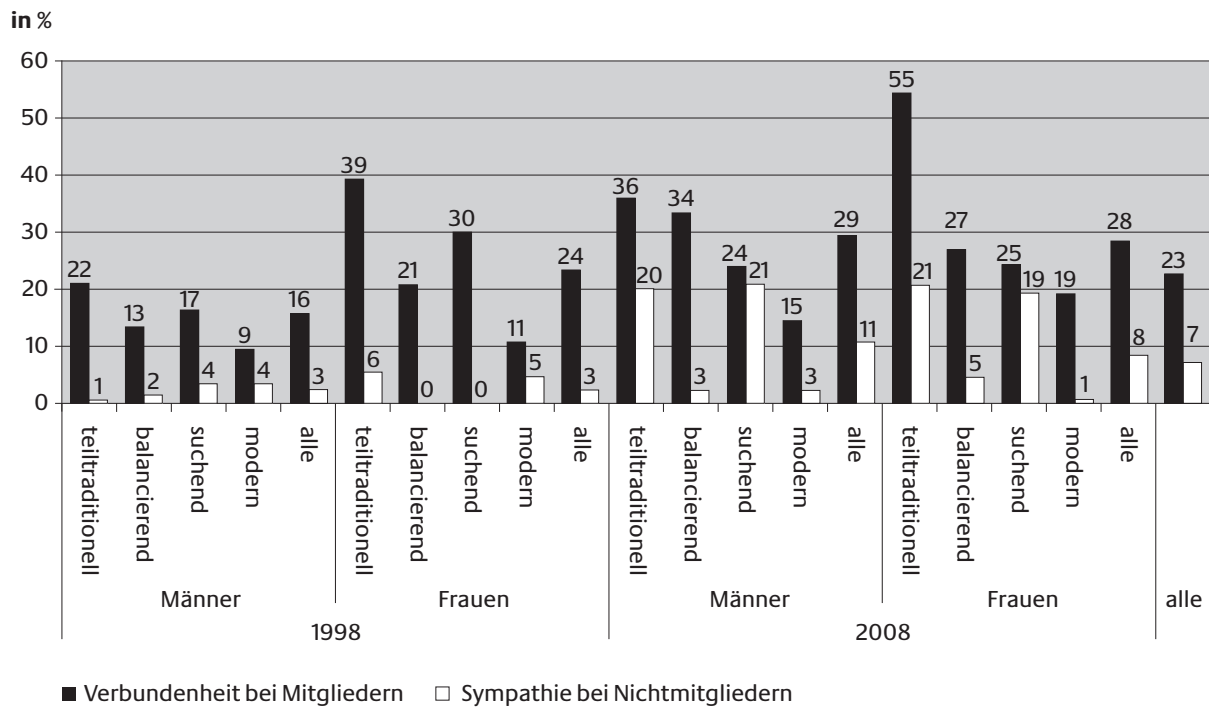
7.3.2.1 Verbundenheit

2008 haben sich 29% der Männer und 28% der Frauen als kirchenverbunden bezeichnet. Zehn Jahre zuvor lagen die Werte bei den Männern deutlich niedriger (16%; Frauen 24%). Das kommt nahezu einer Verdopplung des Wertes bei den Männern gleich: ein weiteres Indiz der gewachsenen Kirchenorientierung bei Männern 2008. Männer haben sich damit der Kirchenverbundenheit der Frauen angenä-

²⁰⁵ Wurde 1998 nicht erhoben.

hert. Die Unterschiede zwischen Männern und Frauen waren 1998 merklich größer. Der durchschnittliche Wert für die Verbundenheit lag im Bevölkerungsschnitt im Jahr 1998 bei 3,66, zehn Jahre später bei 3,12 (Mittelwerte auf einer fünfteiligen Skala – 1 = „sehr verbunden“).

Abbildung 176: Kirchenverbundenheit bei Mitgliedern/Kirchensympathie bei Nichtmitgliedern – nach Erhebungsjahr, Geschlechtern und Geschlecht

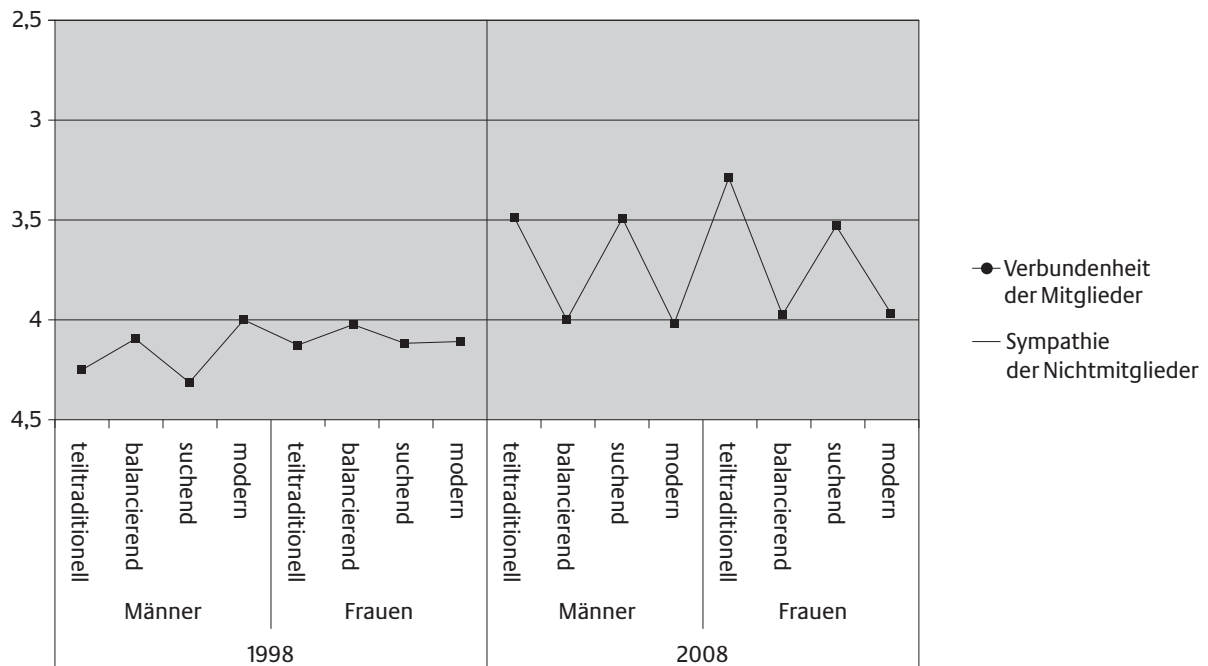


Skalenwerte 1 und 2, Männer und Frauen 1998/2008

7.3.2.2 Sympathie

Ähnlich verlief – wenngleich auf weitaus niedrigerem Niveau – die Entwicklung der Kirchensympathie bei den Konfessionslosen. 11% der männlichen und 8% der weiblichen Nichtmitglieder zeigen eine Sympathie zu den Kirchen. Der mittlere Sympathiewert für alle Konfessionslosen betrug 1998 4,14, 2008 3,77 (Mittelwerte auf einer fünfteiligen Skala – 1 = „sehr sympathisch“).

Abbildung 177: Kirchenverbundenheit bei Mitgliedern/Kirchensympathie bei Nichtmitgliedern – nach Erhebungsjahr, Geschlechtertypen und Geschlecht (Mittelwerte)

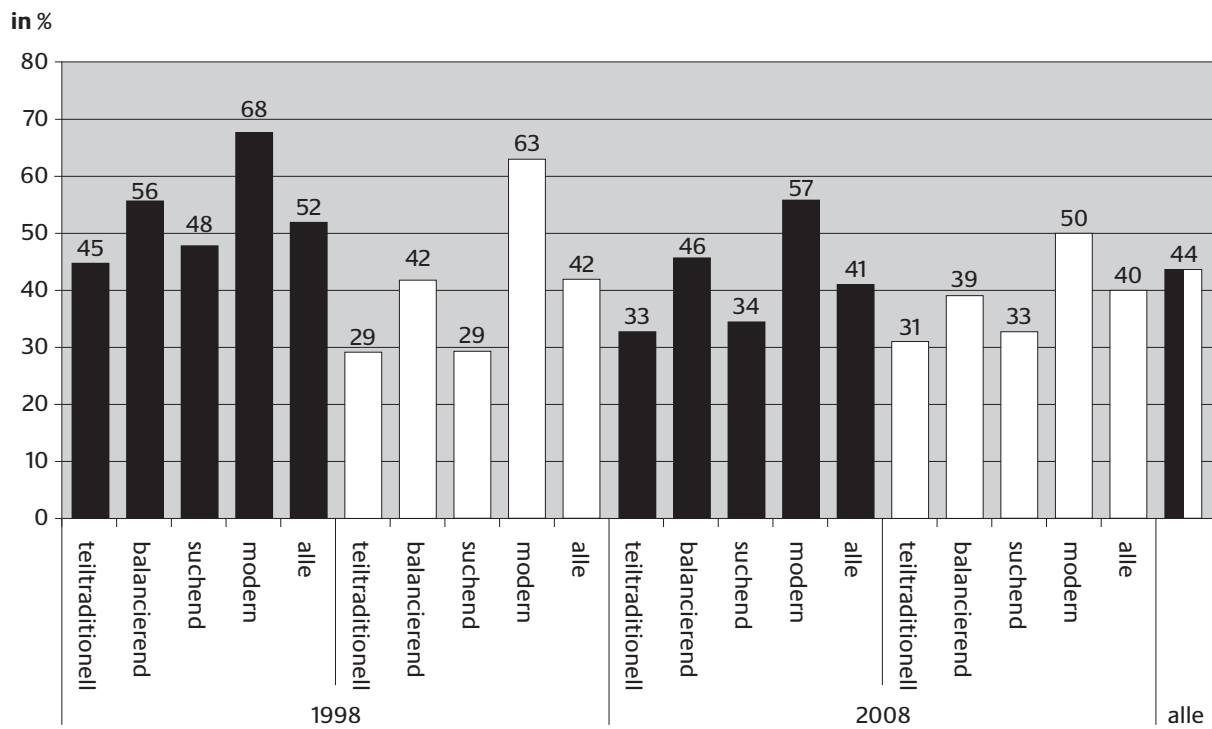


Mittelwerte (1 = „sehr stark“, 5 = „überhaupt nicht“), Männer und Frauen 1998/2008

Die durchschnittliche Kirchensympathie ist bei immer schon Konfessionslosen größer (3,7) als bei jenen, die aus einer Religionsgemeinschaft ausgetreten sind (3,9).

Für die Messung der Kirchenverbundenheit gibt es in der Studie noch drei weitere Einzelaussagen: Einerseits haben wir Angaben über die subjektiv wahrgenommene Kirchendistanz. Der Wert lag 1998 für die Männer im Schnitt bei 52%, 2008 bei 42%. Am stärksten ist dieses Distanzgefühl bei den modernen Männern.

Abbildung 178: Kirchendistanz – nach Erhebungsjahr, Geschlechtertypen und Geschlecht

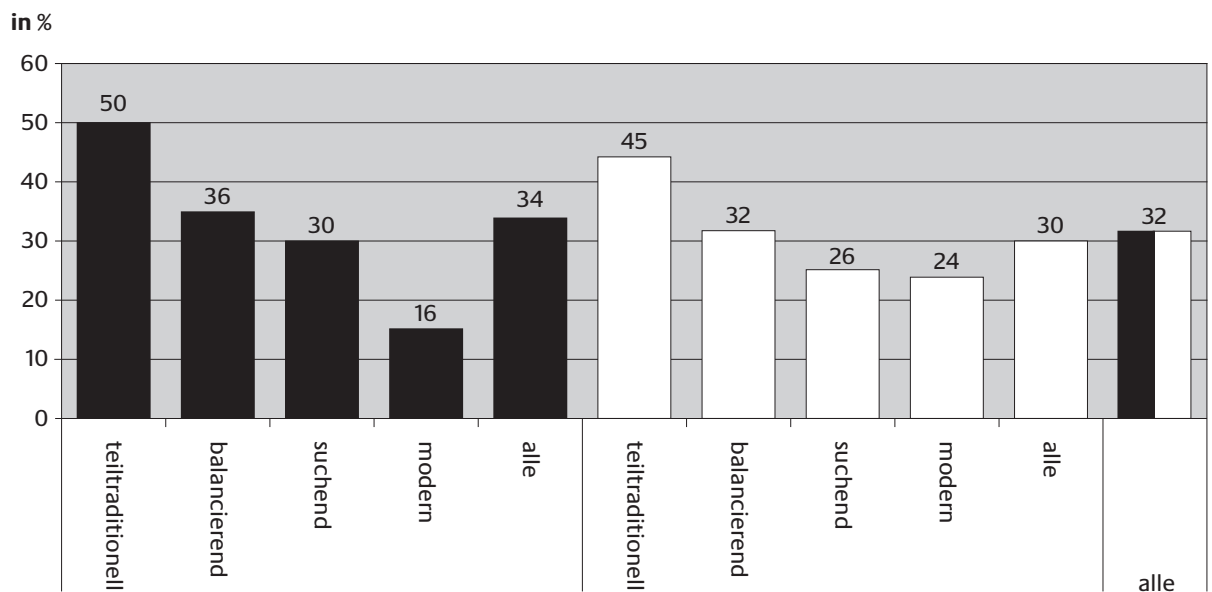


■ Männer – „Ich stehe der Kirche distanziert gegenüber.“
 □ Frauen – „Ich stehe der Kirche distanziert gegenüber.“

Männer und Frauen 1998/2008

Die Befragten haben auch zur Aussage Stellung genommen: „Ich trete auch nicht aus der Kirche aus, wenn ich mit ihren Lehren nicht übereinstimme.“ Einem solchen Satz können moderne Männer so gut wie nicht zustimmen (16%), während unter den teiltraditionellen Männern immerhin 50% dem zustimmen. Bei den befragten Frauen sind die Geschlechtertypen deutlich weniger voneinander unterschieden.

Abbildung 179: Kein Austritt, auch wenn keine Übereinstimmung mit Lehre – nach Geschlechtertypen und Geschlecht – 2008



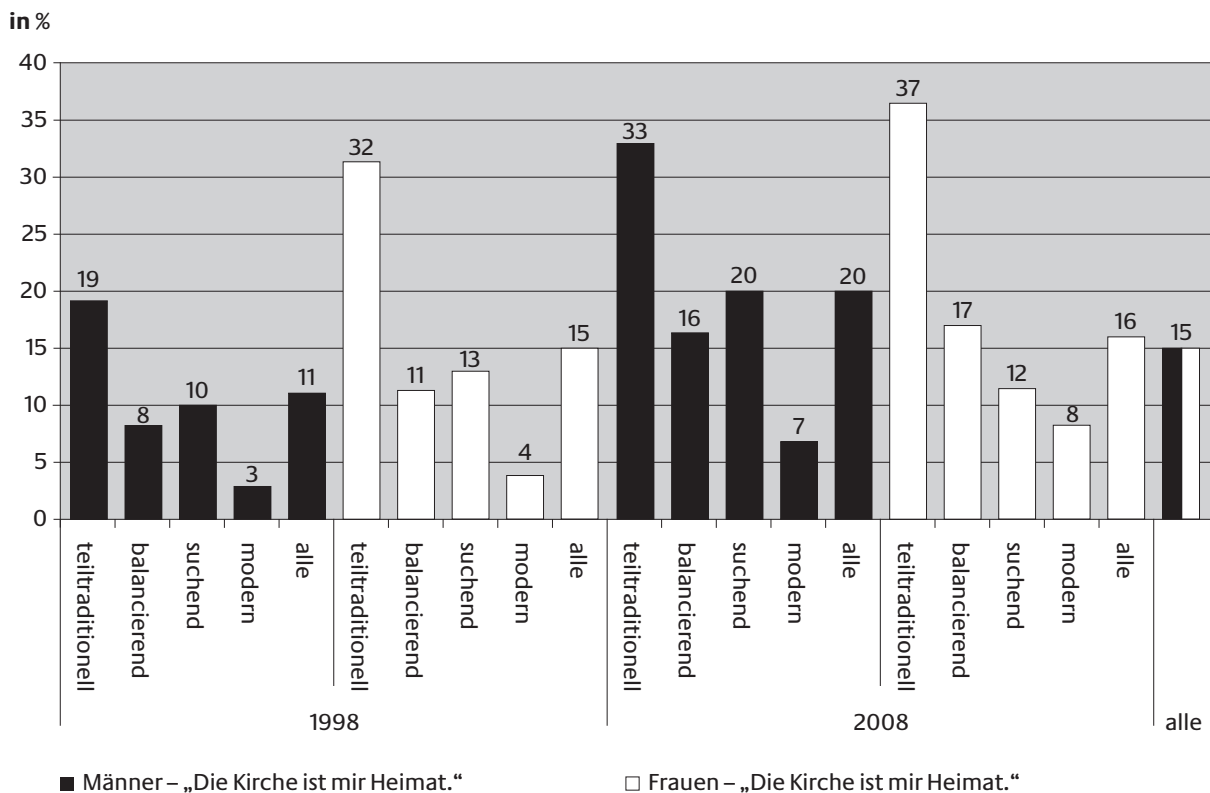
■ Männer – „Ich trete auch nicht aus der Kirche aus, wenn ich mit ihren Lehren nicht übereinstimme.“
 □ Frauen – „Ich trete auch nicht aus der Kirche aus, wenn ich mit ihren Lehren nicht übereinstimme.“

Männer und Frauen 2008

Schließlich wurde die Kirche mit einem Begriff in Verbindung gebracht, der in der heutigen Kultur eine Wiederkehr erlebt: „Heimat“. Gefragt wurde nach einem kirchlichen Heimatgefühl.

Die Antworten zeigen ein schon vertrautes Bild: In den letzten zehn Jahren ist das Gefühl, in der Kirche eine Heimat zu haben, angewachsen. Bei den Männern hat es sich von 11% auf 20% nahezu verdoppelt. Bei den Frauen hingegen ist es nahezu gleich geblieben. Stark zugenommen hat das Heimatgefühl in der Kirche bei den teiltraditionellen Männern (von 19% auf 33%). Aber es gibt, auf freilich ganz niedrigem Niveau, 2008 mehr moderne Männer (7%) als noch 1998 (3%): was in absoluten Zahlen durchaus eine respektable Bewegung darstellt.

Abbildung 180: Kirchenheimatgefühl – nach Geschlechertypen und Geschlecht – 2008

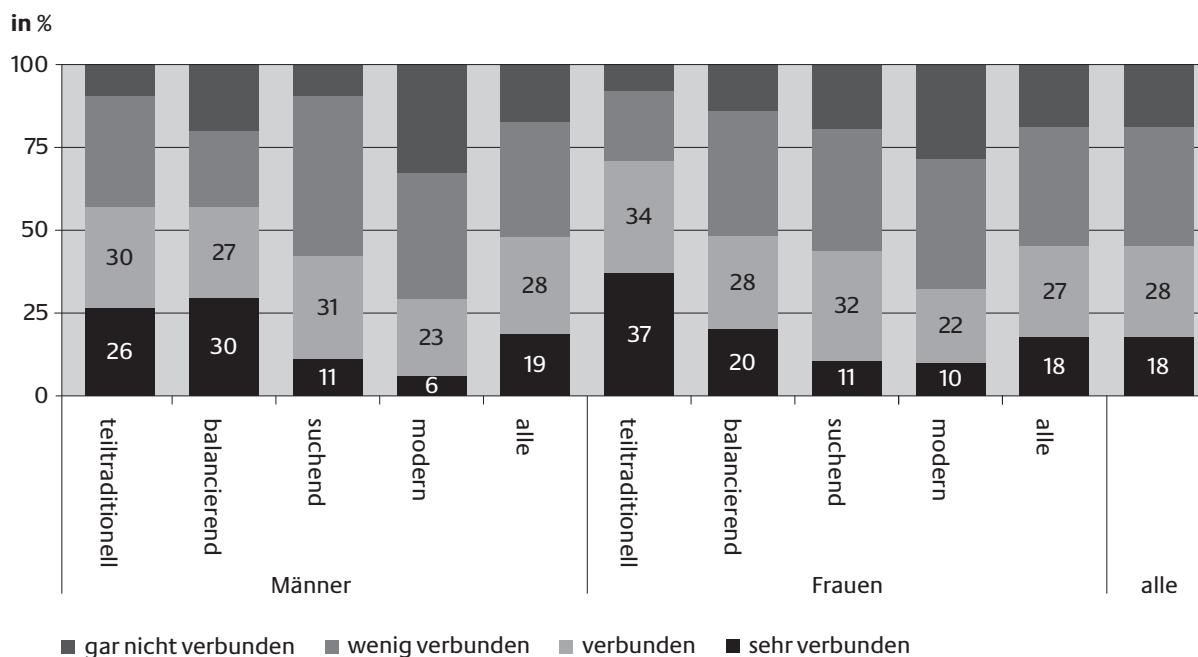


Männer und Frauen 1998/2008

Diese drei Aussagen (zur Distanz, zum Austritt, zum Heimatgefühl) stehen mit der Kirchenverbundenheit statistisch in sehr enger Beziehung. So verdichten wir sie, zusammengenommen, zu einem Index der Kirchenbindung.

Männer sind mit 56% (1 = „sehr verbunden“ und 2 = „verbunden“ auf der vierteiligen Indexskala) weniger mit ihrer Kirche verbunden als Frauen (71%). Und dies, obwohl sich insgesamt Männer in den letzten zehn Jahren der Kirche geöffnet haben. Allerdings ist die Staffelung zwischen den Geschlechertypen bei Frauen „steiler“ als bei Männern: Teiltraditionelle Frauen sind gebundener als teiltraditionelle Männer.²⁰⁶

²⁰⁶ Diesem Sachverhalt sind wir auf der Grundlage der Daten von 1998 detaillierter nachgegangen: Volz, Rainer: Über die Hartnäckigkeit des „kleinen“ Unterschieds – Religiosität und Kirchlichkeit im Vergleich der Geschlechter und ihrer Rollenbilder, in: Lukatis, Ingrid u. a. (Hrsg.): Religion und Geschlechterverhältnis, Opladen 2000, 115–129.

Abbildung 181: Index Kirchenbindung – nach Geschlechertypen und Geschlecht – 2008

Männer und Frauen 2008

7.3.3 Irritationen

Kirchenverbundenheit und Kirchensympathie stehen in engem Zusammenhang mit negativen Erfahrungen mit der Kirche. Gemeinhin haben auf den ersten Blick die christlichen Kirchen ein erstaunlich negatives Image. Viele Irritationen belasten das Verhältnis der Menschen zu den Kirchen. Ein Teil der Irritationen wird jenem unbehebbareren Widerspruch entspringen, der zwischen jeder religiösen Tradition und menschlichen Machtinteressen entsteht. Eine Religion, die den Menschen, vor allem den Reichen und Mächtigen gefällt, hat ihre prophetischen Anteile meist aus falschen Anpassungsbedürfnissen aufgegeben. Dennoch können den Kirchen Irritationen auch aus anderen Quellen erwachsen. Einerseits stehen die Kirchen als lebendige Gebilde vor der Aufgabe, ihre Identität im kulturellen Wandel zu behaupten. Kirchen, welche die Entwicklung der Kultur ignorieren, werden zu musealen Einrichtungen. Das fordert Kirchen eine ständige kulturelle Sensibilität und in der Folge auch eine Entwicklung ab. Die Frage ist dabei, welche Art und welche Form der „Modernisierung“ für den bleibenden Auftrag verträglich oder unverträglich sind. Wird dann zunehmend, wie dies heute der Fall ist, eine moderne Gesellschaft pluralistisch und besteht sie aus höchst unterschiedlichen Milieus²⁰⁷, dann wird die Auseinandersetzung mit dieser bunten Moderne noch schwieriger. Irritationen sind vorprogrammiert. Den einen geht dann die Auseinandersetzung der Kirchen mit der Moderne zu langsam, die anderen sehen in kulturell bedingten Änderungen einen Verrat am ureigenen Auftrag. Es wird unter modernen Bedingungen keine religiöse Großorganisation geben, die sich diesem Dilemma entwinden kann.

Dabei wird nicht übersehen, dass es zu einer Art „Überanpassung“ der Kirchen kommen kann. Wolfgang Huber nannte sie für die protestantischen Kirchen „Selbstsäkularisierung“. Um „in“ zu bleiben, seien substantielle Anteile der Botschaft zurückgestellt und verschwiegen, ja vergessen worden. Auch die Synode der katholischen Bistümer 1975 warnte schon vor einer solchen Auslieferung der Kirche an den „Zeitgeist“, vermerkte aber gleichzeitig, dass nicht wenigen Jesus zeitgerechter erscheine als seine Kirche(n).²⁰⁸

207 Für die evangelischen Kirchen in Deutschland liegt erstmalig eine systematische Analyse der kirchlichen Milieus vor. Vgl. die letzte EKD-Kirchenmitgliedschafts-Untersuchung von 2006: Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, a. a. O., Kapitel: Lebensstil und Lebensführung, 203–262.

208 Unsere Hoffnung. Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung, Freiburg 1976, 101f. Vgl. zum Verhältnis von Jesusbild und Kirchenbild bei (katholischen wie evangelischen und konfessionslosen) Männern: Engelbrecht, Martin u. a.: Was Männern Sinn gibt – Leben zwischen Welt und Gegenwelt, Stuttgart 2007.

Wir stellen jetzt die Irritationen in ihrer Vielfalt dar.

Tabelle 68: Wenn man heute mit Leuten über ihre Erfahrungen mit der Kirche spricht, dann begegnet man nicht selten kritischen Stellungnahmen. Ich lese Ihnen jetzt einige davon vor. Bitte denken Sie jetzt an Ihre Kirche/Religionsgemeinschaft und geben Sie an, inwieweit Sie die hier formulierte Kritik teilen. Sie haben sieben Möglichkeiten zur Abstufung. 1 bedeutet „diese Kritik trifft voll und ganz zu“ und 7 bedeutet „diese Kritik trifft überhaupt nicht zu“. Mit den Werten dazwischen können Sie Ihr Urteil abstimmen!

-0,78 ²⁰⁹	Reden und Tun passen nicht zusammen.
-0,77	Die Kirche geht am wirklichen Leben des Einzelnen vorbei.
-0,76	ist einfach nicht mehr zeitgemäß
-0,76	predigt nur Moral und Gesetz
-0,75	lässt zu wenig Raum für Fragen und Zweifel
-0,74	ist zu starr und bürokratisch
-0,72	nimmt ihre soziale Verantwortung nicht wahr
-0,72	bietet zu wenig fürs Gefühl und fürs religiöse Empfinden
-0,71	ist in ihrem Bekenntnis zu wenig eindeutig
-0,70	nimmt ihre politische Verantwortung nicht wahr
-0,69	spricht nur den Verstand an und vernachlässigt die Ganzheit des Körpers
-0,68	ist lust- und sexualfeindlich
-0,67	ist eigentlich unnötig
-0,67	wird den Frauen nicht gerecht
-0,62	ist im Verhältnis zum Staat zu angepasst
-0,57	wird den Männern nicht gerecht

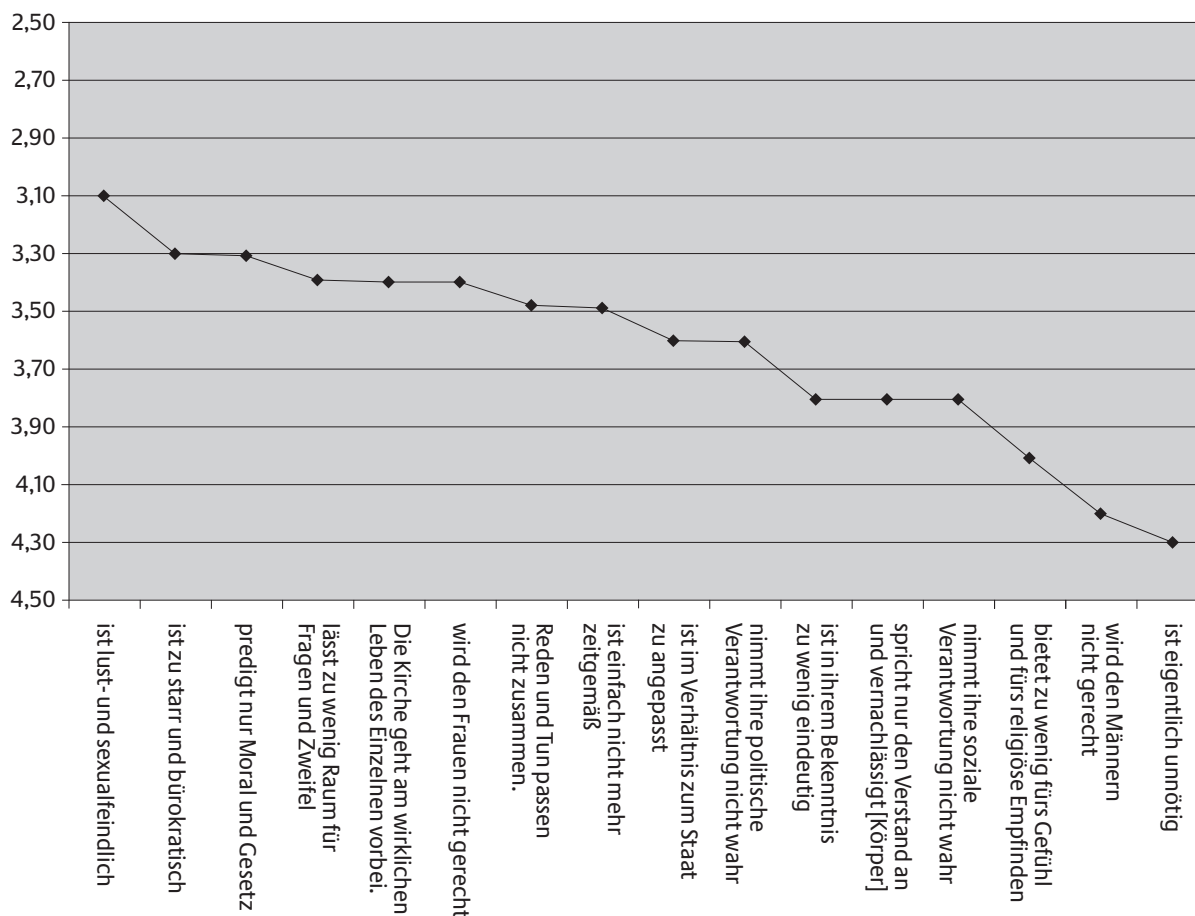
Männer und Frauen 2008

Diese vielfältigen Irritationen erweisen sich statistisch als eindimensional. Sie messen eine Art kritischer Grundstimmung der Kirche gegenüber. Dabei kommt den einzelnen (vorgelegten) Irritationen bei der inhaltlichen Füllung dieser Grundstimmung ein unterschiedliches Gewicht zu. Dieses ist an der Maßzahl in der Liste (der „Ladung“) ablesbar. Am meisten trägt zur Irritation bei, dass Reden und Tun auseinanderklaffen. Wie viele Institutionen hat auch die Kirche ein Glaubwürdigkeitsproblem. Das Zeugnis gut bezahlter Propheten: Zählt es nicht? Auf der letzten Stelle der Liste steht, dass die Kirche den Männern nicht gerecht wird. Bei der Kritik an mangelnder Sensibilität den Frauen gegenüber ist die „Ladung“ etwas höher.

In der folgenden Abbildung ist erkennbar, wie die jeweilige Position im Durchschnitt aller befragten Männer und Frauen im Jahr 2008 „benotet“ wird. Die Note eins wäre: Das „trifft voll und ganz zu“, die Note sieben: Das „trifft überhaupt nicht zu“.

²⁰⁹ Die Zahlen in dieser Spalte geben die jeweilige Faktorladung, die „Bündelungsstärke“ des Items für die Dimension, hier: „Irritationen“, an.

Abbildung 182: Irritationen – Mittelwerte



Mittelwerte auf siebenteiliger Skala (1 = „trifft voll und ganz zu“, 7 = „trifft überhaupt nicht zu“), Männer und Frauen 2008

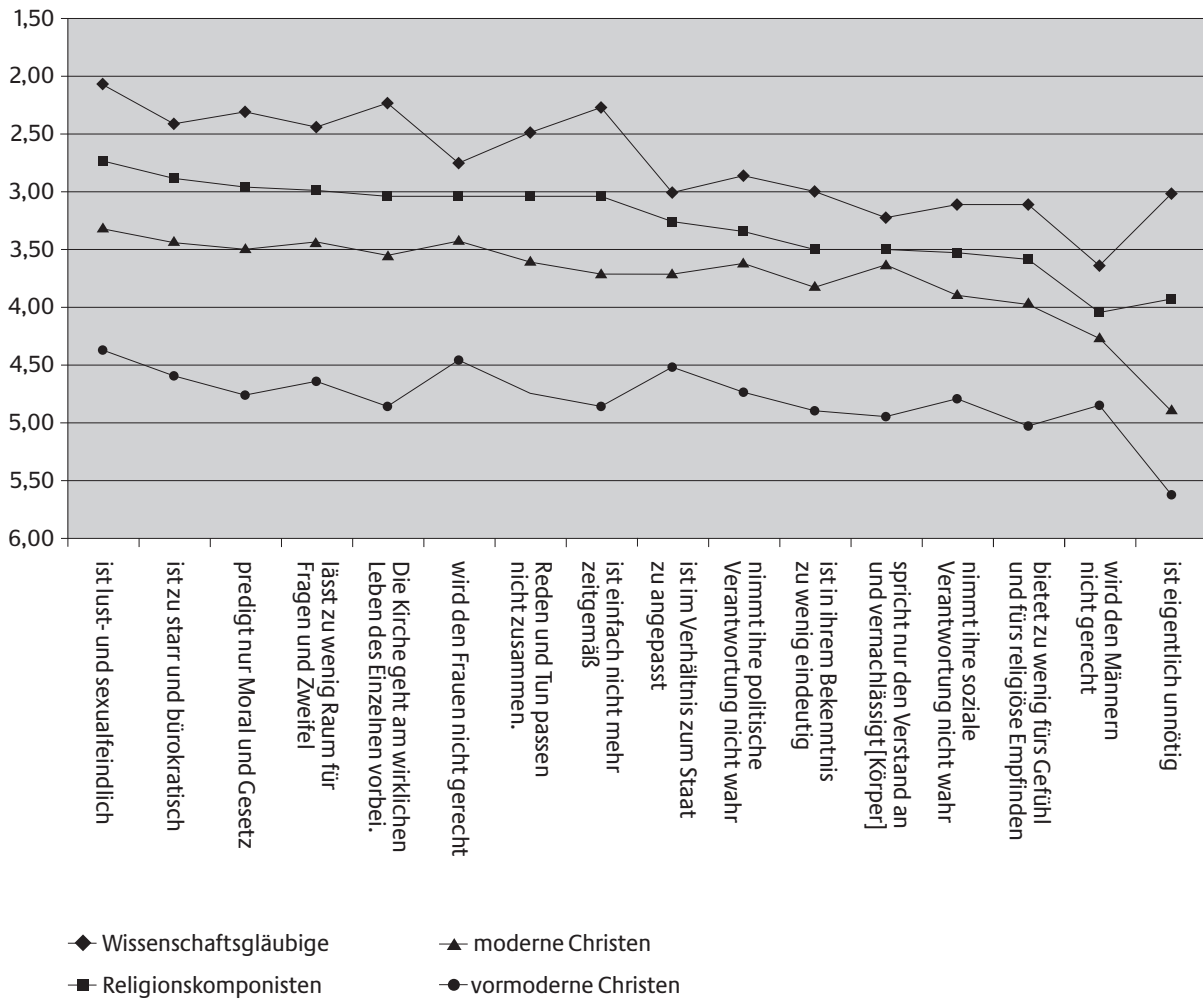
Markant unterscheiden sich die Benotungen nach Weltdeutungstypen. Wissenschaftsgläubige benoten im Durchschnitt aller Irritationen mit 2,74, Religionskomponisten mit 3,29. Moderne Christen haben einen Durchschnittswert von 3,73 und vormoderne von 4,80. Der Durchschnitt liegt bei 3,63.

Je weiter man sich also aus dem Binnenraum einer Kirche hinausbewegt, umso mehr Irritationen trifft man an. Dabei ist nicht zu sagen, was die Henne und was das Ei ist: Ist jemand weit weg, weil er viele Irritationen erlitten hat/erleidet, oder braucht er viele Irritationen, um seine Entfernung zu legitimieren?

Aber auch im Binnenraum finden wir Irritationen. Das überrascht nicht. Je näher man einem Menschen ist, umso mehr nimmt man auch seine Schwächen wahr. Bei Organisationen ist das ähnlich. Nur wer seinen Blick aus gleich welchen Gründen (meist aus Angst) verschleiert, sieht diese Schwächen nicht. Irritationsfreie Organisationen gibt es nicht. Auch irritationsfreie Kirchen sind eine Utopie. Aber es ist auch bei einem nahen Menschen so: Seine Schwächen zerstören die Beziehung nicht.

Das gleiche Bild zeigt sich, wenn die einzelnen Irritationen nach Weltdeutungstypen aufgeschlüsselt werden. Die säkular-atheisierenden Wissenschaftsgläubigen haben bei allen Einzelirritationen die höchsten kritischen Werte, die Christen, vor allem die vormodernen, die niedrigsten.

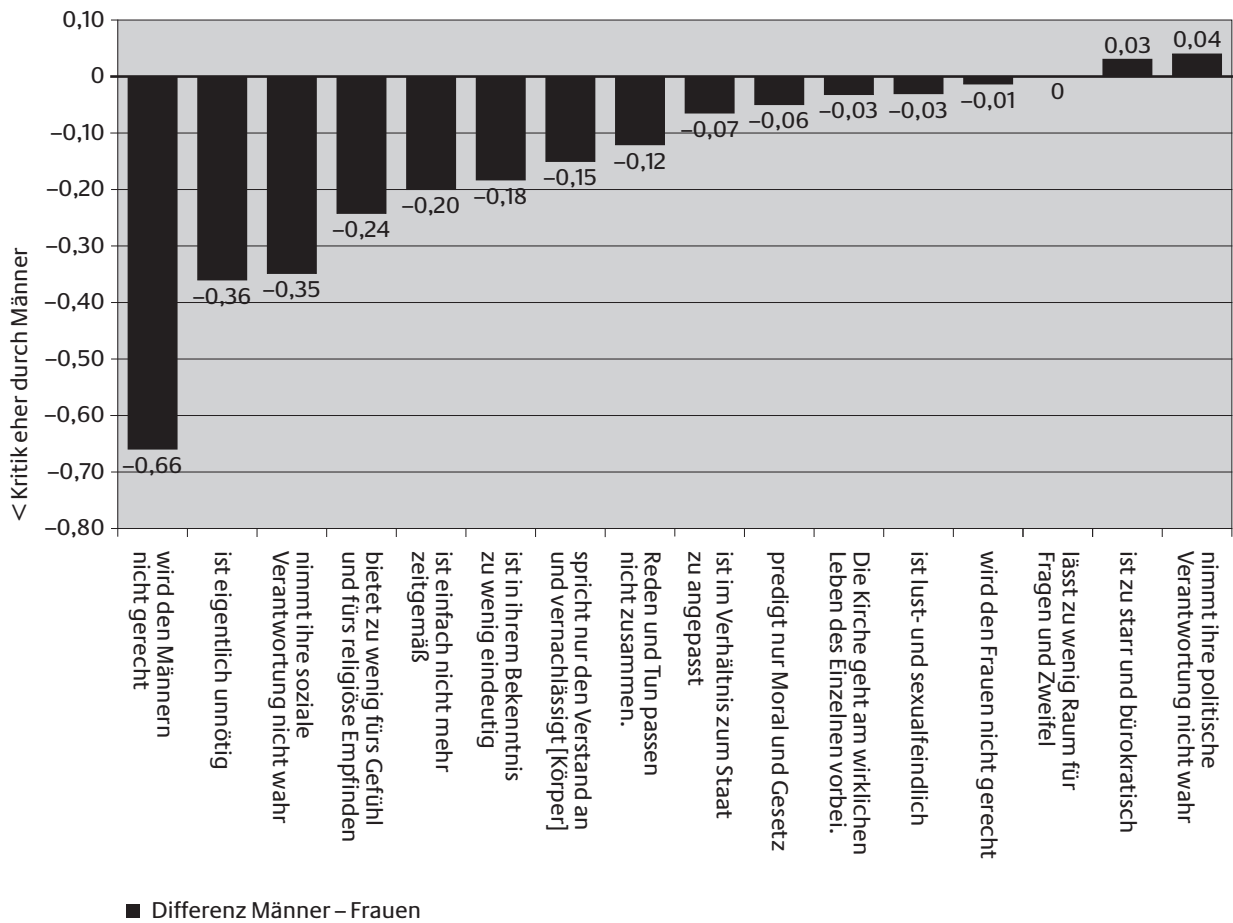
Abbildung 183: Kirchenkritische Positionen – nach Weltdeutungstypen



Mittelwerte auf siebenteiliger Skala (1 = „trifft voll und ganz zu“), Männer und Frauen 2008

Männer (3,55) und Frauen (3,70) haben ein unterschiedliches Irritationspotenzial. Männer unterscheiden sich vor allem hinsichtlich der Annahme, dass die Kirche den Männern nicht gerecht werde! Es folgt die Aussage, dass die Kirche eigentlich unnötig sei. Und sie nehme ihre soziale Verantwortung nicht wahr. Es überrascht, dass Männer mehr als Frauen kritisieren, die Kirche tue zu wenig fürs Gefühl und fürs religiöse Empfinden. Auch sei, so die Männer mehr als die Frauen, die Kirche zu wenig zeitgemäß. Etwas mehr als Männer kritisieren überraschenderweise Frauen, dass die Kirche ihre politische Verantwortung zu wenig wahrnehme.

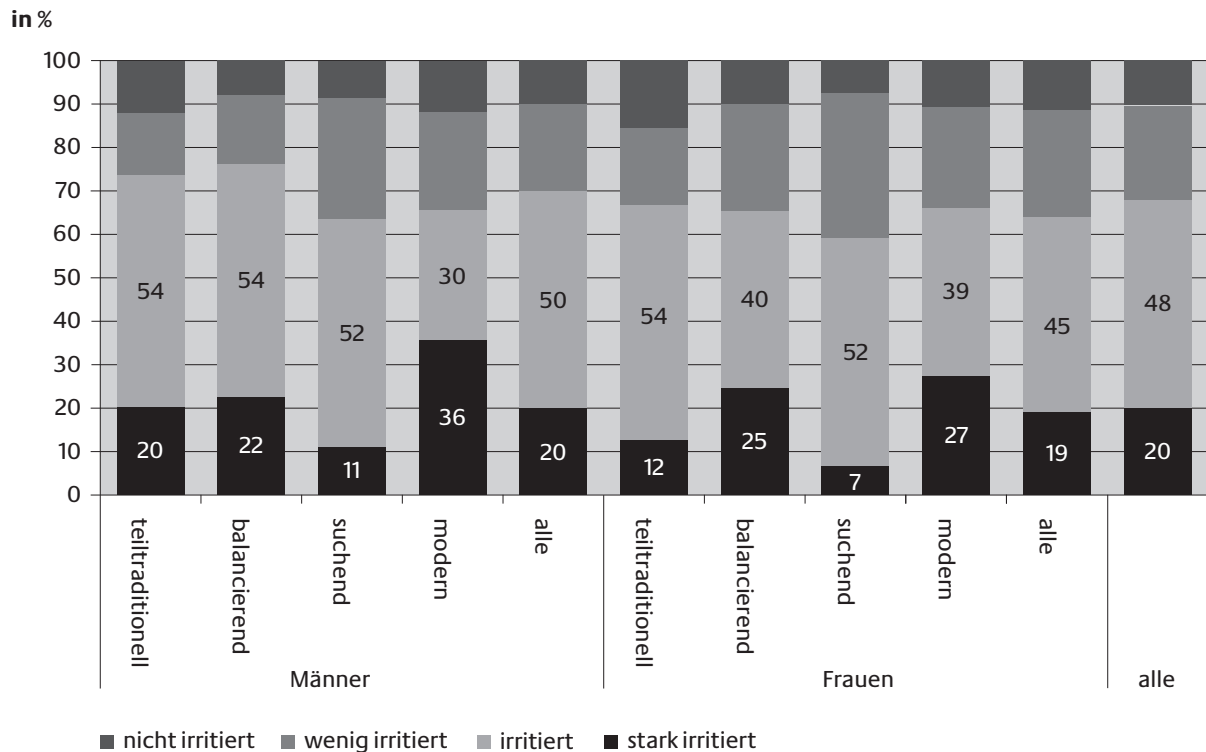
Abbildung 184: Unterschiede bei den Irritationen zwischen Frauen und Männern



Mittelwerte auf siebenteiliger Skala (1 = „trifft voll und ganz zu“), Männer und Frauen 2008

Bei den Geschlechtern gibt es nur geringfügige Schwankungen beim durchschnittlichen Irritationspotenzial. Bei den Modernen (Männer 36%, Frauen 27%) ist es am höchsten.

Abbildung 185: Irritationspotenzial: Index „Irritationen“ – nach Geschlechertypen und Geschlecht – 2008



Männer und Frauen 2008

7.3.4 Frauen in der Kirche

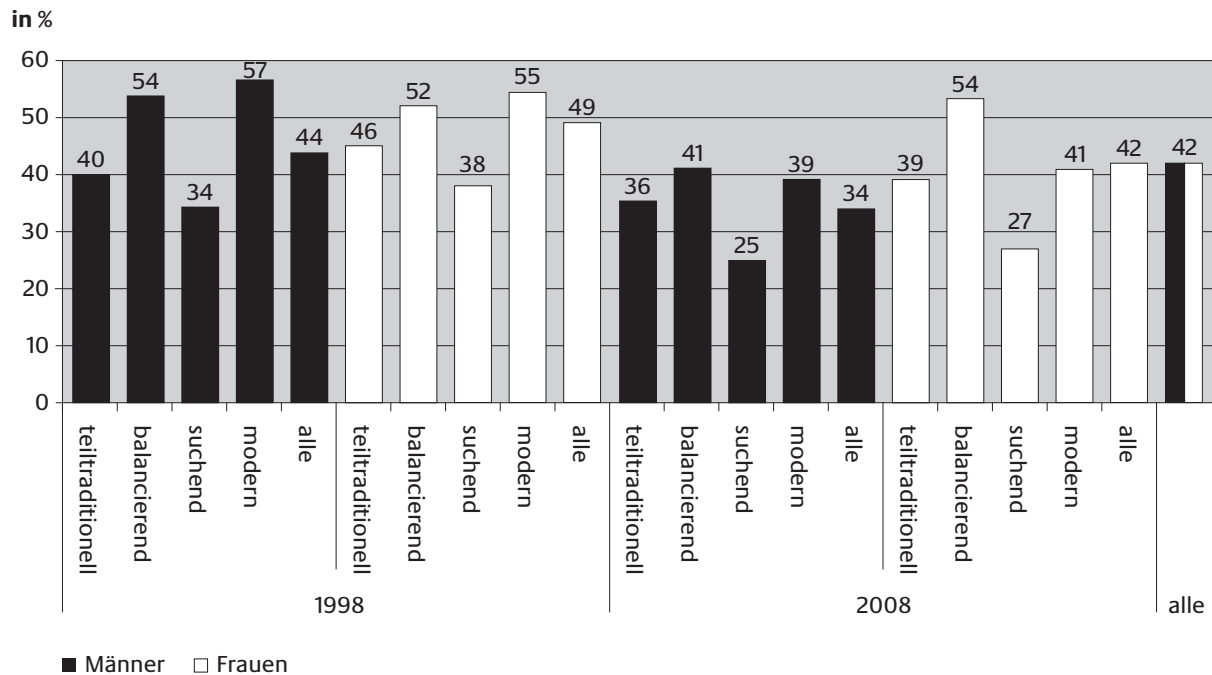
Ein viel irritierendes Thema ist das Verhältnis zumal der katholischen Kirche zu den Frauen. Dabei waren bislang Frauen im Kirchenvolk überproportional vertreten. Auch die Frauenorden der katholischen Kirche haben sich neben den Männerorden durchaus sehen lassen können. Doch ist es eine jahrhundertelange Tradition in allen christlichen Kirchen gewesen, nur Männer zu ordinieren und so in Leitungspositionen zu berufen. Frauen waren eine Zeitlang eine Art Diakoninnen, aber selbst dieses „Amt“ steht ihnen heute in der katholischen und noch mehr in den orthodoxen Kirchen nicht offen. Anders lief und läuft die Entwicklung in den protestantischen Kirchen, wo inzwischen Frauen Pastorinnen und auch Bischöfinnen geworden sind.

Und was denkt die Bevölkerung darüber?

Drei Positionen wurden in unserer Studie zur Stellungnahme vorgelegt: Ob es für die Kirche besser wäre, wenn Frauen mehr Entscheidungen in der Kirche treffen würden, und ob – was die Voraussetzung dafür wäre – Frauen mehr an kirchenleitenden Aufgaben beteiligt werden sollten – oder ob das Männersache bleiben soll.

Die Begeisterung für die Beteiligung von Frauen an kirchlichen Entscheidungen war bei Männern 1998 größer als 2008. Der Anteil der Befürworter ist unter den Männern von 44% auf 34% gefallen. Bei den Frauen sank dieser Anteil ebenfalls, allerdings auf höherem Niveau, von 49% auf 42%.

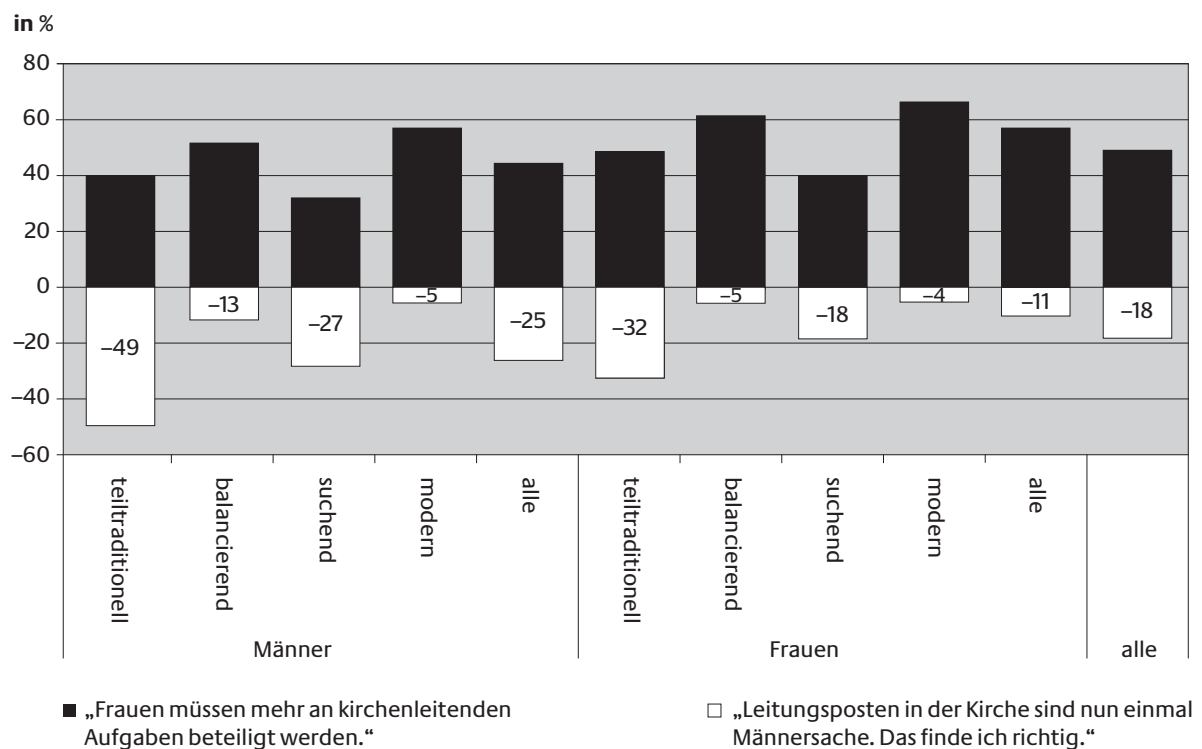
Abbildung 186: „Würden Frauen mehr Entscheidungen in der Kirche treffen, wäre das besser für die Kirche.“ – Nach Erhebungsjahr, Geschlechtertypen und Geschlecht



Männer und Frauen 1998/2008

Frauen an kirchlichen Leitungsposten zu beteiligen, findet 2008 gleichwohl eine starke Mehrheit. Es sprechen sich 51% dafür aus (Skalenwert 1= „stimme sehr zu“ und 2= „stimme zu“ auf einer fünfteiligen Skala). 18% hingegen halten dies nach wie vor für eine reine Männersache.

Abbildung 187: Frauen in die Kirchenleitung! Oder soll diese Männersache bleiben? – Nach Geschlechtertypen und Geschlecht – 2008



Männer und Frauen 2008

Wir schlüsseln dieses innerkirchlich sensible Thema nach Katholikinnen und Katholiken, Protestantinnen und Protestanten auf und stellen weitere organisierte Religionsgruppen sowie die Nichtmitglieder zur Seite.

Männer sind (sieht man von den Muslimen ab) zwar mit knapper Mehrheit für Frauen in der Kirchenleitung (40% der Katholiken und 48% der Protestanten), gleichzeitig liegen die Anteile derer, die Kirchenleitung für eine reine Männersache halten, bei 25%.

Bei den Frauen stellt sich die Lage deutlich anders dar. Hier dominiert die Forderung nach Beteiligung von Frauen an der Kirchenleitung. Selbst bei den Muslimas überwiegt deren Anteil!

Abbildung 188: Beteiligung von Frauen an der Kirchenleitung nach Zugehörigkeit – nach Geschlechtstypen und Geschlecht – 2008

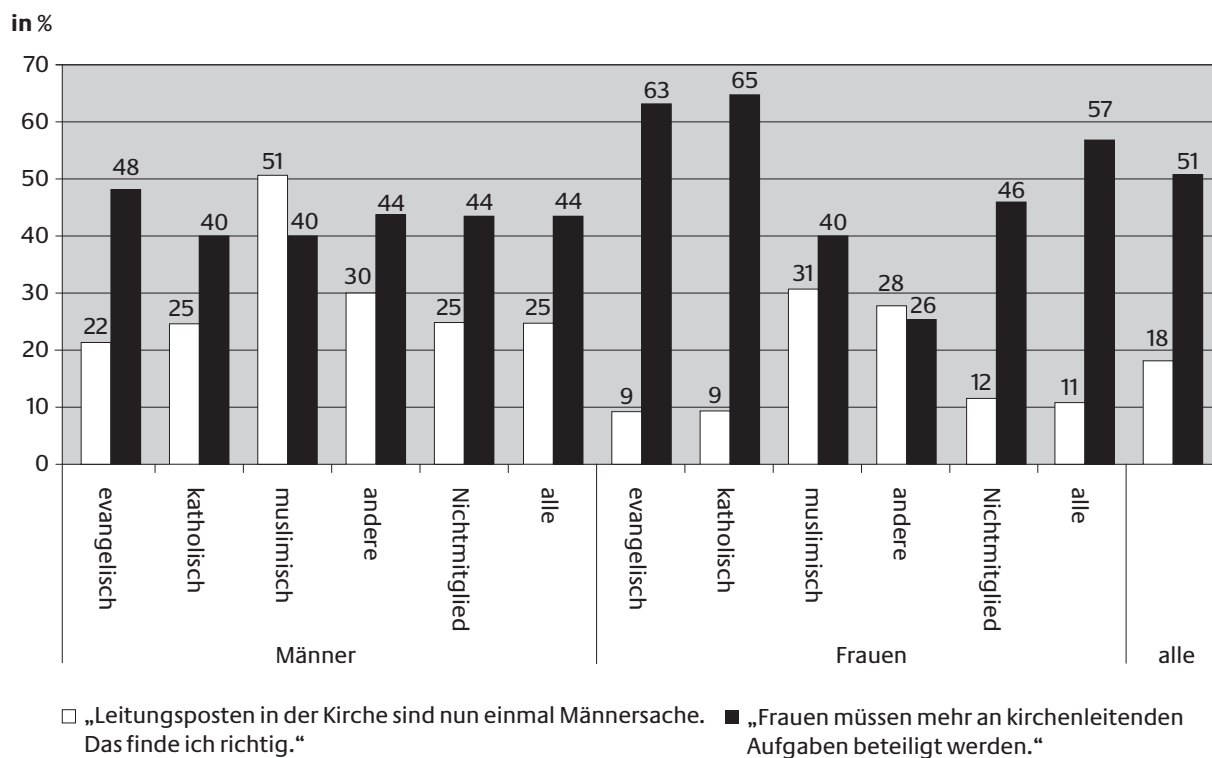
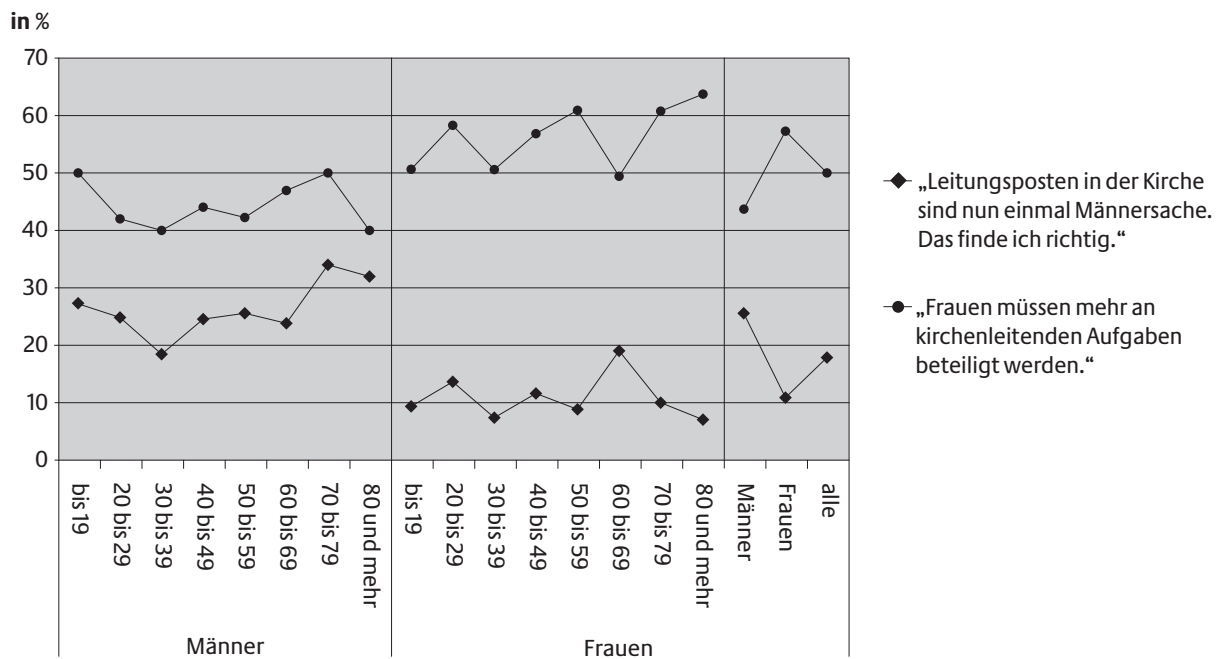


Abbildung 189: Männer und Frauen in der Kirchenleitung – nach Alter und Geschlecht – 2008



Männer und Frauen 2008

7.3.5 Motive der Kirchenzugehörigkeit

„Ich möchte gern von Ihnen wissen, inwieweit für Sie persönlich die einzelnen Meinungen zutreffen oder nicht zutreffen. Bitte antworten Sie jeweils anhand der Skala von 1= ‚trifft genau zu‘ bis 7= ‚trifft überhaupt nicht zu‘. Mit den Werten dazwischen stufen Sie bitte ab.“

Mit dieser Frage wurde die Erkundung von Kirchenmitgliedschaftsmotiven eingeleitet. „Ich bin in der Kirche, weil ...“, so die weitere Einführung in eine lange Liste möglicher Motive, in der Kirche zu sein. Inhaltlich (statistisch: faktorenanalytisch) fügen sich die vielen Einzelmotive zu zwei Bündeln zusammen. Das eine Bündel enthält eine lange Reihe von Gratifikationen, die sich kirchlichen Aktivitäten verdanken. Das andere hingegen beruht auf Tradition: Man ist in der Kirche, weil es immer schon so war.

! Die *Gratifikationen* drehen sich vorrangig um Trost, Halt, Sinn, Rituale, Tod. Dazu gehören auch Gemeinschaft, Möglichkeit zu einer sinnvollen Mitarbeit, Zustimmung zur christlichen Lehre und persönliche Religiosität: Es gehört eben zum Christen dazuzugehören. „Comfort“ und „belonging“ sind die Hauptgratifikationen. Erst dann kommen (vom „Gewicht“ her nachrangig) soziale Leistungen der christlichen Kirchen: Sie tun Gutes, setzen sich für Gerechtigkeit in der Welt und die Zukunft der Menschheit ein, tun was für Kranke und Arme.

! *Tradition* wiederum meint, dass auch die Eltern in der Kirche sind/waren, weil sich das so gehört und weil man auf die kirchliche Trauung oder Beerdigung nicht verzichten will.

Dimension: Gratifikationen: „Ich bin in der Kirche, ...

-0,83 ²¹⁰	... weil sie mir Trost und Hilfe in schweren Stunden gibt.
-0,83	... weil sie mir einen inneren Halt gibt.
-0,83	... weil sie mir Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens gibt .
-0,80	... weil ich religiös bin.
-0,79	... weil ich die Gemeinschaft brauche.
-0,78	... weil mich ihre Rituale ansprechen.
-0,78	... weil ich der christlichen Lehre zustimme.
-0,77	... weil ich an das denke, was nach dem Tod kommt.
-0,74	... weil sie mir die Möglichkeit zu sinnvoller Mitarbeit gibt.
-0,73	... weil ich Christ/-in bin.
-0,73	... weil sie viel Gutes tut.
-0,71	... weil sie sich für Gerechtigkeit in der Welt und die Zukunft der Menschheit einsetzt.
-0,65	... weil sie etwas für Arme, Alte und Kranke tut.
-0,53	... weil ich an meine Kinder denke.

Dimension: Tradition: Ich bin in der Kirche, ...

-0,79	... weil meine Eltern auch in der Kirche sind bzw. waren.
-0,77	... weil sich das so gehört.
-0,76	... weil ich auf die kirchliche Trauung oder Beerdigung nicht verzichten möchte.

Männer und Frauen 2008

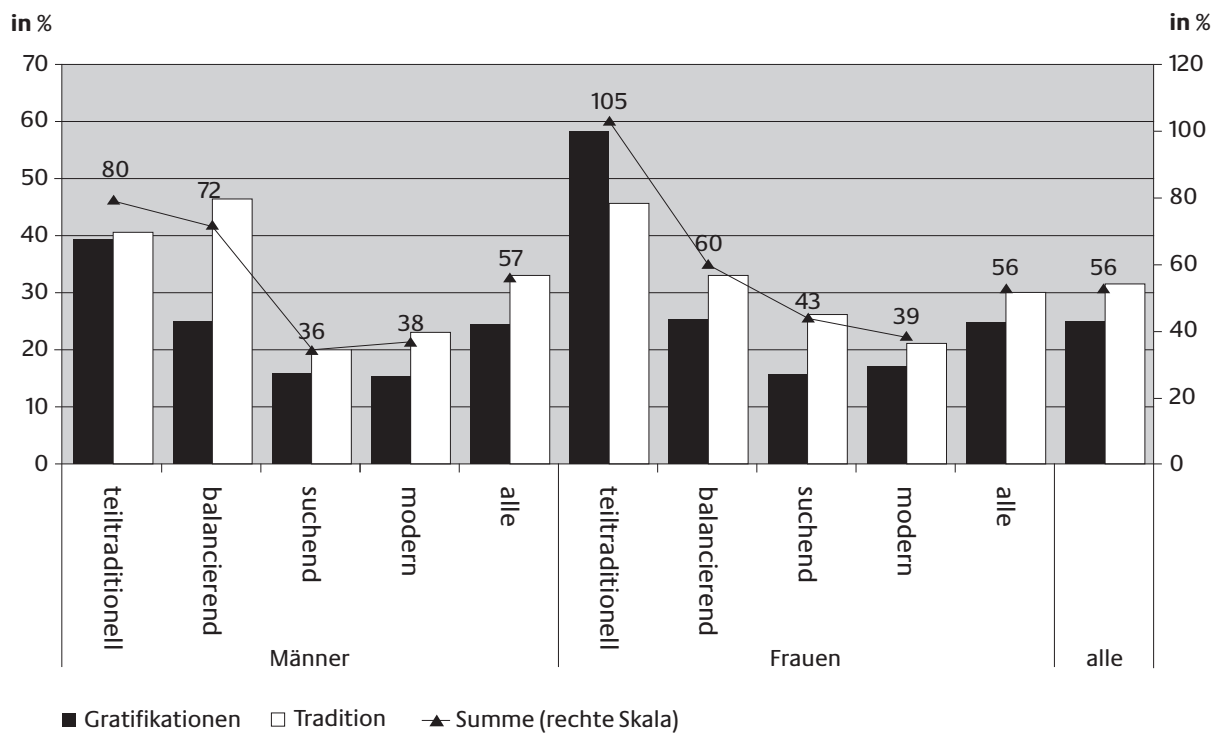
Tradition und Gratifikationen halten sich als die beiden Grundformen der Kirchengemeinschaftsmotive im Schnitt weithin die Waage, wobei die Tradition noch etwas stärker ist. Kirchengemeinschaftsmotive erweist sich kulturell als tief verwurzelt. Sie scheint nach wie vor ein Teil der kulturellen Identität des Großteils der Befragten zu sein. Diese kulturelle Seite des Christentums scheint in der Begegnung Europas mit dem Islam (über Migrantinnen und Migranten; angesichts der Frage, ob die Türkei Mitglied der Europäischen Union werden soll) eine neue Bedeutung zu gewinnen. Nach einer Studie in Österreich anlässlich des Papstbesuches 2007 sind 35% der Christen „Kulturchristen“: Sie zeichnen sich weder durch „Glaubensstärke“ noch durch Beteiligung aus. Dennoch halten sie das Christentum für die Identität Europas für unverzichtbar, weshalb sie auch für die Kinder einen verpflichtenden Religionsunterricht verlangen.²¹¹

Bei 25% aller Befragten sind die Gratifikationsmotive sehr stark, bei weiteren 40% stark. Die Traditionsmotive sind bei 31% sehr stark, bei weiteren 41% stark. Die Unterschiede zwischen einzelnen Gruppen stellen wir im Folgenden anhand der sehr starken Motive (Skalenwert 1 auf einer vierteiligen Indexskala) dar.

So zeigt sich, dass in Summe zwischen Männern und Frauen kaum Unterschiede sind. Solche Differenzen finden sich hingegen bei den Geschlechtern, bei den Frauen noch mehr als bei den Männern. Teiltraditionelle verfügen über deutlich mehr Kirchlichkeitsmotive als Moderne.

210 Die Zahlen in dieser Spalte geben die jeweilige Faktorladung, die „Bündelungsstärke“ des Items für die Dimension, hier: „Gratifikationen“, an.
211 Zulehner, Paul M.: Benedikt XVI. in Österreich. ORF-Studie, unveröffentlichtes Manuskript 2007. Eine ähnliche „kulturchristliche“ Beschwörung der Kirche als Bollwerk des „christlichen Abendlandes“ gegen „den“ als bedrohliche Kultur wahrgenommenen Islam ist für Deutschland in der letzten EKD-Untersuchung über evangelische Kirchenmitglieder festgestellt worden: Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, a. a. O., 279–330, bes. 319 ff., auch: a. a. O., II, 291–317.

Abbildung 190: Kirchlichkeitsmotive nach Geschlechertypen und Geschlecht – 2008



Skalenwert 1= „sehr stark“ auf vierteiliger Indexskala, Männer und Frauen 2008

Die Kirchengliederung ist bei den Katholiken motivationell etwas besser abgepolstert als bei den Protestanten. Starke Kirchenkritik hält sich bei beiden in Grenzen. Die willkommenen Gratifikationen sind stärker als die unwillkommenen Irritationen.

7.3.5.1 Gratifikationen und Irritationen

Die Vermutung liegt nahe, dass Kirchengliederung mehr durch Gratifikationen gestützt als durch Irritationen (Kritik) geschwächt wird.

Trifft diese Vermutung zu, dann ergibt sich für die Kirchen eine einfache Konsequenz: Wer Kirchenbindung fördern bzw. Mitgliedschaft stabilisieren will, wird die Gratifikationen stärken, statt sich nur an den Irritationen abzuarbeiten: auch ein empirisch begründeter Ratschlag an wohlmeinende kirchliche Protestgruppen!

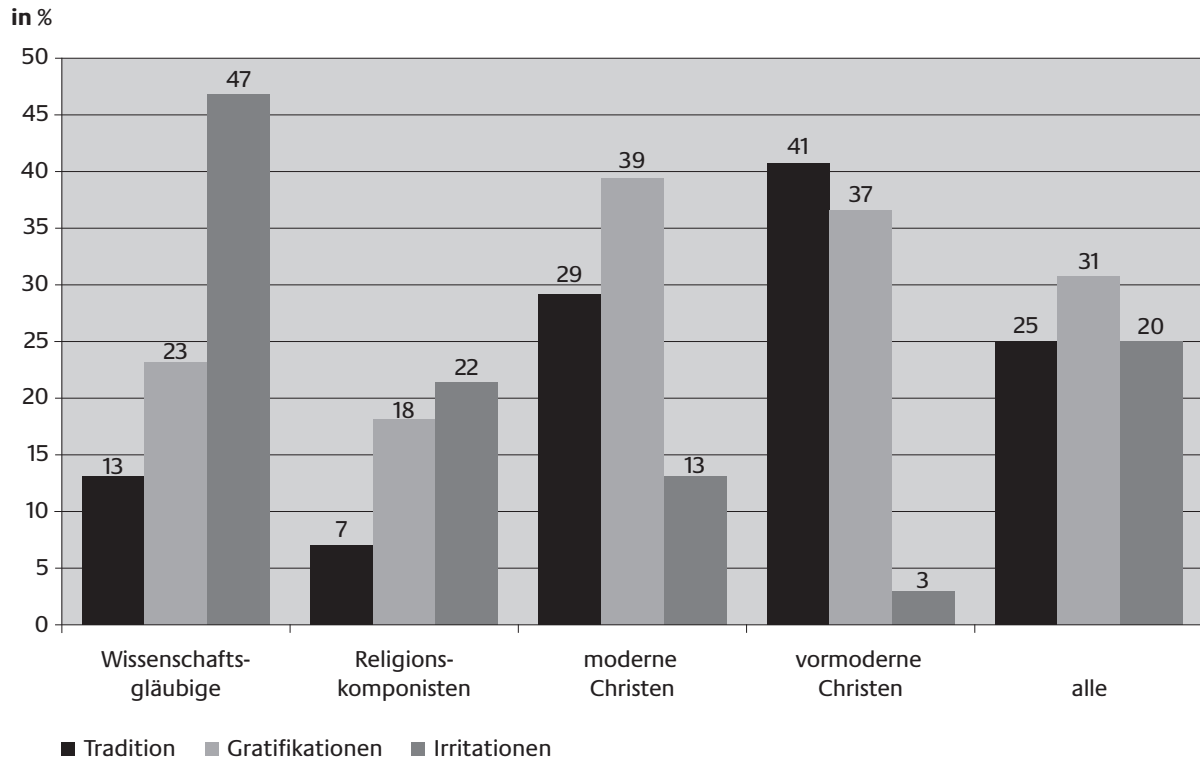
Abbildung 191: Kirchenmotive und Kirchenkritik nach Konfessionen



Skalenwert 1= „sehr stark“ auf vierteiliger Indexskala, Männer und Frauen 2008

Eine weitere für Kirchen handlungsrelevante Beobachtung: Wenn die Traditionen wegbrechen, wächst religiöse Mobilität: im Modus der Verneinung wie bei den Wissenschaftsgläubigen oder in dem des Suchens und Pilgerns wie bei den Religionskomponisten.

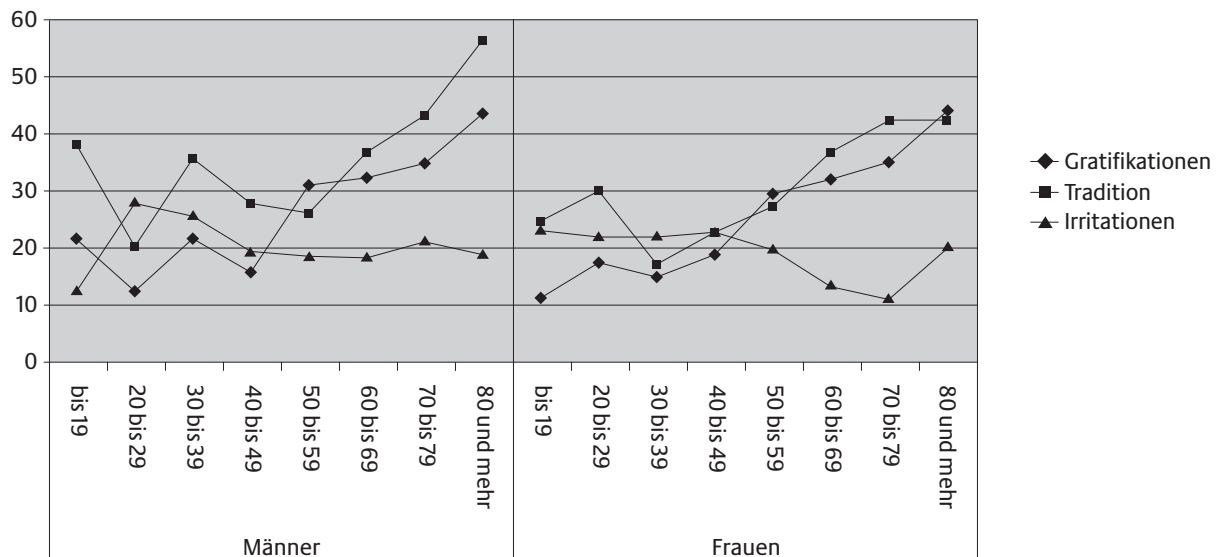
Abbildung 192: Gratifikationen – Tradition – Irritationen nach Weltdeutungstypen



Skalenwert 1= „sehr stark“ auf vierteiliger Indexskala, Männer und Frauen 2008

Wenn der Zusammenhang stimmt, dass vor allem Gratifikationen die Verbundenheit einer Person mit der religiösen Institution stabilisieren, dann muss aus der Gratifikationsschwäche unter den jüngeren Frauen und Männern geschlossen werden, dass deren Verbundenheit insgesamt labil ist. (Eine Ausnahme bilden in der folgenden Abbildung die Männer unter 20 Jahren; deren Besetzungszahl ist jedoch ziemlich klein, sodass das Ergebnis nicht leicht zu interpretieren ist.)

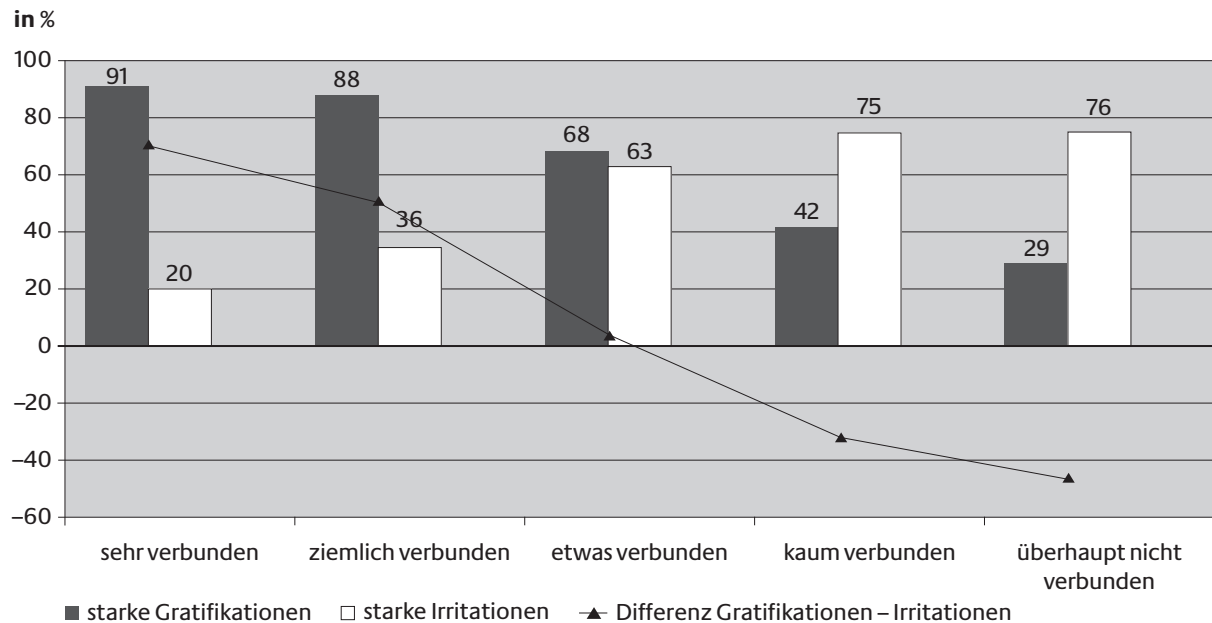
Abbildung 193: Gratifikationen – Tradition – Irritationen nach Alter und Geschlecht



Skalenwert 1= „sehr stark“ auf vierteiliger Indexskala, Männer und Frauen 2008

Wie eng der Zusammenhang zwischen Verbundenheit einerseits und Gratifikationen bzw. Irritationen andererseits ist, zeigt die folgende Abbildung. Verbundene haben einen klaren Überhang an Gratifikationen, bei den Unverbundenen überwiegen die Irritationen. Bei den etwas Verbundenen hält sich beides in etwa die Waage.

Abbildung 194: Gratifikationen/Irritationen nach Verbundenheit



Männer und Frauen 2008

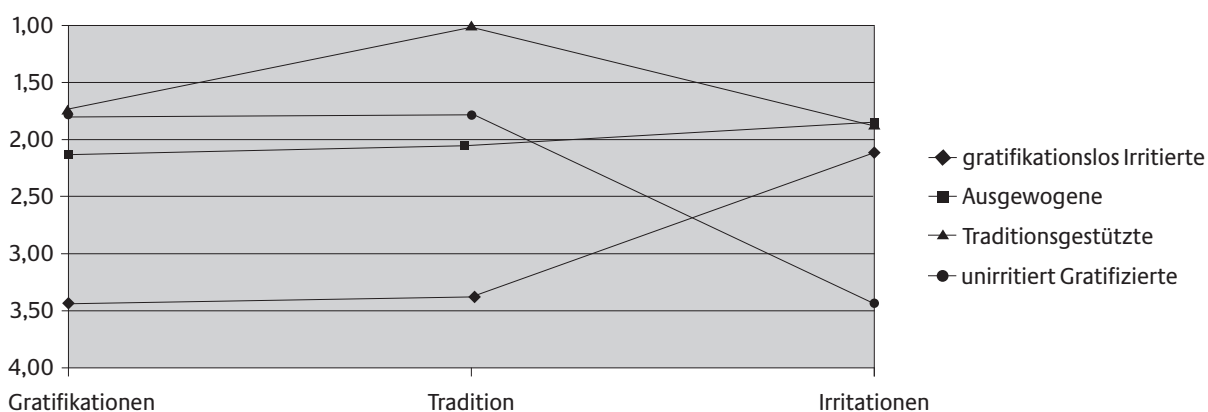
Abschließend zu diesem Block versuchen wir noch einmal, die Annahme, dass Kirchenbindung vor allem eine Frage erlebter Gratifikationen und weniger erlittener Irritationen ist, mit den Daten in Verbindung zu setzen: wobei durchaus anzunehmen ist, dass das Gewicht der für Verbundene wahrnehmbaren Irritationen auf der Basis der erlebten Gratifikationen abgeschwächt wird.

Es ist fast wie in einer im Johannesevangelium berichteten Szene: Als Jesus der Menge ankündigt, er selbst werde sich den Menschen zum „Einverleiben“(!) reichen, damit sie zusammen mit ihm „sein Leib“ werden („Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auf-erwecken am Letzten Tag“ – Joh 6,54), nehmen viele Anstoß an ihm. Selbst sein engerer Jüngerkreis fängt an zu murren: „Was er sagt, ist unerträglich. Wer kann das anhören?“ Viele ziehen sich zurück und wandern nicht mehr mit ihm. „Da fragte Jesus die Zwölf: Wollt auch ihr weggehen?“ In der Sprache unserer Annahme: „Seid auch ihr so irritiert, dass ihr mich verlassen wollt?“ Petrus als Sprecher des engsten Kreises reagiert darauf mit dem Hinweis auf die Urgratifikation: „Simon Petrus antwortete ihm: Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens“ (Joh 6,68).

Um die Rolle von Gratifikationen und Irritationen noch etwas zu erhellen, bilden wir unter Einbeziehung von „Gratifikationen“ und „Tradition“ eine vierteilige Typologie:

- ▮ Ein erster Typ sind *gratifikationslos Irritierte* (15%). Wir können annehmen, dass deren Kirchenverbundenheit ganz schwach, wenn überhaupt vorhanden ist.
- ▮ Der zweite Typ sind die *Ausgewogenen*: Bei ihnen halten sich Gratifikationen, Tradition und Irritationen die Waage. Zu dieser Gruppe gehört fast die Hälfte der Befragten. Nach unserer Annahme wird deren Verbundenheit mittelstark sein.
- ▮ Den dritten Typ charakterisiert eine starke *Traditionsorientierung*. Es ist mit 11% unter allen Befragten des Jahres 2008 eine kleine Gruppe: in Zeiten, in denen Traditionen wenig zählen und Erinnerungen dem Vergessen gewichen sind, keine Überraschung.
- ▮ Schließlich finden wir – als vierten Typ – *irritationslos Gratifizierte*. Sie können sich auf viele Gratifikationen stützen und leiden wenig an Irritationen. Damit bilden sie den Gegenteil zum Typ der gratifikationslos Irritierten. Ihr Anteil an allen Befragten beträgt ein Viertel (25%).

Abbildung 195: Typologie auf Grundlage von „Gratifikationen“ und „Irritationen“

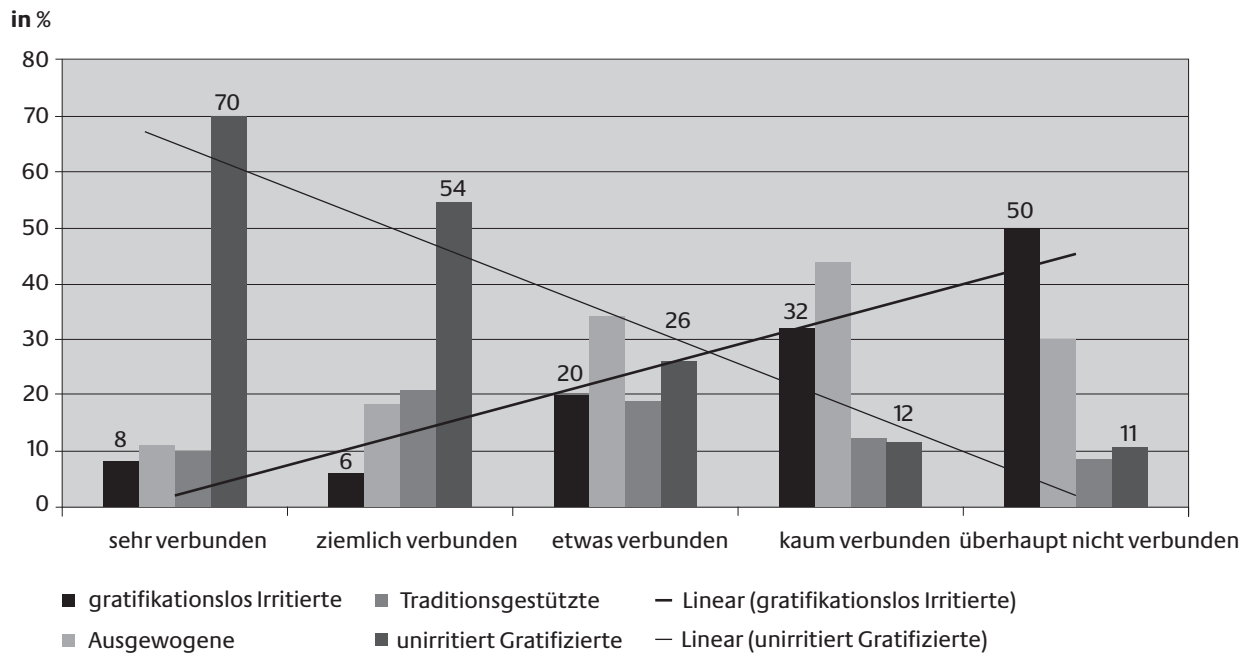


Mittelwerte für die Indizes, Männer und Frauen 2008

Die folgende Abbildung stützt unsere Annahme, dass starke Gratifikationen mit starker Verbundenheit einhergehen, während starke Irritationen mit Unverbundenheit korrelieren.

Dabei haben die Verbundenen mit 70% einen sehr hohen Anteil an irritationslos Gratifizierten. Der Anteil der gratifikationslos Irritierten ist bei den Unverbundenen mit 50% vergleichsweise niedriger.

Abbildung 196: Gratifikations-/Irritationstypen nach Verbundenheit



Männer und Frauen 2008

Die Unterschiede zwischen Männern und Frauen und unter den einzelnen Geschlechertypen sind kaum nennenswert.

Tabelle 69: Gratifikations-/Irritationstypen nach Geschlecht und Geschlechertypen

		gratifikationslos Irritierte	Ausgewogene	Traditions-gestützte	unirritiert Gratifizierte
Männer	teiltraditionell	8%	51%	14%	27%
	balancierend	13%	51%	16%	20%
	suchend	18%	48%	6%	28%
	modern	22%	50%	8%	20%
	alle	15%	50%	11%	24%
Frauen	teiltraditionell	8%	47%	11%	35%
	balancierend	10%	50%	13%	26%
	suchend	20%	40%	10%	30%
	modern	22%	50%	8%	20%
	alle	16%	48%	10%	26%
alle		15%	49%	11%	25%

Männer und Frauen 2008

7.3.6 Kirchgang

Gottesdienst ist einer der Grundvollzüge christlicher Gemeinschaften. In neueren katholischen Lehrdokumenten wird die Liturgie „Quelle und Höhepunkt“ allen christlichen und kirchlichen Lebens genannt. Die Eucharistiefeier bzw. das Abendmahl werden als Mittelpunkt katholischen wie protestantischen Lebensvollzugs angesehen.

So gut wie alle religionssoziologischen Forschungen der letzten Jahrzehnte zeigen, dass der Teilnahme am Gottesdienst der Kirche eine hohe Bedeutung zukommt. Sie lässt Rückschlüsse nicht nur auf die Grundverbundenheit mit der eigenen kirchlichen Gemeinschaft zu, sondern auch auf Religiosität wie Religion einer Person.

In den beiden christlichen Großkirchen, der protestantischen wie der katholischen, hat sich eine jeweils eigene Gottesdienstkultur entwickelt. Ein Moment daran ist, dass die Frequenz der von der Gemeinschaft (rechtlich oder faktisch erwarteten) Teilnahme unterschiedlich ist. So wurden in der Männerstudie 2008 (wie schon 1998) die Angehörigen der beiden Kirchen mit je eigenen Fragen nach ihrer Kirchgangsfrequenz befragt. Die Ergebnisse sind aber, grob betrachtet, durchaus vergleichbar.

In der katholischen Kirche ist der sonntägliche Kirchgang Pflicht. Eine solche „Sonntagspflicht“ gibt es in den protestantischen Kirchen nicht. Allerdings gelingt es auch der katholischen Kirche (trotz Erinnerung an die Sonntagspflicht) nicht, ihre eigenen Mitglieder zu deren Erfüllung zu gewinnen. Soziale Machtmittel, wie sie in den nachreformatorischen Zeiten zur Verfügung standen, wie sozialer Konformitätsdruck, zeigen heute nur noch marginal Wirkung. Wer geht, muss sich selbst dafür entscheiden. Noch nie saßen daher in den Gottesdiensten der beiden Kirchen so viele, die aus freien Stücken dorthin gehen – neuerlich: wegen der erhofften Gratifikationen und trotz erlittener Irritationen (wie schlechte Gottesdienstkultur oder unerträgliche Predigten²¹²). Zugleich breitete sich in den letzten Jahrzehnten auch unter den Katholiken die Ansicht aus, man könne „auch ohne Kirchgang ein guter Christ“ sein.²¹³

Tabelle 70: Kirchgang nach Konfessionen

Protestanten		Katholiken	
jeden oder fast jeden Sonntag	3,9%	mindestens einmal in der Woche (Sonntag)	16,8%
ein- bis zweimal im Monat	8,7%	einmal im Monat	40,8%
ein paarmal im Jahr, auch an normalen Sonntagen	15,3%	an hohen Feiertagen	24,1%
nur bei den großen kirchlichen Feiertagen und bei familiären Anlässen	27,8%		
nur bei familiären Anlässen wie Taufe, Konfirmation, Hochzeit oder Beerdigung	34,3%		
nie	9,4%	nie	15,8%
weiß nicht/keine Angabe	0,7%	weiß nicht/keine Angabe	2,5%

Männer und Frauen 2008

Die meisten Protestanten finden sich zu familiären Anlässen in der Kirche ein (34%), andere zudem an den großen kirchlichen Feiertagen (28%): macht zusammen nahezu zwei Drittel (62%). Viele evangelische Kirchen werden, so unsere Daten, sonntags eher spärlich gefüllt sein: 4% gehen regelmäßig

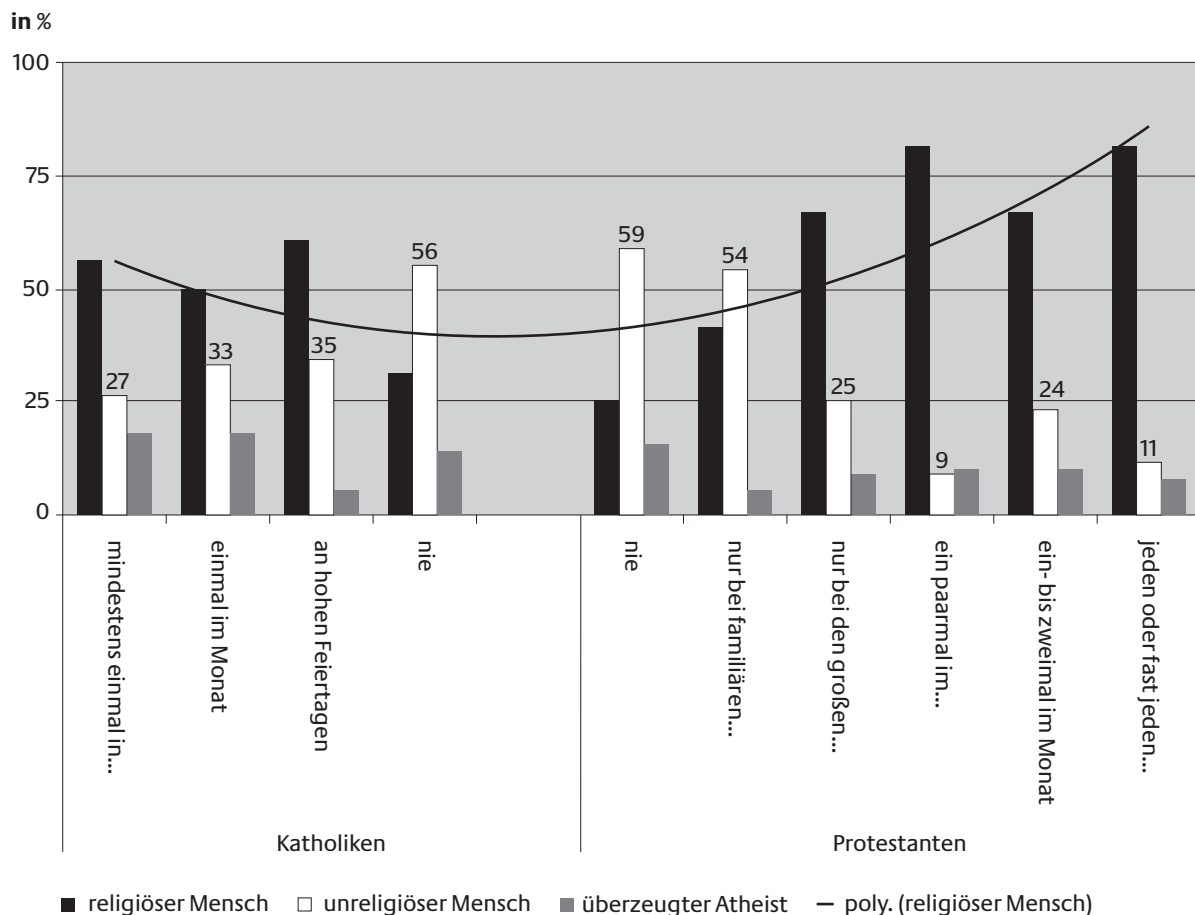
²¹² Mehr dazu in einer empirisch angelegten Gottesdienststudie in Wien: Zulehner, Paul M. u. a.: Gottvoll und erlebnisstark. Für eine neue Kultur und Qualität unserer Gottesdienste, Ostfildern 2004.

²¹³ Zulehner, Paul M./Hager, Isa/Polak, Regina: Kehrt die Religion wieder? Religion im Leben der Menschen 1970–2000, Ostfildern 2001.

sonntags, weiter: 9% ein- bis zweimal im Monat. Mehr als die Hälfte der Katholiken gab an, wenigstens einmal im Monat zur Kirche zu gehen (41+17 = 58%), davon eben 17% jeden Sonntag. Unter den Katholiken sind fast doppelt so viele (16%), die angeben, nie zu gehen, als unter den Protestanten (9%). Für die Verantwortlichen kirchlicher Praxis werden die folgenden Aufschlüsselungen hilfreich sein.

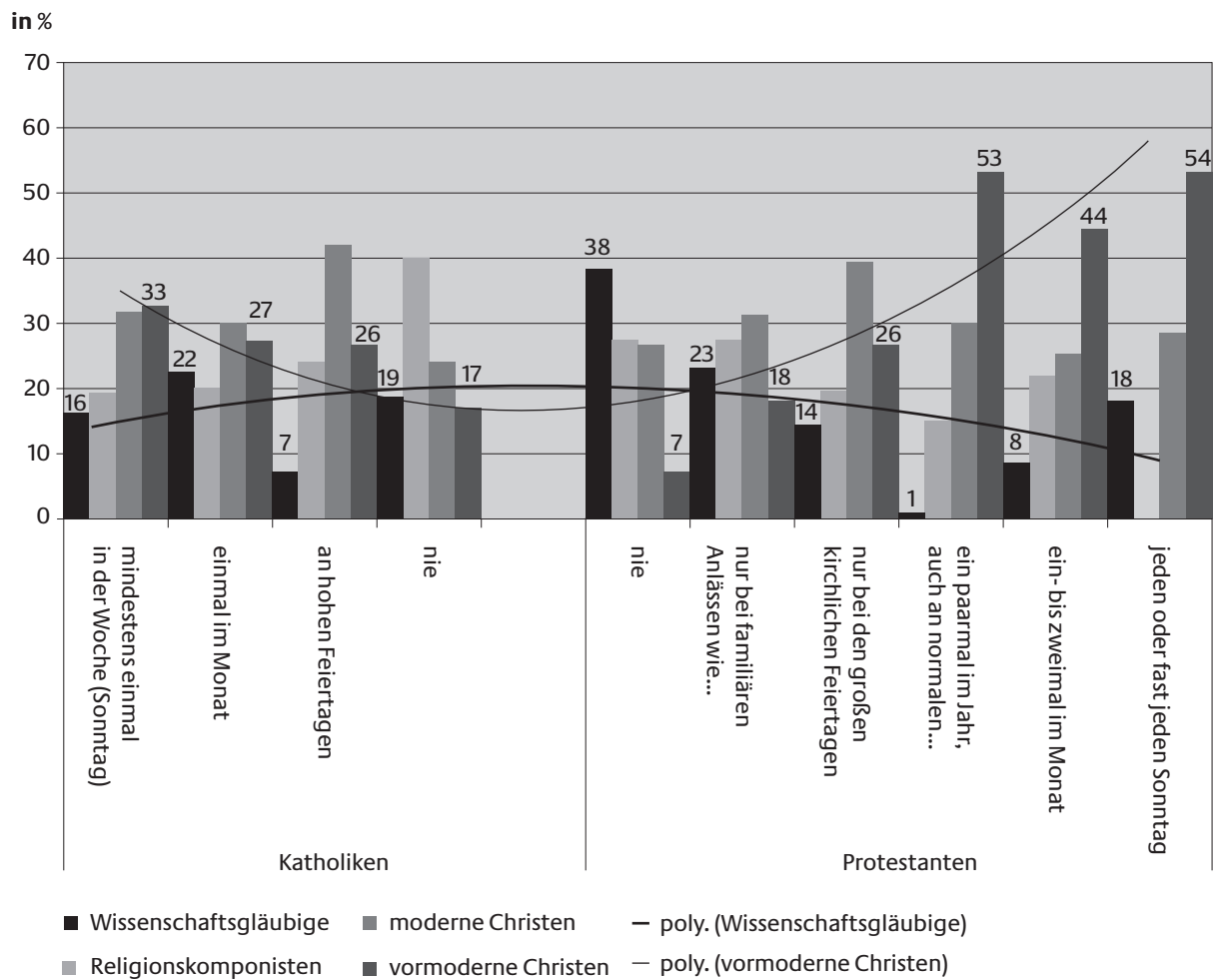
- ▮ Es sitzen zwar vorwiegend religiöse Menschen in den Gottesdiensten. Doch sind gar nicht so wenige darunter, die sich als unreligiös verstehen oder gar als Atheisten. Dass sich daraus Konsequenzen für die Gestaltung und vor allem für die Predigt ergeben, steht außer Zweifel. Eine Predigt, die gesicherten Glauben voraussetzt, wird an einem beträchtlichen Teil der Predigthörenden vorbeigehen. Der Rat, voraussetzungslos und nicht zuletzt auch stets für skeptische Zeitgenossen zu verkündigen, ist fundiert.
- ▮ Umgekehrt sind unter jenen, die nie zu einem Gottesdienst gehen, religiöse Menschen. Für religiösen Dialog kann dieses „Potenzial“ genutzt werden.
- ▮ Erkennbar wird auch das, was konfessionelle Gottesdienstfrequenz ist. Bei den Protestanten haben die beiden Kategorien „fast jeden Sonntag“ sowie „ein paarmal im Jahr, auch an normalen Sonntagen“ eine hohe Ähnlichkeit, ebenso die Untergruppen „ein- bis zweimal im Monat“ und „nur bei den großen kirchlichen Feiertagen und bei familiären Anlässen“. Bei den Katholiken wiederum sind die Gruppen „sonntags“ sowie „einmal im Monat“ von ihrer Struktur her sehr ähnlich. Die Gruppe „an hohen Feiertagen“ unterscheidet sich noch dazu durch einen geringeren Anteil an überzeugten Atheisten.

Abbildung 197: Kirchgang nach Konfession und religiöser Selbsteinschätzung



„poly.“ = polynomische Trendlinie; Männer und Frauen 2008

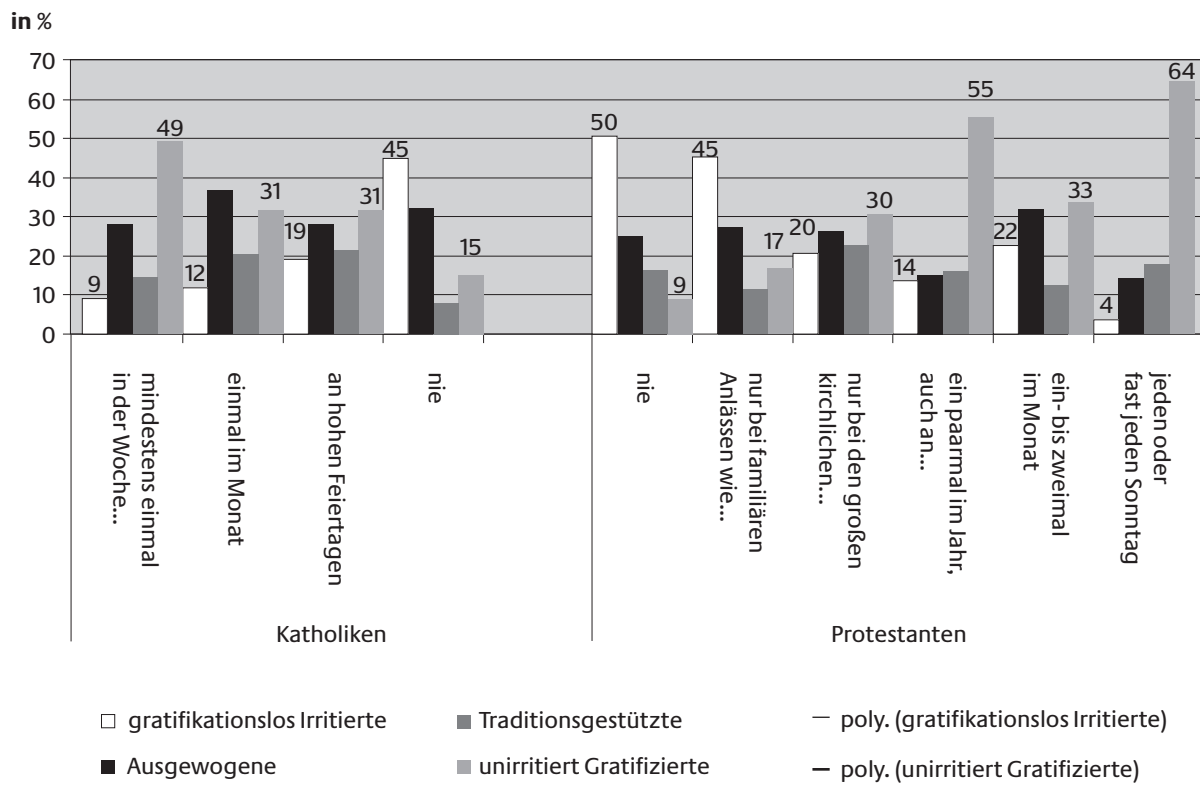
Abbildung 198: Kirchgang nach Konfession und Weltdeutungstypen



„poly.“ = polynomische Trendlinie; Männer und Frauen 2008

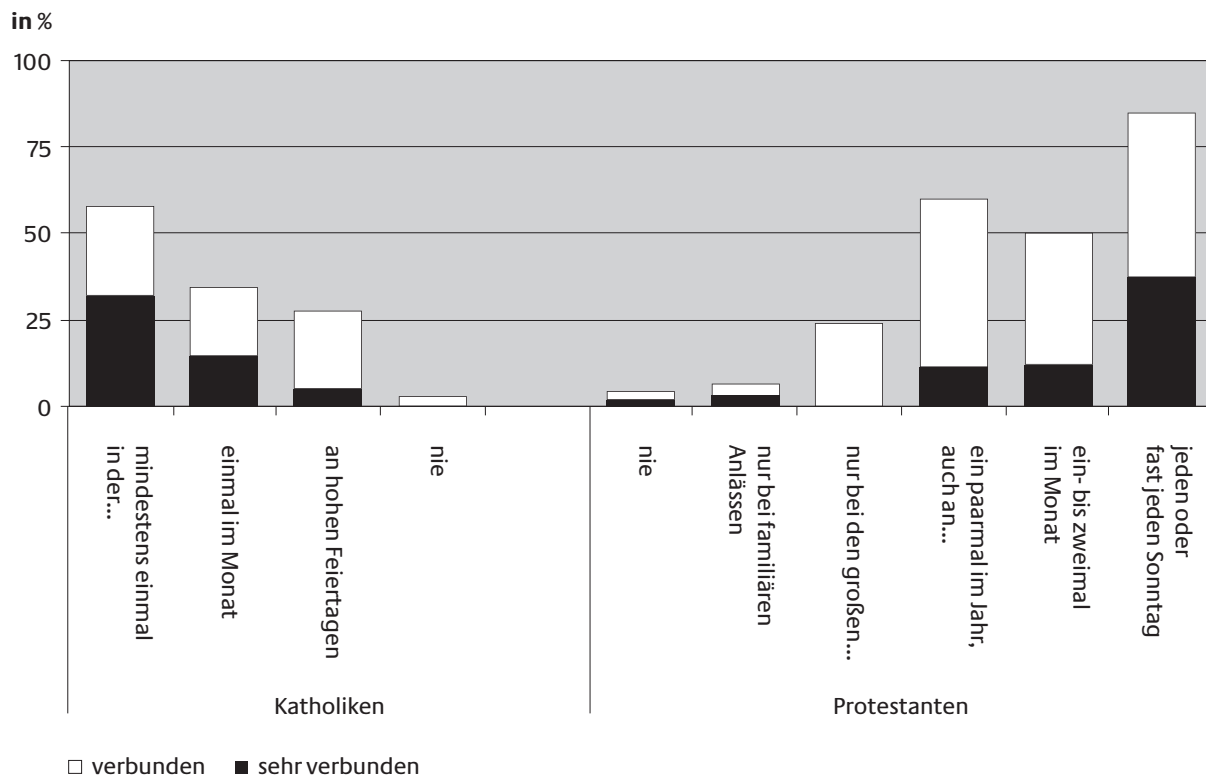
- I Jene Kirchenmitglieder, die lediglich aus familiären Anlässen in eine Kirche mitgehen, ansonsten aber diese nie betreten, haben den größten Anteil an gratifikationslos Irritierten. Sie sehen an den Kirchen nur die Schattenseiten. Einen persönlichen Zugewinn können sie nicht erkennen.
- I Kirchgangsfrequenz und Anteil der uniritiert Gratifizierten steigen gemeinsam. Dabei erreicht der Anteil jener, die aus der Kirchenzugehörigkeit hohen Gewinn schöpfen, bei den häufigen Kirchgängern in der evangelischen Kirche deutlich höhere Werte als in der katholischen.
- I Unter den katholischen Nichtkirchgängern sind 15%, die Gratifikationen erfahren. Zu diesen zählt aber offenbar nicht der liturgische Bereich, eher schon zählen die sozialen Leistungen der Kirchen.
- I Die Traditionsgestützten verteilen sich überraschenderweise – oder doch auch wieder nicht: weil es sich hier um Personen mit kulturellen, nicht unbedingt religiösen Kirchenzugehörigkeitsmotiven handelt – über alle Kirchgangskategorien. Das Gleiche gilt für jene, die in etwa gleich viele Gratifikationen wie Irritationen erleben.

Abbildung 199: Kirchgang nach Konfession und Gratifikations-/Irritationstypen



„poly.“ = polynomische Trendlinie; Männer und Frauen 2008

Die abschließende Kombination zwischen Kirchgang und Kirchenverbundenheit ist konfessionell interessant. Während sich die eher häufigen Kirchgänger in der protestantischen Kirche durch eine hohe Verbundenheit auszeichnen, ist diese bei den Oftkirchgängern der katholischen Kirche deutlich niedriger. Dagegen bedeutet ausgedünnte Gottesdienstfrequenz bei den Protestanten sehr niedrige Verbundenheit, anders als bei den Katholiken. Lediglich jene Kirchenmitglieder, die nie gehen, fühlen sich in beiden Kirchen so gut wie nicht emotional verbunden.

Abbildung 200: Kirchgang nach Konfession und Verbundenheit

Männer und Frauen 2008

7.3.7 Bewertung des Einflusses der Kirchen auf das Leben

Wir haben schon die Auswirkungen der persönlichen Religiosität auf das private wie öffentliche Leben dargestellt. Jetzt geht es nicht um diese personale Kraft, die in einem Befragten mehr oder minder stark vorhanden sein kann. Nunmehr haben wir nach dem Einfluss der religiösen Organisationen/Kirchen gefragt, denen man angehört oder auch nicht. Diese Frage wurde pauschal gestellt und nicht auf einzelne Einflussbereiche aufgegliedert:

Wie erleben Sie den Einfluss [bei Nichtmitgliedern: der Kirchen und Religionsgemeinschaften/bei Mitgliedern: Ihrer Kirche/Religionsgemeinschaft] auf Ihr Leben? Erleben Sie ihn ...

I als förderlich?

I als störend?

I sowohl als störend als auch als förderlich?

I Sie hat/haben keinen Einfluss auf mein Leben?

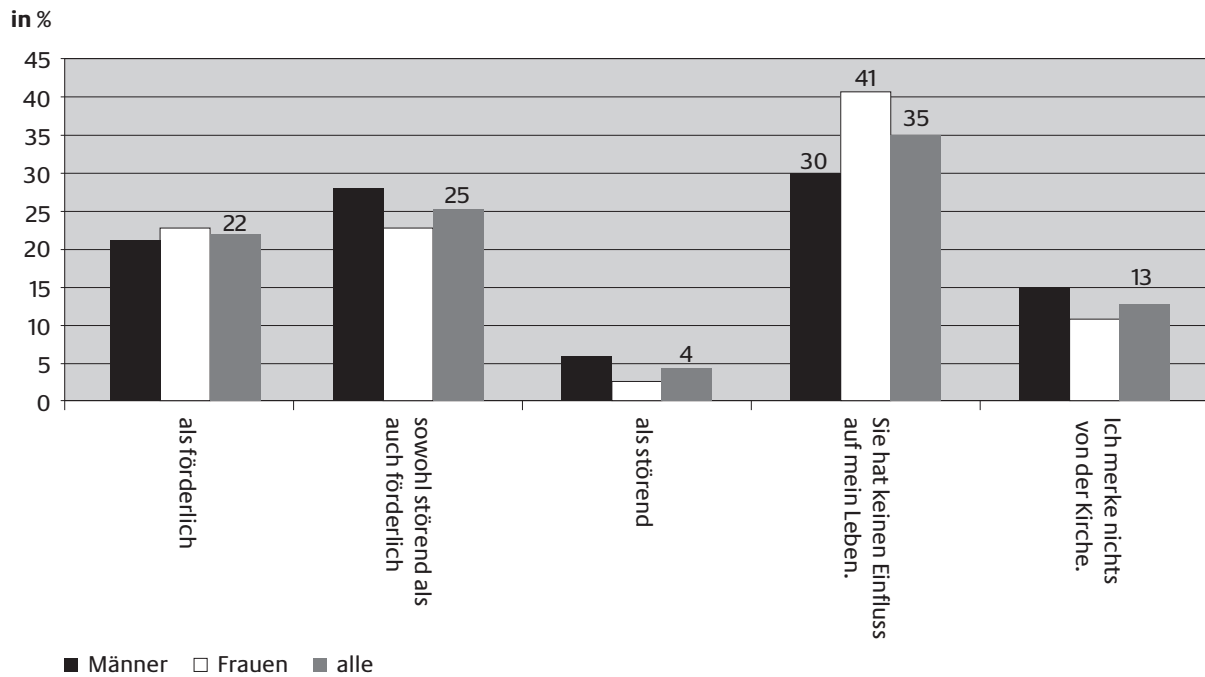
I Ich merke nichts von der/den Kirche(n) bzw. der/den Religionsgemeinschaft(en)?

I weiß nicht/keine Angabe

Zwei von zehn Personen (22%) bezeichnen den Einfluss der Kirche als förderlich, 4% als hinderlich, ein Viertel aller Befragten entschied sich für die Antwortmöglichkeit „sowohl störend als auch förderlich“.

Für 35% hat die (eigene) Kirche keinen Einfluss auf das (eigene) Leben. Männer und Frauen differieren deutlich. Während sie unter den Männern zu 30% ohne Einfluss aufs eigene Leben ist, steigt dieser Wert bei den Frauen auf 41%. Schließlich stehen 13% aller Befragten auf dem Standpunkt, dass sie von der/ihrer Kirche nichts merken.

Abbildung 201: Einfluss der (eigenen) Kirche auf das (eigene) Leben nach Geschlecht



Männer und Frauen 2008

Der Einfluss der (eigenen) Kirche auf das (eigene) Leben ist bei den Teiltraditionellen (Männern wie Frauen) am stärksten ausgeprägt. Unter den teiltraditionellen Männern sind 19% und unter den teiltraditionellen Frauen 22%, die überhaupt keinen derartigen Einfluss wahrnehmen. Bei den Modernen (Frauen wie Männern) ist der förderliche Einfluss am geringsten – keinen Einfluss hat die Kirche bei 42% der modernen Männer und 47% der modernen Frauen.

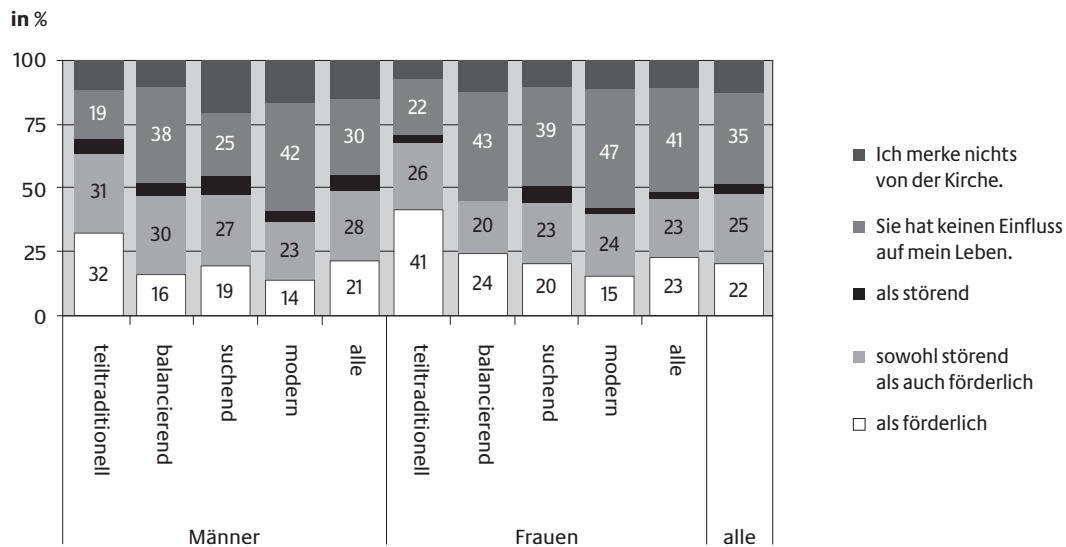
Tabelle 71: „Wie erleben Sie den Einfluss ... [der Kirchen und Religionsgemeinschaften/Ihrer Kirche/Religionsgemeinschaft] auf Ihr Leben?“ – Nach Erhebungsjahr, Geschlecht und Geschlechertypen

		als förderlich	sowohl störend als auch förderlich	als störend	Sie hat keinen Einfluss auf mein Leben.	Ich merke nichts von der Kirche.	
1998	Männer	teiltraditionell	21%	16%	2%	38%	23%
		balancierend	15%	8%	4%	49%	24%
		suchend	14%	14%	5%	48%	20%
		modern	9%	11%	3%	54%	23%
		alle	15%	13%	4%	46%	22%
	Frauen	teiltraditionell	37%	15%	1%	33%	14%
		balancierend	21%	11%	2%	42%	24%
		suchend	21%	11%	3%	54%	11%
		modern	9%	9%	5%	55%	21%
		alle	22%	12%	3%	45%	19%

Fortsetzung Tabelle 71							
		als förderlich	sowohl störend als auch förderlich	als störend	Sie hat keinen Einfluss auf mein Leben.	Ich merke nichts von der Kirche.	
2008	Männer	teiltraditionell	32%	31%	6%	19%	12%
		balancierend	16%	30%	5%	38%	10%
		suchend	19%	27%	8%	25%	21%
		modern	14%	23%	4%	42%	17%
		alle	21%	28%	6%	30%	15%
	Frauen	teiltraditionell	41%	26%	3%	22%	7%
		balancierend	24%	20%	1%	43%	12%
		suchend	20%	23%	7%	39%	10%
		modern	15%	24%	2%	47%	11%
		alle	23%	23%	3%	41%	11%

Männer und Frauen 1998/2008

Abbildung 202: „Wie erleben Sie den Einfluss ... [der Kirchen und Religionsgemeinschaften/ Ihrer Kirche/Religionsgemeinschaft] auf Ihr Leben?“ – Nach Geschlecht und Geschlechtstyp – 2008

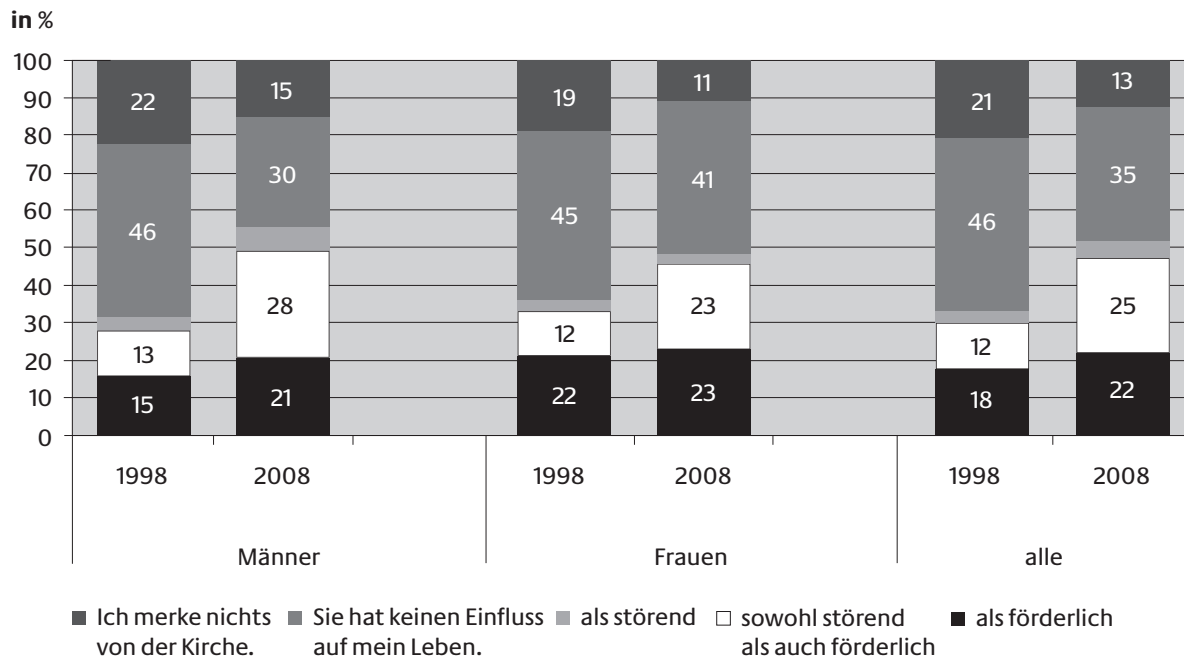


Männer und Frauen 2008

Unsere Analysen zu Religiosität, Religion und Kirchlichkeit schließen wir mit einem Vergleich der Jahre 1998 und 2008 ab. Dieser Vergleich zeigt, was sich an mehreren Stellen unserer Teilanalysen bereits abgezeichnet hat: Es gab in den letzten zehn Jahren eine diskrete Zuwendung zu den Kirchen, eine wachsende Sympathie mit ihnen. Da die erhofften Gratifikationen für das Kirchenverhältnis entscheidend sind, haben entweder die Kirchen ihre Arbeit in dieser Hinsicht verbessert, oder sie haben ihre Gratifikationen besser vermarktet, oder die Menschen merken zunehmend, dass die Kirchen für das öffentliche wie für das private Leben eine gute Kraft sind. Vielleicht steckt in jeder dieser genannten Möglichkeiten eine Teilursache dafür, dass der Anteil derer, die von der Kirche gar nichts merken, von 21% auf 13% zurückgegangen ist, und dass 2008 um 11 Prozentpunkte weniger Menschen der Ansicht sind, die Kirche habe überhaupt keinen Einfluss auf das Leben: ein Prozentwert, der bei den Frauen von 45% auf 41% nur ganz gering, bei den Männern aber von 46% auf 30% um ein ganzes Drittel gefallen ist.

Diese Entwicklung zeigt sich auch in den übrigen Werten dieser zusammenfassenden Analyse: Der Anteil derer, welche (ihre/die) Kirche zumindest als teilförderlich erleben, ist im gesamten Bevölkerungsschnitt von 30% auf 47% angestiegen – bei den Männern von 28% auf 49%, bei den Frauen von 34% auf 46%.

Abbildung 203: Der förderliche Einfluss der Kirche hat zugenommen. – Veränderungen in den letzten zehn Jahren nach Geschlecht

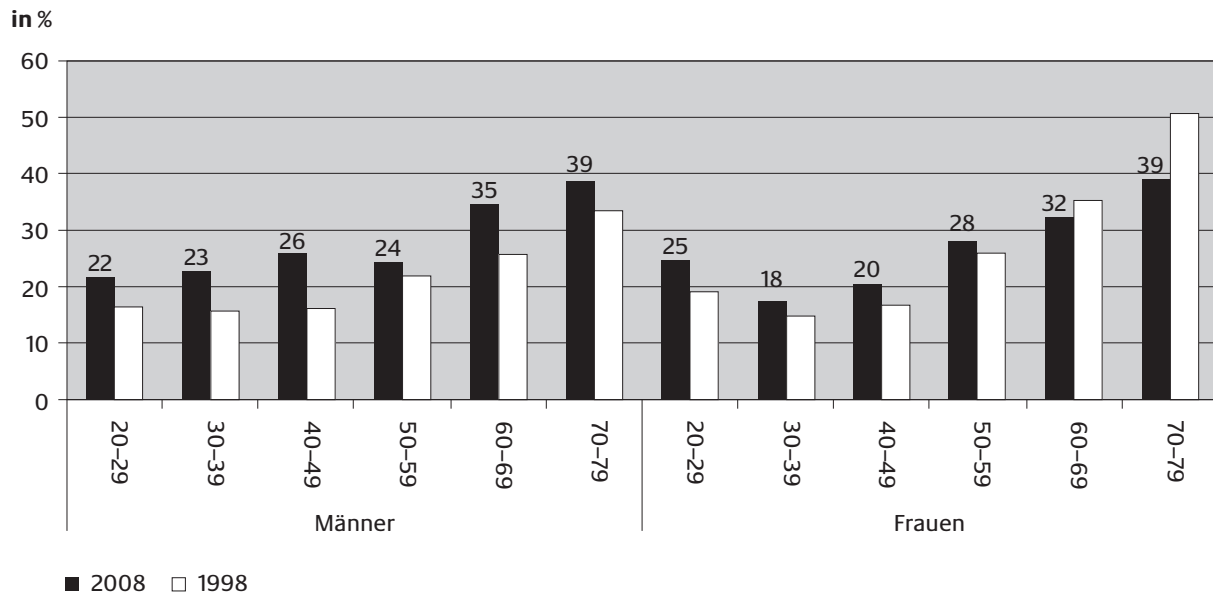


Männer und Frauen 1998/2008

Diese in den Gesamtwerten von 1998 und 2008 beobachtbare neue Wertschätzung der Kirche für das Leben wird durch eine Aufschlüsselung nach Alter noch eindrucksvoller. Gegen alle Aussagen über die wachsende Distanz junger Menschen zur Kirche hat nämlich gerade bei den jüngeren Altersgruppen die Kirche an förderlichem Einfluss dazugewonnen. Bei den älteren Frauen hingegen hat sie – freilich auf hohem Niveau – verloren. Bei den jüngeren Frauen aber wird eine klare Trendumkehr sichtbar.²¹⁴

214 Wir haben die beiden Randkohorten (über 80 und unter 20) wegen geringer Besetzungszahlen bei der Darstellung ausgelassen.

Abbildung 204: Förderlicher Einfluss der Kirchen nach Erhebungsjahr, Geschlecht und Alter – 1998 und 2008



Männer und Frauen 1998/2008

7.4 Natur

Die Natur galt schon immer als ein Ort des Geheimnisvollen, der Begegnung mit dem Numinosum und Tremendum (Rudolf Otto), dem Geheimnisvollen und Furchterregenden. Vom Propheten Elija wird berichtet, dass Gott sich ihm in der Natur zeigte:

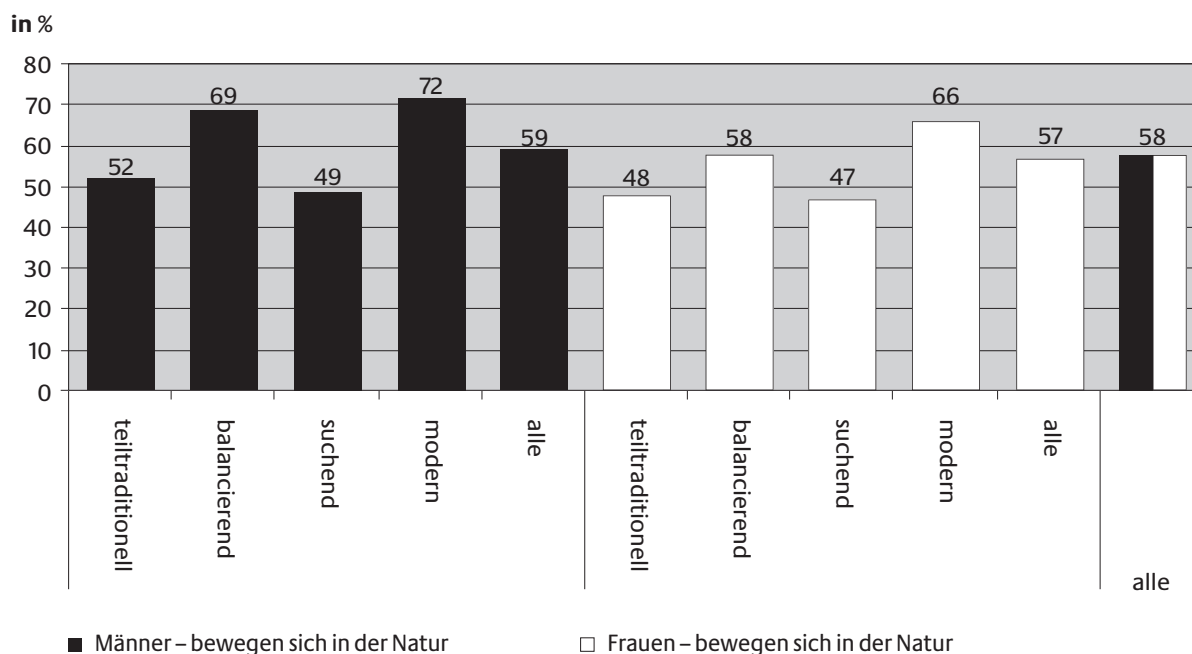
„Komm heraus und stell dich auf den Berg vor den Herrn! Da zog der Herr vorüber: Ein starker, heftiger Sturm, der die Berge zerriss und die Felsen zerbrach, ging dem Herrn voraus. Doch der Herr war nicht im Sturm. Nach dem Sturm kam ein Erdbeben. Doch der Herr war nicht im Erdbeben. Nach dem Beben kam ein Feuer. Doch der Herr war nicht im Feuer. Nach dem Feuer kam ein sanftes, leises Säuseln. Als Elija es hörte, hüllte er sein Gesicht in den Mantel, trat hinaus und stellte sich an den Eingang der Höhle“ (1 Kön 19,11–13).

Für manche Zeitgenossen ist die Natur eine Art Gottesort. Auf einem Berg, bei einem Sonnenuntergang fühlen sie etwas von Gott, verschmelzen gleichsam mit dem Hauch von „so was Göttlichem“ und wähen sich mit der Natur und damit mit einem größeren Ganzen selbst eins: Transzendenzerfahrungen im strengen Sinne.

Dieser Form religiöser Erfahrung sind wir in der Studie nachgegangen, nicht zuletzt deshalb, weil nach Studien²¹⁵ Männer sich gerade deswegen in die Natur begeben, um sich nicht nur sportlich zu betätigen, sondern auch um Transzendenzerfahrungen zu machen, indem sie ihre (physischen und psychischen) Grenzen sprengen und in eine für religiös gehaltene Welt vordringen.

59% der befragten Männer und 57% der befragten Frauen bewegen „sich, zumindest mit einer gewissen Regelmäßigkeit, in der Natur, zum Beispiel per Laufen, Joggen, Trekking, Wandern“. Bei modernen Männern steigt der Anteil auf 72%. Auch bei den Frauen ist (mit 66%) der Wert überdurchschnittlich hoch.

215 Vgl. Engelbrecht, Martin: Was Männern Sinn gibt, a. a. O., 76 ff., 121 ff.

Abbildung 205: Anteil der „Freundinnen/Freunde der Natur“

Männer und Frauen 2008

Wie erleben aber nun die Befragten die Natur? Und hat dieses Erleben wirklich religiöse Einfärbungen? Dazu wurden folgende Antwortmöglichkeiten vorgelegt, und zwar sowohl jenen, die sich in freier Natur bewegen, aber auch der anderen Gruppe, die das nicht macht:

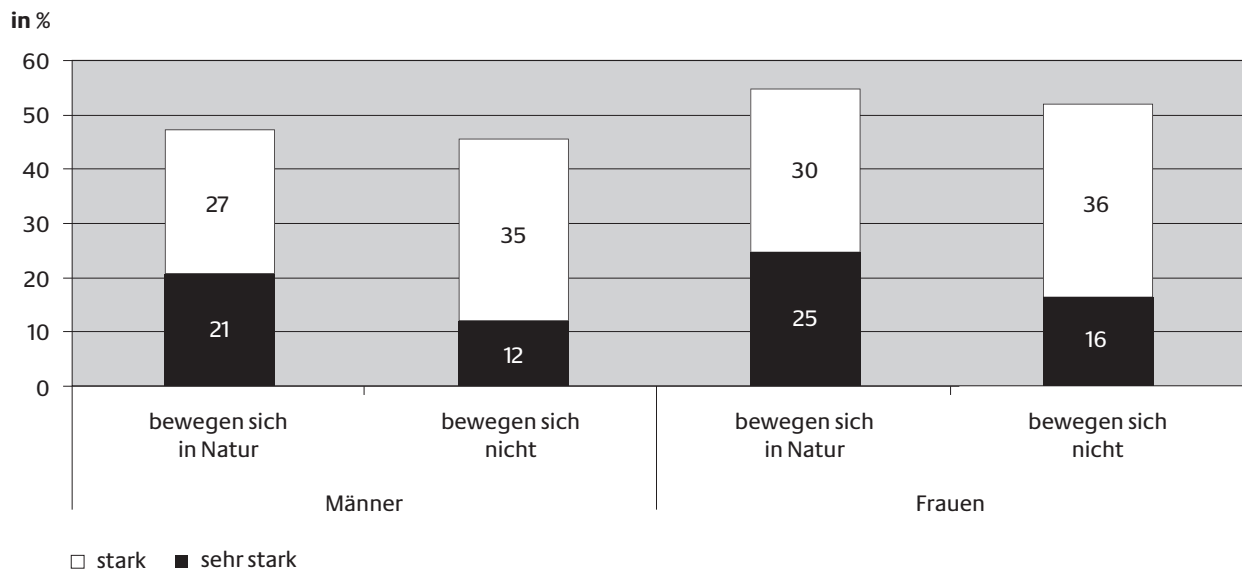
Entsprechen die folgenden Sätze Ihrem Erleben in der Natur? Inwieweit treffen folgende Aussagen auf Sie zu?/Auch wenn Sie das nicht tun: Können Sie sich die folgenden Sätze als für Sie zutreffend vorstellen? Stufen Sie die Aussagen wieder anhand einer Skala von 1 = „trifft voll und ganz zu“ bis 5 = „trifft überhaupt nicht zu“ ein.

-0,71	Ich fühle mich in der Natur als Teil eines größeren Ganzen.
-0,78	Ich fühle so etwas wie Ehrfurcht in der Natur.
-0,77	Ich fühle so etwas wie Demut in der Natur.
-0,78	Ich sehe in der Natur Gottes Schöpfung.
-0,79	Für mich sind Gott und Natur eins.

Mit Ausnahme des Satzes „Ich staune über die Natur“ sind alle vorgelegten Aussagen „eindimensional“, bringen also eine Grundstimmung gegenüber der Natur zum Ausdruck. Diese speist sich aus einem Gefühl der All-Einheit: Das sind Haltungen von Ehrfurcht und Demut, man fühlt sich in der Natur als Teil eines größeren Ganzen, und dieses Größere wird religiös gedeutet: als Gottes Schöpfung, noch mehr: Gott und Natur sind eins. Es ist eine Naturmystik, die zum Vorschein kommt.

Diese ist in ihrer starken Ausprägung (Skalenwert 1 = „sehr stark“ auf vierteiliger Indexskala) bei 21% jener Männer und 25% jener Frauen anzutreffen, die sich in der Natur bewegen; unter jenen, die das nicht machen, sind die Werte für „sehr starke Naturmystik“ fast halb so niedrig. Nimmt man die Ausprägung 2 = „stark“ hinzu, erreichen die Werte bei allen um die 50%. Die Natur ist damit für etwa die Hälfte der Bevölkerung eine Art religiöser Erfahrungsort.

Abbildung 206: Verbreitung der „Naturmystik“ nach Geschlecht und Aktivität/Nichtaktivität in der Natur



Männer und Frauen 2008

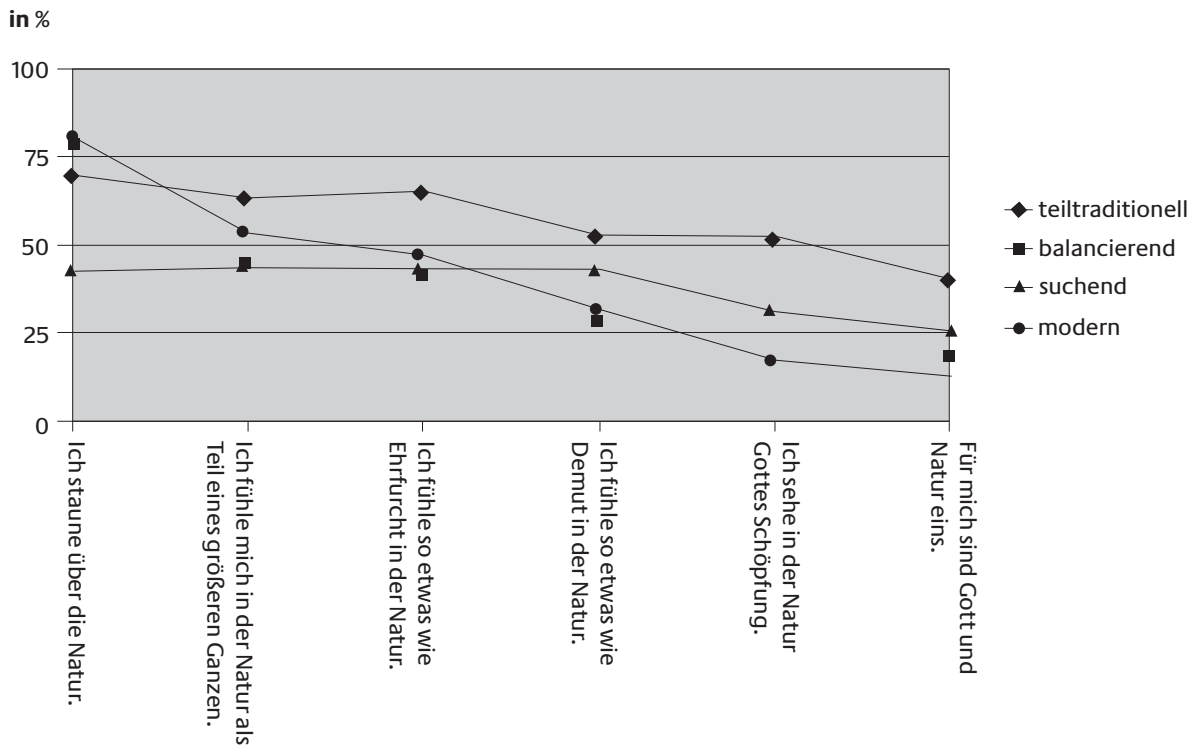
Tabelle 72: „Naturmystik“ nach Geschlecht und Geschlechtstypen

		Ich fühle mich in der Natur als Teil eines größeren Ganzen.	Ich staune über die Natur.	Ich fühle so etwas wie Ehrfurcht in der Natur.	Ich fühle so etwas wie Demut in der Natur.	Ich sehe in der Natur Gottes Schöpfung.	Für mich sind Gott und Natur eins.	INDEX für Unbewegte	INDEX für Bewegte
Männer	teiltraditionell	64%	70%	65%	53%	52%	40%	16%	37%
	balancierend	45%	79%	42%	29%	24%	19%	11%	19%
	suchend	45%	44%	44%	44%	32%	27%	8%	16%
	modern	53%	81%	47%	32%	17%	13%	15%	13%
	alle	52%	69%	50%	39%	31%	25%	12%	21%
Frauen	teiltraditionell	67%	74%	71%	70%	58%	48%	28%	50%
	balancierend	65%	85%	56%	39%	34%	24%	15%	24%
	suchend	44%	72%	45%	36%	28%	26%	16%	18%
	modern	53%	87%	53%	34%	23%	19%	11%	20%
	alle	58%	82%	55%	41%	32%	26%	16%	25%
alle		54%	74%	52%	40%	32%	25%	14%	23%

Männer und Frauen 2008

Moderne Männer teilen mit den Teiltraditionellen das Staunen über die Natur, überbieten sie sogar ein wenig. Sie haben auch noch das „spirituelle“ Gefühl, sich in der Natur in einem größeren Ganzen zu befinden. Bei der Deutung dieses Gefühls sind sie aber religiös zurückhaltender, mehr säkular. Die Natur wird nicht als Gottes Schöpfung gesehen; dass die Natur und Gott eins seien, findet keine Zustimmung.

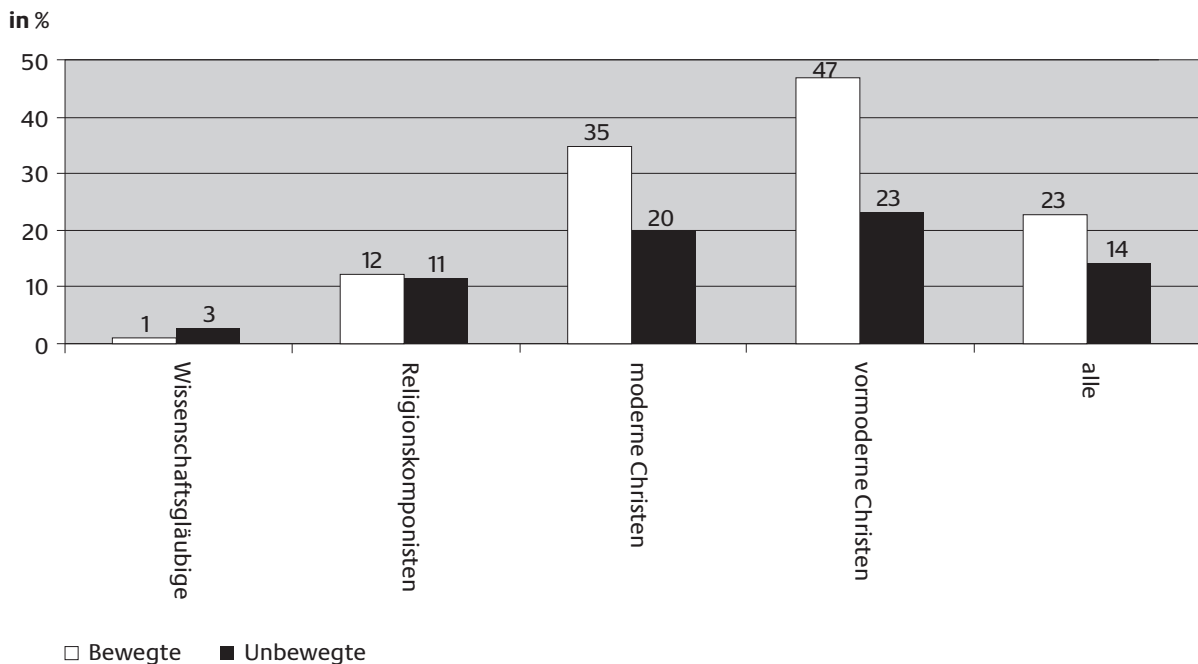
Abbildung 207: Naturmystik nach Geschlechertypen unter den Männern



Männer 2008

Nicht jedes All-Eins-Gefühl erweist sich als religiös, schon gar nicht als gläubig. Dies kann eine Kombination des Indexes „Naturmystik“ mit den Weltdeutungstypen verdeutlichen: Wissenschaftsgläubigen ist Naturmystik fremd, aber fast jeder zweite vormoderne Christ kennt sie. Hat sich also die Polarität von Glaube und Wissenschaft auf Natur und Wissenschaft verlagert? Natur als das Antipositivistische, das staunen macht – und dies in einer anderen Art als die Wissenschaft? Das eine Mal ein emotionales Staunen, das andere Mal ein rationales Beeindrucktsein?

Abbildung 208: „Naturmystik“ nach Weltdeutungstypen



Männer und Frauen 2008

7.5 Moralitäten

Religion ist nicht von sich aus Moral. Religion deutet mehr das Sein, stellt dar, was ist. Moral hingegen zielt auf das, was sein soll. Allerdings ist in der Aufklärung die Religion von den Mächtigen (und auch von den Intellektuellen) auf Moral reduziert worden: auf das, was dem Leben und Zusammenleben der Menschen nützt. Religion wurde zur Moral vernützlich. Dass eine solche Vernützlichmachung der Religion der Anfang von ihrem Ende ist, sieht man heute wieder deutlicher. Auch in der christlichen Theologie. Eine sanfte Entmoralisierung des Christentums ist im Gang. Das ursprüngliche und dem Christentum angemessene Verhältnis von Mystik und Moral pendelt sich wieder ein.

Denn Religion und Moral gehören natürlich zusammen. Ins Bild eines jesuanischen Gleichnisses gesetzt: Religion betrifft den Baum und seine Wurzeln (die tief in die Quelle des Seins hineinreichen). Gute Früchte trägt ein Baum nur, wenn er gesund ist. Deshalb ist das Ziel der Religion die Gesundung des Baumes, seine Heilung. Die therapeutische Dimension der Religion tritt damit in den Vordergrund: Es geht um die Heilung des „Menschenbaums“ an den Wurzeln seines Seins, damit der Mensch werden kann, was er im Grunde ist. Ein solcher wurzelgesunder Baum kann dann Kraft aus den Tiefen schöpfen – jenen Tiefen, welche die Religionen das Göttliche/Gott nennen.

Welche Früchte, so kann dann weitergedacht werden, trägt aber ein an seinen Wurzeln gesunder Baum? An dieser Stelle ist es sinnvoll, nach den moralischen Mustern eines Menschen zu fragen und auch danach, ob diese mit seiner Religiosität in Verbindung stehen. Kurzum: Haben Religiöse eine andere Moral als Areligiöse?

Um diese Frage empirisch zu prüfen, verwendet die vorliegende Männerstudie das Frageinstrument der Europäischen Wertestudie. Eine Reihe von moralischen Positionen wurde den Befragten vorgelegt. Sie konnten auf einer zehnteiligen Skala vermerken, ob sie die Position für „in Ordnung“ halten oder ob sie diese „unter keinen Umständen“ teilen.

Die 21 Fragen wurden einer Faktorenanalyse unterzogen. Dabei haben sich vier Moraldimensionen ergeben, von denen wir die erste thematisch noch einmal teilen. Wir werden fortan aus Gründen der Übersichtlichkeit mit diesen fünf Indikatoren arbeiten, um so die Datenmenge zu reduzieren. Wir geben ihnen, gestützt auf die Einzelaussagen, folgende Benennungen:

- I Gewalt gegen Sachen und Personen
- I Automoral
- I Lebensmoral
- I Schwarzarbeit
- I Umweltmoral

Zunächst aber die Einleitung zu den einzelnen erfragten moralischen Positionen:

Geben Sie mir bitte zu jedem der folgenden Punkte an, ob Sie das in jedem Fall für in Ordnung halten oder unter keinen Umständen! Bitte urteilen Sie anhand der Skala von 1 = „halte ich für in Ordnung“ bis 10 = „unter keinen Umständen“. Mit den Werten dazwischen stufen Sie bitte ab.

Gewalt gegen Personen und Sachen

-0,80 ²¹⁶	gegen andere Menschen Gewalt anwenden
-0,79	einer Frau im Büro oder auf der Straße auf den Hintern oder an den Busen greifen
-0,78	bei einem Streit mit dem/der Partner/-in tötlich werden
-0,76	einen Schaden, den man an einem parkenden Auto verursacht hat, nicht melden
-0,75	Auto fahren, obwohl man zu viel getrunken hat
-0,74	gegen Ausländer gewalttätig sein
-0,74	einen Ausländer beschimpfen
-0,71	ein Kind schlagen
-0,66	andere Menschen beschimpfen, wenn einem danach ist
-0,64	Drogen wie Haschisch und Marihuana nehmen

Sach- oder Automoral

-0,76	einen Schaden, den man an einem parkenden Auto verursacht hat, nicht melden
-0,75	Auto fahren, obwohl man zu viel getrunken hat
-0,74	gestohlene Waren kaufen
-0,70	ein Auto, das einem nicht gehört, öffnen und damit eine Spritztour machen

Lebensmoral

-0,82	eine Abtreibung vornehmen lassen
-0,80	ein Kind mit Behinderung abtreiben
-0,76	sich scheiden lassen
-0,76	das Leben unheilbar Kranker beenden (Euthanasie)
-0,63	Asylanten/Asylbewerber abschieben

Schwarzarbeit

x	jemanden schwarz beschäftigen
x	schwarzarbeiten

x: keine Faktorladungen möglich, weil nur zwei Items

Umweltmoral

x	umweltunverträgliche Produkte kaufen
x	ein schadstoffreiches Auto fahren

x: keine Faktorladungen möglich, weil nur zwei Items

Als Erstes wird ein Überblick über das Moralgefüge der befragten Personen gegeben. Dabei trennen wir sogleich Männer und Frauen. Das Ergebnis ist überaus aufschlussreich, zeigt sich doch, dass nicht alle Einzelpositionen die gleiche Zustimmung finden. Es gibt einige moralische Aussagen, bei denen die Mittelwerte in Richtung „unter keinen Umständen“ tendieren. Das ist die strenge Seite der Moral in der deutschen Kultur von heute. Auf der anderen Seite sind Sätze, die nur wenig Zustimmung erhalten. Man kann davon ausgehen, dass es ein gutes Stück von der Stärke der Zustimmung abhängt, ob die Aussage auch das konkrete Leben gestaltet (obgleich danach nicht gefragt worden war).

²¹⁶ Die Zahlen in dieser Spalte geben die jeweilige Faktorladung, die „Bündelungsstärke“ des Items für die Dimension, z. B. „Gewalt gegen ...“, an.

Allerdings wissen wir aus den Daten, dass die Menschen hinsichtlich ihrer praktischen Moral dazu tendieren, moralische Maßstäbe mit den Umständen abzugleichen. Die Maßstäbe, die wir erhoben haben, können deshalb lediglich als wünschenswerte Orientierungen gelten: Ob sie auch im moralischen Ernstfall halten, ist bei der Hälfte der Bevölkerung im Jahre 2008 fraglich. Völlig klare Maßstäbe meinen lediglich 22% der Männer und 25% der Frauen zu erkennen. Unter diesen ragen die teiltraditionellen Frauen mit klaren Maßstäben heraus (41%).

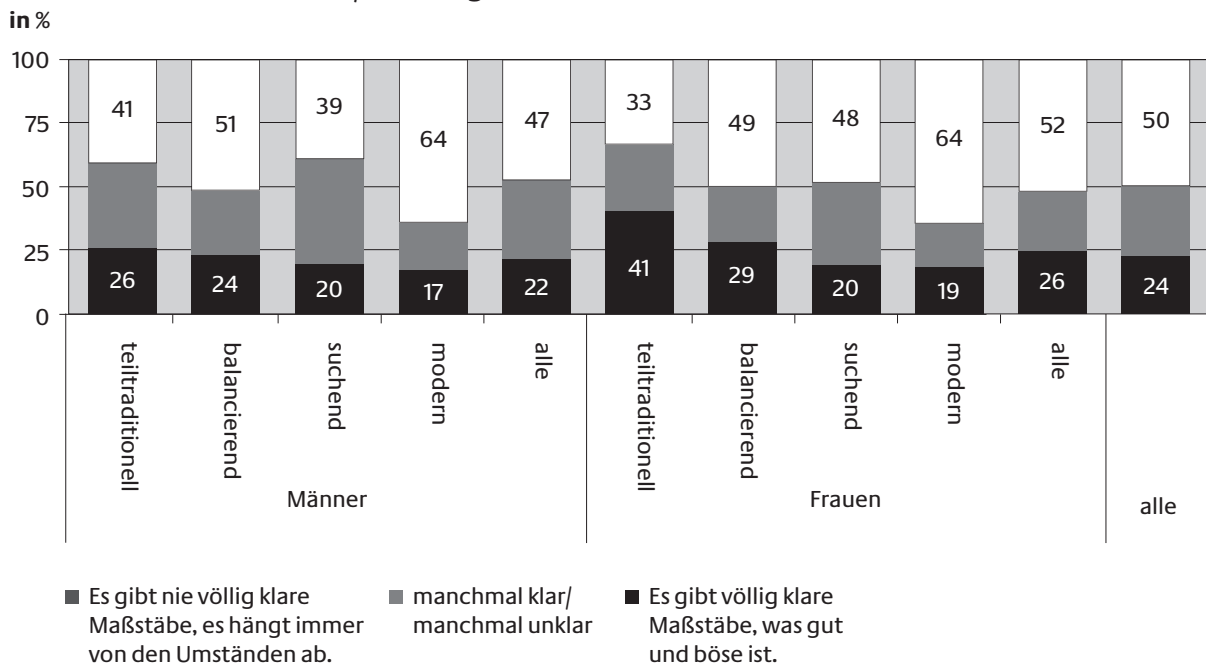
Abbildung 209: „Hier stehen zwei Meinungen, die man hören kann, wenn sich Menschen über Gut und Böse unterhalten: Welche davon kommt Ihrem Standpunkt am nächsten, die erste oder die zweite?“

I Es gibt völlig klare Maßstäbe, was gut und böse ist.

I Es gibt nie völlig klare Maßstäbe, es hängt immer von den Umständen ab.

I manchmal klar/manchmal unklar

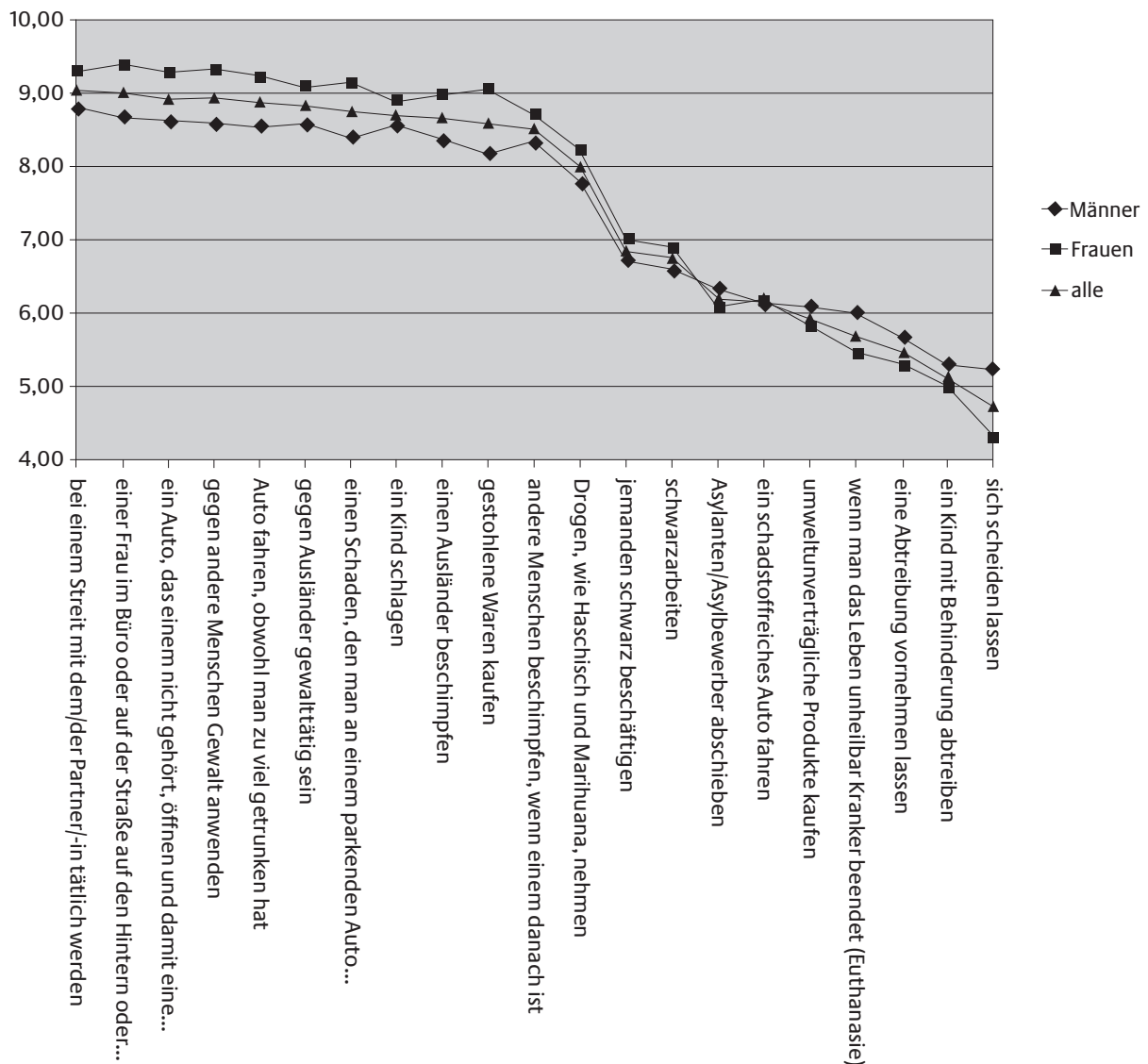
I weiß nicht/keine Angabe



Männer und Frauen 2008

Hier also zunächst der Überblick über die Akzeptanz der einzelnen moralischen Positionen:

Abbildung 210: Moralitäten von Männern und Frauen – 2008



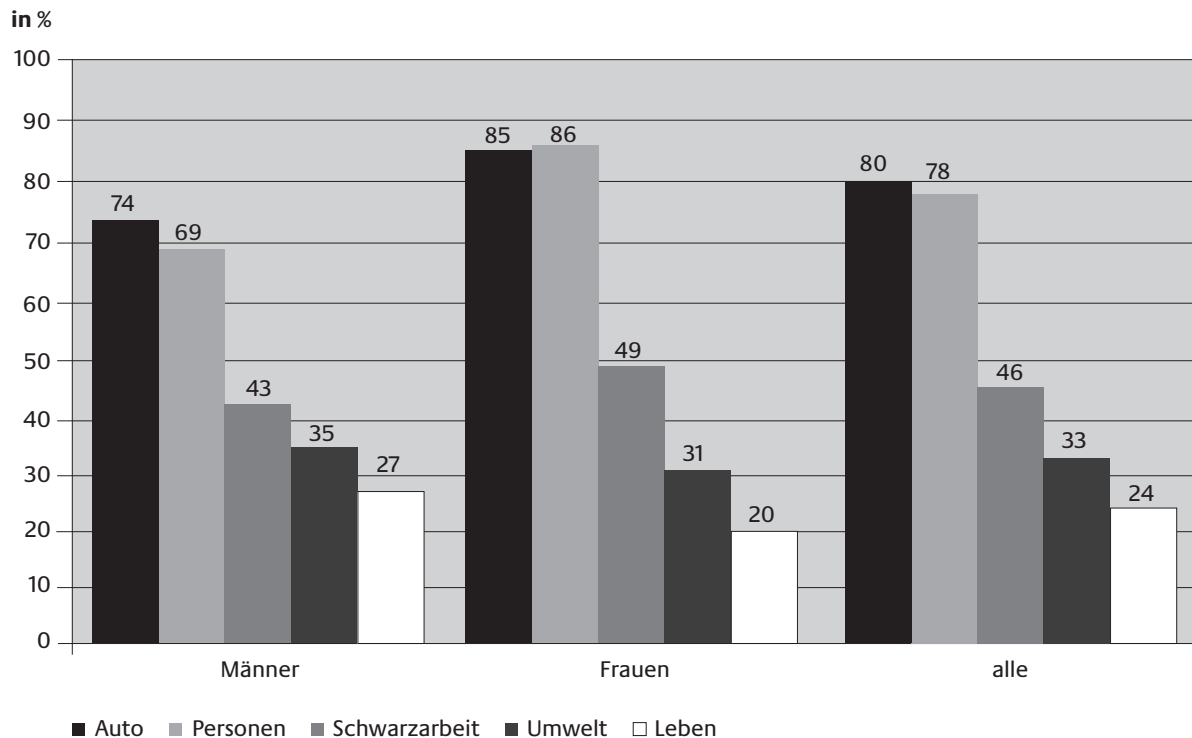
Männer und Frauen 2008

Für die weitere Interpretation stützen wir uns auf die fünf Moral-Indizes. Dabei verwenden wir zur Darstellung die Subgruppe jener, die den jeweiligen moralischen Bereich sehr streng nehmen (Skalenwert „eins“ auf der vierteiligen Indexskala). Im Schnitt steht im moralischen Gefüge der Deutschen ganz oben das Auto und dessen Schutz. Ganz unten rangieren Themen, die mit dem Leben im weiten Sinn zu tun haben wie Scheidung oder Abtreibung. Käme man in dieser Kultur als Auto auf die Welt, wäre man moralisch gut geschützt. Dabei übersehen wir nicht, dass die Fragen des Lebensschutzes komplexer sind als jene des Autoschutzes.

Gewicht hat in der zeitgenössischen Moral das Thema Gewalt. Weniger streng wird mit Schwarzarbeit (für viele eine Notwendigkeit?) und noch weniger streng mit der Umwelt verfahren. Das Thema Umwelt kommt an vorletzter Stelle und hat ähnlich niedrige Werte wie moralische Themen, die um das Leben kreisen.

Frauen haben hinsichtlich der Moral in Richtung Gewalt strengere Maßstäbe (in diesem Bereich finden wir auch sexuelle Belästigung als Form von Gewalt gegen Frauen, die offenbar bei Männern weniger streng gewichtet wird). In Fragen des Lebensschutzes (wie beim Frauenthema Abtreibung) hingegen sind sie noch flexibler als Männer.

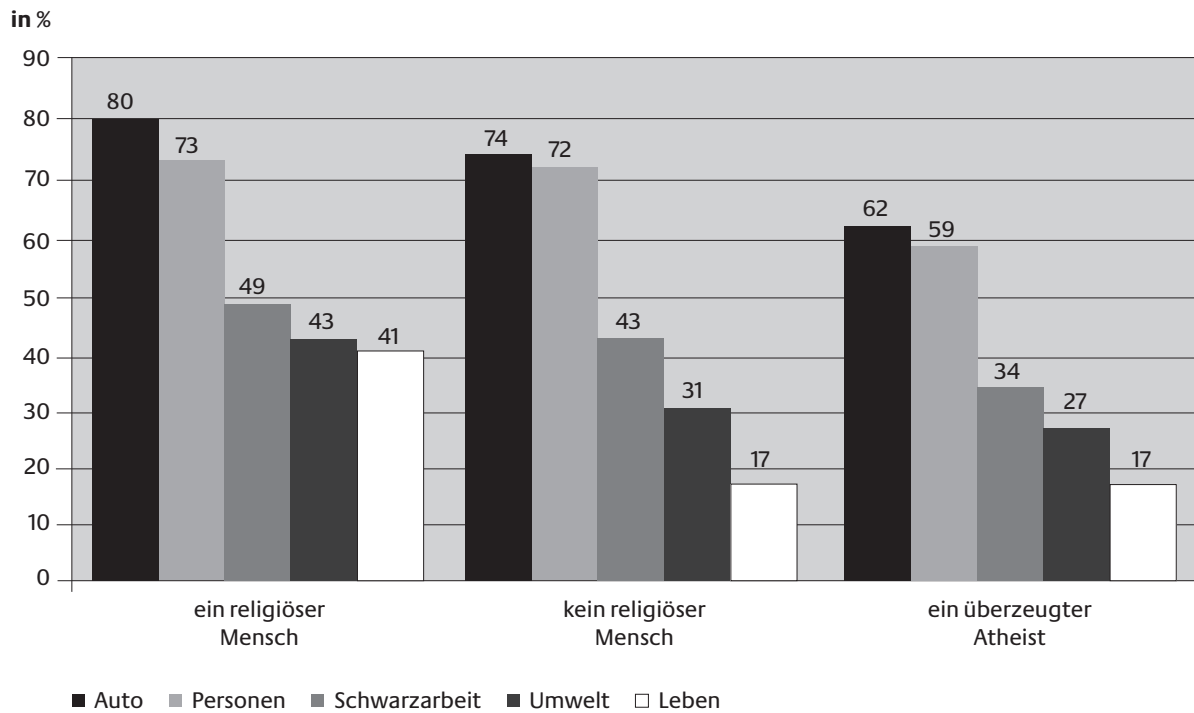
Abbildung 211: Strenge und weniger strenge Bereiche der Moral – bei Frauen und Männern



Männer und Frauen 2008

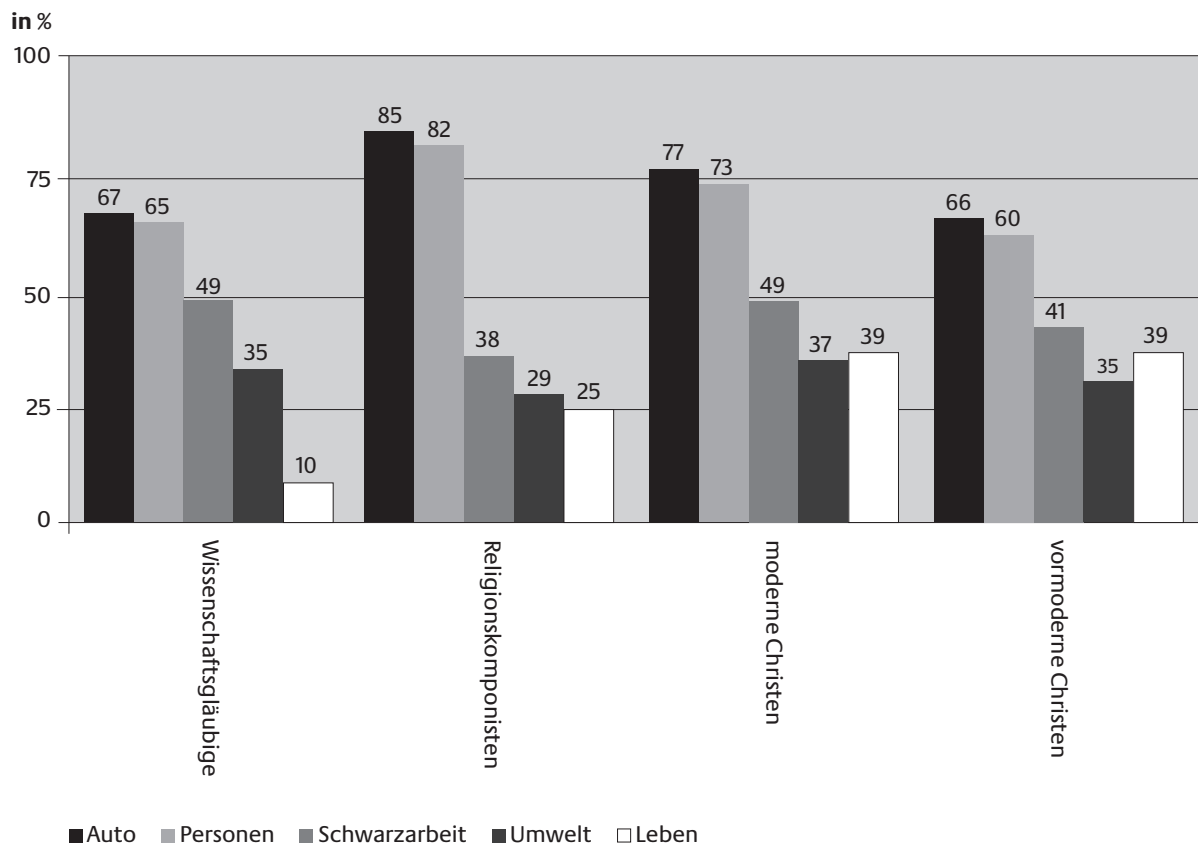
In der Einleitung zu diesem Kapitel haben wir die Frage aufgeworfen, wie sich Religiosität und Moral zueinander verhalten. Haben Religiöse und Areligiöse unterschiedliche Moralsysteme? Die Daten erlauben uns die annähernde Antwort, dass das in Teilbereichen sehr wohl der Fall ist. Als Erstes zeigt die folgende Abbildung, dass religiöse Menschen in der Summe (285 Prozentpunkte) den einzelnen moralischen Positionen mehr Zustimmung zollen als areligiöse Menschen (237 Prozentpunkte) und überzeugte Atheisten (199 Prozentpunkte).

Sodann wird ersichtlich, dass die Abstufung innerhalb der jeweiligen Moralsysteme bei den Religiösen flacher verläuft als bei den Unreligiösen und den Atheisten. In Fragen der Schwarzarbeit, der Umweltmoral wie der Lebensmoral haben die Religiösen deutlich höhere Werte als die Übrigen. Insbesondere der Schutz des Lebendigen (Arbeit, Umwelt, Leben) ist bei den Religiösen überdurchschnittlich gut aufgehoben. Dabei muss festgehalten werden, dass selbst die Werte der Religiösen von den erwarteten Positionen der christlichen Kirchen beachtlich weit entfernt sind. Es scheint den Kirchen nur begrenzt zu gelingen, den eigenen Mitgliedern lebensbestimmende Moral zu vermitteln.

Abbildung 212: Abstufung der Moralbereiche nach Religiosität

Männer und Frauen 2008

Ein erwartbar ähnliches Ergebnis erbringt die Aufschlüsselung nach Weltdeutungstypen. In moralischen Fragen bezüglich der Gewalt gegen Sachen (Auto) und Personen sind die Religionskomponenten und Religionskomponenten führend, die übrigen moralischen Bereiche sind bei allen vier Typen ähnlich stark vertreten. Der krasse Unterschied besteht in der Lebensmoral. Die Werte der beiden christlichen Typen liegen bei 29%. Jener der Religionskomponenten liegt mit 25% schon darunter, die Wissenschaftsgläubigen erreichen 10%.

Abbildung 213: Abstufung der Moralbereiche nach Weltdeutungstypen

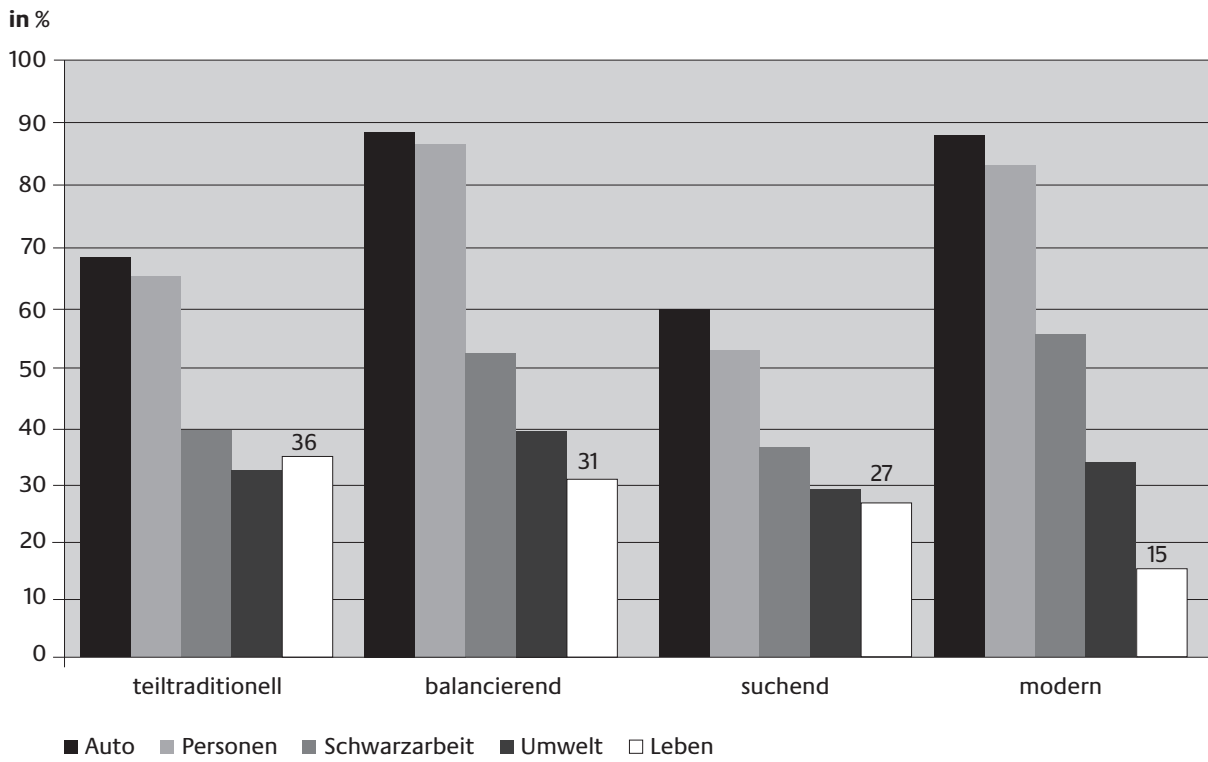
Männer und Frauen 2008

Und die vier Geschlechertypen? Balancierende und Moderne sind sich ähnlich wie auch die Teiltraditionellen und die Suchenden. Letzte sind offenbar auch in moralischen Fragen unterwegs. Der moralische Widerstand gegen Gewalt ist bei den Balancierenden gut ausgeprägt.

Ein zu dieser Bildung von zwei Hauptgruppen (Teiltraditionelle/Suchende; Balancierende/Moderne) kontrastierendes Ergebnis findet sich hinsichtlich der Lebensmoral: Deren (niedrige) Werte fallen von den Teiltraditionellen (36%) über die Balancierenden (31%) und über die Suchenden (27%) hin zu den Modernen (15%). Moderne scheinen wichtige Entscheidungen in Bezug auf Fragen des Lebens nach anderen Kriterien als nach traditionellen moralischen Prinzipien zu treffen. Aber selbst bei den Teiltraditionellen haben diese überkommenen Normen nur teilweise eine starke moralbildende Kraft.

Es gilt noch daran zu erinnern, dass wir mit dem Skalenwert „eins“ auf einer vierteiligen Indexskala argumentieren. Sichtbar wurden daher lediglich jene Gruppen, die sich in den Moralbereichen eindeutig positioniert haben.

Abbildung 214: Abstufung der Moralbereiche nach Geschlechertypen



VIII. Was ist ein Mann?

Nach dieser Flut von Detailanalysen soll in diesem Kapitel die vielleicht wichtigste und doch letztlich unbeantwortbare Frage aufgeworfen werden: Was ist ein Mann, was ist eine Frau? Ist dies über Eigenschaften zu bestimmen oder über Stärken der beiden Geschlechter, über Einstellungen im Bereich Arbeit und Familie, über die Ausgestaltung der Innenwelt? Und wenn sich in dieser Hinsicht Unterschiede ausmachen lassen – was offenkundig der Fall ist –, sind diese Unterschiede (gänzlich) kulturelles Produkt (wie die [Radikal-]Konstruktivisten meinen²¹⁷), oder gibt es auch unveränderliche Anteile in den Geschlechterbildern? Anders formuliert: Was ist Urbild, was ist Rolle – wobei Rolle hier als nicht selbst gewählte gesellschaftliche Zumutung verstanden wird. Oder noch einfacher: Was ist vorfindbar, was ist erfindbar?

Wir stellen zunächst die Ergebnisse über Eigenschaften und Stärken der Befragten im Spiegel der Umfrage vor.

8.1 Stärken von Männern und Frauen

Mit wenigen Abweichungen beurteilen die Befragten die Stärken und Schwächen von Frauen und Männern tendenziell gleich. Es gibt ein Gefälle von der „Intelligenz“ der Männer hin zu den „Gefühlen“ der Frauen.

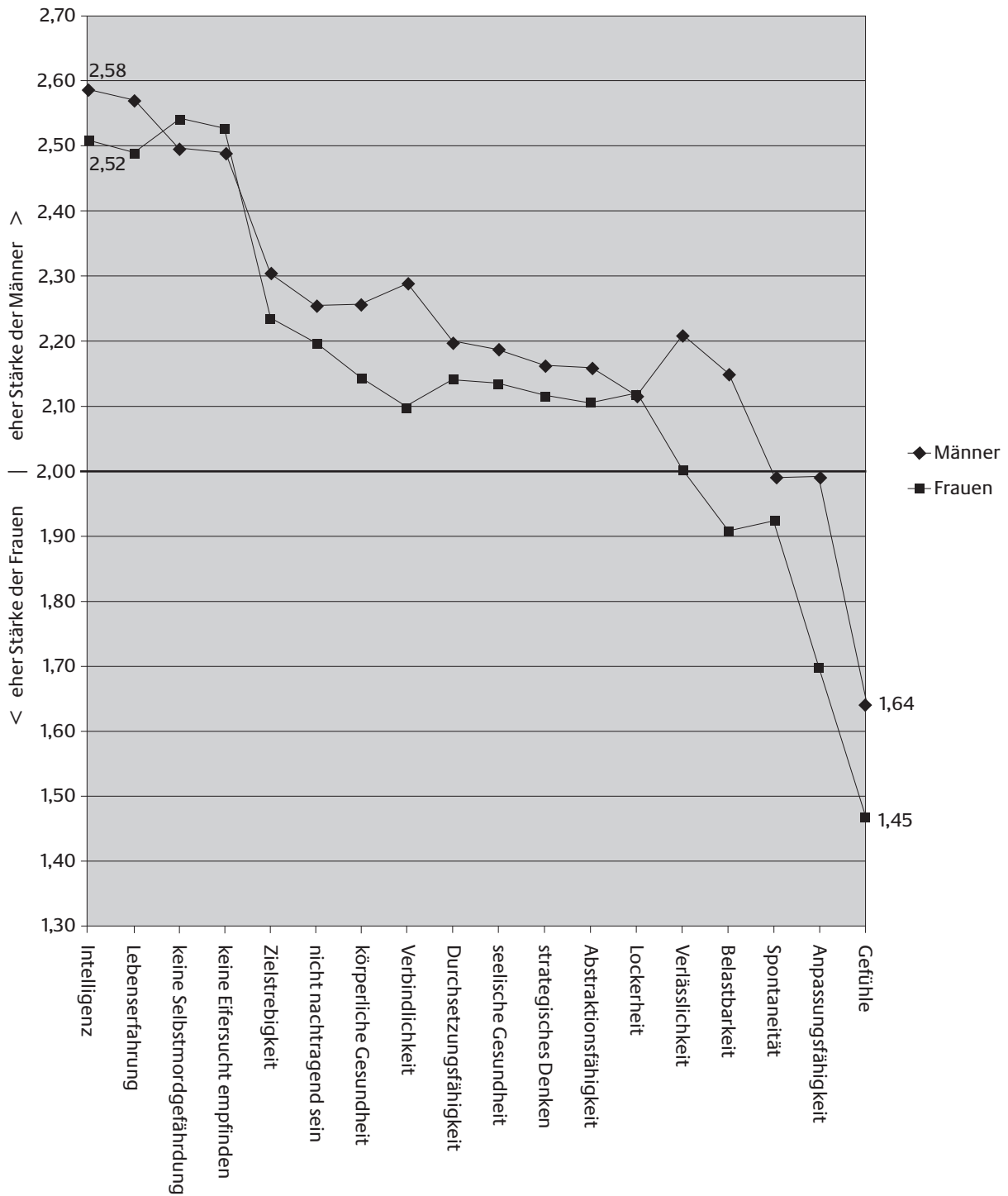
217 Das Ergebnis solchen Konstruierens wird auch mit Skepsis gesehen: „Der postmoderne konstruktivistische Geschlechterentwurf ist das Spiel einer kleinen Bildungselite. Er wird von der historischen Realität falsifiziert.“ Hanisch, Ernst: Männlichkeiten: eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts, Wien 2005, 415.

Abbildung 215: Es gibt die Meinung, dass in manchen Lebensbereichen Frauen stärker sind, in anderen Lebensbereichen Männer. Sagen Sie mir zu jedem der folgenden Lebensbereiche, ob er eher eine Stärke der Frauen, eine Stärke der Männer darstellt oder ob es dabei keinen Unterschied zwischen Frauen und Männern gibt:

1 eher eine Stärke der Frauen

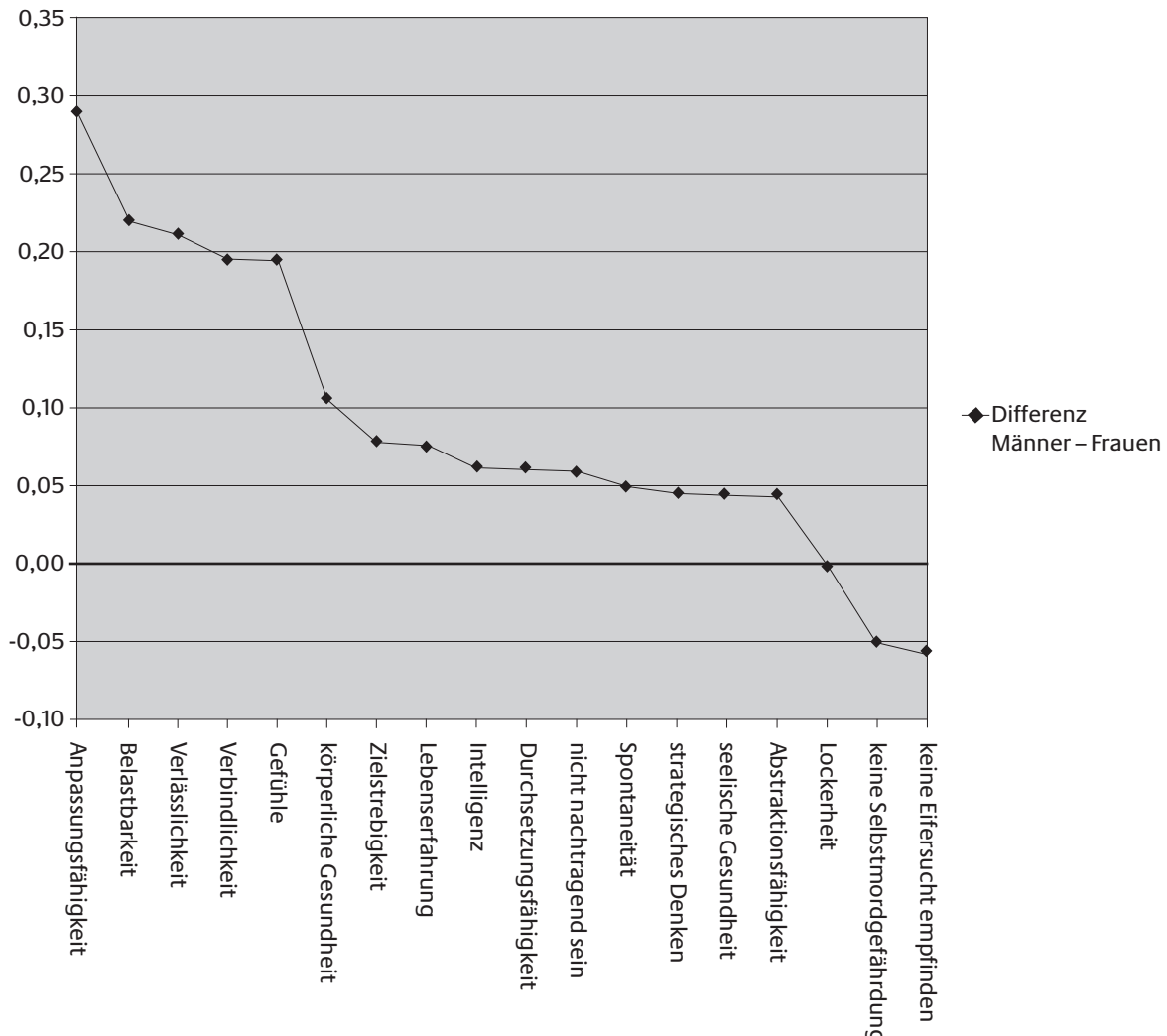
2 kein Unterschied zwischen Frauen und Männern

3 eher eine Stärke der Männer



Die Ausnahmen sind: Mehr Frauen als Männer sehen als Frauenstärken – mit zunehmender Intensität: Zielstrebigkeit, körperliche Gesundheit, Gefühle, Verbindlichkeit, Verlässlichkeit sowie Belastbarkeit und Anpassungsfähigkeit.

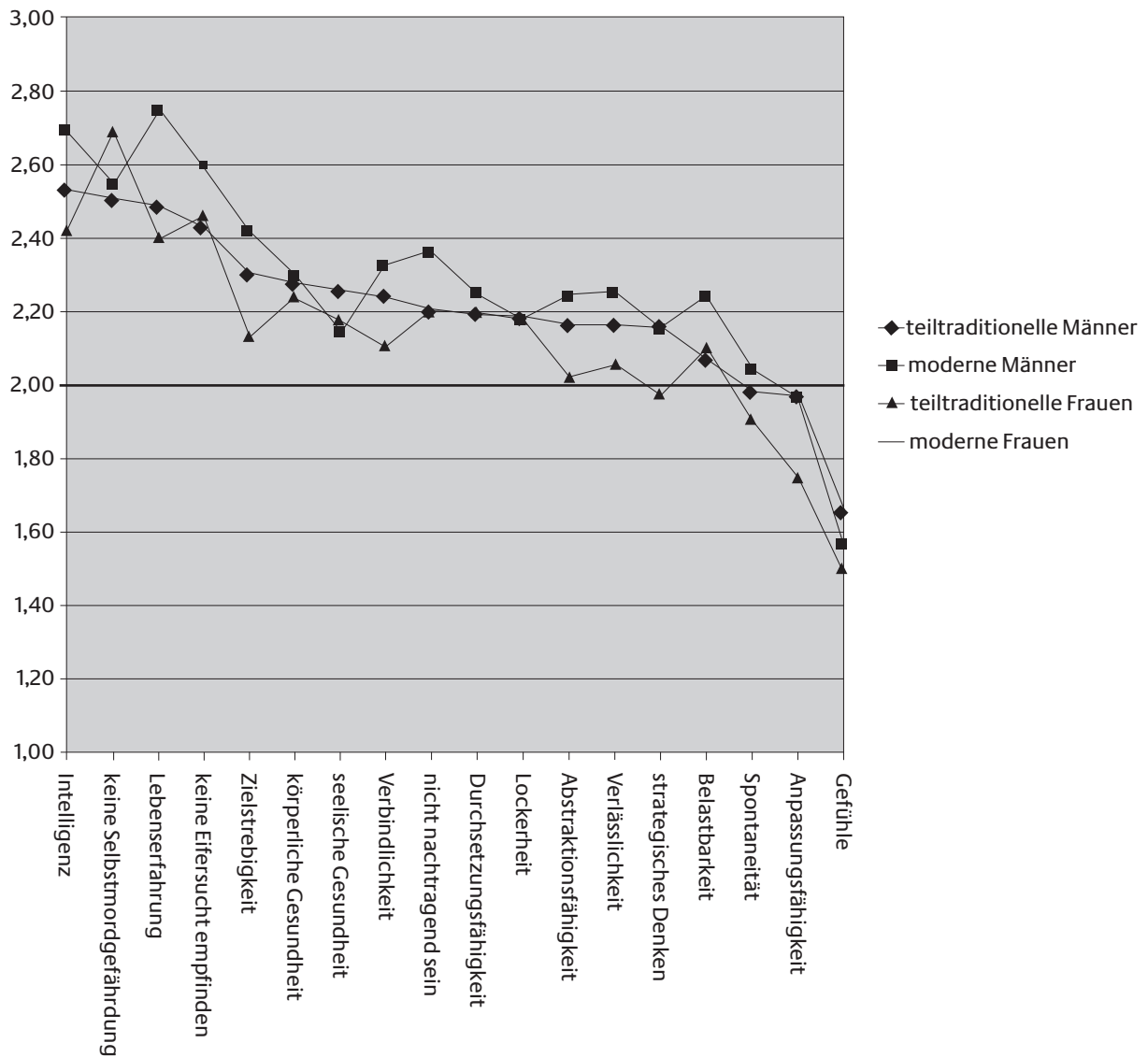
Abbildung 216: Differenz zwischen Frauen und Männern bei den Stärken



Je größer die Differenz, desto mehr ist dies eine Stärke von Frauen; Männer und Frauen 2008

Geht man eine Analyseebene tiefer und vergleicht die Geschlechtertypen nach Teiltraditionellen und Modernen, zeigt sich noch einmal, dass sich Frauen im Vergleich zu den Männern insgesamt mehr Stärken zuschreiben, wobei der Zuwachs, was sich schon andeutete, bei einigen Stärken besonders stark ist: bei Belastbarkeit, Verlässlichkeit, Verbindlichkeit.

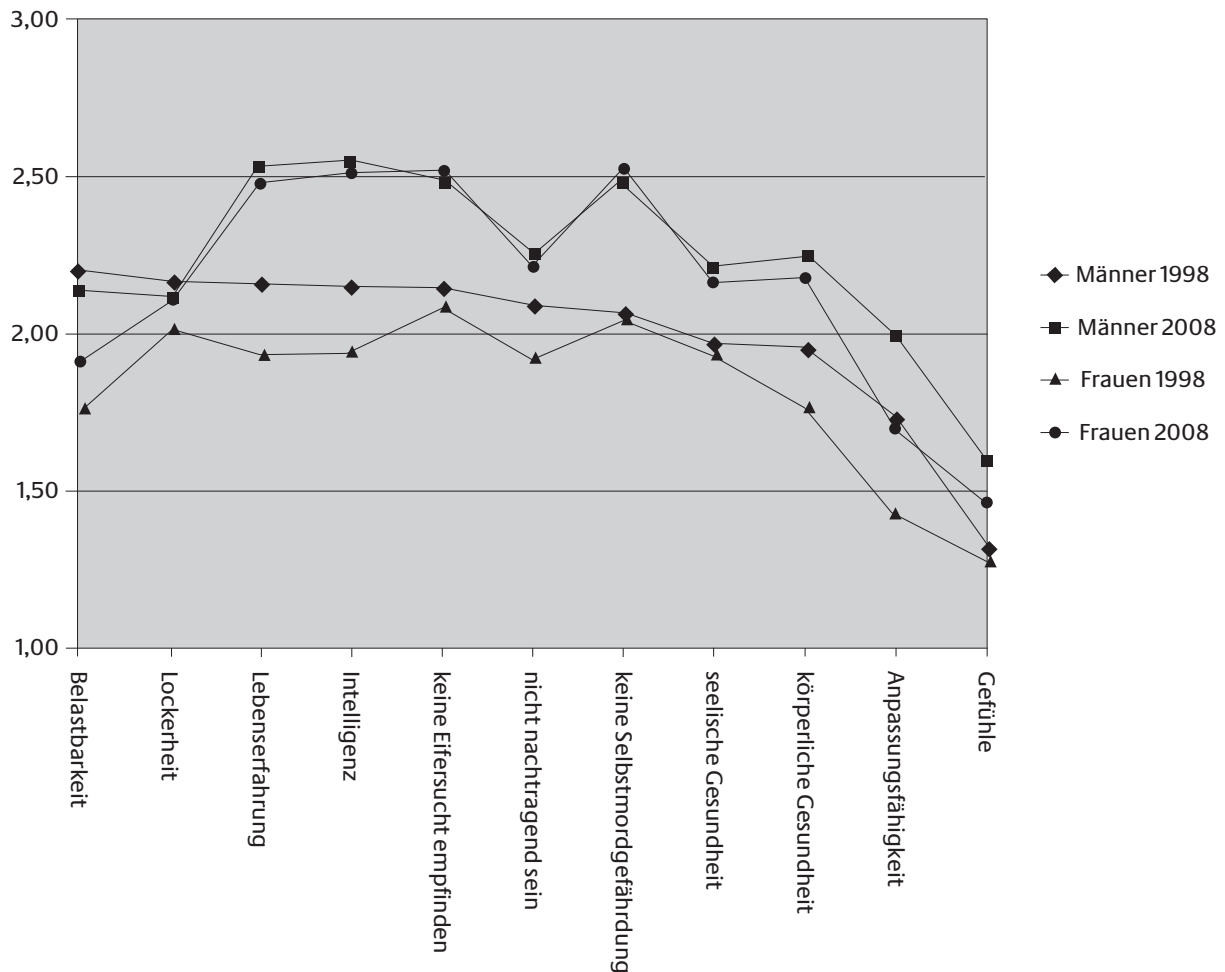
Abbildung 217: Stärken von Männern und Frauen: Unterschiede zwischen den Teiltraditionellen und Modernen: bei Frauen und Männern



Dargestellt sind die Mittelwerte (1 = Stärke von Frauen, 3 = Stärke von Männern) jeweils bei den teiltraditionellen und modernen Männern/Frauen; Männer und Frauen 2008

Strukturell hat sich das Grundergebnis in den letzten zehn Jahren kaum geändert. Männer 1998 und 2008 urteilen ebenso ähnlich wie die Frauen 1998 und 2008.

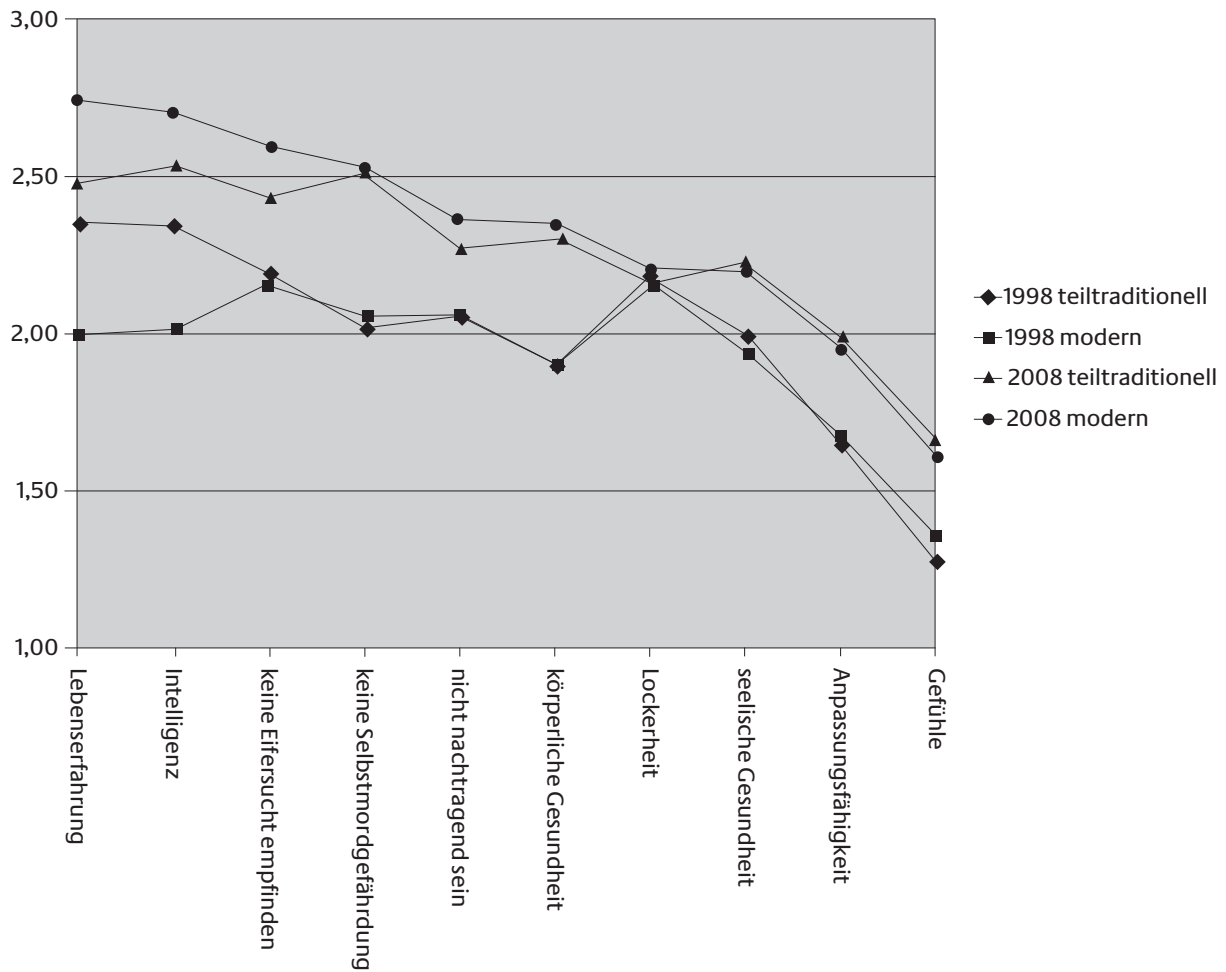
Abbildung 218: Stärken von Frauen und Männern nach Geschlecht und Erhebungsjahr: 1998 und 2008



Mittelwerte (1 = eher Stärke von Frauen, 3 = Stärke von Männern); Männer und Frauen 1998/2008

Moderne und Teiltraditionelle ähneln einander in den zwei Untersuchungsjahren. Der Abstand zwischen beiden Studien ist größer als der Abstand zwischen den männlichen Geschlechtertypen. Insgesamt tendieren die Befragten zu einer Art Gleichbehandlung von Männern und Frauen, was Stärken betrifft. Seelische Gesundheit, Anpassungsfähigkeit und vor allem Gefühle bleiben dennoch Stärken der Frauen.

Abbildung 219: Teiltraditionelle und Moderne 1998/2008



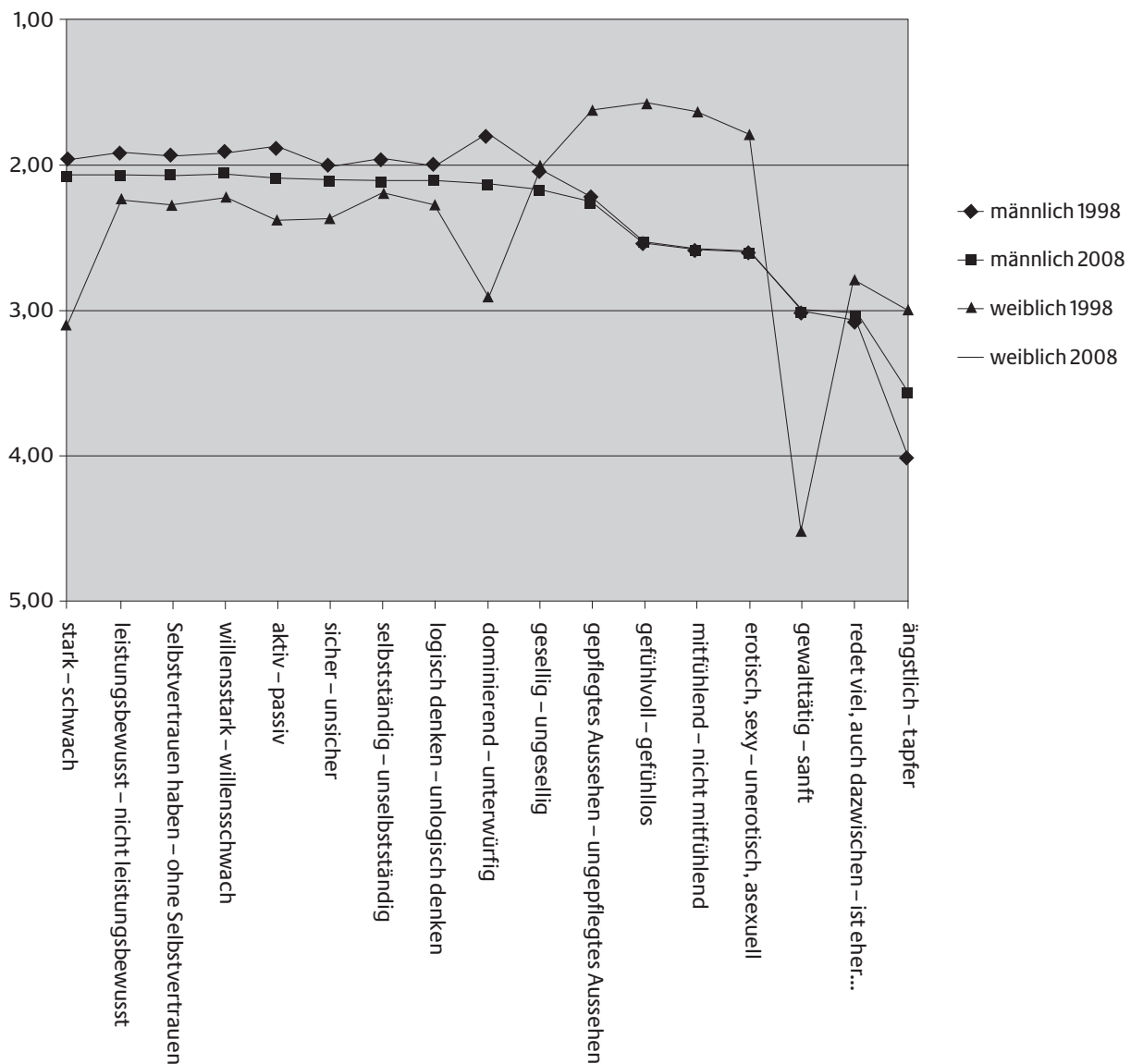
Vergleich zwischen den in beiden Studien vorgelegten Antwortmöglichkeiten. Mittelwerte (1 = eher Stärke von Frauen, 3 = Stärke von Männern); Männer 1998/2008

8.2 Männliche und weibliche Eigenschaften

Große Datenmengen erbrachte in beiden Studien die Frage, welche Eigenschaften von den Befragten als typisch männlich und welche als typisch weiblich angesehen werden.

Wie schon 1998 erweisen sich folgende Eigenschaften als typisch weiblich: gepflegt, gefühlvoll, mitfühlend, erotisch, nicht gewalttätig, redet viel. Die übrigen Eigenschaften gelten eher als männlich, und zwar aus der Sicht der Männer wie der Frauen.

Abbildung 220: Veränderungen in den letzten zehn Jahren hinsichtlich „männlich“ und „weiblich“

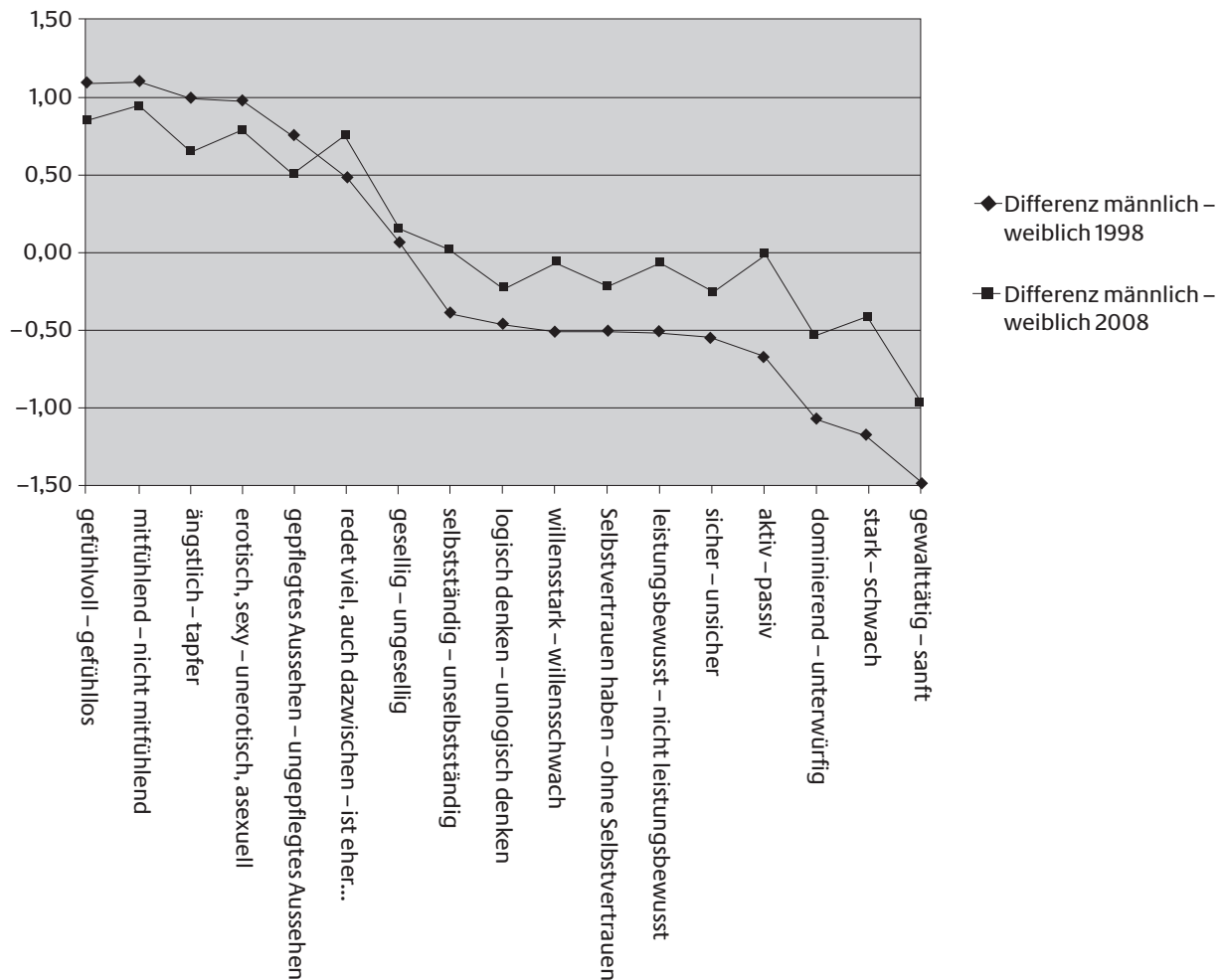


Mittelwerte auf fünfteiliger Skala (1 = links, 5 = rechts); Frauen und Männer 1998/2008

Über die Differenzen zwischen „was ist männlich“ und „was ist weiblich“ in den beiden Studien kann die stabile Lage noch mehr verdeutlicht werden: Die Differenzen zwischen der Einschätzung von männlich und weiblich in der Einschätzung aller Befragten zusammen fallen weithin ähnlich aus.

Auch zeigen sich die bekannten Zuordnungen: Sie reichen vom Pol – gefühlvoll sei (eher) weiblich – bis hin zum Gegenpol – gewalttätig sei (eher) männlich. Die Zuweisung der Gewalttätigkeit zu den Männern war 1998 klarer ausgefallen als 2008. Das weist insgesamt auf eine sachte Nivellierung in der Zuweisung hin: Die Kurve für 2008 ist etwas flacher als jene von 1998.

Abbildung 221: Differenzen in der Zuweisung von Eigenschaften zu „weiblich“ und „männlich“ 1998 und 2008

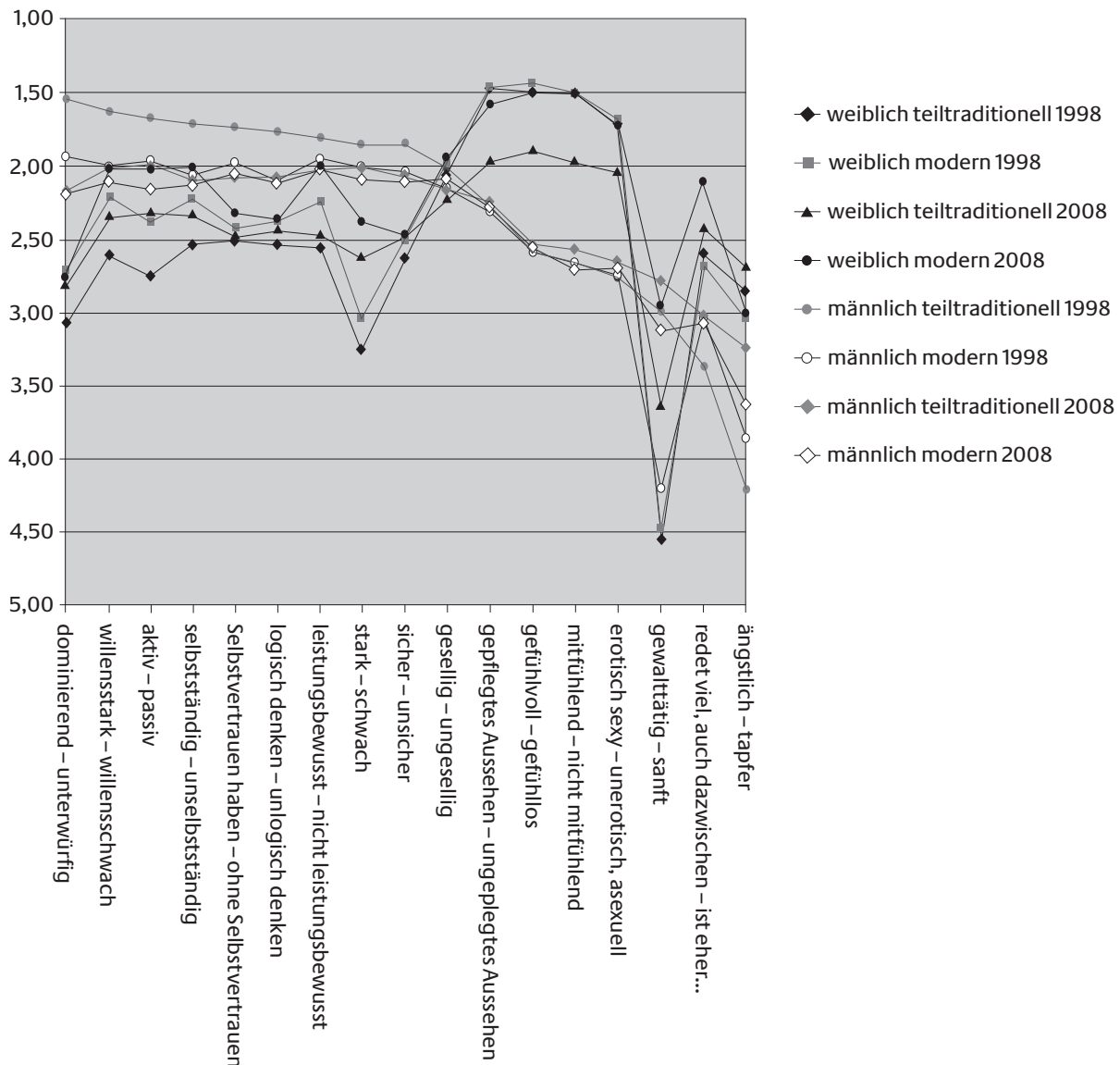


Dargestellt sind die Differenzen der Mittelwerte auf fünfteiliger Skala (1 = links, 5 = rechts); Frauen und Männer 1998/2008

Es ist nicht einfach, diese Datenmengen übersichtlich zu präsentieren. Wir machen noch einen Versuch, die Unterschiede nach Geschlechtertypen bei der Zuordnung zu „männlich“ und „weiblich“ in den beiden Studien darzulegen.

Die Kurven in der gerade noch übersichtlichen Abbildung verlaufen allesamt zwischen den Vorstellungen der Teiltraditionellen und der Modernen aus den Jahren 1998 und 2008 darüber, was „männlich“ und was „weiblich“ ist. Daraus kann man ersehen, dass und wie sich in den letzten zehn Jahren die einzelnen Typen in diesem weiten Raum einander leicht angenähert haben.

Abbildung 222: „Männlich“ und „weiblich“ nach teiltraditionellen und modernen Geschlechtertypen und nach Erhebungsjahr 1998 und 2008



Mittelwerte auf fünfteiliger Skala (1 = links, 5 = rechts). Für Frauen und Männer zusammen. Männer und Frauen 1998/2008

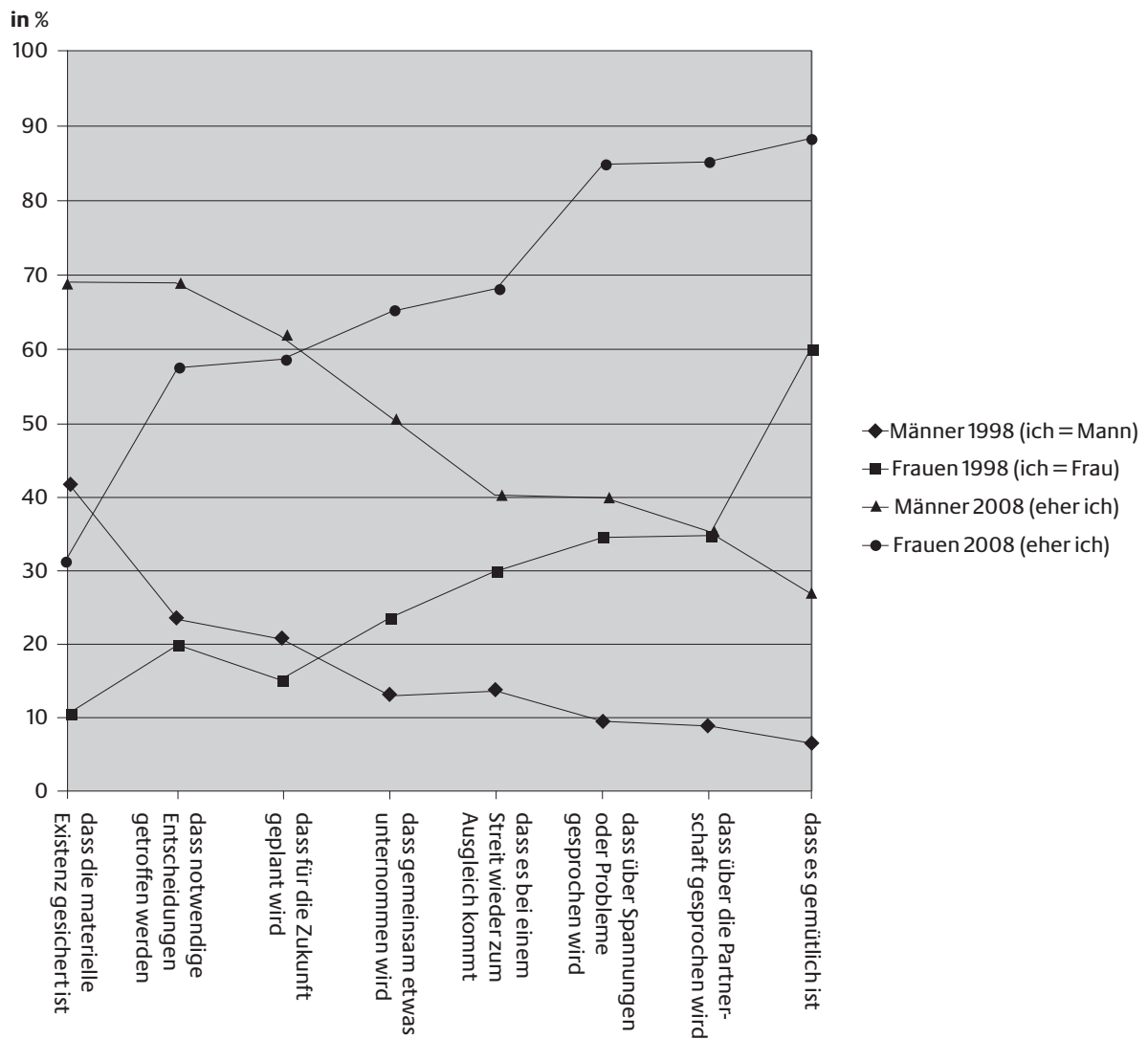
8.3 Schief lagen

Dieses letzte Ergebnis bestätigt eine wichtige Beobachtung, die schon bei der Deutung der Studie 1998 mitgeteilt worden ist. Es scheint bei einer Reihe wichtiger Daten zu den Geschlechterdifferenzen so etwas wie stabile Zuordnungen von Stärken, Eigenschaften, Aufgaben von Männern und Frauen zu geben. Wir stellen die einzelnen Daten zu dieser Beobachtung noch einmal übersichtlich zusammen.

Die einschlägigen Daten beziehen sich auf:

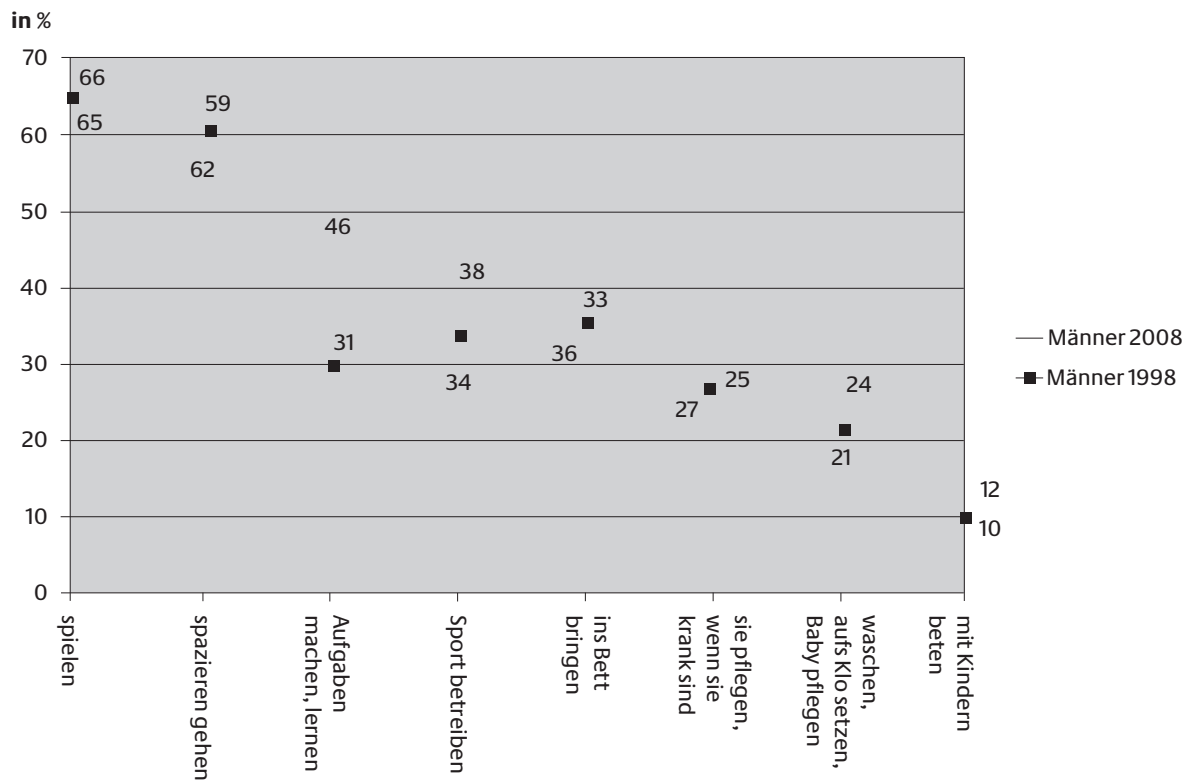
- was Männer und Frauen für die Familie machen
- was Männer und Frauen mit Kindern machen
- wie sich die Haushaltsaufgaben verteilen
- welches die Stärken von Frauen und Männern sind
- was als typisch weiblich und was als typisch männlich gilt

Abbildung 223: Männliche und weibliche Familienaufgaben



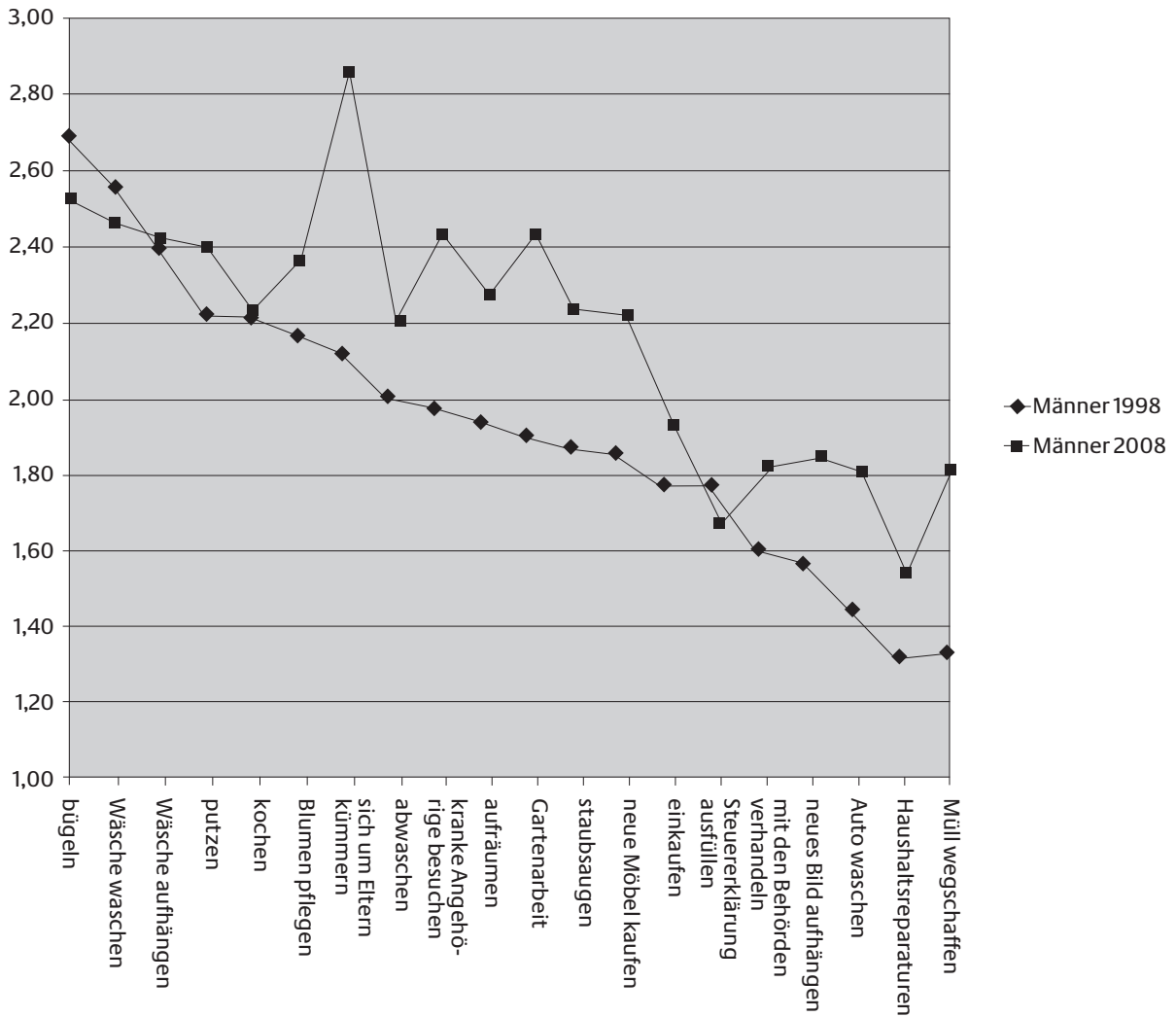
Männer und Frauen 1998/2008

Abbildung 224: Aktivitäten von Männern mit Kindern – 1998 und 2008



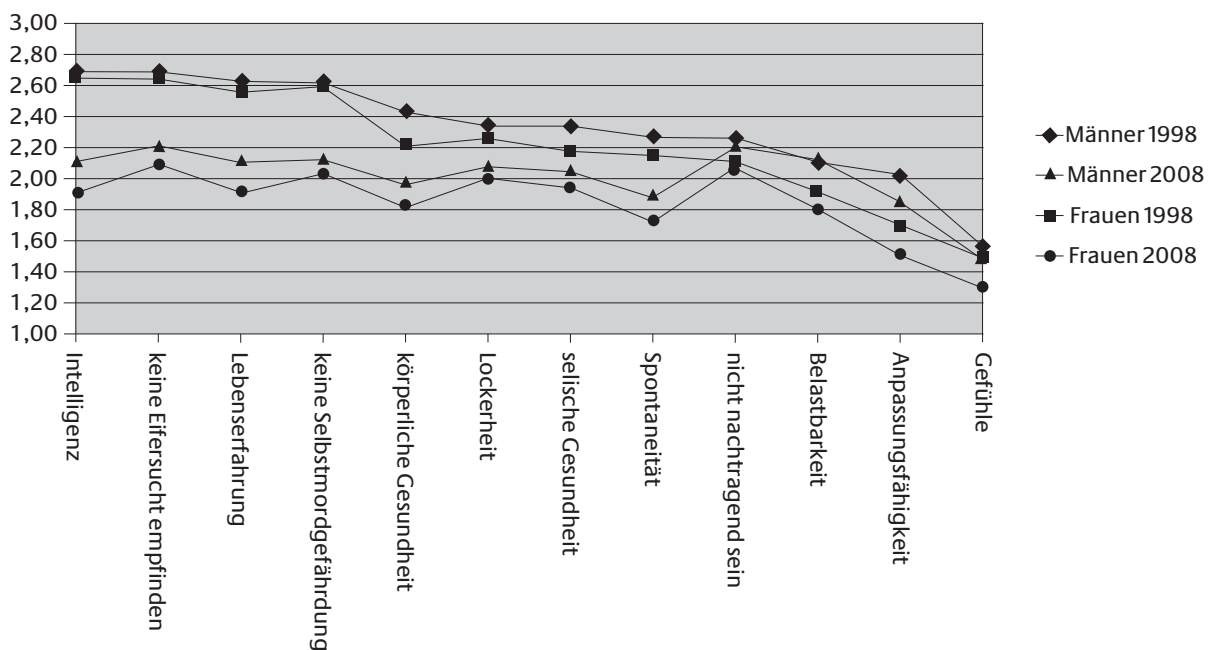
Männer 1998/2008

Abbildung 225: Haushaltsarbeiten von Männern – 1998 und 2008



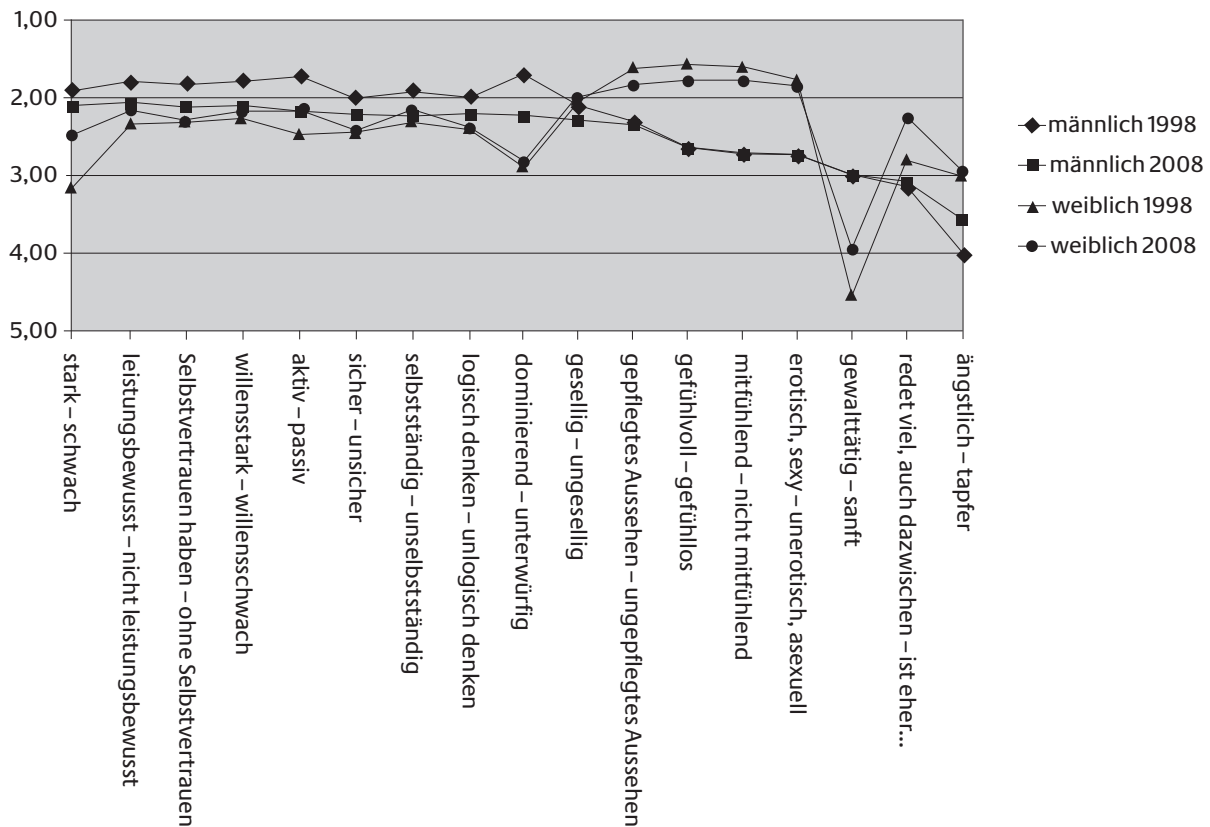
1 = „übernehme ich regelmäßig“, 2 = „übernehme ich ab und zu“, 3 = „überlasse ich (Ehe-)Partner/in“. Männer 1998/2008

Abbildung 226: Stärken von Frauen und Männern – 1998 und 2008



1 = Stärke von Frauen, 2 = unentschieden, 3 = von Männern
Männer und Frauen 1998/2008

Abbildung 227: „Männlich“ und „weiblich“ aus der Sicht aller Befragten – 1998 und 2008



Männer und Frauen 1998/2008

Sind diese „Schief lagen“ kulturelles Relikt einer Zeit, die Männer nicht nur bevorzugt, sondern zugleich auch in begrenzte Erfahrungsfelder eingebunden hat und deshalb für die Männer und folglich auch für die Frauen nur eine einseitige Entwicklung zuließ? Ist nicht letztlich alles an den Geschlechterrollen kultureller Formung zugänglich, in diesem Sinn erfindbar? Oder gibt es in den Geschlechterbildern auch vorfindbare, also nicht veränderbare Momente?

Zwar gibt es in allen Aspekten leichte Entwicklungen der Geschlechter und der Geschlechtertypen aufeinander zu, dennoch bleiben die Differenzen weitgehend „hartnäckig“ erhalten.

Liegt dies an der Veränderungsunwilligkeit von Frauen und Männern? Nicht wenige Fachleute der Sozialwissenschaften und der Geschlechterpolitik nehmen dies an. Das ist insbesondere dann verständlich, wenn durch solche Differenzen Ungerechtigkeiten in der Verteilung von Lebenschancen zwischen den Geschlechtern gerechtfertigt werden.

Dennoch lässt sich Gerechtigkeit zwischen Männern und Frauen auch auf anderen Wegen herstellen als durch die Einebnung der nach wie vor hartnäckig vorhandenen Unterschiede in den Geschlechterbildern und Selbstverständnissen der unterschiedlichen Typen von Männern und Frauen.

Die Kernfrage lautet: Kommen über die sozialwissenschaftlich erhobenen Differenzen und über die (andauernde – aber was sind schon zehn Jahre im geschichtlichen Zusammenhang?) Resistenz gegen deren Veränderung nicht stabile Elemente in dem zum Vorschein, was einen Mann, eine Frau ausmacht? Ist also nicht einiges an diesem Kern von Männlichkeit und Weiblichkeit vorgegeben und

widersetzt sich als solches dem verändernden Zugriff der Menschen?²¹⁸ Und wenn dennoch Veränderungen geschlechterpolitisch wie erwachsenenbildnerisch „durchgedrückt“ werden: Könnte dies dann nicht zum Schaden der Betroffenen geschehen? Und ist nicht anzunehmen, dass – sobald Veränderungen dennoch zugemutet werden – es nach und nach Gegenbewegungen gegen die angestrebte Veränderung gibt?

Es gibt Anhaltspunkte dafür, dass die modernen Geschlechterrollen zwar Frauen wie Männern mehr Möglichkeiten eröffnen, zugleich aber auch mehr belasten, manchmal als stressig erlebt werden. Damit ist nicht gemeint, dass manchmal – um Veränderungen zu verhindern oder zu erschweren – Veränderbares, also auch kulturell Erfindbares, als vorfindbar ausgegeben und so der Veränderung entzogen wird. So werden bestimmte Elemente von Geschlechterrollen umfassend als biologisch vorgegeben definiert. Das Ergebnis ist ein unhaltbarer Biologismus. Männer und Frauen, so sagt man, seien von Natur aus so. Auch religiöse Legitimationen werden zu einer Art Tabuisierung von Veränderungszumutungen verwendet. Es gibt aber umgekehrt auch einen ideologischen Soziologismus in der Debatte um die Geschlechterrollen und ihre Veränderung. „Ismen“ bilden sich aber geistesgeschichtlich immer dann, wenn ein richtiges Detail verabsolutiert wird. Neuere Geschlechtertheorien lösen daher behutsam die Frage nach der Identität und Differenz der Eigenschaften von jener der Gerechtigkeit im Sinne von Gleichwertigkeit ab. Der Begriff der „Gleichheit“ im Sinne von *Gleichwertigkeit* wird dann der Gerechtigkeit zur Seite gestellt, während bei der Frage nach der Identität das Interesse wieder den Unterschieden („Recht auf Differenz“) und hier wiederum vorfindbaren Elementen gilt.

Zugegeben: Es ist schwer, die Grenze zwischen dem Vorfindbaren und dem Erfindbaren zu ziehen. Im Grenzraum zwischen den beiden begrifflich angezielten Feldern wird es immer ein geschlechterpolitisches Ringen geben. Dieses im Namen der Gerechtigkeit nachhaltig und friedvoll zu gestalten, ist eine der wichtigen Aufgaben von Geschlechterpolitik und Geschlechterentwicklung.

8.4 Weibliche Anteile der Männer?

Zwischen 1998 und 2008 haben sich nicht nur Unterschiede („Schieflagen“) gehalten, sondern es hat auch Annäherungen in einer Reihe vermeintlich geschlechtsspezifischer Merkmale gegeben. Vor allem moderne Männer werden gefühlvoller und scheinen so eine überkommene Stärke von Frauen zu übernehmen. Andererseits wird das Weibliche durch traditionell für männlich gehaltene Elemente angereichert.

Aber werden dadurch die Männer wirklich weiblicher und die Frauen männlicher? Haben sich die Männer den Ratschlag zu Herzen genommen, sie sollten weibliche Anteile integrieren? Manche berufen sich bei diesem männerentwicklerischen Programm auf Carl Gustav Jung und sein Bild von animus und anima; andere ziehen das asiatische Bild von Yin und Yang heran.

Dieser Ratschlag löst gerade dort, wo er befolgt wird, unter Frauen eine gewisse Ratlosigkeit und Enttäuschung aus. Sie bekommen es mit weiblichen Männern zu tun, damit aber eher mit einer Verdoppelung dessen, was sie ohnedies selbst schon sind und bei ihresgleichen viel vollendeter antreffen. Weiblich aufgeladene Männer scheinen insbesondere bei modernen Frauen an Attraktivität zu verlieren.

²¹⁸ „Es gibt Männer und es gibt Frauen. Die beiden Geschlechter unterscheiden sich nicht nur physiologisch, wie man inzwischen weiß, sondern auch psychologisch. Und lange Zeit hat man geglaubt, dass alle Verhaltens- und Denkunterschiede ein Produkt der Gesellschaft sind, und dass es eigentlich nur genügend Kampagnen und Aufklärungen braucht, und dann gleichen sich die Verhaltensweisen an und sind sich ähnlich. Aber inzwischen zeigen verschiedene Untersuchungen, dass dem nicht so ist. Dass es effektiv Verhaltensweisen gibt, Denkweisen, in denen sich die Geschlechter grundsätzlich unterscheiden. Es gibt genetische Unterschiede, hormonelle wie auch neurologische, die zu verschiedenen Verhaltensweisen, Denkweisen und zu einer unterschiedlichen Emotionalität führen. Das sind Dinge, wo man lange Zeit glaubte, das ist irrelevant, eher am Rand, spielt keine Rolle.“ Schirnböck-Madjera, Marion: Erste Europäische Väterkonferenz: 15. und 16. September 2004, hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung, Wien 2004, 54.

Aber auch teiltraditionelle Männer schauen mit einer gewissen Verlegenheit auf einen Teil ihrer modernen Artgenossen. Einerseits kann durchaus ein Neid über den Veränderungsmut der Modernen schwelen, andererseits bekommen sie möglicherweise mit, dass sich die durch die Veränderungen erhoffte Zufriedenheit nicht immer in dem Ausmaß einstellt.

Es lohnt sich also, über den Verdacht einer gar nicht gedeihlichen Verweiblichungszumutung für Männer nachzudenken. Zwar ist in dem Programm ein richtiger Kern: dass es nämlich in bestimmten Belangen, Eigenschaften, Kompetenzen einen Entwicklungsbedarf bei Männern (und Frauen) gibt. Die Rede von der „halbierten Rolle“ (Elisabeth Beck-Gernsheim²¹⁹) ist gut begründet. Es kann und soll also mehr Leben ins Männerleben kommen.

Aber dieser Wachstums- und Entwicklungsvorgang bei Männern könnte ganz anders versprachlicht und in der Folge auch gestaltet werden. Wir setzen noch einmal bei den überkommenerweise Frauen und Männern zugeordneten Eigenschaften an. Diese kulturelle Zuweisung erweist sich von einer anthropologischen Position aus als höchst fraglich.

Viel angebrachter ist der Ansatz, dass Männer wie Frauen einen offenen Zugang zu allen menschenmöglichen Eigenschaften vorfinden, zum Denken, zum Fühlen, zur Erotik und zur Leistung. Männer und Frauen denken (wie banal sich ein solch einfacher, aber in der Geschichte oftmals geleugneter Satz anhört), Männer wie Frauen fühlen.

Doch könnte es sehr wohl sein, dass genau diese gleich zugänglichen Möglichkeiten des Menschseins von Männern und Frauen höchst unterschiedlich gelebt werden: Männer und Frauen fühlen und denken anders, wofür es inzwischen auch Anhaltspunkte aus der Hirnforschung²²⁰ gibt. Männlichkeit und Weiblichkeit sind dann nicht mehr eine Sache von Eigenschaften, sondern von Musik und Färbung –, wenn man sich diesbezüglich überhaupt angemessen ausdrücken kann.²²¹ Denn vielleicht bleibt das, was männlich und weiblich ist, letztlich sprachlich unaussagbar. Es ist ein vorreflexives Wissen, das Frauen und Männer von sich selbst haben, alltäglich erleben und erleiden und letztlich auch für sich selbst nicht hinlänglich sprachlich einholen können. Die Theologin, den Theologen überrascht das nicht, weil der Mensch als Gottes Ebenbild an Gottes Tiefe, Reichtum und damit Geheimnis teilhat.

Worum es aber dann praktisch geht, ist nicht, dass Männer weiblicher werden, sondern dass sie alle ihnen menschenmöglich offenstehenden Eigenschaften und Stärken männlich entwickeln. *Männlicher also sollen die Männer werden, nicht weiblicher. Es gilt, brachliegendes Männerland neu zu bewirtschaften. So kann mehr Leben, mehr Lebendigkeit ins Männerleben kommen.*

Wir graben anthropologisch noch tiefer. Es könnte nämlich durchaus sein, dass Männer und Frauen nicht nur sich selbst, sondern auch einander letztlich fremd sind. Populärwissenschaftliche Literatur hat dies dadurch verbildlicht, dass Männer vom Mars und Frauen von der Venus kommen: also von einem anderen Stern sind.²²² Von hier aus bekommt dann Carl Gustav Jung mit seinen Archetypen²²³ von animus und anima eine neuartige Bedeutung. Um nämlich überhaupt einander angesichts der fundamentalen Fremdheit zu verstehen, muss der/das Fremde in mir gegenwärtig sein. Das ist dann für

219 Beck-Gernsheim, Elisabeth: Das halbierte Leben: Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie, Frankfurt 1992.

220 Brizendine, Louann: Das weibliche Gehirn. Warum Frauen anders sind als Männer, Augsburg 2007.

221 Voß, Angelika: Frauen sind anders krank als Männer. Plädoyer für eine geschlechtsspezifische Medizin, Kreuzlingen 2007.

222 Evatt, Cris: Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus. Tausend und ein kleiner Unterschied zwischen den Geschlechtern, Landsberg 1997.

Gray, John: Männer sind anders. Frauen auch. Männer sind vom Mars. Frauen von der Venus, München 2002.

223 Jung, Carl Gustav: Archetypen, München 1920/2005.

die Frau der animus, für den Mann die anima. Diese sind aber weit mehr als bestimmte Eigenschaften und Merkmale, sondern es ist eben die oder der wesentlich Andere in mir. Und mich mit diesem Fremden in mir auszusöhnen, schafft erst überhaupt die Möglichkeit, in eine friedvolle und schöpferische Begegnung mit dem anderen Geschlecht einzutreten.

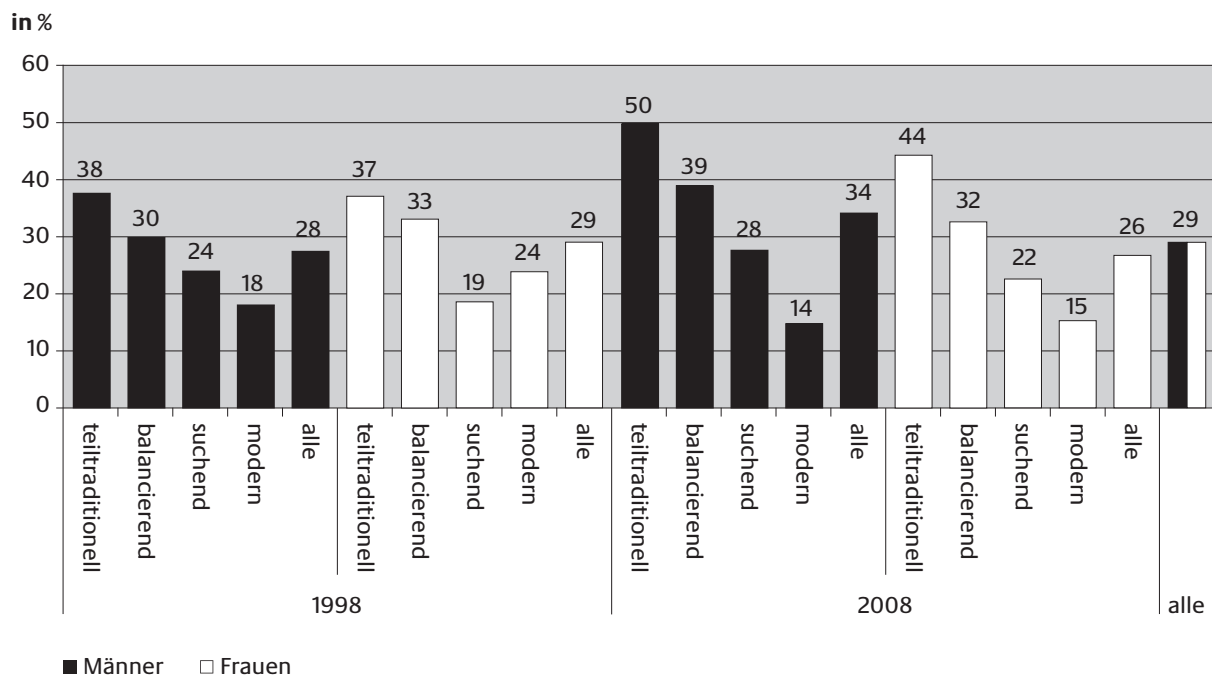
Es könnte dann auch verständlich gemacht werden, welchen Preis jemand zahlt, wenn er animus bzw. anima nicht integriert. Nicht nur Unverständnis könnte die Folge sein, sondern auch Ablehnung, ja Hass des fremden Geschlechts. In der politischen Fremdendebatte wird dieser Aspekt oftmals übersehen, dass Ausländerhass immer auch kultureller Selbsthass ist. Denn gehasst wird etwas, was in mir „anwest“, mit dem ich aber nicht versöhnt und in gutem Verhältnis lebe. Vielleicht liegt in dieser Nichtintegration eine Quelle für Gewalttätigkeiten, die ja, so unsere Ergebnisse, oftmals nichts anderes sind als die peinliche Veröffentlichung der eigenen inneren Schwäche – also der eigenen Nichtintegration.

Wer solchen Überlegungen zustimmt, kommt zum Schluss, dass der anthropologische Charme im Unterschied besteht. Und, so fügen wir hinzu: Die Basis dieses produktiven Unterschieds ist die Maximierung der Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern durch Anerkennung ihrer Gleichwertigkeit mit all ihren Eigenschaften, indem der Zugang zu den knapper werdenden Lebenschancen in der eins-werdenden Welt für alle offengehalten wird.

IX. Männerentwicklung

Ein Nebenthema der Studie ist die Beobachtung von Männerentwicklung und ihren andragogischen Spielräumen. Einer solchen Entwicklung scheint gerade bei jenem Teil der Männer, die sich von einem traditionellen zu einem modernen Selbstverständnis entwickeln könnten, entgegenzustehen, dass sie sich gesellschaftlichen Regeln (also eben „Rollen“) mehr verpflichtet fühlen als Frauen. Diese Ansicht wird von teiltraditionellen Männern heute mehr vertreten als noch vor zehn Jahren.

Abbildung 228: „Männer sind unfreier als Frauen. Sie fühlen sich Vorschriften und gesellschaftlichen Regeln mehr verpflichtet als Frauen.“ – Nach Erhebungsjahr, Geschlecht und Geschlechtstypen

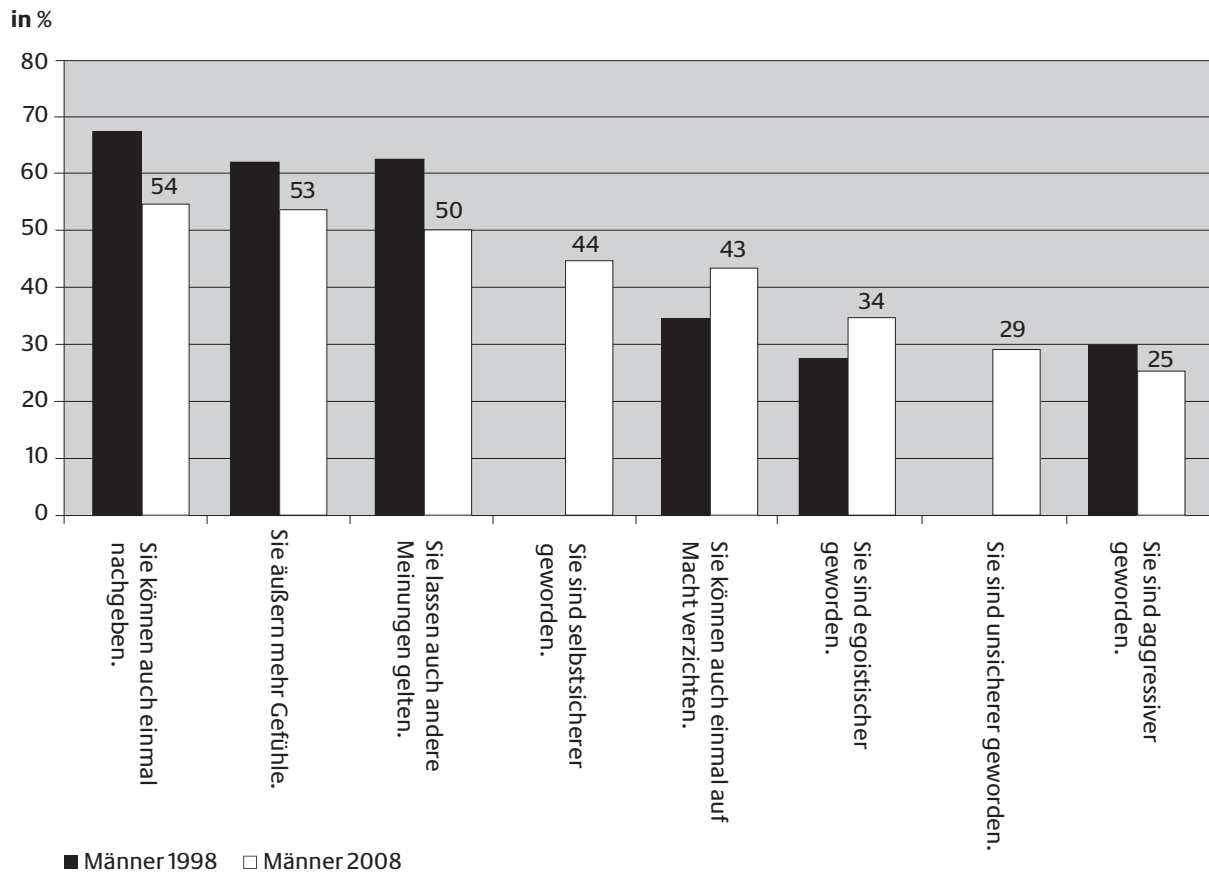


Männer und Frauen 1998/2008

Männer verändern sich, wenn auch im Vergleich mit den Frauen mit verminderter Geschwindigkeit – wenn man die Daten zwischen 1998 und 2008 vergleicht. Männer benehmen sich, so das Urteil der Männer über die Entwicklung der letzten Jahre, nicht mehr so herrisch und dominant, können auf Macht verzichten, zeigen Gefühle. Ein Drittel hingegen meint, dass Männer unsicherer, egoistischer und aggressiver geworden sind.

Abbildung 229: Veränderungen

Haben sich die Männer alles in allem in den letzten Jahren verändert? Sagen Sie mir bitte zu jedem Satz, den ich Ihnen vorlese, ob er zutrifft oder nicht zutrifft. Sagen Sie mir das bitte anhand dieser Skala zwischen 1 („trifft voll und ganz zu“) und 5 („trifft gar nicht zu“).



Skalenwerte 1 und 2 einer fünfstufigen Skala, Männer 1998/2008

Tabelle 73: Veränderungen der Männer – nach Erhebungsjahr, Geschlecht und GeschlechtertYPen

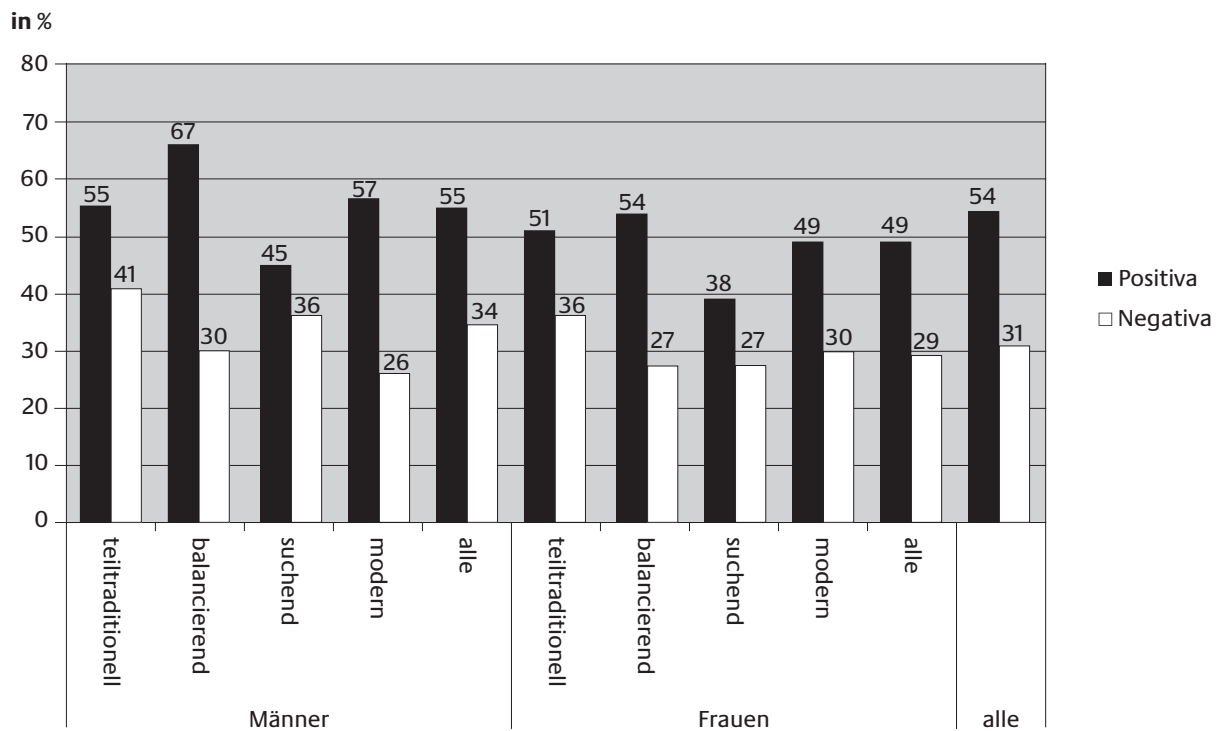
		Sie können auch einmal nachgeben.	Sie lassen auch andere Meinungen gelten.	Sie sind aggressiver geworden.	Sie können auch einmal auf Macht verzichten.	Sie äußern mehr Gefühle.	Sie sind egoistischer geworden.	Sie sind selbstsicherer geworden.	Sie sind unsicherer geworden.	
1998	Männer	teiltraditionell	65%	71%	34%	43%	61%	30%	– ²²⁴	–
		balancierend	71%	72%	38%	39%	63%	37%	–	–
		suchend	73%	69%	23%	45%	63%	26%	–	–
		modern	75%	74%	37%	46%	70%	35%	–	–
		alle	71%	71%	32%	43%	64%	31%	–	–
	Frauen	teiltraditionell	60%	56%	36%	29%	53%	30%	–	–
		balancierend	69%	59%	33%	35%	58%	32%	–	–
		suchend	68%	63%	26%	35%	65%	17%	–	–
		modern	74%	68%	22%	38%	71%	27%	–	–
		alle	68%	62%	30%	34%	62%	28%	–	–
2008	Männer	teiltraditionell	58%	59%	45%	51%	55%	40%	51%	36%
		balancierend	71%	70%	30%	65%	66%	29%	61%	32%
		suchend	47%	47%	36%	43%	43%	36%	44%	35%
		modern	65%	66%	29%	54%	55%	25%	46%	23%
		alle	59%	60%	36%	53%	54%	33%	50%	32%
	Frauen	teiltraditionell	58%	48%	38%	46%	55%	43%	47%	28%
		balancierend	63%	57%	22%	41%	56%	34%	53%	26%
		suchend	39%	37%	20%	37%	39%	35%	35%	27%
		modern	52%	51%	27%	47%	55%	30%	38%	34%
		alle	54%	50%	25%	43%	53%	34%	44%	29%
alle		62%	60%	31%	44%	58%	32%	47%	31%	

Männer und Frauen 1998/2008

Frauen sehen ähnliche Veränderungen, wenngleich in etwas vermindertem Ausmaß. Insgesamt überwiegen die Erfolge gegenüber den Negativa.

224 Die beiden Items „Sie sind selbstsicherer geworden“ und „Sie sind unsicherer geworden“ wurden 1998 nicht abgefragt.

Abbildung 230: Mehr Positiva als Negativa in Männerveränderung – nach Geschlecht und Geschlechtstypen – 2008

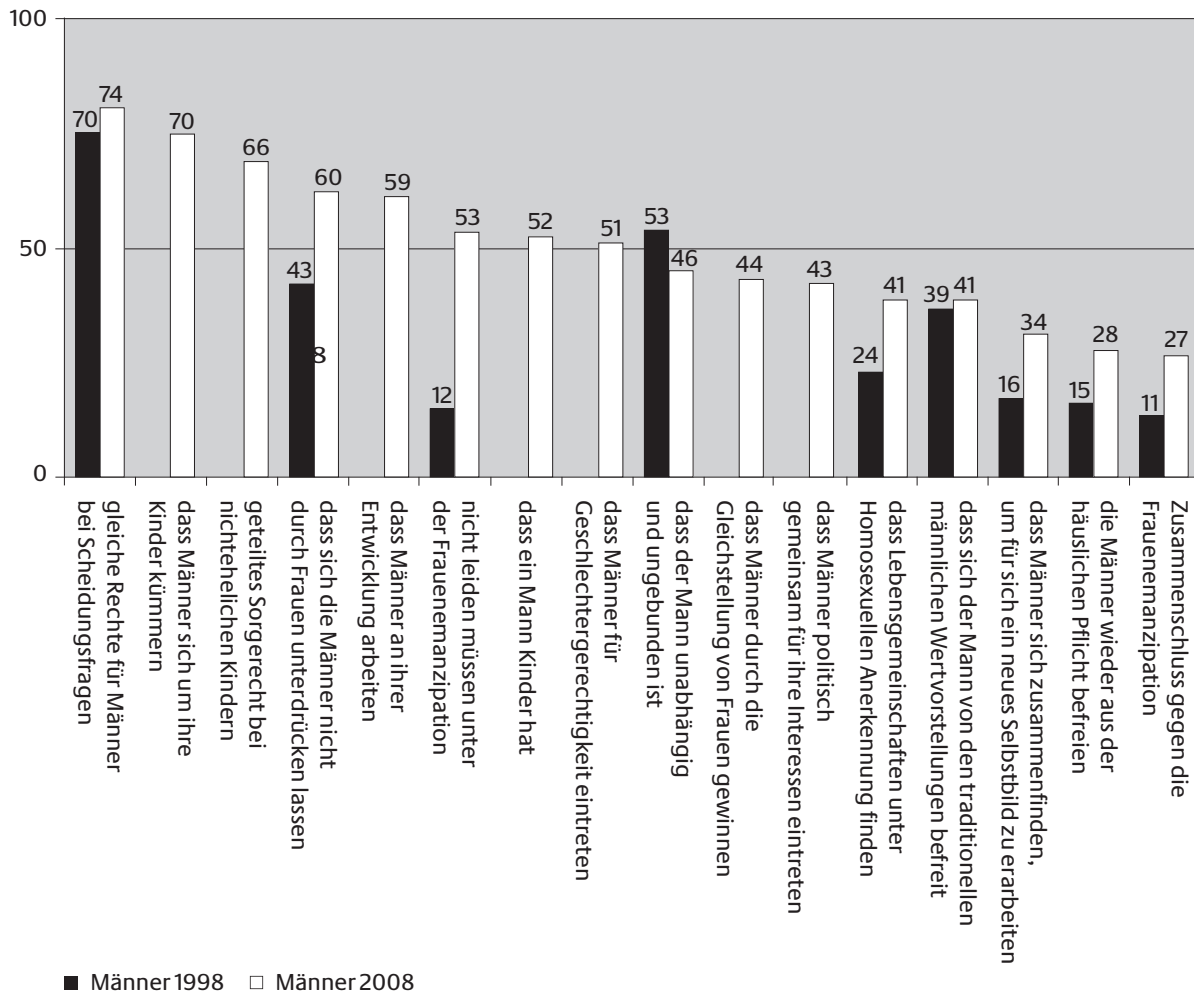


Durchschnittswerte der positiven und der negativen Veränderungen. Männer und Frauen 2008

Gefragt wurde auch danach, was heutigen Männern wichtig ist. Zunächst die Ergebnisse im Überblick für die Männer:

Abbildung 231: Wunscht Themen der Männerentwicklung – Männer 1998 und 2008

in %



Männer 1998/2008

Diese vielfältigen Interessen weisen, faktorenanalytisch gebündelt, inhaltlich in drei Richtungen: die Vertretung von Männerinteressen, ein diffuser Antifeminismus sowie die Regelung der Väterlichkeit unter den heutigen Bedingungen. Mit folgenden Aussagen sind diese drei Dimensionen gefüllt:

Antifeminismus

-0,68 ²²⁵	die Männer wieder aus der häuslichen Pflicht befreien
-0,75	Zusammenschluss gegen die Frauenemanzipation
-0,74	nicht leiden müssen unter der Frauenemanzipation
-0,69	dass sich die Männer nicht durch Frauen unterdrücken lassen

225 Die Zahlen in dieser Spalte geben die jeweilige Faktorladung, die „Bündelungsstärke“ des Items für die Dimension, z. B. „Antifeminismus“, an.

Entwicklung

-0,65	dass sich der Mann von den traditionellen männlichen Wertvorstellungen befreit
-0,56	dass Lebensgemeinschaften unter Homosexuellen in der Gesellschaft Anerkennung finden
-0,62	dass Männer an ihrer Entwicklung arbeiten
-0,68	dass Männer für Geschlechtergerechtigkeit eintreten

Männerinteressen

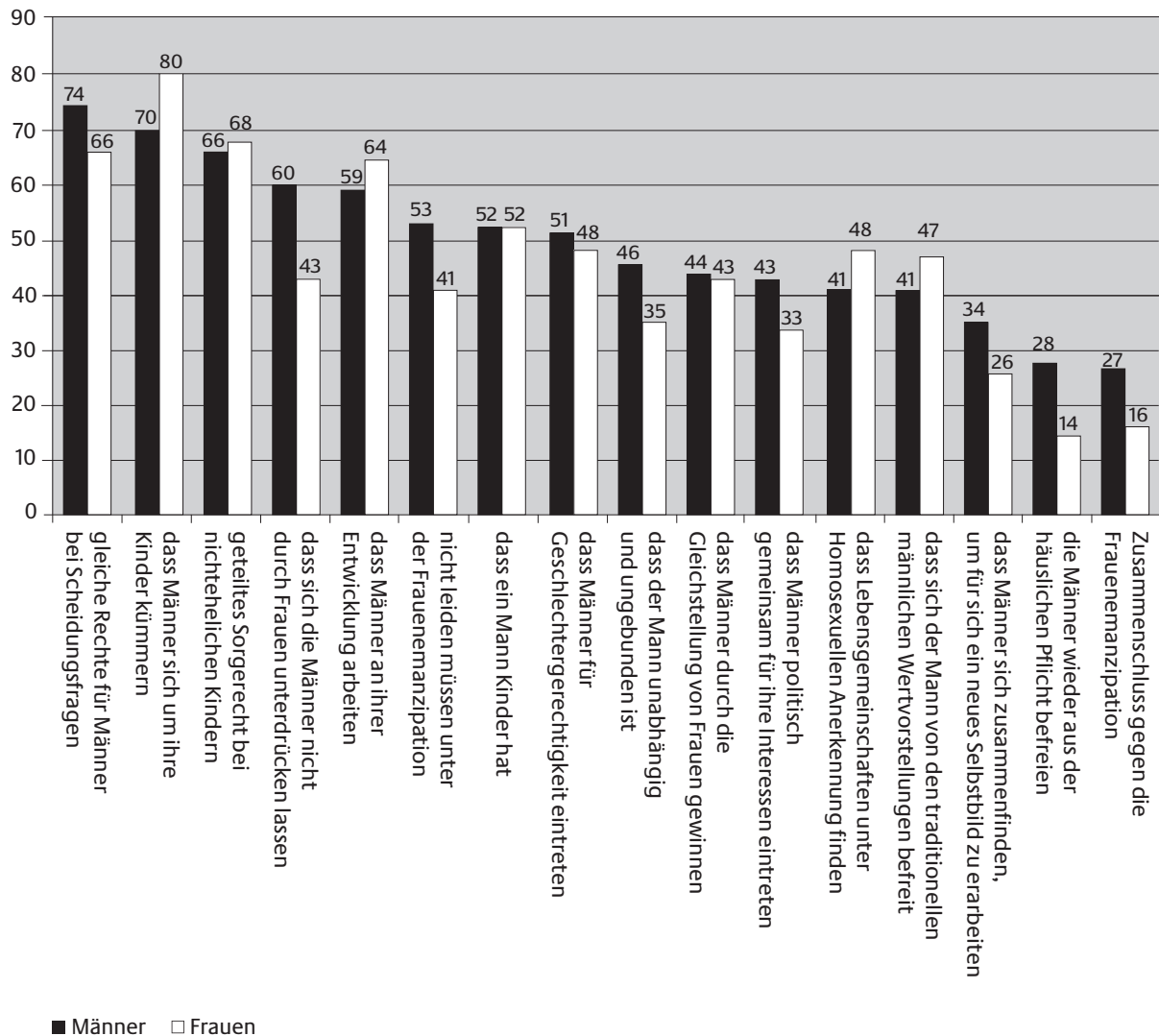
-0,59	dass ein Mann Kinder hat
-0,68	dass Männer sich zusammenfinden, um für sich ein neues Selbstbild zu erarbeiten
-0,60	dass Männer durch die Gleichstellung von Frauen gewinnen
-0,64	dass Männer politisch gemeinsam für ihre Interessen eintreten

Väterlichkeit

-0,62	gleiche Rechte für Männer bei Scheidungsfragen
-0,56	dass ein Mann Kinder hat
-0,74	geteiltes Sorgerecht bei nichtehelichen Kindern
-0,72	dass Männer sich um ihre Kinder kümmern

Abbildung 232: Wunschthemen der Männerentwicklung nach Geschlechtern

in %

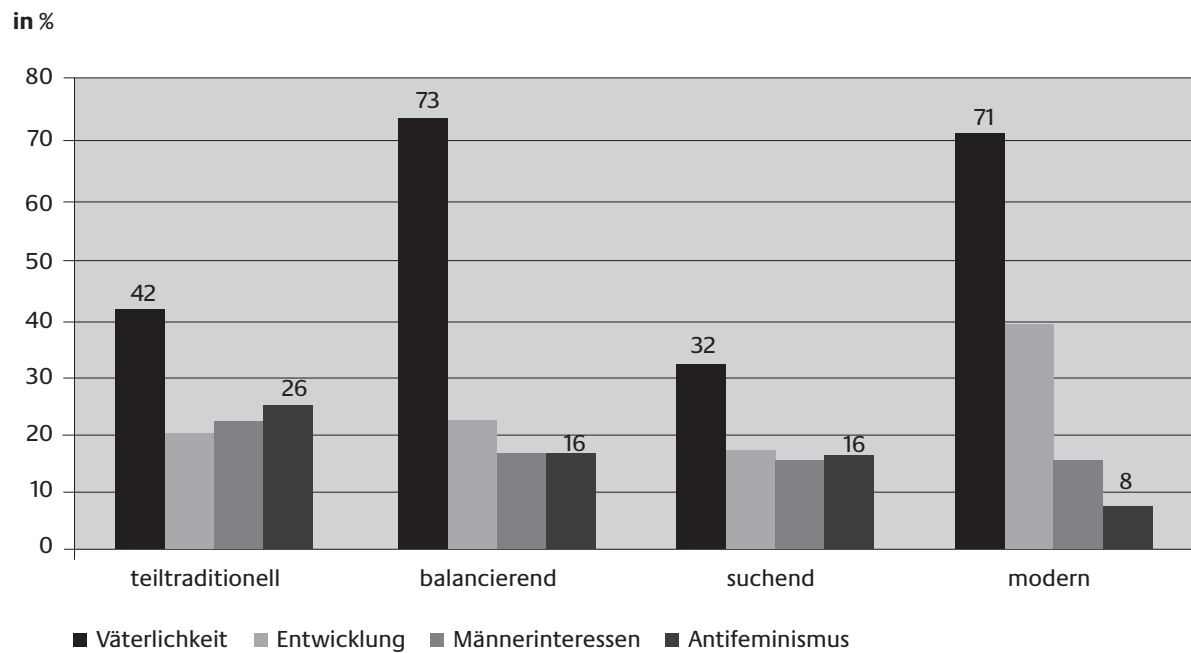


Männer und Frauen 2008

Das stärkste Anliegen der befragten Männer ist, wie ihre Väterlichkeit künftig besser zum Zuge kommen kann, vor allem dann, wenn eine Partnerschaft nicht hält. Von höchster Wichtigkeit ist dabei Männern eine bessere Regelung der rechtlichen Seite von Scheidungen, besonders was das Sorgerecht für Kinder betrifft. „*Gleiche Rechte in Scheidungsfragen*“ verlangen vor allem die modernen Männer (86%; 1998 waren es noch 70%; moderne Frauen: 67%). Wir sind dieser Frage schon begegnet, als es darum ging, wer bei knapper Arbeit den Arbeitsplatz eher behalten soll: Unterhaltspflichtige vor Alleinstehenden!

Dieses Interesse an der Organisation von Väterlichkeit ist insbesondere bei den balancierenden (73% stark, Skalenwert 1 auf vierteiliger Indexskala) wie bei den modernen Männern (71%) pointiert ausgeprägt. Von mittlerer Stärke sind die Themen der „Entwicklung“ sowie der „Männerinteressen“.

**Abbildung 233: Hauptinteresse: Väterlichkeit – Männerinteressen von Männern nach Geschlech-
terttypen**



Männer 2008

Hier die Interessen im Detail, aufgeschlüsselt nach Geschlechtern und Geschlechterttypen. Aufgelistet sind jene Interessen, für die es Daten aus beiden Untersuchungsjahren gibt.

Tabelle 74: Was Männern (und Frauen) mit Blick auf die Männerentwicklung wichtig ist – im Vergleich 1998 und 2008 – nach Geschlechertypen
„Welche der folgenden Dinge sind heute für Männer wichtig? Sagen Sie mir zu jeder Aussage, die ich Ihnen vorlese, ob Sie persönlich das für sehr wichtig halten (= 1) oder für ganz unwichtig (= 5). Dazwischen stufen Sie bitte ab.“

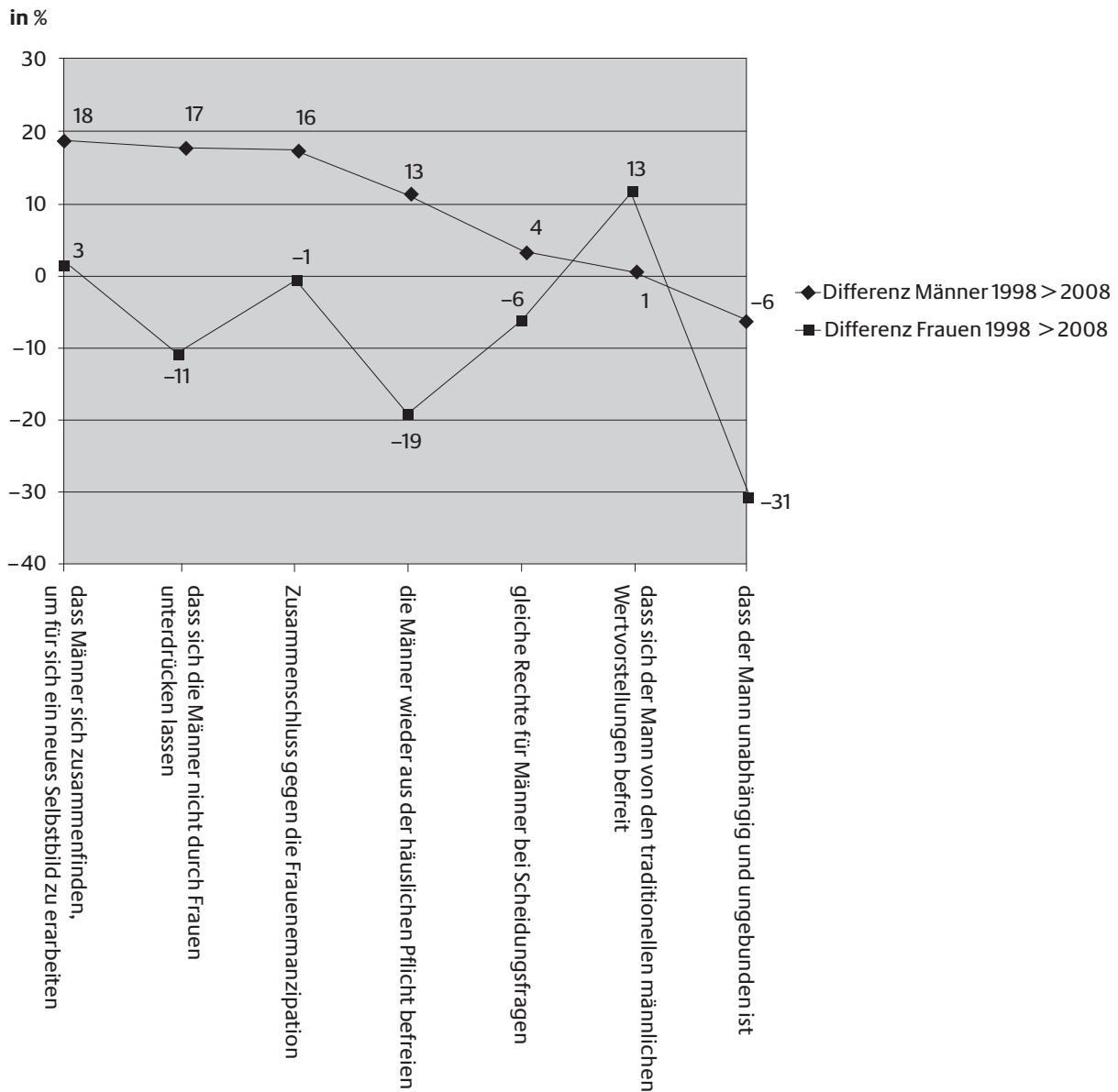
			dass der Mann unabhängig und ungebunden ist	dass sich der Mann von den traditionellen männlichen Wertvorstellungen befreit	dass Männer sich zusammenfinden, um für sich ein neues Selbstbild zu erarbeiten	die Männer wieder aus der häuslichen Pflicht befreien	gleiche Rechte für Männer bei Scheidungsfragen	Zusammenschluss gegen die Frauenemanzipation	dass sich die Männer nicht durch Frauen unterdrücken lassen
1998	Männer	teiltraditionell	56%	32%	18%	25%	70%	17%	54%
		balancierend	51%	39%	16%	14%	72%	9%	43%
		suchend	52%	37%	15%	12%	65%	12%	37%
		modern	50%	56%	11%	6%	75%	3%	33%
		alle	53%	39%	16%	15%	70%	11%	43%
	Frauen	teiltraditionell	65%	36%	29%	34%	77%	19%	56%
		balancierend	67%	33%	26%	40%	76%	16%	57%
		suchend	57%	38%	20%	28%	54%	15%	37%
		modern	69%	31%	17%	28%	77%	14%	59%
		alle	66%	34%	23%	33%	73%	16%	54%
2008	Männer	teiltraditionell	55%	39%	42%	41%	68%	35%	64%
		balancierend	46%	42%	31%	23%	88%	22%	65%
		suchend	44%	39%	36%	32%	59%	36%	53%
		modern	37%	44%	23%	9%	86%	11%	59%
		alle	46%	41%	34%	28%	74%	27%	60%
	Frauen	teiltraditionell	42%	41%	35%	26%	58%	29%	47%
		balancierend	35%	47%	21%	10%	75%	13%	43%
		suchend	40%	39%	32%	19%	55%	21%	36%
		modern	29%	53%	22%	11%	67%	10%	45%
		alle	35%	47%	26%	14%	66%	16%	43%
alle			48%	41%	25%	21%	70%	18%	49%

Männer und Frauen 1998/2008

Frauen gestehen den Männern mehr als 1998 zu, dass sie sich von überkommenen Vorstellungen ihrer Rolle lösen möchten.

Männern ist 2008 wichtiger als 1998, sich für ein neues Rollenbild zusammenzuschließen (+18 Punkte), gegen Frauenemanzipation zu kämpfen (+16 Punkte) und sich von Frauen nicht unterdrücken zu lassen (+17 Punkte). Frei und ungebunden zu sein steht an letzter Stelle in dieser Liste der Differenzen (-6 Punkte).

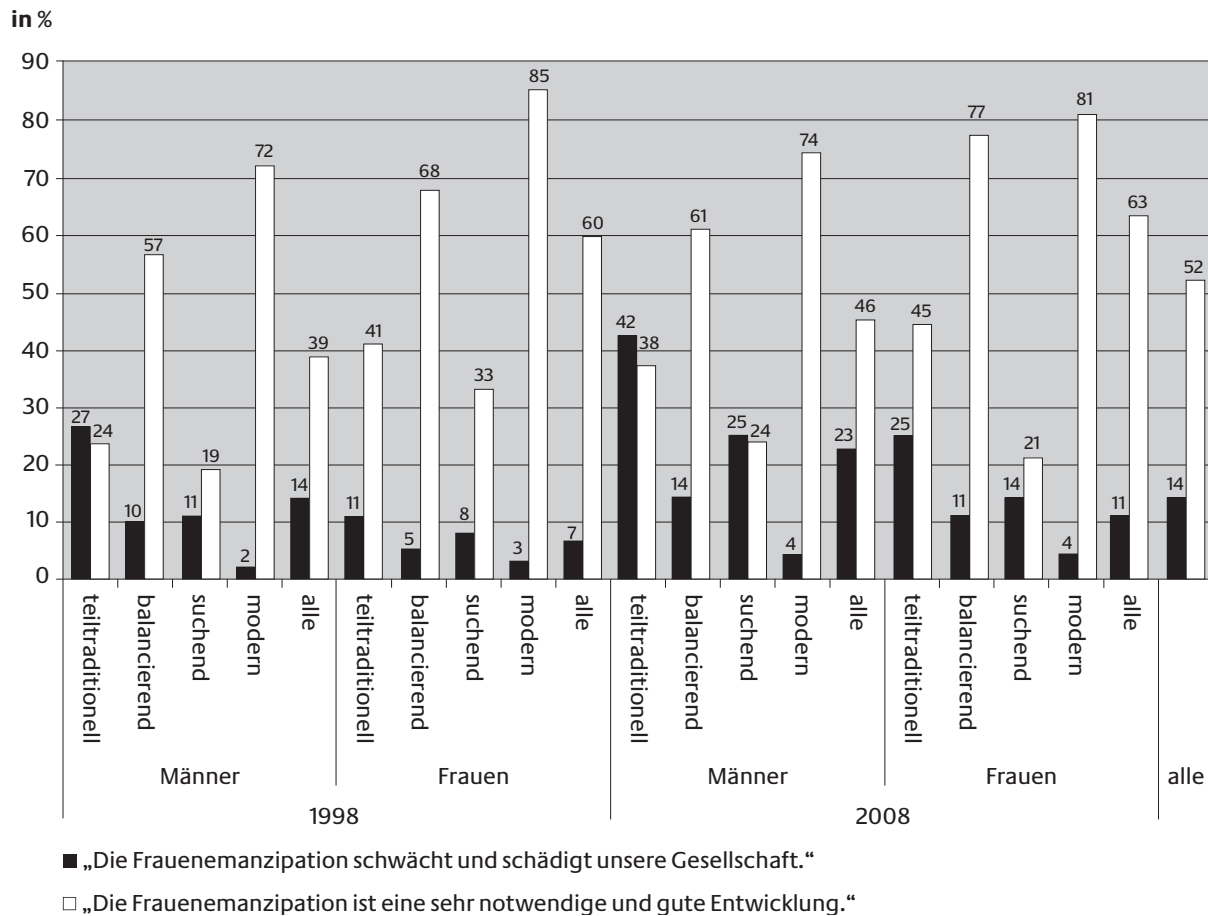
Abbildung 234: Männerinteressen – aus Sicht von Männern und Frauen – Differenzen 1998/2008



Männer und Frauen 1998/2008

Trotz der leichten Zunahme eines diffusen Antifeminismus bei einer Minderheit gibt es eine breite Sympathie in der männlichen Bevölkerung für die emanzipatorischen Bemühungen der Frauen.

Abbildung 235: Einschätzung der Frauenemanzipation – nach Männern und Frauen, Geschlechtertypen und Erhebungsjahr



Männer und Frauen 1998/2008

Diese Aussage muss freilich nach Geschlechtertypen differenziert werden. Teiltraditionelle und Suchende sind erheblich skeptischer als Balancierende und Moderne – und dies im Übrigen bei Männern und Frauen. Dies erinnert noch einmal an ein Phänomen, das die Studienergebnisse von Anfang an bis hierher durchzieht: *In den meisten Fragen lautet die Polarität nicht: Männer hier und Frauen dort, sondern: Teiltraditionelle (Männer wie Frauen) hier und Moderne (Männer wie Frauen) dort.*

Viele der anstehenden Probleme von Frauen und Männern sind vermutlich politisch dann leichter zu lösen, wenn beide Geschlechter an einem Strang ziehen und zusammenarbeiten. Es wird dabei aber nicht mehr um die Frage gehen, wie Frauen mit Männern, sondern wie Teiltraditionelle und Moderne zusammenfinden können. Dieses politische Kunststück ist – selbst innerhalb desselben Geschlechts – keineswegs leichter als die Zusammenarbeit der Geschlechter.

Die bisherige Praxis, Männer und Frauen (als die gedachten Pole) getrennt voneinander zu organisieren, um dann miteinander zu verhandeln, hat viele Erfolge gezeitigt. Und weithin ist Genderpolitik in Deutschland eine Fortsetzung der von einheitlichen Genusgruppen „Mann“ und „Frau“ ausgehenden Frauenpolitik mit leicht veränderten Akzenten. Künftig könnte es aber zusätzlich helfen, die Interessen der Teiltraditionellen und Modernen zu artikulieren und an einem runden Tisch zu verhandeln, an dem beide Gruppen sitzen. Das Geschlecht, dem die Teilnehmenden angehören, wird dann in manchen Fragen sekundär sein.

Dabei wird es eine Rolle spielen, wie das Vorfindbare und das Erfindbare in den Geschlechterrollen mit hohem Fingerspitzengefühl für Bleibendes und Veränderungsbedürftiges aufeinander abgestimmt werden können. Bei einem solchen Balanceakt eigener Art werden auch Identität/Differenz und Gerechtigkeit/Gleichwertigkeit ausgewogen bleiben.

9.1 Männergruppen

Männerentwicklung kann in vielfältigen Formen verlaufen. Manchmal ist ein Partner oder eine Partnerin der beste Coach. Ein anderes Mal werden gemischte Gruppen wirkmächtig sein. In den letzten Jahren wurde (auch in der kirchlichen Männerarbeit) auf eigene Männergruppen gesetzt. Die schon länger wirksamen Frauengruppen dienten als andragogisches Vorbild. Die Studie enthält vorsichtige Angaben, in welchem Ausmaß Männer in solchen Gruppen organisiert sind.

Abbildung 236: Verbreitung von Männergruppen

Manche Männer treffen sich regelmäßig in Gruppen und männerspezifischen Seminaren, um sich über ihre Erfahrungen, Probleme in der Ehe bzw. Partnerschaft, im Beruf und in der Freizeit auszutauschen. Dabei überlegen sie auch, wie sie sich und ihr Leben verändern könnten. Wäre es für Sie vorstellbar, in einer solchen Gruppe mitzutun? Würden Sie sagen ...

I Ich mache bereits in einer Gruppe mit.

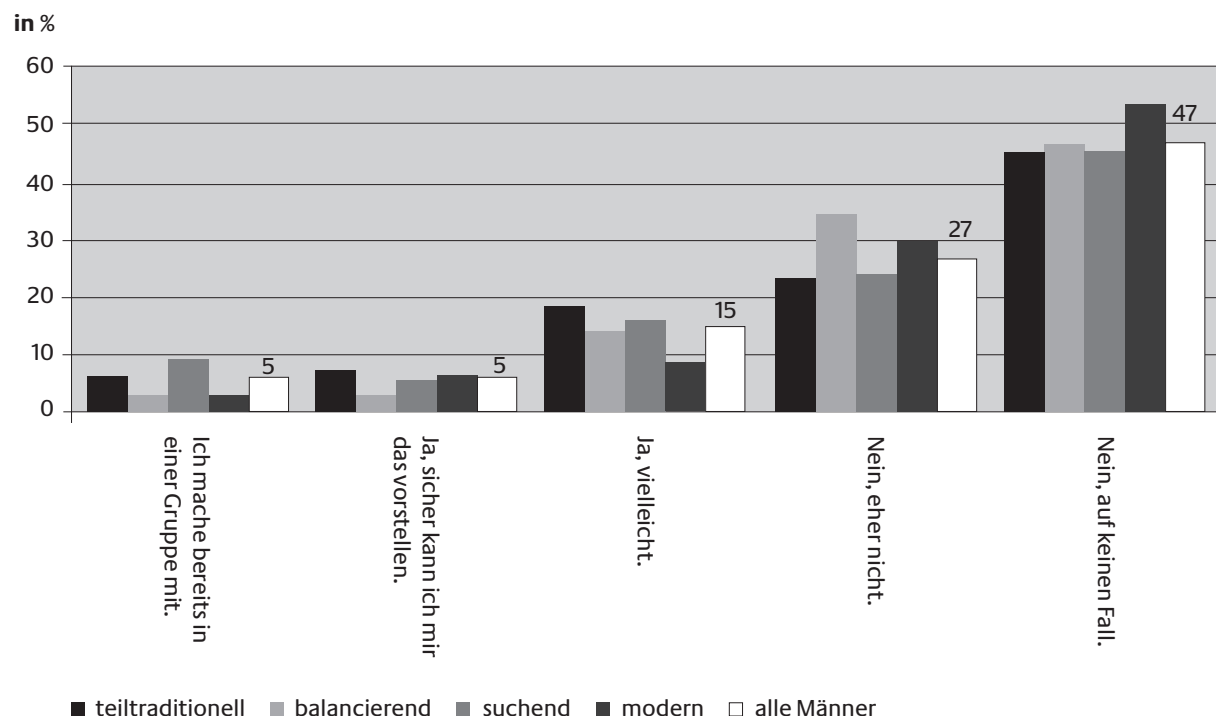
I Ja, sicher kann ich mir das vorstellen.

I Ja, vielleicht.

I Nein, eher nicht.

I Nein, auf keinen Fall.

I weiß nicht/keine Angabe



Dieses Datenmaterial wird noch nach Altersgruppen aufgeschlüsselt. Sobald die (ausnahmsweise beigefügten absoluten Zahlen) klein werden, muss die Auslegung zurückhaltend sein. Mögen die Prozentwerte in den einzelnen Zellen klein sein – rechnet man sie auf die deutsche Bevölkerung hoch, ergibt sich doch ein erstaunlicher Organisationsgrad. Nimmt man noch jene dazu, die es sich sicher oder vielleicht vorstellen können, sich an solch vernetzter Männerarbeit zu beteiligen, scheint der künftige Markt gut zu sein.

Tabelle 75: Teilnahme an und Einstellung zu Männergruppen – Männer nach Alter – 2008

	Ich mache bereits in einer Gruppe mit.	Ja, sicher kann ich mir das vorstellen.	Ja, vielleicht.	Nein, eher nicht.	Nein, auf keinen Fall.	Summe
bis 19	4	5	14	30	30	83
	4,8%	6,0%	16,9%	36,1%	36,1%	100,0%
20–29	7	10	28	41	87	173
	4,0%	5,8%	16,2%	23,7%	50,3%	100,0%
30–39	8	7	24	51	109	199
	4,0%	3,5%	12,1%	25,6%	54,8%	100,0%
40–49	13	9	31	61	117	231
	5,6%	3,9%	13,4%	26,4%	50,6%	100,0%
50–59	8	15	38	45	75	181
	4,4%	8,3%	21,0%	24,9%	41,4%	100,0%
60–69	15	5	26	50	75	171
	8,8%	2,9%	15,2%	29,2%	43,9%	100,0%
70–79	7	10	10	28	45	100
	7,0%	10,0%	10,0%	28,0%	45,0%	100,0%
80 und mehr	1	1	3	16	18	39
	2,6%	2,6%	7,7%	41,0%	46,2%	100,0%
alle	63	62	174	322	556	1177

Männer 2008

9.2 Und die Kirchen?

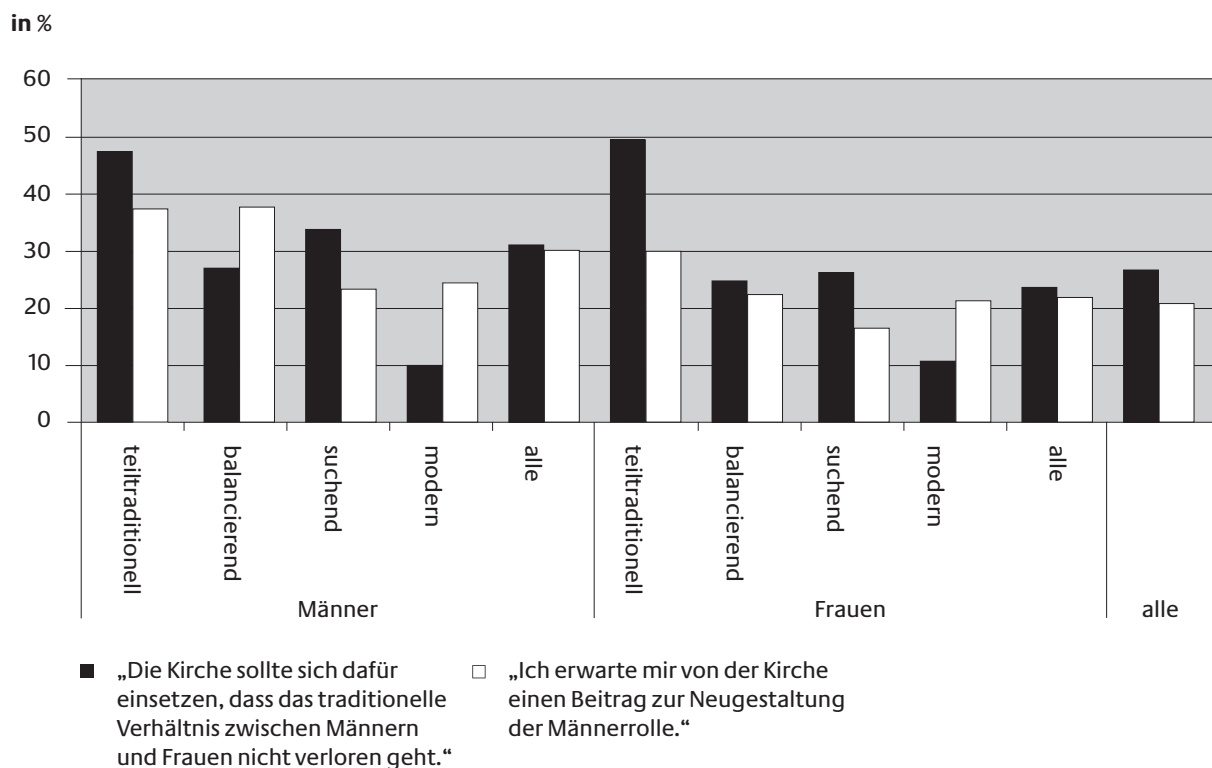
Ein Teil der Netzwerke, die sich der Männerarbeit verschrieben haben, wird unter dem Dach einer christlichen Kirche organisiert. Daher abschließend die Frage, welche die Auftraggeber der Studie besonders interessieren wird, ob der organisatorische Ort in einer christlichen Kirche Männerarbeit erleichtert oder erschwert.

Nun haben ja vielfältige Analysen gezeigt, dass just die modernen Männer eher weit weg von den christlichen Kirchen sind. Erwarten diese also von den Kirchen wenig für ihre persönliche Entwicklung? Betrachten sie die Kirche vielleicht sogar als Hemmnis für ihre Entwicklung, weil die Kirchen eher als Orte des Beharrens, denn der Veränderung wahrgenommen werden (wie das Item über das Verhältnis von Kirche und persönlicher Freiheit weiter oben schon erschlossen hat)? Das würde auch erklären, warum es vor allem die Teiltraditionellen sind, die überdurchschnittliche Werte in der Kirchlichkeit aufweisen.

Andererseits können die in den letzten zehn Jahren gewachsene Kirchenverbundenheit und Kirchensympathie die Verantwortlichen kirchlicher Männerarbeit zuversichtlich stimmen. Wenn es gelingt, diese wachsende Verbundenheit und Sympathie, die sich keineswegs immer auch gleich in aktiver Beteiligung verdichten muss, gut zu bewirtschaften, warum sollen so nicht auch neue Teilnehmer für die kirchliche Männerarbeit gewonnen werden?

Vielleicht könnte es sich dazu lohnen, das Programm der Männerentwicklung zu „verbunten“. Wie die folgende Abbildung demonstriert, werden von den unterschiedlichen Geschlechertypen der Männer (wie der Frauen) den Kirchen bei der Männerentwicklung völlig gegenläufige Erwartungen entgegengebracht!

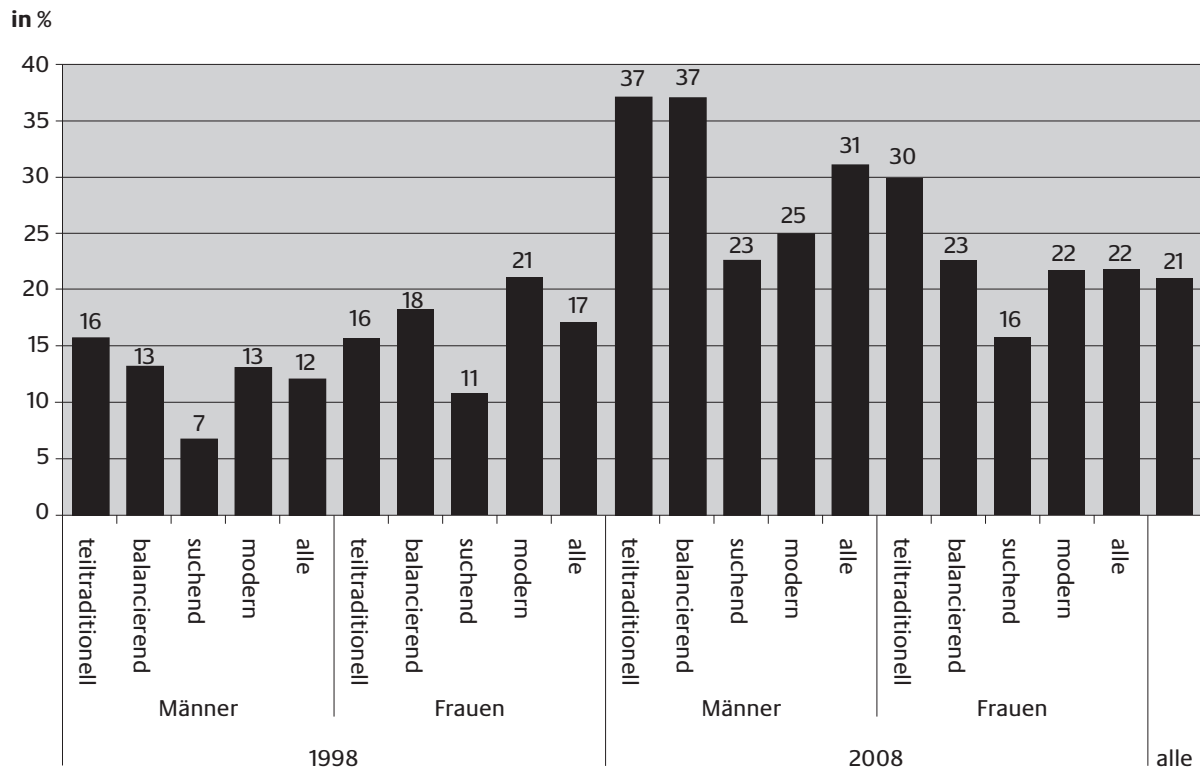
Abbildung 237: Erwartungen an die Kirchen bei der Männerentwicklung – nach Geschlecht und Geschlechertypen – 2008



Männer und Frauen 2008

Die Bevölkerung ist hinsichtlich der Rolle der großen Kirchen geradezu polarisiert. Konservierende wie innovatorische Funktionen widerstreiten einander bei den Befragten. Die einen wünschen Einsatz der Kirche für das traditionelle Geschlechterverhältnis (Männer 31%, Frauen 24%), andere wünschen Unterstützung durch die Kirchen bei der Neugestaltung der Männerrolle (Männer 31%, Frauen 22%).

Abbildung 238: „Ich erwarte mir von der Kirche einen Beitrag zur Neugestaltung der Männerrolle.“ – Nach Geschlecht und Geschlechtertypen – 2008



■ „Ich erwarte mir von der Kirche einen Beitrag zur Neugestaltung der Männerrolle.“

Männer und Frauen 1998/2008

Allerdings hat sich der Anteil jener, die von den Kirchen (und ihrer Männerarbeit?) eine Stabilisierung der traditionellen Männerrolle erwarten, in den letzten zehn Jahren deutlich reduziert. Gewachsen ist dagegen der Anteil jener, die sich von den Kirchen einen Beitrag zur Neugestaltung der Männerrolle erwarten. Bei den Männern stieg dieser Anteil von 12% (1998) auf 31% (2008), also um beachtliche 19 Prozentpunkte (!), bei den Frauen von 17% auf 22% (bei den modernen Frauen verdoppelte er sich fast von 13% auf 25%).

Eine solcherart „bunte“ Männerarbeit der Kirchen könnte auch gesellschaftlich von Bedeutung sein. Es könnte Sympathie dafür gewonnen werden, dass der jeweils andere Männer-(und auch Frauen-)Typ etwas hat, was mir fehlt, und umgekehrt. Aus dem Kampf nicht nur der Geschlechter, sondern weit-aus mehr der Teiltraditionellen versus die Modernen könnte ein kreativer Entwicklungsprozess für alle Beteiligten werden. Die Teiltraditionellen könnten den Modernen in Erinnerung halten, dass nicht alles an den Geschlechterrollen erfindbar ist. Das Antiquierte könnte sich möglicherweise in manchen Aspekten als das Avantgardistische erweisen. Umgekehrt könnten die Teiltraditionellen an der Entwicklung der Modernen ablesen, wie sehr Männer gewinnen können, wenn sie sich auf eine Entwicklung einlassen.

X. Highlights

10.1 Typologie

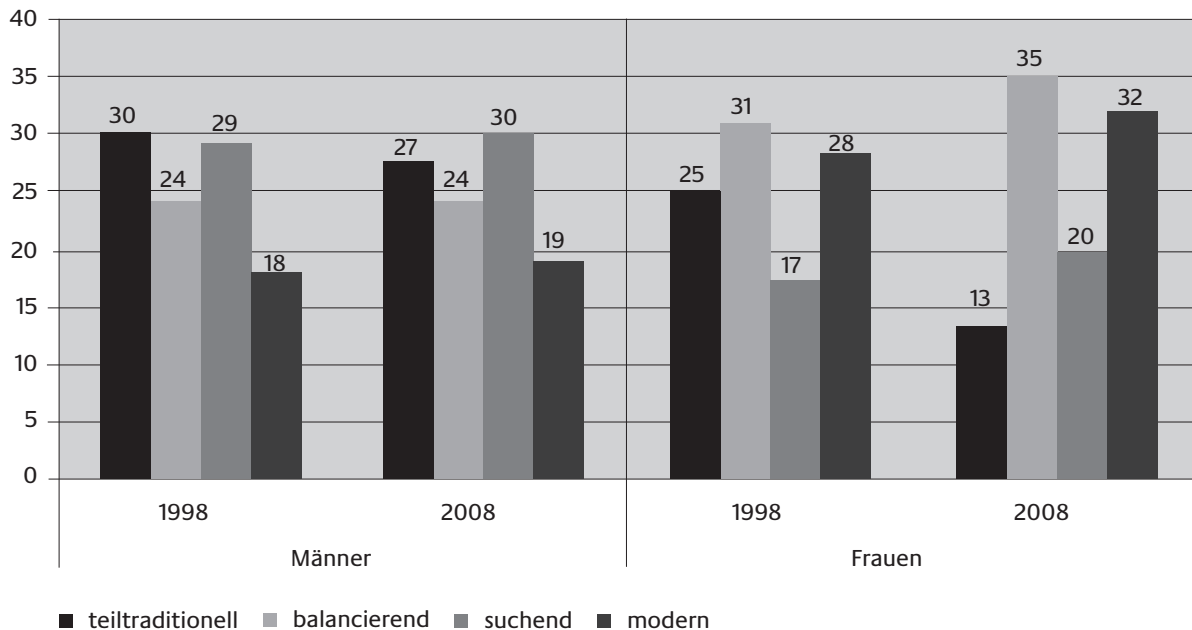
Schon in der Studie 1998 konnten die Männer (und die Frauen) vier Geschlechertypen zugeordnet werden. Zwei von ihnen bilden die Pole einer virtuellen Skala zwischen (teil-)traditionell – modern. Andere erwiesen sich als balancierend, ein vierter Typ als suchend: oder unsicher, formbar? In den letzten zehn Jahren sind drei von diesen Typen in ihrer Struktur weithin stabil geblieben; nur einer der vier Geschlechertypen hat sich strukturell merklich verändert, nämlich der „traditionelle“ des Jahres 1998. Die Teiltraditionellen von 2008 sind in einigen Aspekten „moderner“ geworden. Das gilt vor allem für ihre Bewertung der Berufstätigkeit von Frauen, deren Auswirkung auf Kinder sowie auf die Zuordnung von Frauen allein zum Haushalt. Vermutlich spielen hier weniger frauenfreundliche Gründe eine Rolle, sondern mehr finanzielle. Das Einkommen des Mannes reicht für viele Familien nicht aus, oder noch weiter gefasst: Viele Haushalte sind auf zwei Einkommen angewiesen.

Quantitativ gab es in den letzten zehn Jahren bei den Männern insgesamt nur moderate Verschiebungen; die Entwicklung scheint, mit Ausnahme der strukturellen Veränderung bei den teiltraditionellen Männern, zu stagnieren. Anders bei den Frauen: Bei diesen ist ein starker Rückgang der Teiltraditionellen zu beobachten.

Für das Verhältnis der Geschlechter hat diese Lage nach zehn Jahren Konsequenzen. Einige frauenrechtliche Anliegen (wie bildungsgerechte Berufstätigkeit) gelten (aus wohlverstandenen ökonomischen Eigeninteressen) inzwischen auch bei teiltraditionellen Männern als akzeptiert. Zugleich verläuft die Entwicklung unter Frauen rascher als jene bei Männern. Das Verhältnis zwischen den weiblichen und männlichen Rollentypen ist folglich unausgewogen – was Quelle möglicher Probleme ist: Weitaus mehr teiltraditionellen Männern stehen nur wenige teiltraditionelle Frauen gegenüber. Umgekehrt werden die vielen modernen Frauen nicht genug moderne Männer antreffen.

Abbildung 239: Vier Geschlechertypen – Männer und Frauen 1998 und 2008

in %



Männer und Frauen 1998/2008

10.2 Bedeutsamkeit der Lebensbereiche

Bei bleibender Wichtigkeit des familialen Lebensraums (als „Raum geprägt von Stabilität und Liebe“) haben Freunde (+13 Prozentpunkte; Männer +10, Frauen +15) und Freizeit (+19; Männer +14, Frauen +25 [!]) eine deutliche Aufwertung erlebt. Arbeit ist hingegen weniger wichtig (Männer –8). Gewonnen haben in den letzten zehn Jahren Religion (Männer +12; Kirche bei Männern: +8) und Politik (bei Männern +19).

10.3 Arbeit

Der Erfolgsdruck auf Männer in der Arbeitswelt ist in den letzten zehn Jahren gestiegen: 36% der traditionellen Männer sind 2008 der Auffassung, dass ein Mann, der beruflich nicht aufsteigt, ein Versager ist (+11 Punkte).

Kaum Unterschiede gibt es, anders als 1998, hinsichtlich der Bevorzugung einer Kollegin/eines Kollegen; eher anzutreffen sind heute Mitfreude und Akzeptanz, wenn die Qualifikation stimmt.

Ein Drittel (36%) der teiltraditionellen Männer ist für eine Bevorzugung von Männern vor Frauen auf dem Arbeitsmarkt. Speziell gilt: Unterhaltspflichtige vor Alleinstehenden (Männer 28%, Frauen 27%). Frauen hingegen werden 2008 deutlich weniger als Konkurrenz für Männer am Arbeitsmarkt erlebt (1998: 34%, 2008: 22%).

10.4 Politik

Frauen vertreten in der Summe mehr politische Anliegen als Männer. Werden Frauen politischer, Männer religiöser? Nur ein Teil der Männer unterstützt die den Frauen wichtigen Frauenanliegen/Mädchenförderung. Und umgekehrt. Es ist wohl noch ein weiter Weg zur gemeinsamen Geschlechterpolitik.

Die Zweifel von Männern an der von Männern verantworteten Wissenschaft (Fortschritt) und Wirtschaft (Globalisierung) wachsen.

10.5 Familie

Die Familie/familiale Lebensräume genießen hohe Wertschätzung: Für 87% der Männer ist im Modus des Wünschens die Ehe/eine verlässliche Partnerschaft die ideale Lebensform (bei den Frauen sind es sogar 91%).

Immer mehr Liebende leben ohne eine Institutionalisierung ihrer Liebe. Eine solche wird am ehesten wegen der Kinder in Betracht gezogen: Geheiratet wird zumeist nicht, wenn Hochzeit, sondern wenn „höchste Zeit“ ist. Eheschließung ist ein gesellschaftlich relevanter Familiengründungsvorgang – während die partnerschaftliche Liebe weithin privatisiert ist. Umso mehr erstaunt der Heiratswunsch von gleichgeschlechtlich Liebenden. Hier geht es aber weniger um die Liebe und deren Festigung, sondern um den Abbau von vermuteter gesellschaftlicher Diskriminierung durch die (gesellschaftliche) Institution Ehe. Es könnte aber sein, dass dadurch eher die Diskriminierung verfestigt wird.

Obwohl die familialen Lebenswelten als Ort von Stabilität und Liebe geschätzt und gesucht werden, gibt es zunehmend destabilisierende Kräfte.

Die Daten lassen eine Überromantisierung der Liebe erkennen (besonders bei den Modernen) – wenig zählen Durchhaltefähigkeiten, also genau jene Eigenschaften, die für den „Raum, geprägt von Stabilität und Liebe“ für Erwachsene, Kinder und Alte erforderlich wären. Diese Hintanstellung der stabilitätsförderlichen Eigenschaften überrascht insofern, weil ja grundsätzlich der familiale Lebensraum von Liebe und Stabilität geprägt sein soll. Die Wunscheigenschaften für eine Partnerschaft gehen jedoch allein in Richtung Liebe, nicht aber Stabilität.

Männer sind heute mehr Kavaliere als vor zehn Jahren: Frauen auf Händen zu tragen, zählt 2008 deutlich mehr als 1998. Für fast alle gibt es die Traumfrau („keine Traumfrau“: 2008: 8%, 1998: noch 39%).

Die Zuständigkeiten der Männer und Frauen in der Familie haben sich kaum verändert.

Moderne Frauen sehen bei sich mehr familiale Aufgaben: Sie wissen sich nicht nur für das „Auskommen“ (die Innenarchitektur der Beziehung) zuständig, sondern zunehmend auch für das „Einkommen“ (existenz- und zukunftsichernde Aufgaben). Moderne Frauen weiten daher ihr Leben nicht nur über die Familie hinaus in die Berufswelt aus, sondern reichern auch innerfamiliär ihr Portfolio mit Aufgaben an. Beanspruchung von Entscheidungsmacht kann anstrengend sein.

Noch stärker verringert sich der Anteil jener Frauen von den Teiltraditionellen zu den Modernen hin, welche den Partner für Geldangelegenheiten verantwortlich wissen (von 55% auf 22%). Bei den Modernen geht der Trend ganz allgemein zur getrennten Besorgung von Geldangelegenheiten („jede/r für sich“).

10.6 Kinder

Die Kinderwilligkeit ist bei modernen Frauen vergleichsweise am niedrigsten (84% bei den teiltraditionellen und 70% bei den modernen Frauen). Jüngere Frauen haben einen stärkeren Kinderwunsch als jüngere Männer. Der Wunsch nach *weiteren* Kindern ist bei Männern etwas niedriger als bei Frauen. Der Wunsch nach weiteren Kindern ist bei modernen Frauen und Männern am größten.

Die Bedeutung der Kinder nimmt mit deren Anzahl ab. Für Frauen haben Kinder noch mehr Bedeutung als für Männer.

Nichts hat sich bei den Männern *generell* in ihrem Umgang mit Kindern geändert: so der Vergleich der Daten zwischen 1998 und 2008. Eine winzige Ausnahme: Männer kümmern sich ein wenig mehr um die Hausaufgaben der Kinder. Zudem machen Frauen 2008 nach wie vor deutlich mehr mit Kindern als Männer. Einzige Ausnahme: Sport betreiben.

Moderne Männer haben jedoch (mit der Ausnahme „mit Kindern beten“) überall überdurchschnittliche Werte. Dies ist auch bei jenen Tätigkeiten der Fall, die sonst eher bei Frauen angesiedelt sind: kuscheln, trösten, ins Bett bringen. Moderne Männer haben sich somit in ihrem Tätigkeitsprofil mit Kindern den modernen Frauen angenähert. Moderne Männer leben somit jene Ansicht, die sie mehr als andere Männer für richtig halten: „*Väter können ebenso wie Mütter ihre Kinder lieben und pflegen.*“²²⁶

Es scheint in dieser Hinsicht also eine Zweiteilung der Männer zu geben: Männer, die nur wenige Tätigkeiten mit Kindern machen, und andere, die in großer Breite mit ihren Kindern tätig sind.

Doch zeigt sich, dass es selbst bei modernen Männern Schief lagen gibt. Im konkreten Fall der Krankheit eines Kindes sind es die Frauen, die dann daheimbleiben. Mach(t)en dies 72% der Frauen, sind es unter den Männern bescheidene 7%.

26% der befragten Männer hatten eine glückliche Kindheit. Bei den Frauen sind es 30%. Die stärkste Prägung durch den Vater (allein) haben teiltraditionelle Männer (20%) erlebt. Die Häufigkeit der Kontakte der Befragten zu Vater und Mutter ist groß.

Es scheint einen stillen Generationenvertrag zu geben, innerhalb dessen es zu vielfältigem Austausch kommt, an gemeinsamen Aufgaben, Unternehmungen, Gefühlen, Finanzen (es gibt beträchtliche Geldströme der Großeltern zu den Enkelkindern), an Fürsorglichkeit (viele junge erwerbstätige Mütter, die ihre Großeltern nicht in praktischer Ruf- und Reichweite haben, sind im Fall einer Mutterschaft in einer prekären Lage).

Diese Zahlen zeugen insgesamt von einer engen Beziehung zu den Eltern, noch mehr zu den Müttern. Vor allem moderne Männer hatten weniger (64%) Körperkontakt mit ihrem Vater, weniger als die teiltraditionellen Männer (70%).

65% der Großväter sollen – in der Erinnerung ihrer (männlichen) Kinder – ihre Söhne und Töchter gepflegt haben, wenn diese krank waren: „(Groß-)Väterverklärung“?

In Summe haben Frauen (885 Prozentpunkte) ein deutlich höheres Wertepotenzial für die Erziehung der Kinder als Männer (650 Punkte).

²²⁶ Die volle Zustimmung zu dieser Aussage liegt bei den teiltraditionellen Männern bei 34% (teiltraditionelle Frauen: 44%), bei den modernen Männern bei 84% (moderne Frauen: 83%).

10.7 Solidarität – Pflege

Wie sehr in den letzten Jahrzehnten die überkommene Gehorsamskultur einer Solidarkultur Platz gemacht hat, zeigt ein Einzelergebnis: Dem Teilen wird ein weit höherer Stellenwert gegeben als dem Gehorchen. Allerdings: Dienen hat ausgedient. Dienen, herkömmlich den Frauen zugemutet, findet zumindest als Wort bei modernen Frauen keine Akzeptanz mehr.

Damit ist für Frauen – wie am Beginn des Lebens bei einer Schwangerschaft – auch am Ende des Lebens von pflegebedürftigen Angehörigen der Konflikt zwischen Beruf und häuslicher Pflege vorprogrammiert.

Vorausgesetzt wird, dass die Gesellschaft bereits dafür die Möglichkeit eröffnet hat: Pflegezeit („Altenzeit“) sollte und wird auch wie Elternzeit zur gesetzlichen Möglichkeit werden. Die Bereitschaft zum Verringern beruflicher Arbeit zugunsten einer Pflege daheim ist bei Frauen deutlich höher ausgeformt als bei den befragten Männern in Deutschland. Doppelt so viele Frauen (27%) als Männer (14%) würden ganz daheimbleiben.

Frauen zeigen weit weniger argumentativen Widerstand gegen eine solche Verringerung ihrer Arbeitszeit (die Summe der Prozente beträgt bei Frauen 124 Punkte, bei den Männern mit 158 deutlich mehr).

- Der Hauptgrund ist die Sorge vor zu geringem Familieneinkommen, wenn der besser verdienende Mann seine berufliche Arbeit zurücknimmt.
- Sodann wird der Blick auf die professionellen Einrichtungen gewendet: Diese könnten die anstehenden Aufgaben besser erfüllen. Das bedeutet natürlich auch, dass nicht wenige Angehörige die begründete Sorge haben, durch die Pflege rund um die Uhr physisch wie psychisch überfordert zu sein.

Für das Selbstbild von einem Drittel der Männer ist bezeichnend, dass sie solche Pflege nicht als ihre Aufgabe ansehen. Allerdings sehen lediglich 18% der modernen Männer das nicht als ihre Aufgabe an, dagegen 42% der teiltraditionellen Männer.

10.8 Berufstätigkeit von Frauen

Die Berufstätigkeit gilt als der „*beste Weg für eine Frau, um unabhängig zu sein*“. Selbst bei den teiltraditionellen Männern hat sich die Akzeptanz der Berufstätigkeit von Frauen von 49% auf 56% erhöht.

10.9 Haushalt

41% der Männer (48% der Frauen) haben sich für die Position entschieden: „*Grundsätzlich sollten die Frauen genauso berufstätig sein können wie Männer. Männer und Frauen sollten sich deshalb die Arbeit im Haushalt und die Sorge um die Kinder teilen oder sich dabei abwechseln.*“

Die Teiltraditionellen setzen auf die Frau im Haushalt, die Modernen auf die gemeinsame Arbeitsaufteilung (das Sharing).

Wie 1998: Schon ein erster Überblick zeigt, dass es Tätigkeiten gibt, die vorrangig von Frauen, andere, die primär von Männern erledigt werden.

Frauen sind in der Versorgung sowie im Sozialen engagiert, Männer im Technisch-Praktischen; das Behördliche teilen sie sich. Frauen machen die Überlebensarbeit (Versorgung, Soziales), Männer schaffen die Rahmenbedingungen.

Während moderne Männer in Summe mehr Haushaltstätigkeiten übernehmen als teiltraditionelle, ist es bei den modernen Frauen umgekehrt: Im Vergleich zu den teiltraditionellen Frauen haben sie sich etwas zurückgenommen.

Dieses strukturell sympathische Ergebnis erfährt freilich eine ernüchternde Korrektur, wenn ganz allgemein die Frage gestellt wird, wie sich denn im Großen und Ganzen die Haushaltsarbeit zwischen den Partnern verteilt. Dann verbuchen Frauen weit mehr Haushaltsarbeit bei sich selbst. Das spiegelt sich auch in der Selbsteinschätzung der Männer getreu wider. Zu berücksichtigen ist hier allerdings der im Vergleich zu den Frauen wesentlich größere Anteil von Vollzeit berufstätigen Männern.

Was einer oder eine selber macht, wird für wichtiger gehalten als das, was die/der andere macht ...

60% der Männer machen diese Arbeiten aus eigenem Antrieb. Bei den Frauen sind es nach eigenen Angaben mit 76% deutlich mehr. Moderne Männer (65%) handeln mehr aus eigener Initiative als teiltraditionelle (57%).

10.10 Scheidungen

„Männer leiden unter Scheidung/Trennung mehr als Frauen“: Diese Aussage halten sowohl die Männer als auch die Frauen für richtig. Die Zustimmung bei den Männern steigt von den modernen (2008: 18%) zu den teiltraditionellen Männern (2008: 48%) stark an.

Dieser männliche Scheidungsschmerz macht auch verständlich, warum eine wichtige Sorge bei jedem fünften Mann der mögliche Verlust der Partnerin (des Partners) ist. Diese Sorge teilen allerdings noch etwas mehr Frauen.

Männer beklagen, dass sie bei Scheidungsfragen nicht gleichbehandelt werden, und fordern daher, oftmals kämpferisch, „gleiche Rechte bei Scheidungsfragen“. Bei diesen Rechten rund um eine Scheidung geht es um das Sorgerecht für Kinder sowie die Unterhaltspflichten.

10.11 Männerfreundschaften – Vereine

Freundschaften gelten nicht als Ersatz für die Familie, wohl aber als entlastende Ergänzung und Ausweitung. Moderne Männer („sehr richtig“ 1998: 70%, 2008: 81%) teilen diese Ansicht häufiger als teiltraditionelle (1998: 36%, 2008: 39%), die offensichtlich mehr familiengebunden leben (möchten): „Auch wenn eine Ehe sehr gut ist, ist es doch gut, zusätzlich noch Freunde zu haben.“ Für den hohen Wert von Freundschaften spricht nicht nur deren emotionale positive Färbung, sondern auch ihre prinzipielle, wenn auch keineswegs immer auch reale Wähl- und Abwählbarkeit. Männer haben 2008 mehr Freunde als 1998. Die Wichtigkeit von Freundinnen ist bei den Männern seit 1998 gestiegen, insbesondere bei den modernen Männern (von 50% auf 62%). Bei Frauen hat die Wichtigkeit von Freundinnen bei allen Typen deutlich zugelegt, Männerfreundschaften hingegen zählen bei ihnen 2008 deutlich weniger als 1998.

„Vorwiegend“ finden wir in der Freizeit 67% der Frauen in der Familie und 57% bei Freunden und Freundinnen. Für Männer trifft das auch zu, nur quantitativ weniger (55% bzw. 46%). Außerdem sind sie eher beim Sport. Relativ wenige nannten unter der Kategorie „vorwiegend“ das Alleinsein oder auch Mitarbeit in Vereinen und ehrenamtliches Engagement. Die teiltraditionellen Frauen sind in ihrer Freizeit familienorientierter als die teiltraditionellen Männer.

Sportvereine (mit großem Abstand: 29%) und Gesangsvereine (8%) sind für die deutschen Männer die bevorzugten Vereine. Das sind auch die wichtigsten Vereine für Frauen (Sport: 15%, Gesang: 8%).

In den meisten Vereinen gibt es mehr Männer. Ausnahme sind kirchliche und karitative Vereine. Die „Männerkirche“ lebt vom ehrenamtlichen Engagement vor allem der Frauen. Deshalb hat ein Kollege aus der konfessionellen Männerarbeit einmal von der „männerdominierten Frauenkirche“ gesprochen.

In keinem Verein bzw. keiner Initiative oder Organisation Mitglied sind 47% der befragten Männer und 65% der Frauen. Männer sind aktiver als Frauen. Frauen sind allerdings in kirchlichen und sozialen Vereinen aktiver als Männer.

„Sind Sie auch in einem Verein oder in einer Gruppe Mitglied, in dem/in der ausschließlich Männer Mitglieder sind?“ 11% der befragten Männer haben mit Ja geantwortet. Schlüsselte man die Mitglieder kirchlicher Vereine und Initiativen nach Männertypen auf, dann zeigt sich ein deutlicher Trend zum Teiltraditionellen.

10.12 Innenwelt: Gesundheit

Viele Männer stellen ihre „Arbeit über ihre Gesundheit“: 66% der teiltraditionellen Männer teilen diese Ansicht. Allerdings ist dieser Prozentsatz in den letzten zehn Jahren etwas gesunken: 1998 hatten noch 70% der teiltraditionellen Männer dieser Aussage zugestimmt. 26% bleiben auch dann, wenn sie krank sind, nie zu Hause, weil ihnen Beruf und Arbeit zu wichtig sind.

Weder körperliche noch seelische Gesundheit werden daher als besondere Stärken oder Schwächen von Männern genannt: Vielmehr meinen die Befragten, dass Frauen und Männer in dieser Hinsicht einander sehr ähnlich sind. Haben wir es also weniger mit arbeitssüchtigen Männern, sondern vielmehr mit einer suchtförmigen Arbeitsgesellschaft zu tun?

Zwei Drittel der Frauen gehen jährlich zu einer Vorsorgeuntersuchung. Bei den Männern ist es (lediglich) jeder Zweite. 66% der befragten Männer trinken (Frauen 58%), 38% rauchen (Frauen 31%).

Im Schnitt fühlen sich (Mittelwert auf der zehnteiligen Skala: 3,20) Männer etwas gesünder als Frauen (Mittelwert = 3,57). Allerdings ist der subjektive Gesundheitszustand allein bei den modernen Männern überdurchschnittlich gut (2,92): Ähnlich, wenn auch nicht so positiv, ist die Lage bei den modernen Frauen (3,37).

10.13 Sex

„Sex ist für Männer wichtiger als für Frauen.“ Diese traditionelle Ansicht hat sich in den letzten zehn Jahren bei den Frauen deutlich abgeschwächt. 2008 haben sie 39% aller befragten Männer und 43% der Frauen vertreten, 1998 waren es 37% der Männer, aber noch 54% der Frauen. Das Gefälle ist allerdings innerhalb der männlichen Geschlechtertypen stark.

Die Akzeptanz der homosexuellen Lebensform ist generell in den letzten zehn Jahren gestiegen: bei den Männern von 36% auf 47%, bei den Frauen von 48% auf 60%. Die Unterschiede zwischen den Geschlechertypen sind jedoch, wie 1998, drastisch. Vor allem Teiltraditionelle (Frauen wie Männer) haben wenig Verständnis für diese Lebensform, während es für die Modernen geradezu typisch zu sein scheint, dass sie diese akzeptieren. 44% aller Befragten sehen es als „*heute für Männer wichtig*“ an, „dass Lebensgemeinschaften unter Homosexuellen in der Gesellschaft Anerkennung finden“.

Die Auffassung, dass Männer sich mit dem Reden über Sexualität schwertun, wird auch 2008 von etwa der Hälfte der Frauen (51%) sowie der Männer (43%) vertreten; die Zahlen für 1998 waren 48% (Frauen) bzw. 40% (Männer).

„*Der männliche Sexualtrieb ist nicht immer beherrschbar, Frauen sollten daher vorsichtiger sein*“: Ein Viertel aller Befragten stimmt 2008 dieser Aussage zu. Die Unterschiede zwischen den Geschlechertypen sind beachtlich. 41% der teiltraditionellen Männer (Frauen 47%), aber nur 13% der modernen Männer (Frauen 18%) sehen diese männliche Bedrohlichkeit.

Es sind weniger Männer (24%) als Frauen (29%), die eine Beratung aufsuchen würden. Die Beratungsbereitschaft steigt allerdings von den Teiltraditionellen zu den Modernen hin deutlich an, und zwar bei den Männern mehr (+12 Punkte) als bei den Frauen (+2 Punkte).

„*Wenn Sie an Ihre Kindheit/Jugend denken: Von wem wurden Sie sexuell aufgeklärt?*“ Die wichtigsten Aufklärer sind nach wie vor die Freunde im ähnlichen Alter (31%). Nach den Peers kommen die Eltern, Mutter (23%) und Vater (19%). Andere Menschen und Medien werden so oft genannt wie die Eltern – was nichts über die Qualität dieser Art der Aufklärung sagt. Die schulische Sexualaufklärung (Lehrerin 11% und Lehrer 8%) rangiert in der Liste weit unten.

10.14 Gefühle

Dass es bezüglich der Gefühle einen enormen kulturellen wie männerentwicklerischen Lernbedarf gibt, zeigt die Studie, zumal sich an dieser einseitigen Zuordnung von Gefühlen zum „Weiblichen“ in den letzten Jahren so gut wie nichts geändert hat.

Vor die Frage gestellt, wo Männer auf einer Skala zwischen „*gefühlvoll – gefühllos*“ zuzuordnen sind, votieren Frauen und Männer gleich: 46% der befragten Männer ordnen sich dem Pol „gefühlvoll“ zu; 43% der Frauen positionieren die Männer dort. 77% der Männer sehen in „gefühlvoll“ eine weibliche Eigenschaft; ähnlich beurteilen das die Frauen (85%). Moderne Männer ordnen 2008 diese Eigenschaft noch deutlicher dem „Weiblichen“ zu (89%; teiltraditionelle Männer: 73%).

„*Männer äußern mehr Gefühle*“: 54% der 2008 befragten Männer bewerteten diesen Aspekt zeitgenössischer Männerarbeit als positiven Gewinn. Unter den Frauen sind 53%, die eine Veränderung von Männern zu beobachten meinen. In diese Richtung könnte auch weisen, dass 2008 mehr Männer und Frauen meinen, dass den heutigen Männern die Fähigkeit fehle, Gefühle zu haben. Und mehr als die Hälfte der Männer (51%; und noch etwas mehr die Frauen: 58%) meinen, dass Männern der Zugang zu ihren Gefühlen schwerfällt.

„*Wenn Sie jetzt an Ihr eigenes Leben insgesamt denken, an Ihre Lebensform, an die Gesellschaft, an das heutige Leben allgemein. Um welche der folgenden Probleme oder Gefahren sind Sie sehr besorgt?*“ In der Sum-

me haben Frauen (227) erheblich mehr Ängste als Männer (164), Moderne (Männer 207; Frauen 256) mehr als Teiltraditionelle (Männer 149, Frauen 208).

10.15 Tod – Leid

Unter den Männern sind gleich viele Jenseitige (47%) wie unter den Frauen (47%). Groß sind die Unterschiede zwischen den Teiltraditionellen (Männer 65%, Frauen 68%) und den Modernen (Männer 27%, Frauen 36%).

Einem starken Drittel der Frauen und etwas weniger Männern macht der Tod Angst. Dieses Angstniveau ist deutlich niedriger als noch vor zehn Jahren: bei den Männern im Durchschnitt um 8 Prozentpunkte, bei den Frauen sogar um 12 Punkte. Dieser Angstabbau ist bei allen Geschlechertypen erfolgt. Eine Folge der gesellschaftlichen Tabuisierung des Todes? 30% der 2008 Befragten sind der Ansicht, dass der *Tod in unserer Gesellschaft keinen Platz* hat.

Nicht viel weniger meinen, sie könnten *mit Leid nicht gut umgehen* (Männer 41%, Frauen 38%).

10.16 Persönlichkeit

Vor allem die Selbstbezogenheit ist bei den Modernen stark entwickelt (moderne Männer 69%, moderne Frauen 67%). Allerdings ist bei den Modernen auch die Solidarität stärker ausgeprägt als bei allen anderen Typen. Ist es also modern, einerseits die eigenen Interessen wachsam wahrzunehmen und sich zugleich um die anderen zu sorgen?

Die größten Freiheitsgrade erleben Männer (und ganz ähnlich Frauen) bei der Gestaltung ihrer „Rolle“ als Mann und als Frau, sodann in der Freizeit. Familie dämpft den Freiheitsspielraum sowie, noch mehr, Kinder (in beiden familialen Feldern ist bei Frauen mehr Freiheitsempfinden als bei Männern!). Am wenigsten Freiheit erleben die Befragten in der Arbeitswelt.

Moderner Mann zu sein, wird offensichtlich durch einen Beruf mit hohen Selbstentwicklungschancen begünstigt – oder sollte es umgekehrt sein, dass sich moderne Männer eben mit Vorliebe solche Berufe suchen und dank ihrer guten Bildung und Ausbildung auch suchen können?

10.17 Gewalt

Der Autoritarismus ist in den letzten zehn Jahren bei Frauen (von 36% auf 40%) und noch mehr bei Männern (von 44% auf 51%) angestiegen. „Gewalttätig“ wird sowohl von Männern wie von Frauen weit eher dem „Männlichen“ zugewiesen als dem „Weiblichen“. Diese Zuordnung (Konnotation) hat sich zwischen 1998 und 2008 noch verstärkt.

Eine stark rassistisch und sexistisch eingefärbte Gewaltakzeptanz wird bei 21% aller Befragten angetroffen. Wir finden sie bei 28% der Männer und bei 14% der Frauen. Es sind aber vor allem die Teiltraditionellen (Männer 58%, Frauen 46%), die eine solche Gewaltakzeptanz überdurchschnittlich in sich tragen. Bei den Modernen (Männer wie Frauen: 3%) ist sie so gut wie abwesend! Mit Ausnahme der unterneunzehnjährigen Männer nehmen Autoritarismus und Gewaltakzeptanz zu den Jüngeren hin ab.

Insgesamt haben in allen Varianten Männer wie Frauen (nach eigenen Angaben) mehr Gewalt erlitten als getan. Männern wiederum wurde mehr Gewalt angetan als Frauen. Männer sind also öfter Opfer als Täter von Gewalt als Frauen.

- ▮ Der Hauptort erlittener Gewalt ist die Familie – für Frauen mehr als für Männer: Hier dominiert eher die alltägliche brachiale Gewalt.
- ▮ Im Schnitt folgt die gemischte Jugendgruppe, dann andere Orte.
- ▮ Am Arbeitsplatz wird vor allem beleidigt und kontrolliert.

Es fällt auf, dass moderne Frauen gewalttätiger sind als teiltraditionelle Frauen. Bei den Männern ist das Verhältnis von Teiltraditionellen und Modernen umgekehrt: Moderne Männer neigen weniger zur Gewalt und erleiden auch weniger.

10.18 Religiosität/Religion/Kirchlichkeit

Die Darstellung der religiösen Dimension der Befragten folgt methodologisch einem Dreischritt. Dieser beginnt bei der subjektiven Religiosität, fragt dann nach dem „Glaubenshaus“ der Person mit ihren religiösen Deutungen („Religion“) und erkundigt sich schließlich, inwieweit die religiöse Energie einer Person sich in eine religiöse Gemeinschaft einwählt („Kirchlichkeit“).

Das religiöse Gesamtpotenzial von Frauen (1998: 63%, 2008: 43%) ist deutlich schwächer geworden. Jenes von Männern ist gewachsen (1998: 37%, 2008: 39%). Als religiös bezeichnen sich insbesondere die teiltraditionellen Frauen (1998: 67%, 2008: 65%). Die Modernen (2008: Männer 28% und Frauen 33%) sind ihrer Aussage gemäß am wenigsten religiös. Hinsichtlich der persönlichen Religiosität haben sich Männer und Frauen in den letzten zehn Jahren auf einem niedrigen Niveau angenähert.

Die religiöse Erziehung in der Kindheit war (auf die eigene Kindheit rückblickend) in den letzten zehn Jahren deutlich rückläufig. Vor allem der Anteil jener, die überhaupt keine religiöse Erziehung als Kind erfahren haben, verdoppelte sich nahezu von 16% auf 27%.

Unter den Befragten finden wir – als Weltdeutungstypen – Szientisten, Religionskomponisten und Christen, vormoderne und moderne. Diese besitzen unterschiedliche Weltdeutungen. Szientisten sind säkular, atheisierend, Religionskomponisten tendieren zu kirchlich ungebundener Spiritualität, Christen – vormodern oder modern – leben hinsichtlich ihrer Glaubensinhalte im Raum des Christentums, gehen aber mit diesem wählerisch-auswählend um. Die Lage der (Un-)Glaubenssysteme erweist sich als sehr bunt ... Teiltraditionelle finden wir eher (aber nicht nur) im Raum des Christentums, Moderne haben hohe Anteile säkularer Szientisten: Sie glauben stärker an die Wissenschaft.

Jesus ist einem Viertel der Befragten ein Vorbild. Ihm werden (je nach dem Bild der eigenen Männlichkeit) entsprechende männliche Eigenschaften zugeschrieben.

Mehr als 1998 mündet bei Männern persönliche Religiosität in den Raum einer kirchlichen Gemeinschaft. Die Kirchenverbundenheit – bei Mitgliedern – sowie die Kirchensympathie – bei Nichtmitgliedern – sind in den letzten zehn Jahren bei Männern merklich gewachsen. Bei Frauen scheint sich der rasche Auszug aus den Kirchen gebremst zu haben. Männer und Frauen treffen sich so auf einem verwandten Niveau von Kirchlichkeit.

Die Kirchenverbundenheit steht in enger Verbindung mit der messbaren Balance zwischen Irritationen und Gratifikationen. Je mehr sich diese Balance zugunsten der Gratifikationen neigt, umso verbundener erweist sich eine befragte Person. Ein kleiner Teil der Befragten fühlt sich über Tradition an eine Kirche gebunden.

Der subjektiv wahrgenommene Einfluss der Kirche auf das Leben ist in den letzten zehn Jahren angewachsen. Einen eher förderlichen Einfluss erlebten 1998 28% der Männer, 2008 sind es 49%. Bei den Frauen stiegen die Werte von 34% auf 46%.

Etwa die Hälfte der Befragten erlebt bei körperlich aktivem „Auftanken“ in der Natur eine Art Naturmystik. Diese kann sich weltanschaulich unterschiedlich einfärben: christlich, spirituell, aber auch atheisierend.

Je nach sozioreligiöser Ausstattung unterscheiden sich die Untersuchten in Fragen der Moral allein hinsichtlich der maßgeblichen „Lebensmoral“. Leben in seinen vielfältigen Variationen (Ehen, Ungeborene, Sterbende) ist bei religiös-kirchlich Gebundenen moralisch etwas besser aufgehoben.

10.19 Stärken – Identität

Mit wenigen Abweichungen beurteilen die Befragten die Stärken und Schwächen von Frauen und Männern tendenziell gleich. Es gibt ein Gefälle vom „strategischen Denken“ der Männer hin zu den „Gefühlen“ der Frauen.

Strukturell hat sich das Grundergebnis in den letzten zehn Jahren kaum geändert. Die Männer 1998 und 2008 urteilen ebenso ähnlich wie die Frauen 1998 und 2008. Dass sich Männer etwas mehr Stärken zuweisen als die Frauen, ist in beiden Studien der Fall.

Wie schon 1998 gelten einige Eigenschaften als typisch weiblich: gepflegt, gefühlvoll, mitfühlend, erotisch, nicht gewalttätig, redet viel. Die übrigen Eigenschaften werden eher als männlich angesehen, und zwar bei Männern wie bei Frauen.

Es scheint in einer Reihe wichtiger Geschlechterdifferenzen so etwas wie stabile Zuordnungen von Stärken, Eigenschaften, Aufgaben zu Männern und Frauen zu geben.

Vor allem moderne Männer werden gefühlvoller und scheinen so eine überkommene Stärke von Frauen (in männlichem Modus) zu übernehmen.

Es lohnt sich also, über den Verdacht einer möglicherweise gar nicht gedeihlichen „Verweiblichung“ von bzw. „Verweiblichungszumutung“ an Männer nachzudenken. Worum es aber dann praktisch geht, ist nicht, dass Männer weiblicher werden, sondern dass sie alle ihnen menschenmöglich offenstehenden Eigenschaften und Stärken männlich entwickeln. Männlicher also sollen die Männer werden, nicht weiblicher.

XI. Challenges

Rückblickend werden einige Challenges – Herausforderungen – für die Männerpolitik wie für die Männerarbeit zusammengestellt. Folgende Stichworte werden angesprochen:

- ▮ Destabilisierung familialer Lebenswelten
- ▮ Männer als Scheidungsoffer
- ▮ Ein Haushalt braucht (in der Regel) zwei Einkommen
- ▮ Neue religiöse Sensibilität von Männern
- ▮ Tradierung des Christentums: ohne Frauen, ohne Familie?

11.1 Destabilisierung familialer Lebenswelten

Auch moderne Menschen brauchen beides: Mobilität und Stabilität. Ins Bild aus der Natur gesetzt: Menschen sind wie Bäume, die starke Wurzeln brauchen, um wachsen zu können, und die gesunde Blätter brauchen, damit die Wurzeln nicht krank werden.

Moderne Kulturen gewähren überaus reiche Mobilitätschancen. Beweglich ist der Mensch räumlich, er kann die ganze Welt bereisen. Mobil ist er durch Bildung: Provinzialität (wenngleich immer noch zu oft und in den letzten Jahren wieder stärker) ist nicht typisch für moderne Bürgerinnen und Bürger. Die Medien machen aus dem Globus ein „Weltdorf“. Mobil ist der moderne Mensch auch durch Selbstbestimmung, die mit einer Relativierung von fremdbestimmenden Institutionen, Normen und Autoritäten in den letzten Jahrzehnten rasch gewachsen ist. Wählbarkeit ist typisch für heutige Kulturen. Sie hat auch den Bereich der Beziehungen und der Religion erfasst. Aus- und Eintritte aus Religionsgemeinschaften sind leichter möglich. Auch Trennungen und Scheidungen sind sozial erleichtert.

Angesichts dieser hohen Mobilitätschancen stellt sich die Frage, wie es um das Urbedürfnis nach Stabilität bestellt ist. Schon lange wird die hohe Bewertung der Familie – und familialer Lebenswelten – als Gegengewicht zur gewählten und zugemuteten Mobilität gesehen. Die familiale Lebenswelt gilt als psychische Heimat, wo Menschen einen Namen haben und sich entfalten können. Dort zählen sie als Person und nicht als Funktion (Arbeitskraft, Verwaltungsnummer ...). Auch Religion konnotiert traditionellerweise mit Urvertrauen und Urgeborgenheit. Neu bewertet wird in den letzten Jahren das Konzept Heimat, und dies in wohlthuender Abhebung zu einem archaischen und friedensbedrohlichen Nationalismus, für den es gleichwohl Anzeichen gibt. Grundsätzlich stünden also mit Familie, Religion und Heimat dem mobilen Weltnomaden mit seiner kosmisch unbehausten Seele heilsame stabilisierende Gegenkräfte zur Verfügung, die – wir verkennen es nicht – ihrerseits in die Dynamik moderner Gesellschaften hineingerissen werden.

Auf diesem Hintergrund gewinnen einige Daten zur Destabilisierung der familialen Lebenswelten lebensstrategische Bedeutung. Verliert diese familiale Lebenswelt ihre Fähigkeit, ein Raum „geprägt von Stabilität und Liebe“ zu sein, ist psychische Destabilisierung vieler Menschen die Folge.

Anhaltspunkte in der Studie, die auf eine solche Labilisierung der familialen Lebenswelten hindeuten, sind:

- ▮ die enorme Romantisierung der Liebe bei gleichzeitiger Inkompetenz zu kooperativer Konfliktbearbeitung;
- ▮ die Unfähigkeit, in einer knappen Lebenszeit mit Fragmenten des Glücks (auch in der Liebe) Genüge zu finden, mit der Folge, dass im Zuge der Glücksmaximierung bestehende Beziehungen leichter verlassen werden, wenn Unbekömmlichkeiten auftauchen und zu bearbeiten wären. Scheidung hat als moralisch relevantes Ereignis an Bedeutung verloren;
- ▮ die Deinstitutionalisierung der Liebe: wobei in den Institutionen kulturell vorrangig die Beeinträchtigungen der Spielräume gesehen werden, viel weniger aber die entlastende Kraft;
- ▮ die Abschwächung von Normen, welche die trennbar gewordene sexuelle und soziale Treue freiheitlich zusammenhalten könnten.

Solche Destabilisierungen führen dazu, dass für alle Beteiligten (Kinder, Alte, Erwachsene) die heilsamen stabilisierenden Kräfte kulturell versickern. Dass dies ohne psychische Langzeitfolgen bleiben kann, ist unwahrscheinlich – bleibt doch ein menschliches Urbedürfnis auf der Strecke.

Ein Ausweichen auf wählbare Freundesnetzwerke ist verständlich, kann aber den Verlust nur bedingt ersetzen. Dasselbe gilt für die Hoffnung, die Religion könnte sakral wettmachen, was profan fehlt. Das mag in Einzelfällen zutreffen, auch in Übergangszeiten helfen. Aber eine kulturelle Dauerlösung wird dies aller Wahrscheinlichkeit nach nicht sein.

11.2 Männer als Scheidungsoffer

Nicht nur die Literatur, nicht nur neuere Organisationen betroffener Väter, auch unsere Studie belegt, dass auf die Gesellschaft familienpolitisch ein schwerwiegendes Konfliktpotenzial zukommt. Es handelt sich um die Männer, die nach einer Partnerschaft mit Kind eine Trennung erlebt haben. Insofern Trennungen und Scheidungen immer häufiger vorkommen – in Großstädten liegt die Rate der Scheidungen nach wenigen Jahren bei zwei Dritteln –, wird die Zahl solcher Väter rasch anwachsen.

Nun ist es durchaus möglich, Elternschaft ohne Partnerschaft mit Gewinn für alle zu kultivieren: das Kind/die Kinder und die getrennten Partner. Wäre das aber immer der Fall, dann würde es aber weder Bücher noch Organisationen betroffener Väter brauchen. Tatsache scheint also zu sein, dass unter vielen der betroffenen Väter ein enormer Leidensdruck herrscht, der sich sowohl in (vielgestaltige, verbale wie brachiale) Aggression wie in ein neues Kapitel der ohnedies noch jungen Männerpolitik ummünzt.

Wir lassen jetzt die Rosenkriegseite außer Acht. Nicht verfolgen wir weiter, wie von Psychologinnen und Psychologen wiederholt geäußert wird, welche Chancen Scheidungskinder im Vergleich zu den Kindern in intakten Familien haben. Die Wiederholung dieser Position (oft dient sie zur Rechtfertigung der eigenen Lage) macht die Argumente nicht richtiger. Kinder leiden unter Scheidungen oft ein Leben lang. Wer Scheidungskinder zum Beispiel in einer Schulklasse hat, weiß davon ein Lied zu singen.

Bemerkenswert ist aber die Lage geschiedener Väter und deren Verhältnis zum Kind/zu den Kindern. Dieses Verhältnis gestaltet sich nicht einfach, nicht nur wegen latenter und schwer zu verarbeitender Kränkungen unter den getrennten/geschiedenen Partnern. Oft kommt ein neuer Partner, eine neue Partnerin hinzu: was die Beziehungspflege keinesfalls immer erleichtert.

Warum aber immer mehr Väter auf die Barrikaden gehen, ist zum einen die finanzielle Seite der Arrangements nach der Trennung/Scheidung. Nicht wenige haben das Gefühl, dass das Einzige, was ihnen nach der Trennung sicher ist, die Unterhaltspflicht sei. In unserer Studie kommt dies darin zum Ausdruck, dass kein anderes Argument (nicht einmal das der Ausländer) Männer heute so intensiv die Position vertreten lässt, dass bei Verknappung von Arbeitsplätzen ihnen diese gegenüber Alleinstehenden bevorzugt reserviert werden müssten.

Moderne Männerpolitik wird um dieses Thema nicht herumkommen. Vielleicht sollte hier auch Marx nicht ganz vergessen werden, dass das Ökonomische oft das Bewusstsein nachhaltig formt oder auch verformt. Dass aus dieser finanziellen Besorgtheit nicht wenige Männer sich weigern, Kinder zu zeugen, ist eine der unerfreulichen gesellschaftspolitischen Nebenwirkungen.

Hinzu kommt zum Zweiten, dass von vielen Trennungs- bzw. Scheidungsvätern die derzeitige Rechtsprechung als (einseitig) mütterfreundlich wahrgenommen wird, wenn ihnen trotz guter Kontakte zu ihrem Kind, zu ihren Kindern der regelmäßige Zugang zu ihnen erschwert oder gar gänzlich versagt wird.

Vielleicht könnte noch ein anderer Schluss gezogen werden. Müsste nicht ein Paar, das sich überlegt, ein Kind zu bekommen, vorher zumindest ansatzweise klären, ob es denn dem Kind auf genügend Zeit hin einen Raum, geprägt von Stabilität und Liebe, geben kann. Freilich sehen wir auch, dass sich möglicherweise (und auch tatsächlich) genau aus solchen Klärungsprozessen heraus Paare gänzlich gegen Kinder entscheiden. Niemand wird es mit Sicherheit garantieren können: Aber es wäre schon viel gewonnen, würde ein Paar sich entschlossen dazu durchringen können, alles Erdenkliche (einschließlich einer Paar- und Beziehungsberatung in Krisen, die allein nicht zu meistern sind) zu tun, damit eine Trennung nicht nötig wird. Vielleicht trägt das Leiden der Kinder wie der Partnerin oder des Partners dazu bei, dass aus der antiquierten Tugend der Treue und der Verlässlichkeit eine avantgardistische Grundtugend wird. Es wäre für alle Beteiligten ein „Segen“.

11.3 Ein Haushalt braucht (in der Regel) zwei Einkommen

Die Ergebnisse der vorliegenden Studie sind ein nachhaltiger Hinweis auf die prekäre finanzielle Lage vieler moderner Haushalte. Zwar hat dieses Faktum für die Entwicklung der Geschlechterrollen zunächst auch Vorteile. Wenn selbst (teil-)traditionelle Männer sich mit der Berufstätigkeit gut gebildeter Frauen anfreunden können, ist das ein beachtlicher Fortschritt. Die ökonomische Vernunft macht es möglich. Dass dadurch auch das Monopol für die Erziehung kleiner Kinder, das traditionell den Frauen sicher war, aufgeweicht wurde, ist eine weitere gute Nebenwirkung der finanziell prekären Lage. Männer werden unweigerlich in die Pflicht genommen und merken, dass sie einem Kleinkind guttun und dass ein Kleinkind auch ihnen guttut.

Dennoch: Für Familien, die sich für ein Kind entscheiden, ergeben sich aus diesem Faktum viele Fragen. Diese mehren sich rapide, wenn es um ein zweites oder weiteres Kind geht. Wenn der Haushalt eines Paares nur dann finanzierbar ist (und oft handelt es sich nicht um die laufenden Kosten, sondern um einen beträchtlichen Schuldendienst, der Einkommensanteile bindet), wenn beide Partner verdie-

nen, dann bedeutet schon ein Kind eine finanzielle Bedrohung. Die Rede vom „Armutrisiko Kind“ ist zu einem Gemeinplatz geworden.

In diesem Fall liegt dann nahe, dass jener Teil beim Kind bleibt und Elternzeit nimmt, der das niedrigere Einkommen hat. In der Mehrzahl der Fälle sind es Frauen, nur vereinzelt auch Männer.

Die finanziell prekäre Lage von Paaren, die Kinder wollen, bringt auch die Entwicklung der Geschlechterrollen ins Stocken. Zumindest für eine längere Strecke der gemeinsamen Geschichte können moderne Geschlechterrollen in traditionelle zurückverwandelt werden. Dabei soll offenbleiben, ob dies ausschließlich ein Nachteil für alle Beteiligten, zumal für ein Kind ist. Es könnte ja auch sein, dass jede Person, Frau und Mann, vor allem, wenn sie ihre Generativität in Gestalt eines Kindes realisiert, die Fähigkeit braucht, zwischen verschiedenen Geschlechterrollen biografiegerecht zu jonglieren. Diese Vorstellung ist möglicherweise gar nicht optimal: nicht für die eigene Entwicklung und auch nicht für den selbstlosen Dienst an neuem Leben.

Die finanzielle Anspannung heutiger familialer Haushalte zeitigt noch eine weitere fatale Nebenwirkung. Schon in der Männerstudie 1998 wurde von einer großen Zahl der Befragten die Ansicht vertreten, dass Abtreibungen bei ungewollten Schwangerschaften erfolgen, weil ein weiteres Kind ein Armutrisiko darstellt. Und dies in einem der zehn reichsten Länder der Erde!

Wie die Familienpolitik mit dieser prekären Lage der familialen Haushalte umgehen wird, könnte eines der aussagestärksten Kriterien für deren Zukunftsfähigkeit sein.

11.4 Neue religiöse Sensibilität von Männern

An verschiedenen Stellen der Umfrage wurde erkennbar, dass es in den letzten zehn Jahren eine wachsende Sensibilität von Männern für Religiosität, Spiritualität, noch mehr auch für emotionale Verbundenheit mit einer/der Kirche gibt.

Den Ursachen für dieses Ergebnis ist in der Studie, weil es sich unerwartet einstellte, nicht nachgegangen worden. Dass sich diese Sensibilität allein kulturellen Rahmenbedingungen für Religiosität/Spiritualität verdankt, ist deshalb nicht sehr wahrscheinlich, weil sich ja dann auch bei Frauen eine ähnliche Entwicklung hätte zeigen müssen. Was aber nicht der Fall ist. Das Verhältnis von Frauen zu allen Dimensionen des Religiösen hat sich in den letzten Jahren auf einem für Frauen eher niedrigen Niveau stabilisiert.

Dass an dieser kritischen Lage von Frauen gegenüber der Religion die Haltung der katholischen (und noch mehr der orthodoxen) Kirche Frauen gegenüber beteiligt ist, kommt wohl auch deshalb nicht infrage, weil ja sonst die weithin frauenfreundlichere evangelische Kirche ganz andere Verhältnisse haben müsste: was wiederum nicht der Fall ist.

Eine mögliche Hypothese könnte sein, dass die neue religiöse Sensibilität bei einem Teil der Männer sich just der Säkularität verdankt. Männer waren führend im Prozess der letzten „Säkularisierung“, die seit der Mitte der Siebzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts vor allem die institutionalisierte Religion, also die christlichen Kirchen, betroffen hatte. Viel schneller als Frauen reagierten sie auf dieses Angebot, sich einer Kultur der reinen Vernunft, der Rationalität, ja des Positivismus und der umfassenden Machbarkeit bis in den normativen Bereich hinein anzuvertrauen.

Könnte es nun sein, dass sich nach und nach dieses Vertrauen in das pur Säkulare in den letzten Jahren erschöpft hat? Dann würde paradoxerweise eine spirituelle Dynamik just aus zugespitzter, aber erschöpfter Säkularität erstehen. Säkularität würde in der Form des Säkularismus ihre eigene Totengräberin werden.

Auf diesem Boden könnte sich eine postsäkulare moderne männliche Spiritualität entwickeln. Wird diese antivernünftig, antipositivistisch, normativ, also eher fundamentalistisch ausgeformt sein? Oder kleidet sie sich in das Gewand moderner Skepsis, damit in den Modus des Pilgerns²²⁷ und Wanderns²²⁸? Und welche Kraft wird solche Spiritualität/Religiosität bei der Entwicklung von Männerleben spielen? Fragen, die heute noch von niemandem zu beantworten sind.

11.5 Tradierung des Christentums: ohne Frauen, ohne Familie?

Eine vermeintliche Randfrage ergibt sich aus dem Faktum, dass bei den meisten Befragten ihre persönliche Religiosität primär durch Mütter und Großmütter geweckt worden war. Das gilt nach den vorliegenden Daten bis heute: Wenn jemand mit einem Kind betet, dann ist es die Mutter.

Nun haben sich in den letzten Jahrzehnten die Frauen aus diesem „Vermittlungsdienst“ christlicher Religion ausgeklinkt. Das heißt, dass es im familialen Umfeld von Kindern heute niemanden mehr gibt, der für eine religiöse Tradierung infrage kommt. Denn die Väter sind seit eh und je in dieser Hinsicht ungeübt: Zu lange war die religiöse Erziehung zur Frauensache erklärt worden. Was sich also – auch in Deutschland – zum Normalfall entwickelt, ist die Tradierung von Religionslosigkeit.

Diese Entwicklung wird nicht ohne kulturpolitische Reichweite bleiben. Europa, ehemals fast ausschließlich vom Christentum geprägt (sieht man von muslimischen Enklaven in Südspanien oder auf dem Balkan ab), ist dabei, über Arbeitsmigration und andere Formen der Zuwanderung religiös bunter zu werden.

Just in dieser Lage taucht die Frage nach der europäischen Identität auf. Diese reicht wesentlich weiter als zur Frage, ob das Christentum in der Europäischen Verfassung verankert werden soll. Vielmehr wird es eine Frage, was eine europäische Leitkultur sein kann. Ist diese säkular (wie manche in fortgeschrittenen laizistischen Ländern wie Frankreich oder Tschechien meinen) oder ist bzw. sollte sie christlich sein? Es sieht alles danach aus, dass es zu einer Wiederkehr eines „politisch“ genutzten Christentums kommt. In neueren Untersuchungen in Österreich und in Deutschland hat sich ein „Kulturchristentum“ abgezeichnet. Es wird vertreten von Menschen, die kaum glauben, auch keine/wenig Verbundenheit mit einer christlichen Kirche zeigen. Aber sie halten das Christentum für die europäische Identität als unverzichtbar²²⁹ und verlangen daher eine religiöse, genauer eine christliche Erziehung der Kinder. Könnte auch dies eine der Quellen für das erwachsende Interesse mancher Männer selbst an christlichen Kirchen sein?

227 Die französische Religionsforscherin Danièle Hervieu-Léger nennt den „pilgrimage“ die Urform moderner Religiosität. Hervieu-Léger, Danièle: *Le pèlerin et le converti: la religion en mouvement*, Paris 2003.

228 Warum haben die Bücher von Paolo Coelho einen derartigen Absatz? Dazu auch: Bochsinger, Christoph: *New Age und moderne Religion: religionswissenschaftliche Analysen*, Gütersloh 1992.

229 Vgl. die letzte EKD-Untersuchung über evangelische Kirchenmitglieder: *Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge*, a. a. O.: 279–330, bes. 319 ff. sowie Bd. II dieser Untersuchung: 291–317.

Teil II: Kommentare

Alles nur Konstruktion?

Männer- und Frauenbilder zwischen Biologie und Kultur

Peter Döge

Angesichts der Befunde im Hinblick auf die vorherrschenden Geschlechterbilder wirft die vorliegende Männerstudie 2008 die Frage auf, ob diese ausschließlich ein kulturelles Konstrukt darstellen oder auf gewisse anthropologische Konstanten hinweisen. Diese Frage ist auch in der bundesdeutschen Männer- und Geschlechterforschung bisher weitgehend unbeantwortet geblieben. Denn sie geht davon aus, dass Geschlechterbilder ausschließlich eine soziale Konstruktion darstellen und ist sich von daher wie „alle sozialwissenschaftlichen Theorien einig, dass das biologische Geschlecht sozial überformt ist“.¹ Leider vergisst der Mainstream der Geschlechterforschung hierzulande die andere Seite der sozialkonstruktivistischen Sichtweise – wie sie von ihren Begründern selbst formuliert wurde. Denn Berger und Luckmann postulieren sehr wohl eine Dialektik von Sozialem und Biologischem: „Biologische Fakten beschränken die gesellschaftlichen Möglichkeiten des Einzelnen. Aber die gesellschaftliche Welt, die vor jedem Einzelnen ist, beschränkt auch das, was für den Organismus biologisch möglich wäre“.²

Genau die Ziehung der Grenze zwischen dem Biologischen und dem Sozialen ist momentan Gegenstand einer breiten, insbesondere von der Neuro- und Evolutionsbiologie initiierten Diskussion³, der weite Teile der Sozialwissenschaften – und auch der Geschlechterpolitik – ausweichen und sich in einen orthodoxen Sozialkonstruktivismus flüchten. Im Hinblick auf die Geschlechterforschung ergibt sich dabei die paradoxe Situation, dass sie mit dem Sozialkonstruktivismus, der Verhalten ausschließlich als Produkt der Kultur sieht, eine Position vertritt, die von der feministischen Wissenschaftskritik als zutiefst androzentrisch enthüllt wurde. Denn die dieser kulturalistischen Sicht unterlegten cartesianischen Dualitäten sind zum einen zutiefst geschlechtlich aufgeladen – Kultur wird männlich konnotiert und Natur als weiblich – und sind zum anderen unterschwellig geschlechtshierarchisch, indem sie die vermeintlich weibliche Natur abwerten.⁴ Indem die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung sozialkonstruktivistischer Provenienz ausschließlich auf die (männlich konnotierte) Kultur als Gestalterin des Sozialen abhebt und die (weiblich konnotierte) Biologie ignoriert, reproduziert sie eigentlich dieses androzentrische Wertesystem. Damit verbunden ist dann zwangsläufig ein gewisser Erklärungsnotstand der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung im Hinblick auf überhistorische und überkulturelle Gemeinsamkeiten in der Ausgestaltung von Geschlechterrollen sowie in der Ausgestaltung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Kann es angesichts dieser Umstände nicht möglich sein, dass sich in der Kultur Natur widerspiegelt?

1 Baur, Nina/Luedtke, Jens: Konstruktionsbereiche von Männlichkeit. Zum Stand der Männerforschung, in: Dies. (Hrsg.): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland, Opladen & Farmington Hills 2008–29, hier: 9.

2 Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt am Main 1966, 192.

3 Vgl. hierzu beispielsweise: Könnecker, Carsten (Hrsg.): Wer erklärt den Menschen? Hirnforscher, Psychologen und Philosophen im Dialog, Frankfurt am Main 2006.

4 Aus der umfangreichen Literatur zu diesem Thema: Keller, Evelyn Fox: Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft?, München 1986.

Ein weiterer Bestandteil der dualistischen Kultur der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung besteht in ihrer mechanistischen Sicht auf das Geschlechterverhältnis, besonders deutlich in den immer wieder formulierten Täter-Opfer-Dichotomien. Damit verbunden sind mechanistische Vorstellungen von Machtverhältnissen ausschließlich aus einer Top-down-Perspektive wie der folgenden: „Die hegemoniale Gruppe [der Männer; P. D.] hat die Definitionsmacht, welche Männlichkeiten als bevorzugt gelten ...“ Mit einer solchen Sicht reproduziert Geschlechterforschung eine Perspektive, die gleichfalls von der feministischen Wissenschaftskritik, aber mittlerweile auch von Teilen der Naturwissenschaften selbst infrage gestellt und zugunsten systemischer Perspektiven aufgegeben wird – Subjekt und Objekt lassen sich nicht trennen: „Im Grunde genommen hängt alles zusammen. Man kann unmöglich eine Trennlinie zwischen zwei Dingen ziehen. Normalerweise nehmen wir zwar scheinbar solche Unterteilungen vor, doch sind diese Trennlinien nicht wirklich real“.⁵

Eine systemische Herangehensweise bei der Analyse sozialer Interaktionen und Dynamiken, wie sie etwa von Virginia Satir oder Paul Watzlawick entwickelt worden ist, modifiziert die Frage nach der Macht hegemonialer Männergruppen dahingehend, warum zu gewissen Zeiten bestimmte Vorstellungen von Männlichkeit hegemonial werden konnten, wie und warum sie also Nachfolge für ihre Bilder organisieren konnten? Warum waren die von bestimmten Männern entworfenen Bilder von Männlichkeit so attraktiv, dass sie hegemonial werden konnten? Ebenso würde eine systemisch ausgerichtete Geschlechterforschung von simplifizierenden Täter-Opfer-Perspektiven Abstand nehmen – nicht nur bei der Erklärung häuslicher Gewalt⁶, sondern auch bei der Erklärung der Ausgestaltung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in Familie und Gesellschaft. Sie fragt, warum sich immer wieder dieselben Muster in der Interaktion der Geschlechter einstellen und welchen Part die jeweiligen Geschlechter – auch unbewusst – einnehmen, auf welche Weise sich die Handlungsmuster aufeinander beziehen und verstärken. Denn aus systemischer Perspektive hängt „das Verhalten jedes einzelnen Familienmitglieds ... vom Verhalten aller anderen ab – alles Verhalten ist ja Kommunikation und beeinflusst daher andere und wird von diesen anderen rückbeeinflusst“.⁷ Eine systemische Herangehensweise ist insofern konstruktivistisch, dass sie davon ausgeht, dass Handlungen immer von mentalen Bildern, von subjektiven Annahmen über die Wirklichkeit mitgestaltet werden.⁸

Von diesen Vorüberlegungen ausgehend will der folgende Kommentar zur Männerstudie 2008 zum einen Männer- und Frauenbilder bei Männern und Frauen im Allgemeinen sowie Männer- und Frauenbilder bei Männern und Frauen aus unterschiedlichen Bildungsmilieus sowie aus unterschiedlichen Glaubensrichtungen untersuchen: In welchem Umfang sind Frauen- und Männerbilder identisch und in welchem Umfang unterscheiden sie sich nach Milieus und Kulturen? Die Ergebnisse der Analyse sollen abschließend geschlechterpolitisch reflektiert werden. Die Basis der Analyse bilden 1470 Männer und 880 Frauen. Mit dieser Datengrundlage knüpft die folgende Analyse an eigene Untersuchungen der Zeitverwendung von Männern in der Bundesrepublik⁹ an und kann das Gewicht quantitativer Untersuchungen innerhalb der Männerforschung weiter stärken.

5 McClintock zitiert nach: Keller, Evelyn Fox: Barbara McClintock. Die Entdeckerin der springenden Gene, Basel/Boston/Berlin 1995, 208; siehe auch Döge, Peter: Männer – Paschas und Nestflüchter? Zeitverwendung von Männern in der Bundesrepublik Deutschland, Leverkusen-Opladen 2006.

6 Vgl. Mills, Linda G.: *Insult to Injury. Rethinking Our Responses to Intimate Abuse*, Princeton/Oxford 2003.

7 Watzlawick, Paul/Beavin, Janet H./Jackson, Don D.: *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*, Bern¹⁰2000, 128; siehe auch Satir, Virginia: *Kommunikation – Selbstwert – Kongruenz. Konzepte und Perspektiven familientherapeutischer Praxis*, Paderborn⁷2004, 179 ff.

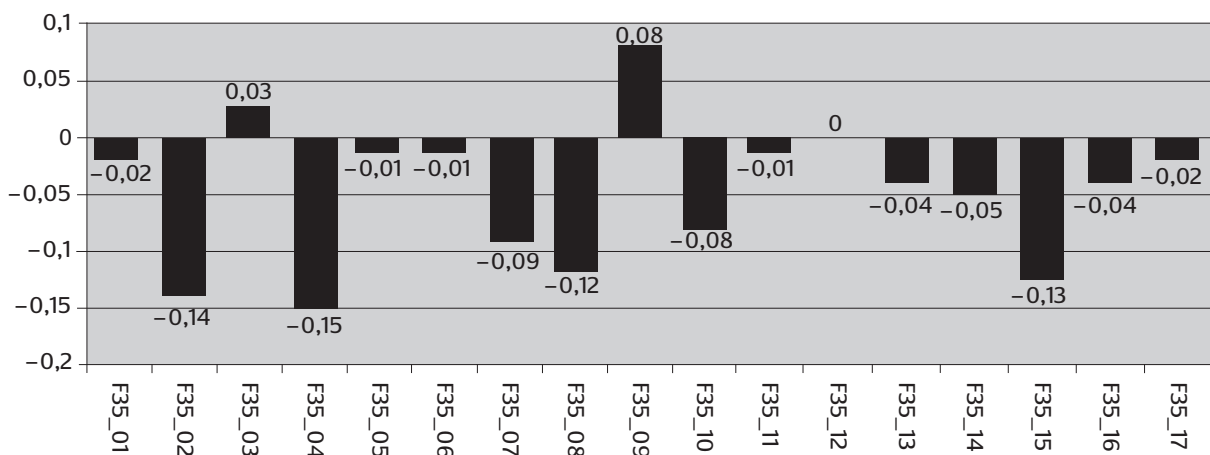
8 Vgl. Foerster, Heinz von: *Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke*, Frankfurt am Main 1993, 25 ff.

9 Vgl. Döge, Peter/Volz, Rainer: *Was machen Männer mit ihrer Zeit? Zeitverwendung deutscher Männer nach den Ergebnissen der Zeitbudgeterhebung (ZBE) 2001/2002*, in: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): *Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung*, Stuttgart 2004, 194–215.

1. Typisch weiblich – typisch männlich: Geschlechterbilder von Frauen und Männern

Wie eingangs ausgeführt, zeigt die Männerstudie eindeutig umrissene Sets, die als typisch weibliche und als typisch männliche Eigenschaften gelten – und zwar aus Sicht der Männer und Frauen. Dabei unterscheiden sich die Mittelwerte der Ansichten von Männern und Frauen darüber, was als typisch männlich gelten kann, signifikant ($p < 0,05$) nur in vier von 17 Items: Männer sehen Männer als aktiver als Frauen; Männer sehen Männer als gewalttätiger, als Frauen diese sehen; Männer sehen Männer als willensstärker als Frauen; und Männer sehen Männer als selbstständiger als Frauen. Männer sind aus Sicht der Frauen vor allem leistungsbewusst und tapfer.

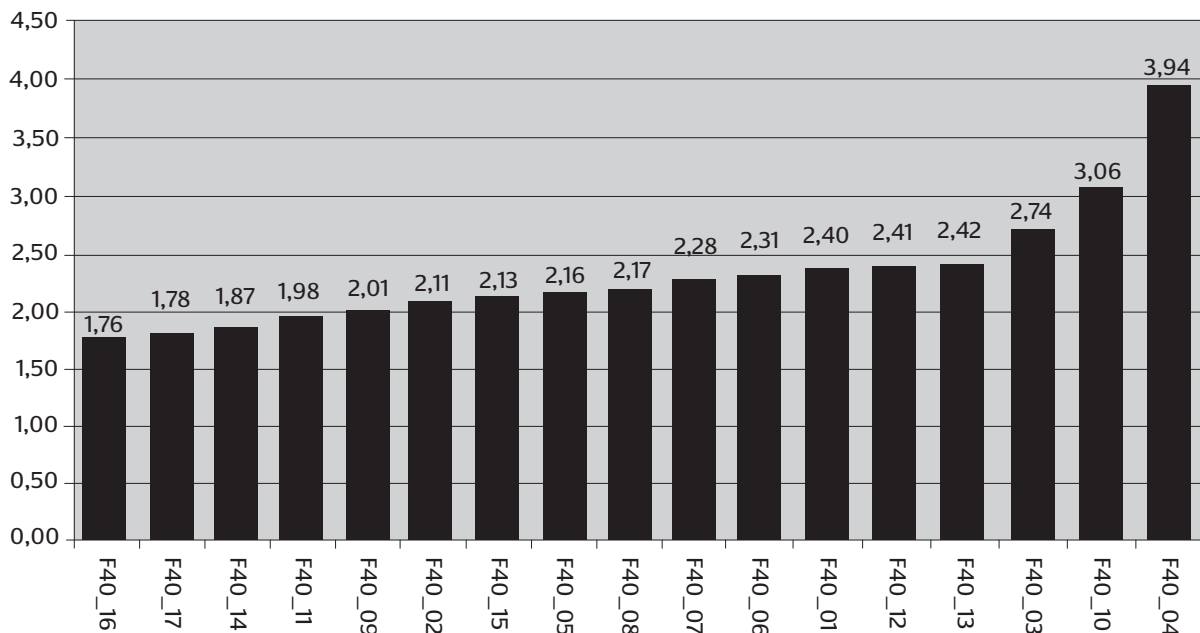
Abbildung 240: Typisch männlich (F35): Mittelwertdifferenzen Männer – Frauen



Legende: 01 = stark – schwach; 02 = aktiv – passiv; 03 = dominierend – unterwürfig; 04 = gewalttätig – sanft; 05 = leistungsbewusst – nicht leistungsbewusst; 06 = Selbstvertrauen haben – ohne Selbstvertrauen; 07 = logisch denken – unlogisch denken; 08 = willensstark – willensschwach; 09 = erotisch, sexy – unerotisch, asexuell; 10 = ängstlich – tapfer; 11 = gesellig – ungesellig; 12 = sicher – unsicher; 13 = redet viel, auch dazwischen – ist eher ruhig, hält sich zurück; 14 = gepflegtes Aussehen – ungepflegtes Aussehen; 15 = selbstständig – unselbstständig; 16 = mitfühlend – nicht mitfühlend; 17 = gefühlvoll – gefühllos

Sind dies nur Beschreibungen von Männern auf einem abstrakten Niveau oder verbergen sich hinter diesen Einschätzungen auch Erwartungen von Frauen an Männer? Als eine Antwort auf diese Frage könnte die Zustimmung der Frauen zum Statement „Frauen muss man auf Händen tragen“ (TH 1.057) interpretiert werden. Und hier zeigt sich, dass immerhin 59% der befragten Frauen dieser Aussage voll und überwiegend zustimmen. Sogar 63% der sogenannten modernen Frauen stimmen diesem Statement voll bzw. überwiegend zu. Aber nur knapp 43% der modernen und 42% aller Männer sind mit dieser Aussage völlig bzw. überwiegend einverstanden. Frauen erwarten anscheinend nicht nur an dieser Stelle ein anderes Verhalten von Männern, sie meinen auch, dass Männer bei ihnen andere Eigenschaften suchen, als Männer dies selbst meinen: Frauen haben wohl ein anderes Bild der Traumfrau der Männer als diese selbst. Und so meinen 48% der Männer, ihre Traumfrau sollte vor allem intelligent sein und geistige Fähigkeiten haben.¹⁰ 46% erwarten von ihrer Traumfrau Gefühlswärme, aber nur 28% erotische Ausstrahlung.

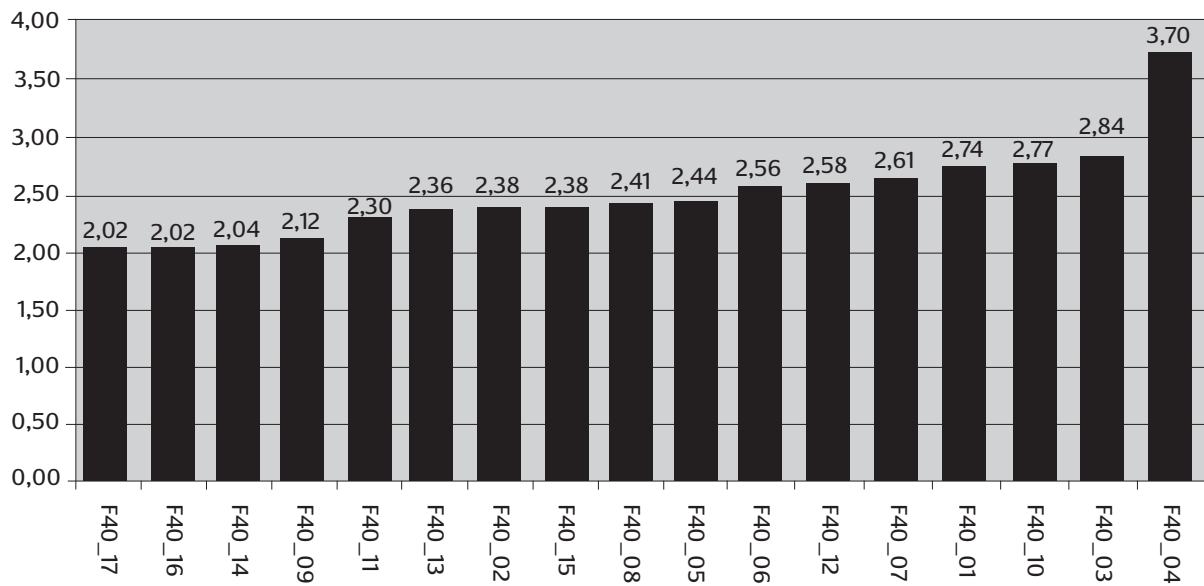
¹⁰ Vgl. Studie Abb. 44.

Abbildung 241: Typisch Frau (F40): aus Sicht der Frauen (Mittelwerte)

Legende (die Zahlen in den Klammern geben die Skalenwerte an): 01 = stark (1) – schwach (5); 02 = aktiv (1) – passiv (5); 03 = dominierend (1) – unterwürfig (5); 04 = gewalttätig (1) – sanft (5); 05 = leistungsbewusst (1) – nicht leistungsbewusst (5); 06 = Selbstvertrauen haben (1) – ohne Selbstvertrauen (5); 07 = logisch denken (1) – unlogisch denken (5); 08 = willensstark (1) – willensschwach (5); 09 = erotisch, sexy (1) – unerotisch, asexuell (5); 10 = ängstlich (1) – tapfer (5); 11 = gesellig (1) – ungesellig (5); 12 = sicher (1) – unsicher (5); 13 = redet viel, auch dazwischen (1) – ist eher ruhig, hält sich zurück (5); 14 = gepflegtes Aussehen (1) – ungepflegtes Aussehen (5); 15 = selbstständig (1) – unselbstständig (5); 16 = mitfühlend (1) – nicht mitfühlend (5); 17 = gefühlvoll (1) – gefühllos (5)

Sanft und mitfühlend zu sein, sehen auch Frauen selbst als die zentralen weiblichen Eigenschaften, als typisch weiblich. Danach folgen „gefühlvoll“ und „ein gepflegtes Aussehen“. Frauen sind gesellig und erotisch – eine Eigenschaft, die für Männer nicht als zentral für ihre Traumfrau gilt. Die Einschätzungen der Männer im Hinblick auf das, was typisch weiblich ist, weichen kaum von diesen Ansichten der Frauen ab: Aus Sicht der Männer gilt ebenfalls als typisch weiblich, sanft, gefühlvoll und mitfühlend zu sein, ein gepflegtes Äußeres zu haben und erotisch zu sein. Ein Vergleich der Mittelwerte der typisch weiblichen Eigenschaften bei den Männern und Frauen zeigt in der Stärke der Zuordnung doch recht gravierende Unterschiede: Nur bei einem der 17 Items – „redet viel“ (F40_13) – sind die Mittelwerte der befragten Männer und Frauen in etwa gleich, bei allen anderen signifikant abweichend. So sehen Männer Frauen als weniger stark, als Frauen dies selbst einschätzen, Männer sehen Frauen als gewalttätiger, Männer sehen Frauen als weniger logisch denkend, Männer sehen Frauen als ängstlicher als sie sich selbst und Männer sehen Frauen als weniger gesellig als sie sich selbst. Trotz dieser beachtenswerten Unterschiede im Kleinen stimmen die Vorstellungen davon, was typisch männliche und weibliche Eigenschaften sind, im Großen wieder überein, wobei sich auch gegenüber der Männerstudie von 1998 keine gravierenden Unterschiede zeigen.¹¹ Aus Sicht beider Geschlechter entfalten sich die Geschlechterbilder von Frauen und von Männern nach wie vor entlang der Dualität von Körperlichkeit/Gefühlsstärke und Stärke/Leistung.

¹¹ Vgl. Studie Abb. 220.

Abbildung 242: Typisch Frau – aus Sicht der Männer (Mittelwerte)

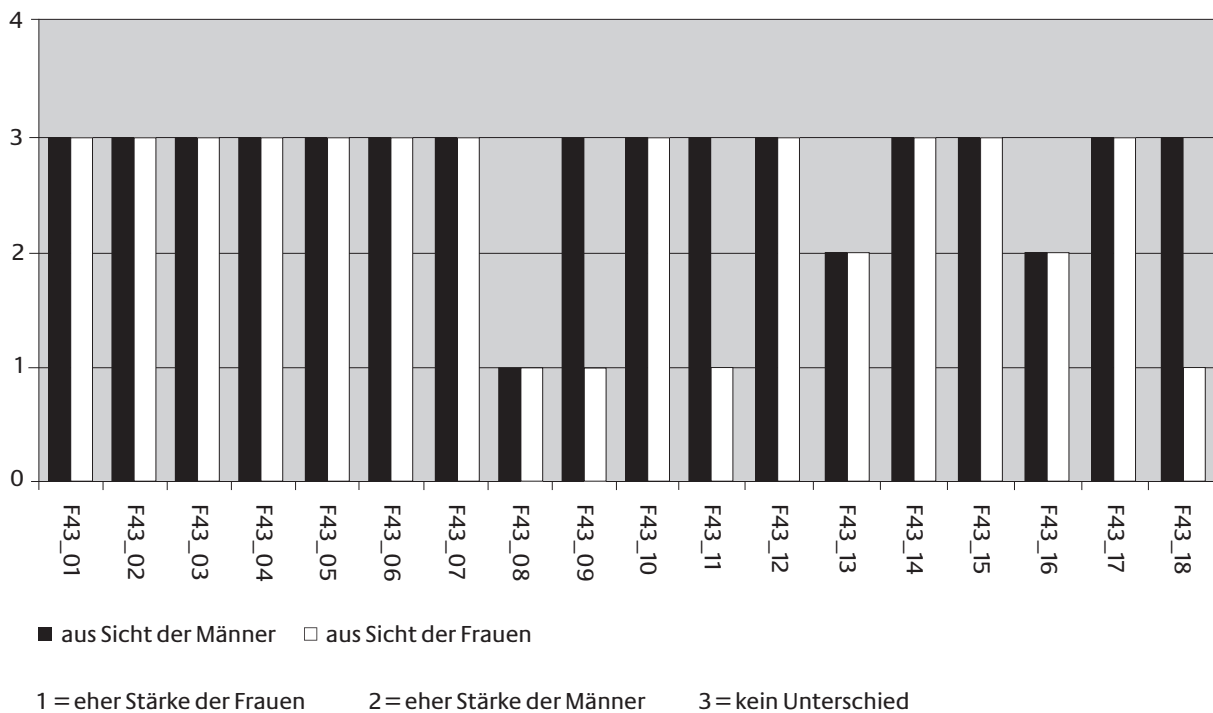
Legende (die Zahlen in den Klammern geben die Skalenwerte an): 01 = stark (1) – schwach (5); 02 = aktiv (1) – passiv (5); 03 = dominierend (1) – unterwürfig (5); 04 = gewalttätig (1) – sanft (5); 05 = leistungsbewusst (1) – nicht leistungsbewusst (5); 06 = Selbstvertrauen haben (1) – ohne Selbstvertrauen (5); 07 = logisch denken (1) – unlogisch denken (5); 08 = willensstark (1) – willensschwach (5); 09 = erotisch, sexy (1) – unerotisch, asexuell (5); 10 = ängstlich (1) – tapfer (5); 11 = gesellig (1) – ungesellig (5); 12 = sicher (1) – unsicher (5); 13 = redet viel, auch dazwischen (1) – ist eher ruhig, hält sich zurück (5); 14 = gepflegtes Aussehen (1) – ungepflegtes Aussehen (5); 15 = selbstständig (1) – unselbstständig (5); 16 = mitfühlend (1) – nicht mitfühlend (5); 17 = gefühvoll (1) – gefühllos (5)

1.1 Stärken und Schwächen der Geschlechter

Vor diesem Hintergrund dürfte es auch nicht weiter verwundern, dass Männer und Frauen sich auch weitgehend einig sind in der Zuordnung von Stärken und Schwächen zu den jeweiligen Geschlechtern.

Wie die Abbildung zeigt, differieren die Werte nur in drei von 18 Dimensionen: Männer sehen Anpassungsfähigkeit als zwischen beiden Geschlechtern gleich verteilt, Frauen sehen diese als Stärke der Frauen; Männer sehen Belastbarkeit als Stärke beider Geschlechter, Frauen als Stärke von Frauen; Frauen sehen auch Spontaneität als ihre Stärke an, während Männer diese bei beiden Geschlechtern gleichermaßen verorten. Im Übrigen sind die Stärken und Schwächen der Geschlechter sehr egalitär verteilt. Nur in drei Fällen werden sie von beiden Geschlechtern jeweils einem Geschlecht zugeschrieben: Gefühle gelten eindeutig als Domäne der Frauen, Durchsetzungsfähigkeit und strategisches Denken als Stärke der Männer. Somit zeigt sich hier wiederum das schon bei den Geschlechtereigenschaften beobachtete Muster: Männlichkeit wird mit Handlungskompetenz, Weiblichkeit mit Stärke für Gefühle konnotiert. Auch dieses Muster hat sich – wie die Männerstudie zeigt – strukturell in den vergangenen zehn Jahren kaum verändert.

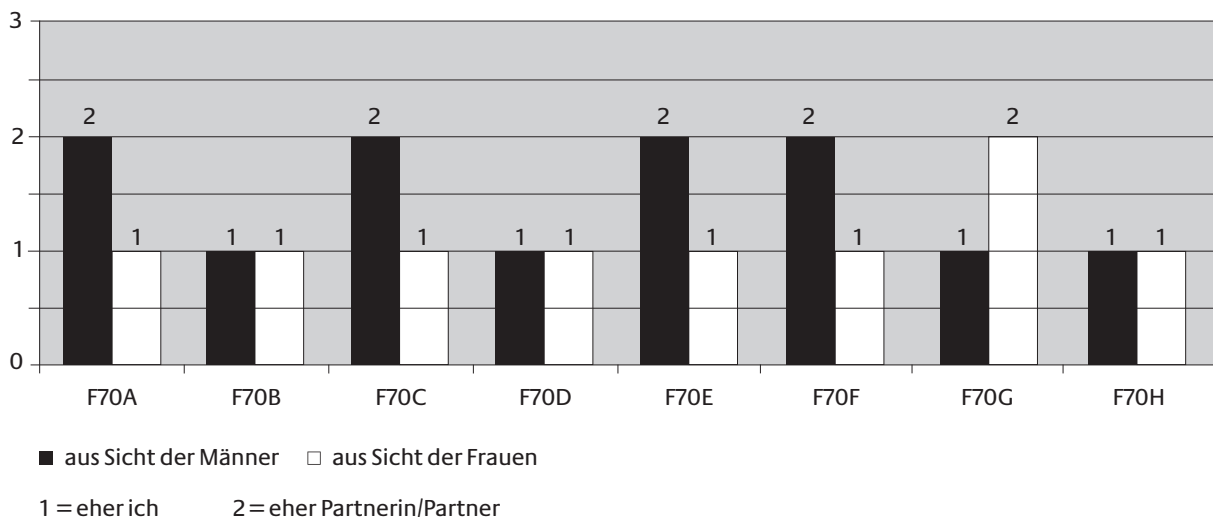
Abbildung 243: Stärken der Geschlechter (Modalwert¹²)



01 = körperliche Gesundheit; 02 = seelische Gesundheit; 03 = nicht nachtragend sein; 04 = keine Eifersucht empfinden; 05 = keine Selbstmordgefährdung; 06 = Lebenserfahrung; 07 = Lockerheit; 08 = Gefühle; 09 = Anpassungsfähigkeit; 10 = Intelligenz; 11 = Belastbarkeit; 12 = Verlässlichkeit; 13 = Durchsetzungsfähigkeit; 14 = Zielstrebigkeit; 15 = Verbindlichkeit; 16 = strategisches Denken; 17 = Abstraktionsfähigkeit; 18 = Spontaneität

Angesichts der Stabilität der Geschlechterbilder ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass im Alltag der Geschlechter eine klare Aufgabentrennung existiert (F70).

Abbildung 244: Zuständigkeiten der Geschlechter (F70) – Modalwerte



A = dass es gemütlich ist; B = dass gemeinsam etwas unternommen wird; C = dass es bei einem Streit wieder zum Ausgleich kommt; D = dass notwendige Entscheidungen getroffen werden; E = dass über die Partnerschaft gesprochen wird; F = dass über Spannungen oder Probleme gesprochen wird; G = dass die materielle Existenz gesichert ist; H = dass für die Zukunft geplant wird

Unterschiedliche Einschätzungen hinsichtlich der Zuständigkeiten existieren nur in drei von acht Items: hinsichtlich der Organisation gemeinsamer Unternehmungen (F70B), hinsichtlich des Treffens notwendiger Entscheidungen (F70D) und im Hinblick auf die Planung der Zukunft (F70H). Trotz dieser Unklarheiten

¹² Der Modalwert beschreibt die in einer Stichprobe am häufigsten vorkommenden Werte.

scheint es eine eindeutige Komplementarität in der Aufgabenzuordnung zu geben: Männer sind zuständig für die Sicherung der materiellen Existenz (F70G) – die einzige Aufgabe, die eindeutig den Männern zugeschrieben wird –, Frauen vor allem für Fragen der Gemütlichkeit und des emotionalen Ausgleichs.

1.2 Zwischenfazit: Komplementarität und Stabilität

Vor dem Hintergrund dieser Datenlage kann als erstes Zwischenfazit festgehalten werden, dass hinsichtlich der Geschlechterbilder eine weitgehende Übereinstimmung bei Männern und Frauen existiert: Männlichkeit wird mit Stärke, Weiblichkeit mit Gefühlen und Körperlichkeit verbunden. Männlichkeit wird zudem von beiden Geschlechtern mit Leistungsbewusstsein konnotiert. Dies scheint die These, wie sie jüngst nochmals von Roy Baumeister formuliert wurde, zu bestätigen, dass Männlichkeit etwas ist, was ein Mann sich verdienen muss: „Aber es gilt immer noch, dass Männlichkeit etwas ist, das man sich verdienen muss ... Ein Mann zu sein heißt, mehr zu produzieren, als man konsumiert.“¹³ Wie die Männerstudie 2008 weiterhin zeigt, sind die Geschlechterbilder auch im Zeitverlauf weitgehend stabil. Damit bestätigen die Befunde der Männerstudie 2008 Ergebnisse auch internationaler Vergleiche zu Geschlechterbildern.¹⁴ Dabei scheint Männlichkeit eindeutiger bestimmt zu sein als Weiblichkeit, denn im Hinblick auf die Definition der typisch männlichen Eigenschaften unterscheiden sich die Skalenwerte bei Männern und Frauen kaum, während sie bei der Einschätzung von typisch weiblichen Eigenschaften doch erheblich differieren. Dies zeigt sich auch an der klaren Aufgabenzuschreibung der materiellen Existenzsicherung an die Männer.

Ein erstes Indiz für eine gewisse biologische Begründung geschlechtsspezifischen Verhaltens und der damit zusammenhängenden Geschlechterbilder könnte die zeitliche Stabilität der Muster sein. Auf der anderen Seite ist ein Vergleichszeitraum von zehn Jahren für Aussagen über die Veränderung sozialer und kultureller Handlungs- und Deutungsmuster doch recht knapp bemessen. Als ein weiterer Zugang zur Beantwortung der Frage nach einer möglichen biologischen Fundierung von Geschlechterbildern bietet sich meines Erachtens ein Vergleich dieser Bilder in unterschiedlichen Bildungsmilieus und in unterschiedlichen Kulturen an.

2. Typisch männlich – typisch weiblich: Geschlechterbilder nach Bildungsmilieus

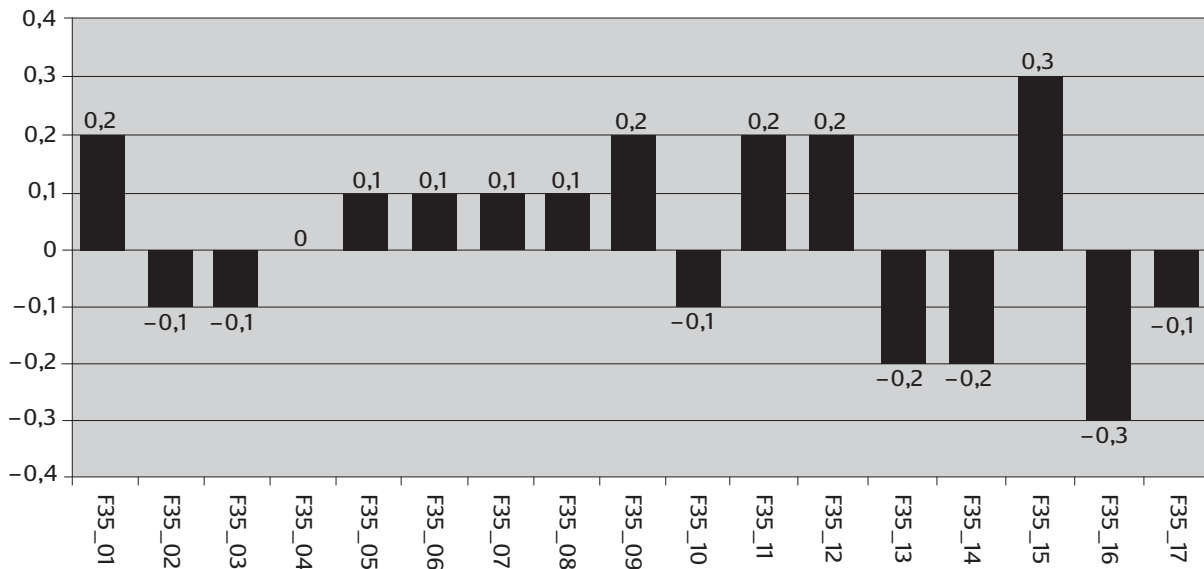
Bildung kann im Allgemeinen verstanden werden als Möglichkeit des Zugriffs auf Reflexionswissen, als Fähigkeit, über das eigene Denken nachzudenken und situationsadäquate Handlungsmuster zu entwickeln. Angenommen werden kann, dass je nach Bildungsabschluss die Fähigkeit zunimmt, über Geschlechterbilder zu reflektieren und Geschlechterhandeln bewusst zu gestalten. Geschlechterbilder und Handlungsmuster sollten sich dann nach Bildungsmilieus differenzieren. Kann dies festgestellt werden, wäre dies ein Hinweis auf eine soziale Konstruktion der Geschlechterbilder. Von diesen Vorüberlegungen ausgehend sollen im Folgenden zwei Bildungsmilieus kontrastierend verglichen werden: Männer und Frauen mit Hauptschulabschluss und ohne Lehre sowie Männer und Frauen mit Abitur/FHS-Reife.

Ein Vergleich der Mittelwerte bei den Männern mit Hauptschulabschluss und ohne Lehre einerseits und bei den Männern mit Abitur/FHS-Reife andererseits zeigt auf den ersten Blick keine signifikanten Unterschiede in der Zuordnung der Eigenschaften dessen, was als „typisch männlich“ gelten soll. Insgesamt zeigen sich bei allen Items nur sehr schwache Korrelationen zwischen Schulbildung und Eigenschaften.

¹³ Baumeister, Roy: Wozu sind Männer gut?, in: Psychologie heute, Nr. 3/2008, http://premium-6ht03h1rlu0ocj.eu.clickandbuy.com/p0308_se/fg080320/artikel.php. Zugriff: 13. August 2008 [deutsche Übersetzung von: Is There Anything Good About Men? American Psychological Association, Invited Address, 2007].

¹⁴ Vgl. Costa, Paul T. Jr./Terraciano, Antonio/McCrea, Robert R.: Gender differences in personality traits across cultures: robust and surprising findings, in: Journal of Personality and Social Psychology, Vol. 81/Nr. 2 (2001), 322–331.

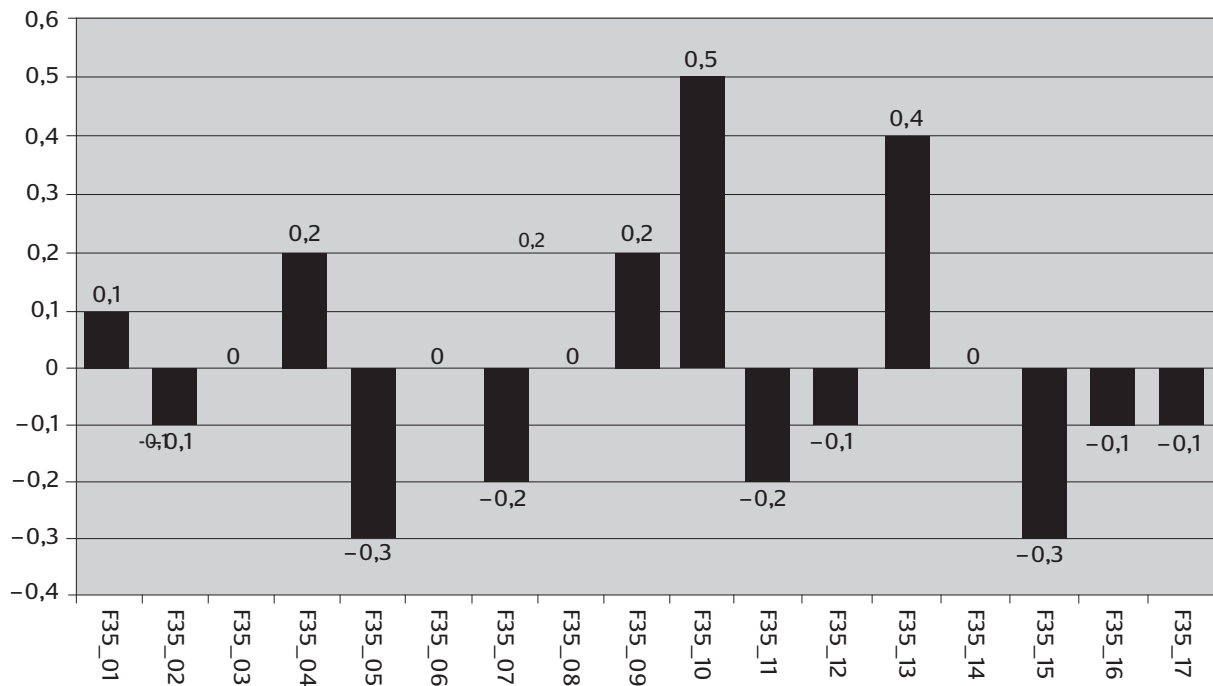
**Abbildung 245: Typisch männlich – Männer mit Hauptschule ohne Lehre/Männer mit Abitur
(Differenz der Mittelwerte)**



01 = stark – schwach; 02 = aktiv – passiv; 03 = dominierend – unterwürfig; 04 = gewalttätig – sanft; 05 = leistungsbewusst – nicht leistungsbewusst; 06 = Selbstvertrauen haben – ohne Selbstvertrauen; 07 = logisch denken – unlogisch denken; 08 = willensstark – willensschwach; 09 = erotisch, sexy – unerotisch, asexuell; 10 = ängstlich – tapfer; 11 = gesellig – ungesellig; 12 = sicher – unsicher; 13 = redet viel, auch dazwischen – ist eher ruhig, hält sich zurück; 14 = gepflegtes Aussehen – ungepflegtes Aussehen; 15 = selbstständig – unselbstständig; 16 = mitfühlend – nicht mitfühlend; 17 = gefühlvoll – gefühllos

Allerdings finden sich doch beachtenswerte Unterschiede in der Wertung dessen, was als typisch männlich gilt: Während für Männer mit Abitur als zentrale männliche Eigenschaft „Selbstständigkeit“ (F35_15) gesehen wird, gilt für Männer mit Hauptschulabschluss „aktiv zu sein“ (F35_02) als männlich. Die Aktiv-passiv-Dichotomie bildet auch das einzige Eigenschaftspaar mit einer zwar schwachen ($p = 0,5$), aber signifikanten Korrelation mit dem Bildungsabschluss. Männer mit Hauptschulabschluss und ohne Lehre sehen weiterhin Dominanz (F35_03) als besondere männliche Eigenschaft, während Männer mit Abitur „Leistungsbewusstsein“ an die zweite Stelle setzen. Diese Eigenschaft kommt bei Männern mit Hauptschule an dritter Stelle. Männer aus beiden Bildungsmilieus sind sich darüber einig, dass Männer nicht ängstlich (F35_10) sind. Weitgehend einig sind sich die beiden Männergruppen auch hinsichtlich der Einschätzung, dass Gewalttätigkeit etwas typisch Männliches ist – hier sind die Mittelwerte in beiden Gruppen bis auf ein Zehntel identisch!

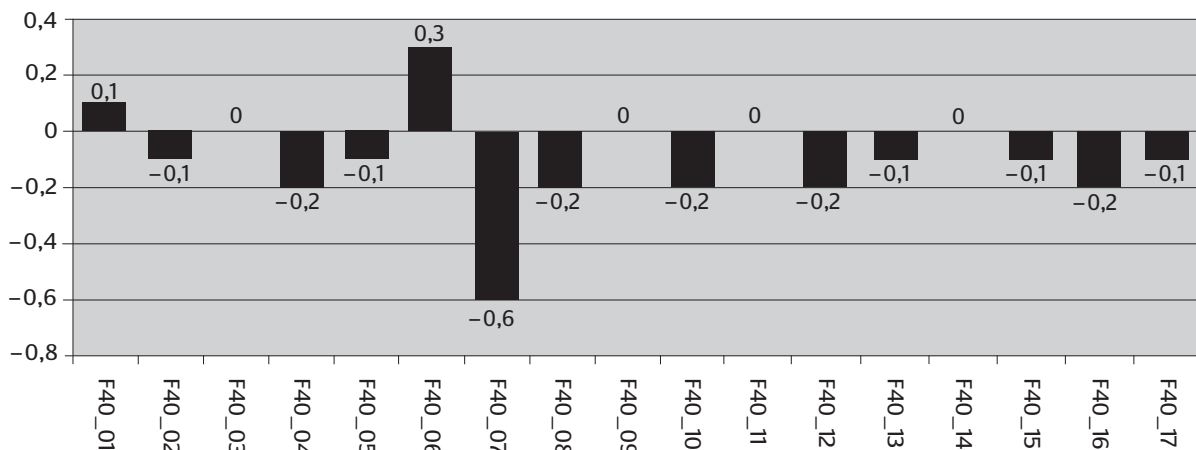
**Abbildung 246: Typisch männlich – Frauen mit Hauptschule ohne Lehre/Frauen mit Abitur
(Differenz der Mittelwerte)**



01 = stark – schwach; 02 = aktiv – passiv; 03 = dominierend – unterwürfig; 04 = gewalttätig – sanft; 05 = leistungsbewusst – nicht leistungsbewusst; 06 = Selbstvertrauen haben – ohne Selbstvertrauen; 07 = logisch denken – unlogisch denken; 08 = willensstark – willensschwach; 09 = erotisch, sexy – unerotisch, asexuell; 10 = ängstlich – tapfer; 11 = gesellig – ungesellig; 12 = sicher – unsicher; 13 = redet viel, auch dazwischen – ist eher ruhig, hält sich zurück; 14 = gepflegtes Aussehen – ungepflegtes Aussehen; 15 = selbstständig – unselbstständig; 16 = mitfühlend – nicht mitfühlend; 17 = gefühlvoll – gefühllos

Auch ein Vergleich der Mittelwerte der Einschätzungen der Frauen, was als „typisch männlich“ gilt, zeigt im Wesentlichen Übereinstimmungen: Tapferkeit, Leistungsbewusstsein und Selbstständigkeit bilden in beiden Bildungsmilieus die zentralen Achsen von Männlichkeit. Ein signifikanter Unterschied ($p < 0,05$) zeigt sich nur in der Verortung der Eigenschaft „Ängstlichkeit“ (F35_10): Frauen mit Hauptschulabschluss sehen Männer etwas tapferer als Frauen mit Abitur. Insgesamt scheint auch bei einem Vergleich der Männerbilder nach Bildungsmilieus Männlichkeit quer zu den Gruppen recht eindeutig bestimmt zu sein.

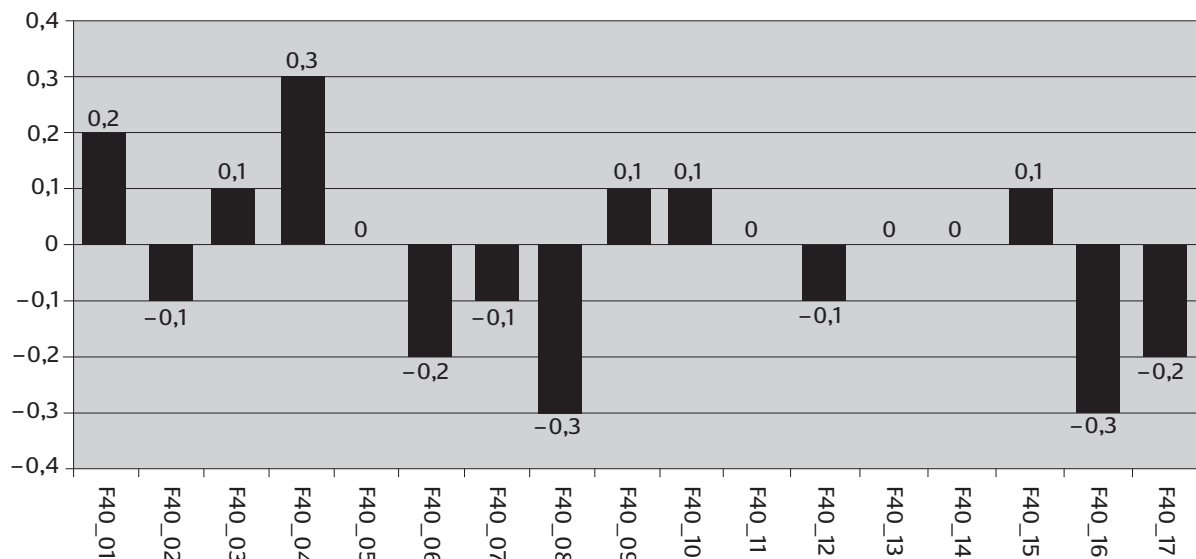
Abbildung 247: Typisch weiblich – Männer mit Hauptschule ohne Lehre/Männer mit Abitur
(Differenz der Mittelwerte)



01 = stark – schwach; 02 = aktiv – passiv; 03 = dominierend – unterwürfig; 04 = gewalttätig – sanft; 05 = leistungsbewusst – nicht leistungsbewusst; 06 = Selbstvertrauen haben – ohne Selbstvertrauen; 07 = logisch denken – unlogisch denken; 08 = willensstark – willensschwach; 09 = erotisch, sexy – unerotisch, asexuell; 10 = ängstlich – tapfer; 11 = gesellig – ungesellig; 12 = sicher – unsicher; 13 = redet viel, auch dazwischen – ist eher ruhig, hält sich zurück; 14 = gepflegtes Aussehen – ungepflegtes Aussehen; 15 = selbstständig – unselbstständig; 16 = mitfühlend – nicht mitfühlend; 17 = gefühlvoll – gefühllos

Auch im Hinblick auf die Bestimmung dessen, was als typisch weiblich gilt, zeigt ein Vergleich der Mittelwerte bei den Männern bis auf ein Item keine signifikanten Unterschiede: Männer mit Abitur sehen Frauen weniger als logisch denkend als Männer mit Hauptschulabschluss ohne Lehre (F40_07; $p < 0,01$).

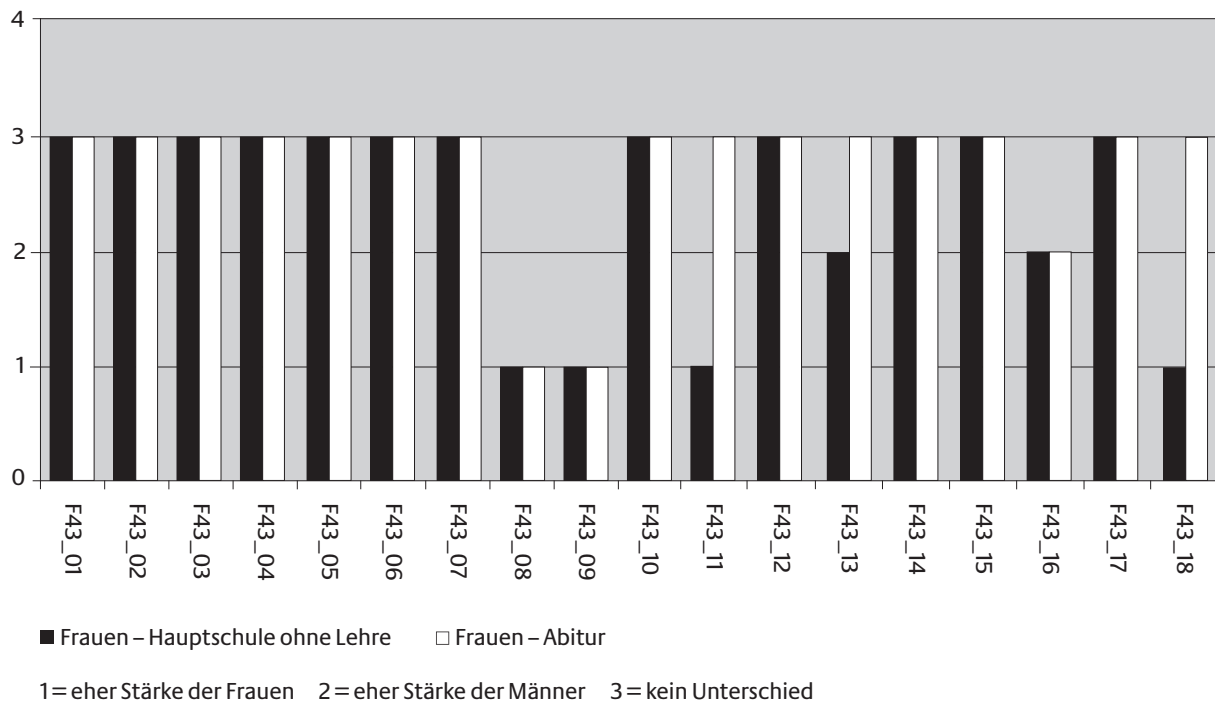
Abbildung 248: Typisch weiblich – Frauen mit Hauptschule ohne Lehre/Frauen mit Abitur
(Differenz der Mittelwerte)



01 = stark – schwach; 02 = aktiv – passiv; 03 = dominierend – unterwürfig; 04 = gewalttätig – sanft; 05 = leistungsbewusst – nicht leistungsbewusst; 06 = Selbstvertrauen haben – ohne Selbstvertrauen; 07 = logisch denken – unlogisch denken; 08 = willensstark – willensschwach; 09 = erotisch, sexy – unerotisch, asexuell; 10 = ängstlich – tapfer; 11 = gesellig – ungesellig; 12 = sicher – unsicher; 13 = redet viel, auch dazwischen – ist eher ruhig, hält sich zurück; 14 = gepflegtes Aussehen – ungepflegtes Aussehen; 15 = selbstständig – unselbstständig; 16 = mitfühlend – nicht mitfühlend; 17 = gefühlvoll – gefühllos

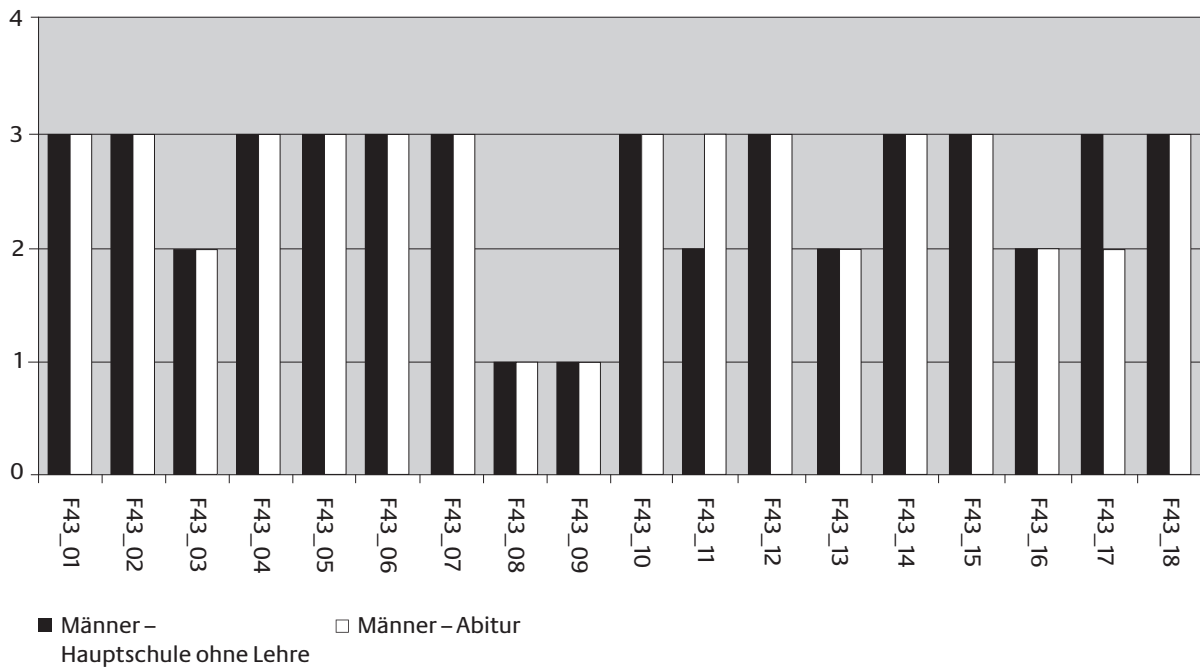
Ähnlich wie die Männer sind auch Frauen je nach Bildungsmilieu weitgehend einig in der Definition dessen, was weiblich ist. Eine leicht signifikante Differenz ($p < 0,1$) zeigt sich nur im Hinblick auf die Einschätzung der Gewalttätigkeit: Frauen mit Hauptschulabschluss ohne Lehre sehen Frauen als weniger gewalttätig als Frauen mit Abitur. Über die Bildungsmilieus hinweg sehen Frauen als „typisch weiblich“ körperbezogene Eigenschaften (gutes Aussehen, erotische Ausstrahlung) und emotionale Eigenschaften (gefühlvoll, mitfühlend). Frauen sehen sich selbst als nicht dominant, sie sehen Frauen aber auch als nicht ängstlich. Angesichts dieser Gemeinsamkeiten dürfte es auch nicht weiter verwundern, dass sich Frauen quer zu den Bildungsmilieus weitgehend darin einig sind, was ihre Stärken sind.

Abbildung 249: Stärken und Schwächen der Geschlechter – aus Sicht der Frauen (Modalwerte)



01 = körperliche Gesundheit; 02 = seelische Gesundheit; 03 = nicht nachtragend sein; 04 = keine Eifersucht empfinden; 05 = keine Selbstmordgefährdung; 06 = Lebenserfahrung; 07 = Lockerheit; 08 = Gefühle; 09 = Anpassungsfähigkeit; 10 = Intelligenz; 11 = Belastbarkeit; 12 = Verlässlichkeit; 13 = Durchsetzungsfähigkeit; 14 = Zielstrebigkeit; 15 = Verbindlichkeit; 16 = strategisches Denken; 17 = Abstraktionsfähigkeit; 18 = Spontaneität

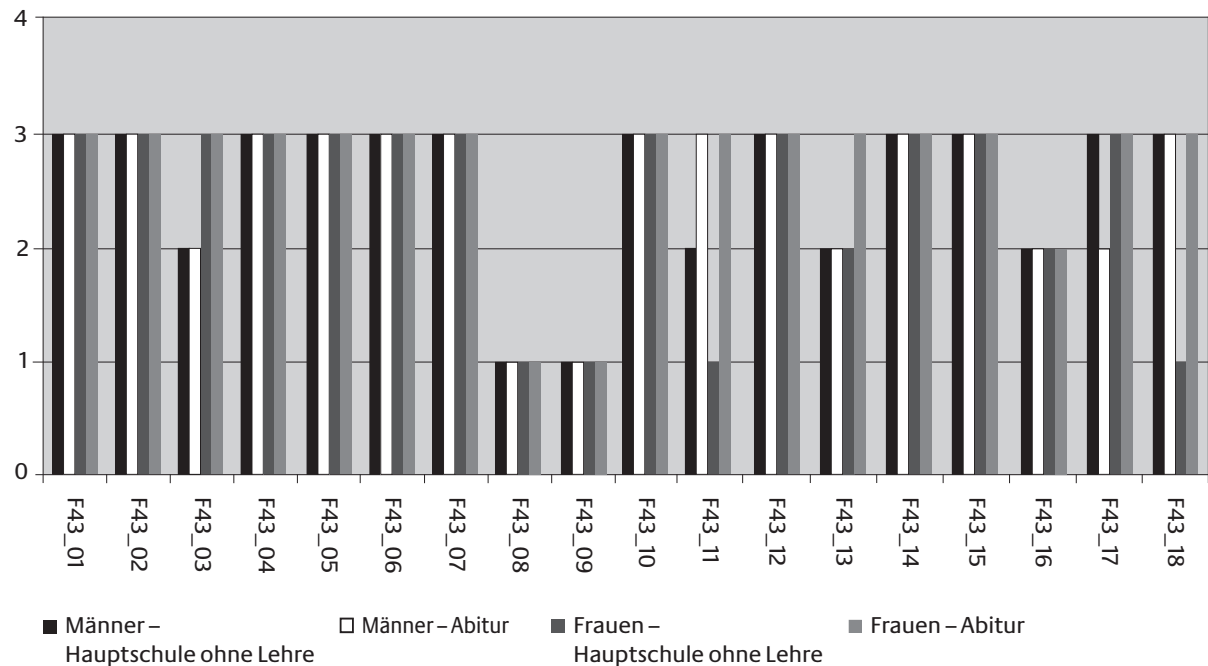
In nur drei von 18 Items finden sich unterschiedliche Einschätzungen: Belastbarkeit (F43_11) gilt Frauen mit Hauptschulabschluss als Stärke der Frauen, Durchsetzungsfähigkeit (F43_13) gilt Frauen aus diesem Bildungsmilieu als Stärke der Männer, Spontaneität wiederum als Stärke der Frauen (F43_18). Jenseits dieser Unterschiede sind sich Frauen aus beiden Bildungsmilieus einig in der Bestimmung dessen, was eine männliche Stärke ist: strategisches Denken (F43_16). Beide Frauengruppen sind sich auch darin einig, was ausschließliche Stärken der Frauen sind: Gefühle (F43_08) und Anpassungsfähigkeit (F43_09).

Abbildung 250: Stärken der Geschlechter – aus Sicht der Männer (Modalwerte)

01 = körperliche Gesundheit; 02 = seelische Gesundheit; 03 = nicht nachtragend sein; 04 = keine Eifersucht empfinden; 05 = keine Selbstmordgefährdung; 06 = Lebenserfahrung; 07 = Lockerheit; 08 = Gefühle; 09 = Anpassungsfähigkeit; 10 = Intelligenz; 11 = Belastbarkeit; 12 = Verlässlichkeit; 13 = Durchsetzungsfähigkeit; 14 = Zielstrebigkeit; 15 = Verbindlichkeit; 16 = strategisches Denken; 17 = Abstraktionsfähigkeit; 18 = Spontaneität

Hier treffen sie sich wiederum mit den Ansichten der Männer, die insgesamt nur in zwei von 18 Items differieren: Männer mit Hauptschulabschluss sehen Belastbarkeit (F43_11) als eine Stärke der Männer, Männer mit Abitur sehen Abstraktionsfähigkeit (F43_17) als Stärke der Männer. Männer aus den hier verglichenen Bildungsmilieus sind sich aber darüber einig, was als männliche Stärke gesehen wird: Nicht-nachtragend-Sein, Durchsetzungsfähigkeit und strategisches Denken. Männlichkeit wird in beiden Bildungsmilieus also überwiegend an Handlungskompetenzen festgemacht, zentrale Koordinaten von Weiblichkeit bilden – wie auch bei den Frauen – Anpassungsfähigkeit und Gefühle.

Abbildung 251: Stärken und Schwächen der Geschlechter (Modalwerte)

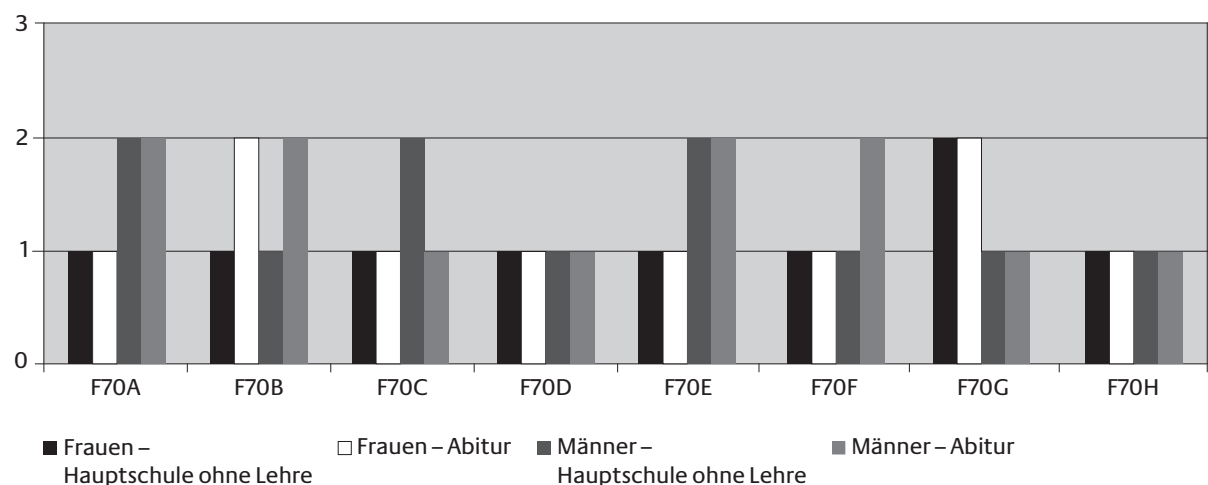


1= eher Stärke der Frauen 2= eher Stärke der Männer 3= kein Unterschied

01 = körperliche Gesundheit; 02 = seelische Gesundheit; 03 = nicht nachtragend sein; 04 = keine Eifersucht empfinden; 05 = keine Selbstmordgefährdung; 06 = Lebenserfahrung; 07 = Lockerheit; 08 = Gefühle; 09 = Anpassungsfähigkeit; 10 = Intelligenz; 11 = Belastbarkeit; 12 = Verlässlichkeit; 13 = Durchsetzungsfähigkeit; 14 = Zielstrebigkeit; 15 = Verbindlichkeit; 16 = strategisches Denken; 17 = Abstraktionsfähigkeit; 18 = Spontaneität

Die weitgehende Übereinstimmung innerhalb der Bildungsmilieus und zwischen den Geschlechtern zeigt sich abschließend noch einmal darin, dass nur bei fünf der 18 Items geschlechts- oder gruppen-spezifische Unterschiede vorliegen, wobei ein eindeutiger Unterschied im Hinblick auf die Bildungsmilieus in nur vier Dimensionen vorliegen dürfte. Eindeutigkeit besteht zwischen den Geschlechtern und den Bildungsmilieus in der Zuordnung emotionaler Kompetenz an die Frauen und von Handlungskompetenz (strategischem Denken) an Männer.

Abbildung 252: Verantwortlichkeiten nach Bildungsmilieus – Modalwerte



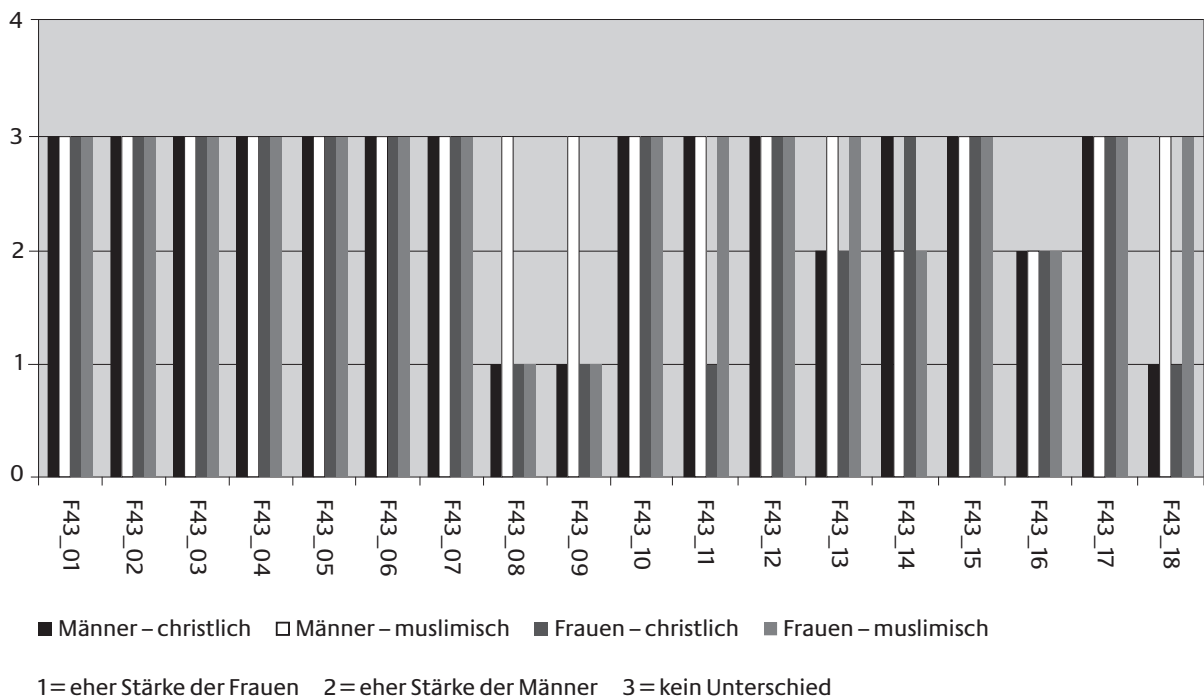
1= eher ich 2= eher Partnerin/Partner

A = dass es gemütlich ist; B = dass gemeinsam etwas unternommen wird; C = dass es bei einem Streit wieder zum Ausgleich kommt; D = dass notwendige Entscheidungen getroffen werden; E = dass über die Partnerschaft gesprochen wird; F = dass über Spannungen oder Probleme gesprochen wird; G = dass die materielle Existenz gesichert ist; H = dass für die Zukunft geplant wird

Dementsprechend haben Männer in beiden Bildungsmilieus die Aufgabe, für die materielle Sicherheit zu sorgen (F70G), Frauen besorgen in beiden Milieus die Gemütlichkeit (F70A). Frauen sind in beiden Bildungsmilieus auch dafür zuständig, dass über die Beziehung gesprochen wird (F70E). In diesen Fällen besteht zwischen den Geschlechtern weitgehende Übereinstimmung in der geschlechtsspezifischen Zuordnung. Unterschiede in diesem Muster zeigen sich hier allerdings zwischen den Männern der ausgewählten Bildungsmilieus bei zwei Items: Männer mit Abitur reklamieren für sich, nach einem Streit wieder für Ausgleich zu sorgen (F70C), Männer mit Hauptschulabschluss ohne Lehre sehen sich in der Hauptverantwortung, über Spannungen und Probleme in der Partnerschaft zu sprechen (F70F). Die Zuschreibungen der Frauen sind in beiden Fällen identisch: Sie sehen sich jeweils als Hauptakteurinnen bei diesen Aufgaben.

Aufgrund der geringen Fallzahlen¹⁵ ist ein Vergleich der Zuständigkeiten sowie der Frauen- und Männerbilder zwischen Angehörigen unterschiedlicher Religionsgruppen nur eingeschränkt möglich. Allerdings zeigen die Zuschreibungen der Stärken und Schwächen in der Tendenz ein ähnliches Muster bei christlichen und muslimischen Männern und Frauen: Bei 13 von 18 Items findet sich eine Übereinstimmung in den Zuordnungen der Stärken bei den Männern der jeweiligen Religionsgruppen, in 14 Fällen bei den Frauen. Unterschiede zwischen den Angehörigen der Glaubensrichtungen finden sich explizit bei drei Items: Durchsetzungsfähigkeit (F43_13) wird von den christlichen Frauen und Männern als Stärke der Männer, von den muslimischen Frauen und Männern als gemeinsame Stärke gesehen.

Abbildung 253: Stärken und Schwächen nach Religionszugehörigkeit (Modalwerte)



01 = körperliche Gesundheit; 02 = seelische Gesundheit; 03 = nicht nachtragend sein; 04 = keine Eifersucht empfinden; 05 = keine Selbstmordgefährdung; 06 = Lebenserfahrung; 07 = Lockerheit; 08 = Gefühle; 09 = Anpassungsfähigkeit; 10 = Intelligenz; 11 = Belastbarkeit; 12 = Verlässlichkeit; 13 = Durchsetzungsfähigkeit; 14 = Zielstrebigkeit; 15 = Verbindlichkeit; 16 = strategisches Denken; 17 = Abstraktionsfähigkeit; 18 = Spontaneität

Bei der Zielstrebigkeit (F43_14) zeigt sich genau das gegenteilige Bild: Christen sehen diese als Stärke beider Geschlechter, Muslime als Stärke der Männer. Demgegenüber wird Spontaneität von Christen wiederum eindeutig den Frauen, von Muslimen den Männern zugeschrieben. In zwei Fällen (F43_08

¹⁵ Die Stichprobengröße der muslimischen Frauen (N = 30) und Männer (N = 59) ist im Vergleich zu den christlichen Männern (N = 888) und Frauen (N = 610) verhältnismäßig klein. Die Aussagekraft der Daten ist auch aus dem Umstand eher mit Vorsicht zu behandeln, da nicht ermittelt werden kann, wie lange die Mitglieder der muslimischen Glaubensrichtung schon in Deutschland leben und von daher ein Angleich der Kulturmuster stattgefunden hat.

und F43_09) sind sich die Frauen über die Religionen hinweg hinsichtlich der Zuordnung der Stärken einig, die Männer differieren jedoch: Die muslimischen Männer sehen Gefühle und Anpassungsfähigkeit als Stärke beider Geschlechter, christliche Männer und Frauen beider Religionsgruppen verorten diese beiden Stärken eindeutig bei den Frauen. Bei der Zuordnung der Belastbarkeit (F43_11) zeigt sich ein umgekehrter Fall: Während die christlichen Frauen diese in ihrer Mehrzahl als Stärke der Männer sehen, sind sich die Übrigen einig in der Zuordnung als gemeinsame Stärke der Geschlechter. In diesen Fällen wäre auf der Basis größerer Fallzahlen unbedingt im Weiteren zu prüfen, ob es sich tatsächlich um einen kulturellen Unterschied in den Geschlechterbildern bei Männern und Frauen dieser unterschiedlichen Glaubensgruppen handelt. Dabei müsste auch die jeweils unterschiedliche Konnotation von Begriffen in unterschiedlichen Kulturen berücksichtigt werden.

3. Alles nur Konstruktion? – Geschlechterpolitische Konsequenzen der Männerstudie 2008

Zusammenfassend bestätigt die hier vorgenommene Detailanalyse der Männer- und Frauenbilder die Ergebnisse der Männerstudie 2008 zu den „Schieflagen“. Wie können diese Ergebnisse nun vor dem Hintergrund der Nature-Nurture-Debatte interpretiert werden? Sind Geschlechterbilder nur eine soziale Konstruktion? Welche geschlechterpolitischen Konsequenzen ergeben sich aus den Befunden?

Die beobachtete zeitliche und in der Tendenz interkulturelle sowie zwischen den ausgewählten Bildungsniveaus bestehende Identität in den Geschlechterbildern und vor allem in der familialen Aufgabenzuschreibung könnte als ein Indiz dafür gewertet werden, dass sich in den Geschlechterbildern gewisse biologische Prädispositionen der Geschlechter widerspiegeln. Geschlechterkultur könnte also in einem nicht unerheblichen Umfang durch Natur bestimmt sein. Unterstützt wird diese Vermutung dadurch, dass die Bilder und die Zuständigkeiten weitgehend entlang der Dichotomie Gefühlswelt – Außenwelt verlaufen. Keineswegs bedeutet dies, dass Männer und Frauen von Natur aus für unterschiedliche Aufgaben bestimmt sind – die neuro- und evolutionsbiologische Forschung geht heute vielmehr davon aus, dass Männer und Frauen unterschiedliche Motivationsmuster ausweisen: „Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern, die wir beobachten, haben vermutlich sehr viel mehr mit Motivation als mit Fähigkeiten zu tun, es geht also um den Unterschied zwischen Können und Wollen.“¹⁶

Diese Unterschiede erklären, warum Männer und Frauen über Kulturen hinweg in ihren Wertepreferenzen differieren: Männer legen durchgängig mehr Wert auf „Macht“, Frauen auf „Benevolenz“.¹⁷ In diesem Sinne zeigt sich auch in der vorliegenden Männerstudie, dass fast die Hälfte der Männer (46%) Politik zu einem größeren Teil ziemlich und sehr wichtig findet, aber nur ein Viertel der Frauen (28%) (Frage F1e). Die jüngst veröffentlichte Vorwerk-Familienstudie 2008 zeigt hinsichtlich der Vorlieben in der Kinderbetreuung ebenfalls eindeutige geschlechtsspezifische Unterschiede: 92% der Mütter, aber nur 71% der Väter nennen als Aktivität, die sie besonders gern mit ihren Kindern unternehmen, „in den Arm nehmen, Zuneigung zeigen“. Väter dagegen unternehmen mit ihren Kindern viel lieber Aktivitäten im Außenbereich: 51% der Väter, aber nur 44% der Mütter machen gerne Radtouren mit ihren Kindern; 36% der Väter, aber nur 17% der Mütter treiben mit ihren Kindern gerne Sport.¹⁸ Eine weitgehende Stabilität

16 Baumeister 2008 (vgl. Anm. 13). Siehe auch Baron-Cohen, Simon: Vom ersten Tag an anders. Das weibliche und das männliche Gehirn, Düsseldorf/Zürich 2004; Bischof-Köhler, Doris: Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede, Stuttgart – Berlin – Köln 2006; Güntürkün, Onur/Hausmann, Markus: Funktionelle Hirnorganisation und Geschlecht, in: Lautenbacher, Stefan/Güntürkün, Onur/Hausmann, Markus (Hrsg.): Gehirn und Geschlecht. Neurowissenschaft des kleinen Unterschieds zwischen Frau und Mann, Heidelberg 2007, 87–104.

17 Vgl. Schwartz, Shalom H./Rubel, Tammy: Sex differences in value priorities: Cross-cultural and multimethod studies, in: Journal of personality and social psychology, Vol. 89/Nr. 6 (2005), 1010–1028. Mit „Benevolenz“ ist ein Werteset umschrieben, das auf die Unterstützung und den Wohlstand der Eigengruppe zielt, das kooperative und unterstützende Beziehungen fördert.

18 Vgl. Institut für Demoskopie Allensbach: Vorwerk Familienstudie 2008, Wuppertal 2008, 27.

in der familialen Arbeitsteilung zeigt auch ein Vergleich der Zeitverwendung von Frauen und Männern in den Zeitbudgetstudien 2001/2002 und 1991/1992 des Statistischen Bundesamtes: Zu beiden Zeitpunkten stehen bei Frauen vom Zeitaufwand her gesehen die Kinderbetreuung an erster Stelle, bei Männern handwerkliche Tätigkeiten.¹⁹ Im Durchschnitt verbringen Männer je nach Kulturkreis ein Drittel bis ein Viertel der von Frauen aufgewendeten Zeit für die direkte Fürsorge mit Kindern.²⁰ Im Vergleich zu Männern scheinen Frauen weniger Motivation zu besitzen, in Führungspositionen aufsteigen zu wollen: So geben nur 15% der im Rahmen einer Studie der Harvard Business Review befragten hochqualifizierten Frauen, aber rund 27% der Männer an, eine Führungsposition anzustreben. 48% der befragten Männer, aber nur 35% der Frauen bezeichnen sich selbst als sehr ambitioniert.²¹

Neurobiologische Studien legen den Schluss nahe, dass die geschlechtsspezifischen Differenzen in Unterschieden der weiblichen und männlichen Gehirnarchitektur begründet sein können: „Männer und Frauen haben unterschiedliche Gehirne. Die neuroanatomischen Geschlechtsunterschiede finden sich auf allen Ebenen, vom Neokortex bis zum Rückenmark“.²² Zwar sind die hirnanatomischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern eher gering²³, aber „in komplexen nichtlinearen Systemen wie dem Gehirn können auch kleine Veränderungen der Kopplungen zwischen den Elementen zu Phasenübergängen führen, die radikale Veränderungen der Systemeigenschaften nach sich ziehen“.²⁴ Ebenso können kleine geschlechtsspezifische Unterschiede in den motivationalen Strukturen auf der individuellen Ebene über entsprechende Rückkopplungsprozesse auf der gesellschaftlichen Makroebene zu der immer wieder beobachteten Konstanz in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und Berufswahl führen, die sich – wie das Beispiel Schweden zeigt – auch unter Bedingungen intensiver geschlechterpolitischer Interventionen kaum modifizieren. Eindeutig geklärt ist allerdings nicht, woher die beobachteten neurobiologischen Unterschiede der Geschlechter stammen: Sie können ebenso gut Resultat evolutionsbiologischer wie sozialisatorischer Prozesse sein, sie können pränatal oder postnatal entstehen. Eindeutige Antworten auf diese Fragen werden sich wohl in absehbarer Zeit nicht finden lassen.

Geschlechterpolitik sollte diese Unsicherheiten annehmen und sich nicht in wissenschaftlich keinesfalls eindeutig geklärten behavioristischen Prämissen verfangen, nach welchen Geschlechterunterschiede ausschließlich sozialisationsbedingt sind. Geschlechterpolitisch lösen ließe sich diese Unsicherheit dadurch, dass die gegenwärtig prioritäre Zielvariable Gleichstellung durch die Zielvariable Gleichwertigkeit ergänzt wird.²⁵ Männer und Frauen dürften demnach weder aufgrund ihres (biologischen) Geschlechts noch aufgrund der von ihnen gewählten Lebensmuster und Tätigkeiten im Zugang zu (Gestaltungs-)Ressourcen benachteiligt werden. Dies bedeutet beispielsweise eine Aufwertung sogenannter Frauenberufe, aber auch eine Veränderung von Leistungs- und Karrieremustern in Wirtschaft und Wissenschaft. Wie das Konzept des Managing Diversity zeigt, muss Verschiedenheit keinesfalls zu Ungleichheit führen. Unterschiedlichkeit, benachteiligungsfrei gestaltet, kann vielmehr immense Potenziale in der Gesellschaft freisetzen.²⁶

19 Vgl. Döge 2006 (vgl. Anm. 5): 74 ff.

20 Vgl. Brown, Janet/Barker, Gary: Global Diversity and Trends in Patterns of Fatherhood, in: Supporting Fathers. Contributions from the International Fatherhood Summit 2003, The Hague 2004, 17–43, hier: 37.

21 Vgl. McKinsey: Women Matter. Gender diversity, a corporate performance driver, o. O. 2007, 9.

22 Güntürkün/Hausmann 2007 (vgl. Anm. 16): 100.

23 Vgl. Cahill, Larry: Sein Gehirn, ihr Gehirn, in: Spektrum der Wissenschaft, Nr. 3/2006, 28–35.

24 Singer in: Singer, Wolf/Ricard, Matthieu: Hirnforschung und Meditation. Ein Dialog, Frankfurt am Main 2008, 32.

25 Vgl. Döge, Peter: Geschlechterpolitik als Gestaltung von Geschlechterkulturen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Nr. 24–25/2008, 32–38, 37 f.

26 Vgl. Döge, Peter: Von der Anti-Diskriminierung zum Diversity-Management. Ein Leitfaden, Göttingen 2008.

Die beobachtete weitgehende Identität und Komplementarität in den Geschlechterbildern unterstreicht noch einmal die Notwendigkeit eines systemischen Ansatzes von Geschlechterpolitik. Eine größere Beteiligung von Männern in der Haus- und Familienarbeit sowie in der Kinderbetreuung erfordert demnach Lernprozesse bei beiden Geschlechtern.²⁷ Denn wie die Auswertung zeigt, sehen Frauen Männer eindeutig als zuständig für die materielle Reproduktion. Ebenso schätzen 59% der von Allensbach im Rahmen der Vorwerk-Familienstudie 2007 befragten Frauen an ihrem Partner seinen Beruf, 59% sein Einkommen, 47% seinen beruflichen Erfolg. 12% der Mütter wollen für die Kindererziehung alleine zuständig sein, 20% der Mütter sprechen den Vätern die nötige Geduld für die Kinderbetreuung ab und erledigen diese daher lieber selbst.²⁸ Das Engagement der Männer in der Kinderbetreuung hängt nicht unwesentlich von den – verbalen und nonverbalen – Kommunikationsmustern der Mütter ab.²⁹ Bedauerlicherweise ist in der bundesdeutschen Geschlechterpolitik das im angloamerikanischen Raum seit Jahren thematisierte und analysierte Phänomen des „maternal gatekeeping“ noch immer ein Tabuthema und von daher kaum erforscht. Ein systemischer Ansatz würde hier helfen, zu mehr Objektivität zu gelangen, denn er fragt nicht nach einer vermeintlichen „Schuld“ eines Individuums, sondern orientiert sich an den Kommunikations- und Interaktionsprozessen sowie den jeweiligen Rollen der Familienmitglieder, die zu einem suboptimalen Resultat führen. In diesem Kontext gewinnen dann die Geschlechterbilder der Akteure wieder an Relevanz. Geschlechterpolitik sollte von daher – auch vor dem Hintergrund der beobachteten unterschiedlichen Erwartungen von Frauen an Männer – Räume schaffen, in welchen Männer und Frauen sich gemeinsam mit geschlechterpolitischen Akteuren über die jeweiligen Bilder und Erwartungen konstruktiv austauschen können. Einsetzbare Instrumente wie die von Robert Jungk entwickelte Zukunftswerkstatt oder die am MIT entwickelte Dialog-Methode stehen seit Jahren bereit.³⁰

Männerpolitik und Männerforschung könnten diesen Prozess dahingehend unterstützen, dass das Defizitbild des Mannes, das sich seit einigen Jahren in den Geschlechterdiskurs eingeschlichen hat, stärkerer Kritik unterzogen wird. Wie die Auswertungen im Rahmen dieses Kommentars nahelegen, scheint Männlichkeit nach wie vor eindeutiger bestimmt zu sein als das, was als „typisch weiblich“ gilt. Von einer „Krise der Männlichkeit“ kann von daher eigentlich nicht gesprochen werden – es handelt sich wohl eher um eine Krise der Blicks auf Männlichkeit: „Jeder mag Frauen, aber niemand scheint Männer zu mögen.“³¹ Dieser Defizit-Blick auf Männer wird zunehmend als ein nicht unwesentlicher Grund dafür gesehen, dass Jungen heute in der Schule zum „Problemfall“ geworden sind, dass sich Mädchen in der Schule wohler fühlen als Jungen und von daher bessere Schulabschlüsse aufweisen.³²

Eine Ursache für den negativen Blick auf Männer liegt wohl darin, dass vorhandene Daten zu den Lebenslagen der Geschlechter in Öffentlichkeit und Politik verzerrt und einseitig interpretiert werden: So nehmen Männer zwar überwiegend Führungspositionen in Organisationen ein, aber Männer bilden auch weitgehend das untere Ende der sozialen Pyramide. Zudem befinden sich nur 20% aller Männer in Deutschland überhaupt in Führungspositionen.³³ Männer verdienen im Durchschnitt mehr als

27 Vgl. Döge, Peter/Volz, Rainer: Wollen Frauen den neuen Mann? Traditionelle Geschlechterbilder als Blockaden von Geschlechterpolitik (Zukunftsforum Politik 47), Sankt Augustin 2002.

28 Vgl. Institut für Demoskopie Allensbach: Vorwerk Familienstudie 2007. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung zur Familienarbeit in Deutschland, Wuppertal 2007, 22 ff.

29 Vgl. Fthenakis, Wassilios/Minsel, Beate: Die Rolle des Vaters in der Familie (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend), Stuttgart 2002.

30 Vgl. Döge, Peter: Nachhaltigkeit gendersensibel gestalten. Der Dialog als Instrument geschlechterpolitischer Strategiebildung, in: Dudeck, Anne/Jansen-Schulz, Bettina (Hrsg.): Zukunft Bologna!? Gender und Nachhaltigkeit als Leitideen für eine neue Hochschulkultur, Frankfurt am Main u. a. 2007, 221–234.

31 Baumeister 2008 (vgl. Anm. 13).

32 Vgl. Valtin, Renate/Wagner, Christine/Schwippert, Knut: Jungen – benachteiligt? Einige Ergebnisse aus IGLU, in: Die Grundschulzeitschrift, Nr. 194 (2006), 18–19; Diefenbach, Heike/Klein, Michael: „Bringing Boys Back In“. Soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern im Bildungssystem zuungunsten von Jungen am Beispiel der Sekundarabschlüsse, in: Zeitschrift für Pädagogik, 48. Jg./Nr. 6 (2002), 938–958.

33 Vgl. DESTATIS (2001): Männer fast doppelt so häufig als Führungskräfte tätig wie Frauen. <http://www.presseportal.de/print.htx?nr=241655>. Zugriff: 11.9.2008.

Frauen, aber nicht zuletzt auch aus dem Grund, dass einige sehr viel, viele aber doch im Mittel verdienen.³⁴ 95% der Gefängnisinsassen sind Männer, aber der weitgehende Teil der Männer wird in seinem Leben nie straffällig. Angesichts dieser und vieler anderer Zahlen wird – vor allem im angloamerikanischen Diskurs – seit einiger Zeit vom Mann als dem „extremen Geschlecht“ gesprochen: „Females are much of a muchness, clustering round the mean. But, among males, the variance – the difference between the most and the least, the best and the worst – can be vast. So males are almost bound to be over-represented both at the bottom and at the top. I think of this as ‚more dumbbells but more Nobels‘.“³⁵ Für diesen Umstand werden sowohl neuro- als auch evolutionsbiologische Gründe angeführt. Wenn wir den Blick von diesen Extremen zur Mitte hinlenken, finden wir – wie die Männerstudie 2008 zeigt – „ganz normale Männer“: Männer, deren wichtigster Lebensbereich die Familie ist; Männer, die gerne weniger Zeit für die Erwerbsarbeit aufwenden möchten; Männer, die familiäre Konflikte ohne Einsatz physischer Gewalt lösen. Damit soll nicht gesagt werden, dass Männerpolitik nur noch Lobby für die „Männer der Mitte“ sein soll – es handelt sich vielmehr um ein Plädoyer für eine Versachlichung und stärkere wissenschaftliche Fundierung des Männerdiskurses im Besonderen und des geschlechterpolitischen Diskurses in Deutschland im Allgemeinen. Die vorliegende Männerstudie ist sicherlich ein wichtiger Schritt auf diesem Weg, weitere valide Analysen zum Männerleben müssten folgen.

34 Vgl. Baumeister 2008 (vgl. Anm. 13).

35 Cronin, Helena (2008): More dumbbells but more Nobels: Why men are at the top. http://www.edge.org/q2008/q08_10.html#cronin Zugriff: 4.4.2008.

Männer: Arbeit, privates Leben und Zufriedenheit

Stephan Höyng

1. Die soziale Konstruktion von Männlichkeit(en)

In der empirischen Untersuchung von Volz und Zulehner finden sich Äußerungen von über 1400 Männern und 900 Frauen zu ihren Einstellungen und zu ihrem Verhalten. Dadurch können wir viel über das aktuelle Selbstverständnis von Männern erfahren. Diese Menge an empirischer Information sollte auch Anlass sein, Fragen zu stellen und sich etwa vertieft damit zu befassen, wie Männlichkeit entsteht und zu erklären ist, wie sich die Schwerpunktsetzung zwischen den Bereichen Beruf, Hausarbeit und Kinderbetreuung vollzieht und, nicht zuletzt, inwieweit und wie sich Männlichkeiten weiter entwickeln können.

Man kann davon ausgehen, dass Geschlecht eine sehr früh erlernte, an körperliche Merkmale gebundene, elementare Unterscheidungskategorie ist. Weil sich an diese Unterscheidung Erwartungen, Vorstellungen, ganze Identitäten knüpfen, wird Geschlecht für die meisten Menschen in absehbarer Zeit eine wichtige Quelle des Selbstverständnisses bleiben.¹ Gegen den Eindruck, Männlichkeit (und ebenso Weiblichkeit) seien etwas über die Jahrhunderte und über die Kulturen hinweg Festgelegtes, sprechen die Differenzen zwischen der Männlichkeit etwa eines Büroangestellten des 21. Jahrhunderts und eines Bauern des 18. Jahrhunderts oder eines malaysischen und deutschen Mannes – die weltweit existierende Vielfalt an Lebensformen lässt zu wenig Gemeinsamkeiten erkennen. Männlichkeit ist vielmehr eine sich ständig weiterentwickelnde gesellschaftliche Praxis. Das gegenwärtige Verständnis von Männlichkeit in unserer Kultur fußt darauf, wie sich die breite Masse von Männern in Beruf, Freizeit und zu Hause sowie ihre Vorbilder und Repräsentanten in Öffentlichkeit und Medien zeigen. In den Handlungsspielräumen, die wir uns erlauben, erneuern wir immer wieder unsere Vorstellungen von und Zuschreibungen an Männer. Robert Connell strukturierte diese verschiedenen Ebenen folgendermaßen: „Männlichkeit ist – soweit man diesen Begriff in Kürze überhaupt definieren kann – eine Position im Geschlechterverhältnis, die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur.“²

1.1 Männlichkeit als eine soziale Position im Geschlechterverhältnis

Im Unterschied zum mikrosozialen, privaten Bereich ist die höhere soziale Position von Männern in der Gesellschaft, dem makrosozialen Bereich, klar anhand der Stellung in der beruflichen Welt zu erkennen. Alle Zahlen verdeutlichen die Vorherrschaft von Männern gegenüber Frauen, sowohl in Führungspositionen als auch in der höheren Bewertung (z. B. Bezahlung) der von Männern dominierten Bereiche (Wirtschaft, Naturwissenschaft); einige wenige Frauen in diesen Bereichen ändern diesen Zustand nicht.

Für den einzelnen Mann stellt sich die vorherrschende Männlichkeit jedoch zwiespältig dar: Zum einen ermöglicht sie viele Vorteile, zum anderen müssen Männer sich diese Männlichkeit erkämpfen, immer wieder beweisen und können sie recht schnell verlieren. Es gibt nur eine schmale Palette von Möglichkeiten, diese vorherrschende Männlichkeit zu behaupten: Erfolg im Beruf, im Sport oder bei Frauen. In

¹ Vgl. Meuser, Michael: Abschied vom Hegemonieanspruch? Wandel der Geschlechterverhältnisse und Orientierungen junger Männer, in: Kreisjugendring München Stadt (Hrsg.): Abschied von den Geschlechterrollen? München 2000, 21–32.

² Connell, Robert W.: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Wiesbaden 1999, 91.

manchen Kreisen kann zudem mit gewalttätigem Verhalten und delinquentem Verhalten „Männlichkeit“ bewiesen werden. Eine Mehrheit unserer Gesellschaft spricht „Männlichkeit“ also bestimmten Lebensweisen und -formen zu. Anderen Lebensweisen aber, einem Leben als Hausmann etwa oder in homosexueller Partnerschaft, spricht sie die „Männlichkeit“ ab.

1.2 Männlichkeit als „geronnene Praxis“ in Kultur und Institutionen

Die heutige Struktur der Erwerbsarbeit ist keineswegs notwendig und sachlogisch die einzig mögliche Form. Geschichtswissenschaftler und Soziologen können das Wechselverhältnis beschreiben, in dem Männer über die letzten Jahrhunderte einerseits mit ihrer Praxis Hierarchien und Institutionen entsprechend den Wertordnungen vorherrschender Männlichkeit „männlich“ gestaltet haben (etwa das Militär und daran angelehnt staatliche Verwaltungen), andererseits aber auch durch diese Institutionen und Hierarchien zu (je nach Position unterschiedlichen) Männlichkeiten geformt, gepresst und gezogen wurden.³ Die heute in Institutionen vorherrschende Arbeitskultur, Mobilität, Arbeitsverdichtung und Arbeitszeiten sind Größen, die Einzelne kaum bewegen können, die aber einen enormen Druck auf sie ausüben können. Dieser Spannung zwischen Möglichkeiten eines sozialen Aufstiegs und Gefahren eines sozialen Ausgesetztseins müssen sich Männer mangels Alternative fast immer stellen.⁴

1.3 Soziale Praktiken von Männern und Frauen

Neben den vorfindlichen Rahmenbedingungen entsteht die vorherrschende Männlichkeit durch ein Zusammenspiel von Praktiken, durch die Männer und Frauen ihre Positionen einnehmen. Es gibt eine Vielfalt von sozialen Praktiken, im Zusammenhang von Beruf und privatem Leben sollen hier beispielhaft drei relevante Themen benannt werden:

- I Männer orientieren sich am Außen (Einkommen), Frauen am Innen (Fürsorge), für Männer gilt das Prinzip der Externalisierung.
- I Gerade die vorherrschenden Männer stellen durch Konkurrenzkampf Hierarchien untereinander her. Dies gilt als ein wesentliches Prinzip von Männlichkeit.
- I Um in der modernen Berufstätigkeit tätig sein zu können, wird vorausgesetzt, dass man sich jederzeit selbst kontrollieren und steuern kann. Dies wird als ein wesentliches Prinzip von Männlichkeit wahrgenommen.⁵

Anhand dieser Prinzipien entstehen geschlechterdifferente Verhaltensweisen. Männer und Frauen zeigen z. B. klare Differenzen in der alltäglichen Verteilung von Erwerb und privater Arbeit⁶, aber auch in Bezug auf Lebensphasen. Diese Differenzen führen in unserer Gesellschaft nicht einfach zu einer Vielfalt, sondern zu Nachteilen für Frauen und nicht konforme Männer. Männlichkeit definiert sich somit durch eine hierarchische Beziehung zu Weiblichkeit, aber ebenso durch hierarchische Beziehungen unter Männern.

³ Vgl. Schmale, Wolfgang: Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000), Böhlau – Wien – Köln – Weimar 2003.

⁴ Vgl. Böhnisch, Lothar: Lebensbewältigung. Ein sozialpolitisch inspiriertes Paradigma für die Soziale Arbeit, in: Thole, Werner: Grundriss sozialer Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden 2005, 201–213.

⁵ Vgl. Böhnisch, Lothar: Die Entgrenzung der Männlichkeit. Verstörungen und Formierungen des Mannseins im gesellschaftlichen Übergang, Opladen 2003, 158 f.

⁶ Vgl. Döge, Peter: Männer – Paschas und Nestflüchter? Zeitverwendung von Männern in der Bundesrepublik Deutschland, Opladen 2006, 55 ff.

1.4 Selbstwahrnehmung und Selbstbild von Männern

Die gesellschaftlichen Vorgaben werden individuell bearbeitet und im Rahmen des sozial Möglichen zu einer Männlichkeit geformt. Dabei sind Bilder von Männlichkeit wichtig: In der Einleitung zu ihrem Kapitel „Innenwelt“ sprechen Volz und Zulehner von der „prägenden Kraft von Rollenklischees“, und viele traditionelle Bilder werden im Kapitel „Was ist ein Mann?“ benannt.

Doch die jeweilige soziale Praxis ist verknüpft mit bestimmten eigenen, körperlichen Erfahrungen. Die vorliegende Studie zeigt uns auch dieses andere Bild, untersucht die Wahrnehmung der eigenen Person unter anderem in den Bereichen Gesundheit, Sexualität, Gefühle und Gewalt. Ob nun eine geringe Wahrnehmung der eigenen Körperlichkeit, von Bedürfnissen und Grenzen, ein stark kontrollierender Umgang mit sich selbst, das Benutzen von anderen, der Verlust an Empathie, Selbstfindung nur im Konkurrenzkampf, Stress und Herzversagen – wie bei Böhnisch⁷ weisen auch bei Volz und Zulehner Ergebnisse auf die selbst- und fremdschädigenden Konsequenzen hin, die eine Orientierung an der vorherrschenden Männlichkeit mit sich bringt.

2. Belastungen durch Berufsarbeit

Männer haben viele Vorteile in der Berufswelt, doch sie sind vielen Belastungen auch alternativlos ausgesetzt. Die Belastungen sind nicht nur unter Frauen und Männern, sondern auch unter den Männern ungleich verteilt. Gut der Hälfte aller Männer gelingt die Balance der Bereiche Alltagsleben und Beruf nur halbwegs oder eher schlecht.⁸

2.1 Arbeitskultur und Arbeitsverdichtung

Trotz aller Umbrüche ist in Deutschland eine Arbeitskultur vorherrschend, die Vollzeitarbeit und allseitige berufliche Verfügbarkeit unhinterfragt als Norm setzt. In den Betrieben sind zentrale Akteure häufig in informellen Netzwerken verbunden. Informationsflüsse, Entscheidungsabläufe und Leistungsdefinitionen werden fortwährend auf sie zugeschnitten. Da sie viel Zeit am Arbeitsplatz verbringen, wird effizientes Engagement in kürzerer Arbeitszeit zum Beispiel kaum wahrgenommen und honoriert. Unter Engagement wird vielmehr eine Arbeitszeit weit über dem vertraglich Festgeschriebenen, unter Leistung Verfügbarkeit und Belastbarkeit verstanden.⁹ Dies passt zu dem Lebensmodell dieser Akteure, die als Übererfüller¹⁰ nur für den und im Beruf leben und sich privat in der Regel von Hausfrauen versorgen lassen. Viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hinterfragen z.B. solche milieubedingten Leistungsdefinitionen nicht, sondern erkennen sie vorbehaltlos an. So stützen sie diese Arbeitskultur, selbst wenn sie davon wenig haben. Männer und Frauen, die auf andere als diese Weise ihre Leistung erbringen wollen, stoßen dann auf ein betriebliches Umfeld, dass die Umsetzung von Vereinbarkeit auf vielfältige Weise erschwert. Auf die Frage, warum es so schwer sei, in Zeiten erwerbstätig zu sein, die dem Familienleben angemessen sind, antwortet Iris Radisch: „Weil wir eine völlig veraltete und erstarrte Arbeitskultur haben. Sie hat sich nach dem Muster männlicher Arbeitsbiographien gebildet, in der ein Mann immer eine Hausfrau oder jemand anderen hinter sich wusste, wenn er Kinder hatte. So ist es aber heute nicht mehr.“¹¹

7 Vgl. Böhnisch 2003 (vgl. Anm. 5): 158–160.

8 Vgl. Studie Abb. 18.

9 Vgl. Höyng, Stephan/Lange, Ralf: Gender Mainstreaming – ein Ansatz zur Auflösung männerbündischer Arbeits- und Organisationskultur?, in: Neustüß, Claudia/Meuser, Michael (Hrsg.): Gender Mainstreaming. Konzepte – Handlungsfelder – Instrumente, Bonn 2004, 105–119.

10 Vgl. Höyng, Stephan/Puchert, Ralf: Die Verhinderung der beruflichen Gleichstellung, Bielefeld 1998.

11 Radisch, Iris: Zeitschutzzonen für eine aussterbende Spezies: die Familie. Erik Gurgsdies im Gespräch mit Iris Radisch, in: Frauen – Männer – Gender 2007–2008. Frauenpolitik & Genderpolitik in der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 2008, 67–68.

Vor dem Hintergrund der globalen Konkurrenz, in der gerade die Niedriglohnarbeit nicht bestehen kann, wird unsere Arbeitswelt entgrenzt. Erwerbszeiten werden gegenwärtig nicht verkürzt, sondern verlängert. Über lange formelle Erwerbszeiten hinaus ufern die tatsächlichen Arbeitszeiten in Führungspositionen ebenso wie in Niedriglohnbereichen aus. Erhöhte berufliche Mobilität lässt Zeiten für soziale Kontakte zum Luxus werden. Dies hat für Führungskräfte deutliche gesundheitliche Schäden zur Folge. Im Niedriglohnbereich kann immer häufiger trotz langer Erwerbszeiten nicht das Existenzminimum erwirtschaftet werden. Berufarbeit setzt wieder mehr einen flexiblen und weniger einen in Fürsorge eingebundenen Menschen voraus. Betriebliche Arbeitskulturen und hegemoniale Männlichkeit wirken sich so aus, dass etwa Erfolgsdruck und Konkurrenz gefördert werden und dadurch hohe Anforderungen an Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter entstehen. Auf persönliche Be- und Überlastung wird selten Rücksicht genommen. Es wird extreme berufliche Mobilität gefordert, die Erwerbsarbeit wird zunehmend in medialer Kommunikation erbracht und verdichtet. Eine Arbeitskultur, die per se Stress bedeutet, die z. B. wechselnde Lebensmittelpunkte einfach so in Kauf nimmt, kann nicht in gleicher Weise mit einem Privatleben ausbalanciert werden wie eine, die auch Lebensqualität bietet. Der Stress, den ein Mithalten in der Arbeitswelt produziert, ist längst eine strukturelle Bedingung für Erwerbsarbeit geworden.¹² Um nicht zwischen Job und Privatleben aufgerieben zu werden, fehlt Männern eine Arbeit, die mit einem Privatleben ausbalanciert werden kann und statt purem Stress auch Freude bietet.¹³ Doch Männer glauben nur selten, dass sie dem ausweichen können.

2.2 Risiken der vorherrschenden Arbeitskultur

Die vorherrschende (männerbündische) Arbeitskultur wirkt so, dass die generelle Vermutung, dass Frauen mehr als ein berufliches Standbein haben, als Problem gewertet wird und zu einem der großen beruflichen Hindernisse für Frauen wird. Doch auch Männer, die freiwillig Teilzeit arbeiten, müssen – leider durchaus zu Recht – Angst um berufliche Anerkennung und den Arbeitsplatz haben. Männer, die sich nicht konform verhalten, gehören sehr schnell nicht mehr zur vorherrschenden Männlichkeit, ihre Anerkennung als ganzer, richtiger Mann im beruflichen und privaten Umfeld ist gefährdet. Das zeigt auch die hohe Bedeutung, die viele Männer dem Beruf und der Karriere geben.¹⁴ Wer in der vorherrschenden Arbeitskultur nicht mitmacht, riskiert eine finanziell und sozial prekäre Existenz. Diese Rahmenbedingungen sind für Männer, die sich nicht gesellschaftlich akzeptiert von einem Lebenspartner versorgen lassen können, grundsätzlich krisenhaft.

So wie Erwerbsarbeit bei uns verteilt wird, wird Anpassung durch Angst vor Ausgrenzung erzwungen. Ende 2006 erhielten rund 8,3 Millionen Menschen Transferleistungen der sozialen Mindestsicherungssysteme.¹⁵ 10% der Bevölkerung Deutschlands – diese Zahl deutet auch an, wie viele erwerbsfähige Männer und Frauen in keinem dauerhaften, existenzsichernden und sozialversicherten Erwerbsverhältnis stehen. In Berlin machte eine Untersuchung nur ca. die Hälfte der Erwerbsfähigen in einem „Normalarbeitsverhältnis“ aus.¹⁶ So können sehr schnell Lebenslagen entstehen, in denen Männer sich in ihrer Handlungsfähigkeit extrem eingeschränkt erleben.¹⁷ Aus Arbeitsplatzängsten werden dann auch Ausgrenzungen und damit Abwertung von Frauen, Behinderten, Ausländern oder Älteren gespeist.¹⁸

¹² Vgl. Böhnisch 2005 (vgl. Anm. 4): 209.

¹³ Vgl. Gross, Werner: Beruflich Profi, Privat Amateur? Die seelischen Kosten der Karriere oder über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie bei Männern, in: switchboard. Zeitschrift für Männer- und Jungenarbeit, Nr. 184/Frühjahr 2008, 20–23.

¹⁴ Vgl. Studie Tab. 10.

¹⁵ Vgl. Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Soziale Mindestsicherung in Deutschland, Wiesbaden 2008.

¹⁶ Vgl. Oschmiansky, Heidi/Schmid, Günther: Wandel der Erwerbsformen. Berlin und die Bundesrepublik im Vergleich, Berlin 2000.

¹⁷ Vgl. Böhnisch 2005 (vgl. Anm. 4): 202.

¹⁸ Vgl. Studie Tab. 12.

3. Entlastung bei Hausarbeiten

Männer und Frauen unterscheiden sich deutlich in ihren alltäglichen Praxen, im Innenleben wie in der äußeren Lebensgestaltung. Doch viele Männer möchten in egalitären Partnerschaften leben, und sie setzen dieses, wenn es die Kultur am Arbeitsplatz ermöglicht, auch um. So zeigt sich bei der Gesamtverteilung von Arbeitslasten in Partnerschaften viel mehr Gleichheit zwischen Männern und Frauen als in den Strukturen der Erwerbswelt, auch wenn Männer in Partnerschaften – aus vielerlei Gründen – mehr Berufsarbeit und weniger Hausarbeit übernehmen.

3.1 Wertschätzung von Berufs- und Privatleben

Wie schätzen Männer Erwerbsarbeit ein, wie bewerten sie diese? Neben der Ansicht, dass Männern eben der Beruf Sinn verleiht, gibt es auch die Ansicht, dass Berufsarbeit eben vor allem das Einkommen garantieren soll.¹⁹ Die Bedeutung der Erwerbsarbeit wird heute generell geringer eingeschätzt als noch vor zehn Jahren. Dennoch bleibt Erwerbsarbeit neben Familie und sozialer Gerechtigkeit der höchste Wert für Männer.²⁰ Volz und Zulehner können allerdings keine Erklärung dafür finden, dass die Bedeutung des Beruflichen bei modernen Männern gegenüber 1998 nicht weiter abgenommen hat.²¹ Es könnte jedoch sein, dass sich unter den modernen Männern sowohl sehr karriereorientierte moderne Performer als auch ganzheitlich orientierte Postmaterielle befinden, wenn man mit den Begriffen der Milieustudie von Sinus Sociovision von 2007²² spricht.

Die Wertigkeit von Beruf kann unter anderem an den Wünschen zur Arbeitsdauer verdeutlicht werden. In Deutschland wünscht sich eine große Mehrheit der Vollzeit tätigen Frauen und auch der Männer eine andere Balance von Leben und Beruf. Die Männer möchten gerne mindestens vier oder fünf Wochenstunden weniger arbeiten, als sie es gegenwärtig tun – auch wenn dies Lohnneinbußen zur Folge hätte.²³ Auch in den Befragungen von Work Changes Gender²⁴ betonen Männer, dass sie sich weiterentwickeln und um Berufliches ebenso wie um Emotionales kümmern wollen. Sie möchten mehr Zeit und Möglichkeiten für Partnerschaften, für die Wahrnehmung von Betreuungspflichten oder -wünschen, für soziales Engagement oder einfach in der Wahrnehmung des „ganzen Lebens“ haben.

Die gewünschte Verteilung von Berufsarbeit in Partnerschaften lässt nicht nur Rückschlüsse auf Bedürfnisse von Männern zu, sondern auch auf die Wertschätzung von Berufs- und Privatleben und auf die Vorstellungen von einem guten Leben. Bei der großen Mehrheit der Männer und Frauen ist die gewünschte Lebensform nicht mehr eine traditionelle Arbeitsteilung – es sind vielmehr egalitäre Partnerschaftsmodelle:

¹⁹ Vgl. Studie Tab. 10.

²⁰ Vgl. Studie Abb. 25.

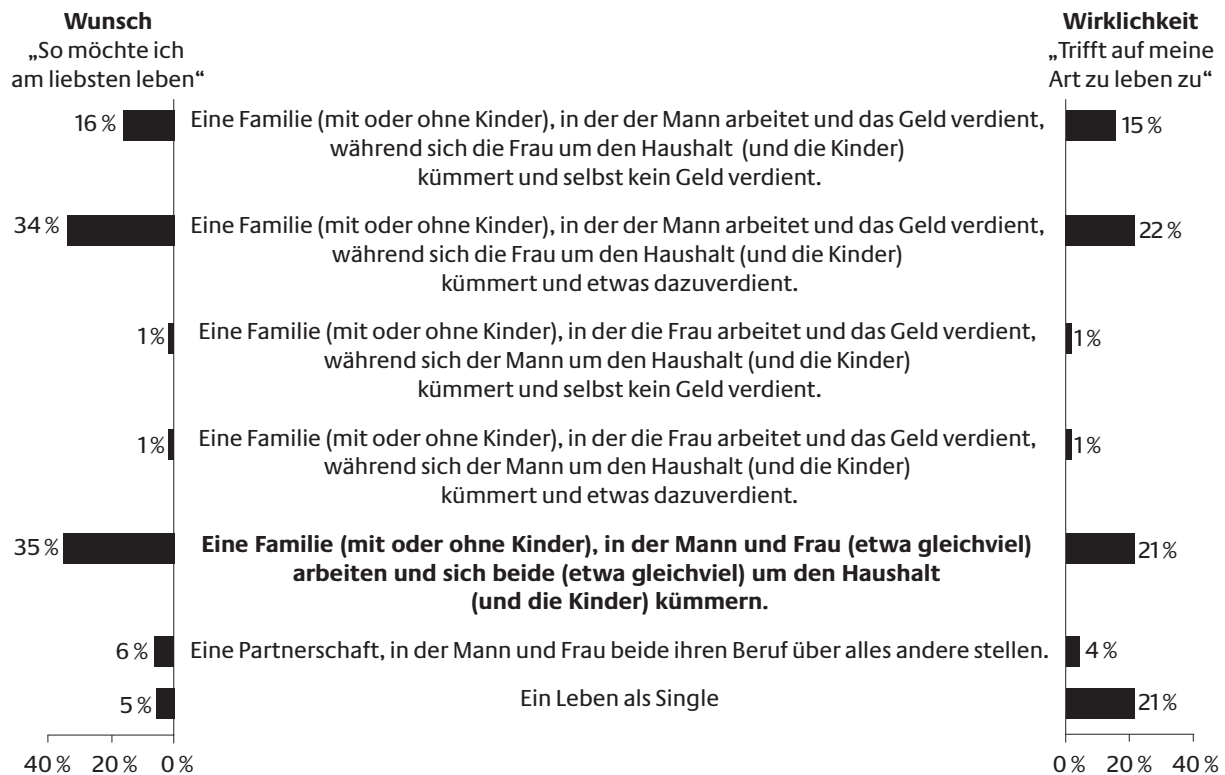
²¹ Vgl. die Einleitung zum Kapitel „Lebenswelt Arbeit“ in der Studie.

²² Sinus Sociovision: Wege zur Gleichstellung heute und morgen. Sozialwissenschaftliche Untersuchung vor dem Hintergrund der Sinus-Milieus® 2007 für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Heidelberg 2007.

²³ Vgl. Bielski, Harald/Bosch, Gerhard/Wagner, Alexandra: Employment Options for the Future. Actual and Preferred Working Hours. Forschungsbericht für die Europäische Stiftung zur Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen, Dublin 2001.

²⁴ Vgl. Puchert, Ralf/Gärtner, Marc/Höyng, Stephan (Hrsg.): Work Changes Gender. Men and Equality in the Transition of Labour Forms, Leverkusen – Opladen 2005.

Abbildung 254: Arten zu leben: Wunsch und Wirklichkeit



Quelle: Sinus Sociovision 2007
Basis = 3.000 Fälle; Bevölk. ab 18 Jahren

© Sinus Sociovision 2007

(Sinus Sociovision: Rollen im Wandel – Strukturen im Aufbau. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung vor dem Hintergrund der Sinus-Milieus®. Erste Befunde, Mai 2007. http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Internetredaktion/Pdf-Anlagen/sinus-langfassung.property=pdf,bereich=_rwb=true.pdf; Zugriff: 17.7.2008: 31)

Deutlich wird, dass auch von Männern egalitäre Formen gesucht, die Verknüpfung Ernährer und Hausfrau dagegen kaum noch gewünscht wird. Eine große Zahl von Männern hat somit Bedürfnisse, die sich nicht mit einer traditionellen Männlichkeit – und ihrer Erwerbsrealität – verbinden lassen. Allerdings gibt es bei den Wünschen zur Erwerbsverteilung in Partnerschaften deutliche Differenzen zwischen Männern aus verschiedenen Sinus-Milieus. Ca. 20% der traditionsverwurzelten, konservativen, etablierten und hedonistischen Männer zeigen Zustimmung zum Modell des männlichen Alleinernährers, insgesamt sind dies wenige. Das Modell Ernährer und Zuverdienerin wird von bürgerlichen, etablierten, konservativen und traditionsverwurzelten Männern mit einer Zustimmung von 40% und mehr bevorzugt. Für eine gleiche Verteilung von Erwerbs- und Hausarbeit (und Kinderbetreuung) sprechen sich mit einer Zustimmung von über 40% Männer aus, die den Milieus Postmaterielle, DDR-Nostalgische, moderne Performer und Experimentalisten zugeordnet werden. Aber auch um die 30% Männer der bürgerlichen Mitte und Konsum-Materialisten stimmen diesem Modell zu.²⁵

3.2 Vielfalt der Lebensformen

Die dargestellten unterschiedlichen Wünsche zur Erwerbsverteilung in Paarhaushalten beschreiben nicht die mehr oder weniger freiwillig gewählten Lebensformen. Die veränderten Erwerbsbedingungen gehen auch einher mit einer größeren Vielfalt von Lebensformen – mit Auswirkungen auf die

²⁵ Vgl. Sinus Sociovision: Rollen im Wandel – Strukturen im Aufbau. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung vor dem Hintergrund der Sinus-Milieus®. Erste Befunde, Mai 2007. http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Internetredaktion/Pdf-Anlagen/sinus-langfassung.property=pdf,bereich=_rwb=true.pdf; Zugriff: 17.7.2008: 32 ff.

Geschlechterverhältnisse. Bei den empirischen Untersuchungen von Work Changes Gender²⁶ lebten die Befragten als Alleinerziehende oder Singles, mit oder ohne Kinder in Lebensgemeinschaften wie Wohngemeinschaften, gemeinsam als homo- oder heterosexuelles Paar oder auch als Paar mit unterschiedlichen Wohnsitzen. Diese Vielfalt geht quer durch alle Gesellschaftsschichten über 50.

Die für traditionelle Männlichkeit im letzten Jahrhundert zentrale Lebensform war das gemeinsame Leben mit der Kleinfamilie – Ehefrau und Kindern. Mit der Veränderung der Lebenswirklichkeit der großen Mehrheit der Bevölkerung ändert sich auch der Begriff von Familie. Darauf weisen auch Volz und Zulehner hin. In ihrer Studie wünscht nur etwa die Hälfte der Befragten eine Ehe, ca. ein Drittel dauerhafte Partnerschaften, insgesamt ca. zwei Drittel wünschen sich Kinder.²⁷ Deshalb sprechen Volz und Zulehner von der „familialen Lebenswelt“²⁸. Ein weiterer Familienbegriff, der auch Ein-Eltern-Familien, gleichgeschlechtliche Partner, Freunde, Mitbewohner, ehemalige Partner, Kinder aus früheren Partnerschaften, den ganzen Flickenteppich unseres privaten Lebens eben umfasst, ist schlicht realistisch. Mehr Realismus zeigt sich inzwischen auch in einer immer stärkeren rechtlichen Gleichstellung etwa von Ehen und Lebenspartnerschaften.

3.3 Egalitäre Arbeitsteilung in Paarhaushalten?

Die Männerstudie sieht bei der Hausarbeit unterschiedliche Felder, in denen Männer und Frauen in Paarhaushalten aktiv sind. Sie macht ein deutlich größeres Arbeitsvolumen in den von Frauen dominierten Tätigkeiten aus.²⁹ Der vermehrten Hausarbeit von Frauen steht eine vermehrte Berufsarbeit von Männern gegenüber. In bundesdeutschen Paarhaushalten mit Kindern unter sechs Jahren ist die Gesamtarbeitsbelastung von Männern und Frauen faktisch gleich. Im Durchschnitt sind Frauen 7 Stunden und 43 Minuten, Männer 7 Stunden und 52 Minuten am Tag mit beruflicher Arbeit, häuslicher Arbeit und Kinderbetreuung befasst.³⁰ Diese Verteilung der Lasten wurde von Paaren oft gemeinsam unter Berücksichtigung von wirtschaftlichen Rahmenbedingungen entschieden. Eine solche Praxis bezeichne ich überwiegend als egalitär. Allerdings wird die von Männern mehr geleistete Berufsarbeit in unserer Gesellschaft vielfach höher bewertet. Somit haben Männer aus dieser Verteilung einen größeren Nutzen und gegenüber Frauen in Partnerschaften weiterhin oft eine Machtposition. Dies ist benachteiligend.

Die Aufgabenteilung bei der Hausarbeit selbst entsteht in Partnerschaften in der Interaktion von Männern und Frauen. Die Männerstudie sieht klar differenzierte Zuständigkeiten für Aufgaben in Paarhaushalten.³¹ Da ist zum einen Hausarbeit: Die Art, die Menge und das, was sie an Hausarbeit tun, unterscheidet Männer von Frauen deutlicher als verschiedene Männertypen untereinander. Männer beteiligen sich vorwiegend mit traditionell Männern zugeordneten Tätigkeiten an der familialen Arbeit – und vice versa die Frauen.³² Deutlich wird auch, dass nur 60% der Männer, aber 76% der Frauen diese Arbeiten aus eigenem Antrieb machen.³³

Allerdings tendieren Männer und Frauen an von Erwerbsarbeit freien Tagen zu partnerschaftlichen Mustern bei der Erledigung von Hausarbeiten.³⁴ In Partnerschaften von Männern und Frauen wird mehrheitlich partnerschaftlich versucht, Lebensformen zu finden, in denen Gerechtigkeit und Gleich-

26 Vgl. Puchert/Cärtner/Höyng 2005 (vgl. Anm. 24).

27 Vgl. Studie Abb. 32.

28 Vgl. die Einleitung des gleichlautenden Kapitels in der Studie.

29 Vgl. Studie Abb. 85.

30 Vgl. Rüling, Anneli/Kassner, Karsten: Familienpolitik aus der Gleichstellungsperspektive. Ein europäischer Vergleich, Berlin 2007, 68.

31 Vgl. Studie Abb. 81f.

32 Vgl. Döge 2006 (vgl. Anm. 6): 78 ff.

33 Vgl. Studie Abb. 87.

34 Vgl. Döge 2006 (vgl. Anm. 6): 83.

heit umgesetzt werden. In einem Bereich, den die Wirtschaft nicht reguliert, kann in der Gesamtsicht daher nicht davon gesprochen werden, dass Männer in Paarbeziehungen sich aus der Hausarbeit heraushalten, sondern von einer Angleichung der Arbeitsteilung, die durch die Erwerbsverhältnisse beeinflusst und begrenzt wird.

4. Männer – Leben mit Kindern

Vaterschaft ist ein Aspekt von Männlichkeit, der nicht für alle, aber viele sehr unterschiedliche Männer hohe Bedeutung hat. Verstärkt engagieren sich Väter in der Kinderbetreuung und -pflege. Sie erleben dabei, wie die Schwierigkeiten der Vereinbarkeit nun auch Männer unter Druck setzen. Der Umbruch im Vaterbild ist Gegenstand einer breit ausgetragenen Diskussion. Diskurs und politische Maßnahmen sind leider sehr deutlich auf das Privatleben fokussiert und befassen sich nur selten mit den Rahmenbedingungen in der Berufswelt.

4.1 Aufwertung des Vaterseins

Die Wünsche und die Praxis vieler junger Väter sind eindeutig: Väter wollen heute Kontakt, eine greifbare Beziehung zu ihren Kindern. Dieser Wandel ist bei jungen Vätern längst vollzogen, schon seit einigen Jahren bevorzugen über 70% das Vaterschaftsmodell „Erzieher“ gegenüber dem „Ernährer“.³⁵ Auch die Studie von Volz und Zulehner zeigt: Väter der Gruppe „moderne Männer“ standen Müttern vor zehn Jahren genauso wenig nach wie heute.³⁶

Aktuell werden ein eher egalitäres Verständnis und eine Aufwertung von Väterlichkeit auch in der Politik sehr betont. Immer wieder wird gefordert, neue Vaterbilder zu propagieren bzw. „die Familienrolle für Männer“ attraktiver zu machen.³⁷ Die Familienministerin sagt: „Ein vollständiger Mann muss fähig sein, Verantwortung für andere zu übernehmen. Er muss fürsorglich sein. Er sollte sich nicht nur einsetzen können für das wirtschaftliche Wohl einer Familie, sondern auch für das seelische Wohl der Kinder oder auch seiner in die Jahre gekommenen Eltern.“³⁸ Ein solcher Appell, ein neues Männerbild umzusetzen, macht meines Erachtens aber auch deutlich, wie wenig verankert fürsorgliche Männerbilder sind – in den privaten Lebenswelten vieler Frauen und Männer und vor allem in den Arbeits- und Organisationskulturen der Berufswelt.

4.2 Gelebte Vaterschaft trotz Abwertung

„Caring blocks careers“ ist das Ergebnis der betrieblichen qualitativen Untersuchung focus³⁹. Teilzeitarbeit etwa ist eine mögliche Konsequenz aus der Übernahme von persönlicher Fürsorge. Doch diese ist nicht erwünscht. In Betrieben und Verwaltungen werden Männer, die Teilzeit arbeiten oder ihre Erwerbsarbeit unterbrechen, unabhängig von ihren Leistungen häufig als Aussteiger behandelt und abqualifiziert. Auf die Frage nach seinen Berufschancen antwortet ein in Teilzeit tätiger Bankangestellter in unserer Untersuchung Work Changes Gender: „Gute Frage. Die Chance ist gleich null. Das wusste ich aber auch in dem Augenblick, in dem ich mich dafür entschlossen habe. In dem Augenblick, wo man sich als Mann für Teilzeit entscheidet, ist man tot, karrieremäßig. Man ist tot. Und da muss man

³⁵ Vgl. Fthenakis, Wassilios E./Minsel, Beate: Die Rolle des Vaters in der Familie. Zusammenfassung des Forschungsberichtes im Auftrag des BMFSFJ. Berlin – Bonn 2001, 7. Vgl. weiterhin Studie Tab. 24.

³⁶ Vgl. Studie Abb. 56.

³⁷ Vgl. Sachverständigenkommission: Siebter Familienbericht. Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik, Bonn – Berlin 2005, 19.

³⁸ Leyen, Ursula von der: Im Gespräch mit dem Tagesspiegel, Mittwoch, 16.7.2008. <http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/Kategorien/aktuelles,did=111722.html>; Zugriff: 17.7.2008.

³⁹ Vgl. Gärtner, Marc/Gieseke, Jonas/Beier, Stefan: Focus. Fostering Caring Masculinities. German National Report, Berlin 2006 (siehe auch: <http://www.caringmasculinities.org>): 40.

sich auch keine Illusionen machen.⁴⁰ Nur die Vermutung, dass jemand etwas anderes als den Erwerb wichtig nimmt, reicht aus: Dieser Mann gehört nicht mehr zur vorherrschenden Männlichkeit dazu.

Die veränderten Bedürfnisse und die neue Praxis vieler Väter fanden einen Niederschlag im Elterngeldgesetz von 2007. Damit haben junge Väter zumindest für eine vorübergehende Reduzierung der Berufsarbeit eine gesetzliche Rückendeckung und mit bis zu zwei Dritteln Lohnersatzleistung finanzielle Sicherheit. Diese Möglichkeit wird zunehmend genutzt. So beantragten eineinhalb Jahre nach Einführung des Elterngeldgesetzes schon über 18% der Väter Elterngeld.⁴¹ Während der Großteil der männlichen Antragsteller Elterngeld für nur zwei Monate beantragt, entscheiden sich immerhin 15% der männlichen Elterngeldbezieher für eine Bezugsdauer von einem Jahr. Diese 15% bilden einen Durchschnitt aus 10% der erwerbstätigen und 30% der erwerbslosen männlichen Antragsteller.⁴²

Die Zahlen zum Elterngeld können keinen Aufschluss darüber geben, wie viele Väter sich tatsächlich aktiv um ihre Kinder kümmern. Doch sie weisen schon darauf hin, dass es gesellschaftsfähig werden kann, wenn Väter beruflich kürzertreten, um Kinder zu versorgen. Beruf und Kinderbetreuung haben auch bei Männern ein Vereinbarkeitsproblem entstehen lassen. Die Verständigung von aktiven Vätern über diese schwierige Lebenslage ist neben der von Trennungsvätern gegenwärtig wohl als das aktivste männerpolitische Spektrum zu bezeichnen. Doch es gibt auch Grenzen der Fürsorgebereitschaft von Männern. Diese zeigen Volz und Zulehner bei der Betreuung von kranken Kindern auf: Selbst bei den modernen Männern und Frauen bleiben 66% der Mütter, aber nur 19% der Väter fast immer bei ihren kranken Kindern.⁴³ Insgesamt bleibt festzuhalten, dass die veränderte Erwerbssituation, die öffentliche Thematisierung, die Diskussionen, die Bedürfnisse und das veränderte Verhalten von jungen Vätern zu einer breiter getragenen Korrektur der Vorstellungen von Männlichkeit führen kann. Doch wer aktiver Vater sein möchte, stößt im Beruf schnell an Grenzen.

4.3 Vaterschaft zwischen Fürsorge und Männlichkeit

Die zahllosen Schwierigkeiten, die die bestehende Arbeitskultur immer noch für die Vereinbarkeit von Beruf und privatem Leben bietet, können mit einer Abspaltung von Fürsorge erklärt werden. Bei allen Öffnungstendenzen lässt sich feststellen, dass in unserer Gesellschaft Fürsorge (care) immer noch unvereinbar mit der vorherrschenden Vorstellung von Männlichkeit ist.

„Care‘ meint dabei ein Konzept der Verantwortung, Pflege und Fürsorge, das als gleichgewichtiger Teil des Lebens neben dem Erwerbsleben besteht. Dabei umfasst ‚care‘ nicht nur die Sorge um Kinder, sondern mehr und mehr auch um ältere Menschen.“⁴⁴ Doch bis zu einer solchen Gleichwertigkeit ist es noch ein weiter Weg. „Obwohl sich Geschlechterbilder verändern, zeigt das Berufsleben einen anhaltenden Trend zur Stabilisierung der Männlichkeit des Ernährers, verbunden mit der Abwertung männlicher Pflege. ... Im Zusammenhang mit Pflege und Präsenz in den Familien entwickeln Männer stärker beziehungsorientierte Formen von Männlichkeit, aber oft begegnen sie einer traditionellen und tief verwurzelten Männlichkeit in ihrem Beruf.“⁴⁵

40 Holter, Øystein/Riesenfeld, Vera/Scambor, Elli: „We don't have anything like that here!“ – Organisations, Men and Gender Equality, in: Puchert, Ralf/Gärtner, Marc/Höyng, Stephan (Hrsg.): Work Changes Gender. Men and Equality in the Transition of Labour Forms. Leverkusen – Opladen 2005, 73–104, hier: 86.

41 Vgl. Leyen, Ursula von der: „Ostdeutsche Väter bei Vätermoaten auf der Überholspur“. Pressemitteilung des BMFSFJ vom 11.6.2008. <http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/Kategorien/Presse/pressemitteilungen, did=111020.htm>; Zugriff: 22.7.2008.

42 Vgl. Statistisches Bundesamt: Familienland Deutschland. Begleitmaterial zur Pressekonferenz am 22. Juli 2008 in Berlin. http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Presse/pk/2008/Familienland/Pressebrochure__Familienland,property=file.pdf; Zugriff: 22.7.2008: 21.

43 Vgl. Studie Abb. 58.

44 Bertram nach: Genderkompetenzzentrum: Gender Lecture mit Prof. Dr. Hans Bertram am 23. Oktober 2006 zum Rahmenthema „Familie und Gleichstellung – Einheit oder Widerspruch?“. „Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit – Der Siebte Familienbericht“. <http://db.genderkompetenz.info/deu/archive/events/gendlectkompetenz/061023glhu/>; Zugriff: 17.7.2008.

45 Holter, Øystein: Abstract zu: Men's Work and Family Reconciliation in Europe, in: Men and Masculinities, Vol. 9/No. 4 (2007), 425–456. <http://jmm.sagepub.com/cgi/content/abstract/9/4/425>; Zugriff: 10.10.2008. Übersetzung durch den Autor.

Die Zuordnung des Bereiches der Fürsorge (innen) zu Frauen und der Repräsentation (außen) zu Männern⁴⁶ ist mehr als eine durchaus wandelbare Einstellung oder Meinung. Diese Zuordnungen verbinden sich mit zentralen Selbst- und Fremdbildern, und Selbstbilder sind wie Körperlichkeit viel weniger wandelbar.⁴⁷ Mit dem Konzept der „geistigen Mütterlichkeit“ hatte die Begründerin der sozialen Arbeit in Deutschland, Alice Salomon, vor 100 Jahren erreicht, dass Frauen nicht nur daheim sorgen, sondern auch den bezahlten Beruf der Fürsorgerin ausüben durften. Noch 1992 beschrieb Margrit Brückner Gefühls- und Beziehungsarbeit als weibliche Fähigkeiten.⁴⁸ Hermann Nohls Versuch aus den zwanziger Jahren, auch für Männer ein fürsorgendes Ideal mit dem Begriff der „Ritterlichkeit“ zu bilden, macht in seiner Hilflosigkeit deutlich, dass uns die Worte und Begriffe für fürsorgende Männer fehlen. Es gibt ein Bild der guten Mutter, aber das Bild des guten Vaters, das die Einschränkungen des Ernährerbildes überwinden könnte, ist noch sehr blass.

Neben den einflussreichen Bildern gibt es jedoch eine widersprüchliche Wirklichkeit der Vereinbarkeit von Männlichkeit und Fürsorge. Fürsorge von Männern wird durch die Berufswelt massiv behindert, wahrscheinlich sind dadurch auch die Haltungen und Einstellungen beeinflusst: Die Bereitschaft, Berufsarbeit für die Pflege von älteren Angehörigen zu reduzieren, ist bei Männern eben um die Hälfte geringer als bei Frauen.⁴⁹ Doch daneben gibt es eine andere Realität von Männern, die durchaus die Fähigkeiten zur Fürsorge haben und diese auch einbringen. Sie verhalten sich fürsorglich und sorgen trotz schwierigem Umfeld für andere, ob als Trainer im Sportverein, als Vater zu Hause oder selbst als Vorgesetzter im Unternehmen.

4.4 Soziale und politische Bedingungen für Familien mit Kindern

Die schwierigen Rahmenbedingungen für Familien legen heute ein Scheitern eines Projekts, Kinder gedeihen zu lassen, näher als ein Gelingen. In der „rush hour des Lebens“⁵⁰ ist es besonders schwierig, die für die Entwicklung von Kindern so wichtigen stabilen Gedeihräume zu sichern, Lebensräume, die geprägt sind von Stabilität und Liebe. Wenn Menschen erleben, dass der Einzelne zählt, wichtig ist und sich an der Zukunftsgestaltung beteiligen kann, kann das Gefühl entstehen, zu etwas zugehörig zu sein. Dies ist die Basis für eine Persönlichkeit, die mit den vielfältigen Anforderungen unserer Gesellschaft zurechtkommen kann.⁵¹ Doch in unserer Kultur und unseren Institutionen hat sich eine Marktorientierung so dominant etabliert, dass die sozialen Bedingungen für das Leben in unserer Gesellschaft nicht mehr als wesentlich begriffen werden. Trotz einiger familienpolitischer Maßnahmen destabilisieren viel zu viele gesellschaftliche und wirtschaftliche Kräfte die privaten Lebensräume – sei es nun durch berufliche Anforderungen an Mobilität oder Arbeitszeiten.

46 Vgl. Böhnisch 2003 (vgl. Anm. 5): 158–160.

47 Vgl. Brandes, Holger: Der männliche Habitus. Band 2: Männerforschung und Männerpolitik, Opladen 2002, 86.

48 Vgl. Brandes 2002 (vgl. Anm. 47): 233 ff.

49 Vgl. Studie Tab. 31.

50 Sachverständigenkommission 2005 (vgl. Anm. 37).

51 Vgl. Keupp, Heiner: Fragmente oder Einheit? Wie heute Identität geschaffen wird, in: Baustelle Identität. Zu Sanierungsarbeiten an einem beschädigten Konstrukt, München 2001, 7–16, hier: 13.

5. Unterschiedliche Männlichkeiten in der Bewältigung ökonomischen Drucks

Männlichkeit und Weiblichkeit, so wie sie heute vorherrschend sind, entstehen aus komplexen sozialen Prozessen, die immer wieder ihren Niederschlag in Institutionen, Bildern (Medien) und Personen finden und sich kontinuierlich fortsetzen und weiterentwickeln. Manche Themen, wie die hohe Bedeutung von Berufsarbeit, sind fast allen Männern gemeinsam, Vaterschaft ist eine Herausforderung, die viele Männer in unterschiedlichen Lebenslagen eint. Aber in der Bewältigung und kreativen Bearbeitung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen differenzieren sich Männer recht weit auseinander. Es gibt Männer, die das vorherrschende Bild in ihrer alltäglichen Praxis umsetzen, andere entwickeln eine alternative Alltagspraxis. Die unterschiedlichen Arten, Mann zu sein, die aufgrund der verschiedenen Praktiken und Erfahrungen entstehen, können mit den Begriffen „der“ Mann und „Männlichkeit“ nicht mehr beschrieben werden. Stattdessen differenzieren Wissenschaftler verschiedene Männlichkeiten: „Männlichkeiten sind durch das Geschlechterverhältnis strukturierte Konfigurationen von Praxis. Sie sind von Grund auf historisch, und ihre Entstehung und Wiederherstellung ist ein politischer Prozess, der das Interessengleichgewicht in der Gesellschaft und die Richtung sozialen Wandels beeinflusst.“⁵² Alle modernen Männlichkeitsforscher differenzieren, wenn auch nach unterschiedlichen Konzepten und mit unterschiedlichen Benennungen (neben dem Konzept der „Männlichkeiten“ wird vor allem das des „männlichen Habitus“ angewandt)⁵³. Die beschriebenen Gruppen zeigen aber viele Ähnlichkeiten.

In ihrer Studie unterscheiden Volz und Zulehner die vier Männertypen anhand von 15 Items⁵⁴, von denen allein 11 das Verhältnis von Männern und Frauen in Beruf und Familie thematisieren. In diesem Kommentar wurden diese Typen bislang u. a. mit den umfangreichen Milieustudien von Sinus Sociovision und der Analyse von Connell in Verbindung gesetzt. Um die Unterschiedlichkeit von Männlichkeiten in ihren verschiedenen kulturellen Räumen zu illustrieren, werden nun noch Ergebnisse der vorwiegend qualitativen Untersuchung in Puchert, Gärtner und Höyng⁵⁵ angeführt werden. Diese verknüpft die Erwerbssituation von Männern mit ihrer eigenen Sinngebung und Lebensgestaltung und unterscheidet besonders verschiedene, sich neu entwickelnde Männlichkeiten.

5.1 Karrieremänner – Übererfüller

Karrieremänner⁵⁶ sind hegemoniale Männer in den Machtzentren unserer Gesellschaft. Sie zeichnen sich durch sehr lange Arbeitszeiten, Führungsposition, hohe Arbeitsplatzsicherheit und weitere Karriereerwartung aus. Sie sind berufliche Übererfüller⁵⁷, für die ein Familienzusammenhang, auch Kinder, nur möglich sind, soweit eine Partnerin diesen Bereich als Hausfrau lückenlos abdeckt. Die Übererfüller sind bereit, ihre gesamte Person in ihren Beruf zu investieren, um zu den Gewinnern der sozialen Polarisierung zu gehören. Sie passen fast alle Bedürfnisse ins Berufsleben ein, geben als Freizeitaktivität „Arbeit“ an und würden keinesfalls Elternzeit nehmen.⁵⁸ Sie definieren ihre Männlichkeit über den beruflichen Erfolg. Die Lebenswelt der Übererfüller ist gekennzeichnet einerseits durch langjährige kameradschaftliche berufliche Beziehungen und ein daraus resultierendes Zugehörigkeitsgefühl, andererseits durch internen Druck, Karriereorientierung und Abgrenzung von potenziellen Konkurrenten und Untergebenen.

52 Connell 1999 (vgl. Anm. 2): 64.

53 Vgl. Meuser, Michael: Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, Opladen 1998.

54 Vgl. Studie Tab. 1 bis 3.

55 Vgl. Puchert/Gärtner/Höyng 2005 (vgl. Anm. 24).

56 Vgl. Halrynjo, Sigtona/Holter, Øystein: Male Job and Life Patterns: A Correspondence Analysis, in: Puchert, Ralf/Gärtner, Marc/Höyng, Stephan (Hrsg.): Work Changes Gender. Men and Equality in the Transition of Labour Forms. Leverkusen – Opladen 2005, 105–115, hier: 111ff.

57 Vgl. Höyng/Puchert 1998 (vgl. Anm. 10): 262.

58 Vgl. Halrynjo/Holter 2005 (vgl. Anm. 56): 111ff.

5.2 Gute Ernährer

Die guten Ernährer⁵⁹ sind nach Connell als eine komplizenhafte Männlichkeit zu beschreiben, welche die hegemoniale Männlichkeit unterstützen und etwas am Gewinn teilhaben können. Typischerweise sind die guten Ernährer mit ihrer Partnerin verheiratet und leben mit ihr und Kindern zusammen. Auf die gesellschaftlichen Veränderungen reagieren sie nicht. Sie verstehen sich selbst als männlich, weil sie das Geld für ihre Familie verdienen. Das Einkommen der Frau wird als Zusatzverdienst wahrgenommen. Sie verstehen das Ertragen der beruflichen Belastungen als ihren Beitrag zum Familienleben und übernehmen im familialen Alltag keine Verantwortung.

5.3 Privilegierte Pioniere

Männer, die Karrierestreben mit familialen Pflichten (Kinderbetreuung) verbinden, arbeiten sowohl zu Hause als auch im Beruf mehr als der Durchschnitt der Männer. Es sind häufig an Gleichstellung orientierte Männer mit einer Karrierefrau als Partnerin. Sie stehen unter der klassischen Doppelbelastung und können nicht genügend auf sich selber achten. Da sie teilweise auch in anerkannten Positionen arbeiten, können sie die Forderung einer besseren Vereinbarkeit am ehesten in die Organisationen der Berufswelt tragen.⁶⁰

5.4 Fürsorgliche Männer

Die Gruppe der Männer, die Fürsorge in den Mittelpunkt stellen, ist (trotz Elterngeld) zahlenmäßig sicherlich sehr klein und ist als eine marginalisierte Männlichkeit zu verstehen. Dennoch ist diese Gruppe für das Thema Vereinbarkeit und Gleichstellung von besonderer Bedeutung. Fürsorgliche Männer sind aufgrund von Kinderbetreuung weniger oder gar nicht berufstätig, oft in Form von Elternzeit. Da sie Aufgaben übernehmen, die bislang mit Weiblichkeit in Verbindung gebracht werden, nennen Halrynjo und Holter diese Männer „Pioniere im Geschlechterverhältnis“⁶¹.

5.5 Patchworker

Patchworker sind eine in unserer Gesellschaft marginalisierte Männlichkeit. Sie sind aus verschiedenen Gründen weniger berufstätig, öfter Single, mit männlichem Partner oder bei den Eltern lebend oder in Ausbildung, die Einzigen in dem Sample von Halrynjo und Holter, die nennenswerte Freizeitaktivitäten anführen können. Diese Lebensweise wird oft als Übergangsphase von der Bildung und Ausbildung ins Erwerbsleben bezeichnet, aber Halrynjo und Holter erkennen keinen engen Zusammenhang zu einem jüngeren Lebensalter.⁶²

5.6 Zufriedenheit mit Leben und Beruf

Die Auswertung zur Zufriedenheit der unterschiedlichen Männlichkeiten gibt noch einmal einen deutlichen Hinweis für die Arbeitszeitpolitik. So gut wie allen Männern in der Studie von Halrynjo ist gemeinsam, dass sie sich mit ihrer Partnerschaft deutlich zufriedener zeigen als mit ihrem sozialen Leben. Die Zufriedenheit mit der Arbeitszeit dagegen ist ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal, wenn wir herkömmliche und sich entwickelnde (marginalisierte) Männlichkeiten vergleichen. Halrynjo und Holter belegen einen engen Zusammenhang zwischen langer beruflicher Arbeitszeit und einer geringeren Zufriedenheit mit dem alltäglichen Leben, kürzere Berufsarbeitszeiten sind dagegen mit höherer Zufriedenheit verknüpft.⁶³ Zum selben Ergebnis kommt eine Studie der Europäischen

59 Vgl. Bernard, Jesse: The good-provider role, its rise and its fall, in: Kimmel, Michael S./Messner, Michael A.: Men's lives, New York 1989, 223–242. – Höyng/Puchert 1998 (vgl. Anm. 10). – Fthenakis/Minsel 2001 (vgl. Anm. 35).

60 Vgl. Halrynjo/Holter 2005 (vgl. Anm. 56): 114.

61 Vgl. Halrynjo/Holter 2005 (vgl. Anm. 56): 113.

62 Vgl. Halrynjo/Holter 2005 (vgl. Anm. 56): 114.

63 Vgl. Halrynjo/Holter 2005 (vgl. Anm. 56): 108.

Beobachtungsstelle für Arbeitsbedingungen.⁶⁴ Die Studie von Volz und Zulehner kann deutlich den Typus des modernen Mannes als den zufriedensten herausstellen.⁶⁵ Festzuhalten bleibt, dass es für Männer eine besonders zufriedenstellende Lebensweise ist, wenn sie sich sowohl im Beruf als auch im privaten, familialen Leben engagieren können.

6. Fürsorge und Lebensqualität

So wie heute in Deutschland Ausbildungs- und Erwerbszeiten organisiert und strukturiert sind, passen Kinder nicht mehr dazwischen. Der 7. Familienbericht fordert daher einen Policy-Mix, der auf Veränderungen in drei Handlungsfeldern zielt: Der Neuzuschnitt von Geldleistungen, Zeitpolitik und Infrastrukturpolitik sollen familienfreundliche Voraussetzungen schaffen.⁶⁶ Die Politik scheint reagiert zu haben – mit erhöhtem Kindergeld und vom Einkommen und von der Beteiligung beider abhängiger Elternzeit, Verbesserungen bei der Betreuungsinfrastruktur werden eingeleitet. Wird damit ein familienfreundliches Klima in Deutschland erreicht werden, wird damit Männern die Fürsorge für Kinder erleichtert?

6.1 Faire Förderung der vielfältigen Familienformen

Für jeden, der Familie hat, muss eine Vereinbarkeit mit der Berufsarbeit möglich sein. Dafür ist gegenwärtig die familienpolitisch größte Fehlsubvention das Ehegattensplitting. Diese staatliche Unterstützung fördert Ernährer, die mit Hausfrauen verheiratet sind. Sie fördert zurzeit, dass Männer mehr Erwerbsarbeit leisten, Frauen dagegen nicht erwerbstätig sind. Das geschieht ganz unabhängig davon, ob Kinder mit den Eheleuten leben. Gefördert wird eine schwindende Minderheit, die nach dem Lebensmodell der hegemonialen Männer leben, die in den politischen und wirtschaftlichen Machtzentren sitzen. Gefördert werden sollen dagegen Familien, und das sind vor allen anderen Lebensgemeinschaften, in denen gerade Kinder aufwachsen.⁶⁷ Ohne Ehegattensplitting würde eine Reduktion der Berufsarbeit für viele Männer finanziell weniger schmerzhaft erscheinen. Dann könnten Männer Ressourcen für die Familie freisetzen und die Politik könnte ihre Mittelvergabe direkt an die Kinder binden.

6.2 Verfügung über Lebenszeit

Fürsorge braucht private Zeit, denn es ist nicht erstrebenswert, Fürsorge weitestgehend in öffentliche Institutionen zu verlagern.⁶⁸ Beruflich stark eingebundene Männer und Frauen können über ihre Lebenszeit in einem für Fürsorge zu geringen Maß verfügen. Mit welchen Initiativen kann betreuenden Berufstätigen wieder Zeit zurückgegeben werden?

Es gibt viele konkrete Vorschläge, die auch nachhaltige Verbesserungen der Geschlechtergerechtigkeit bringen könnten. Iris Radisch fordert etwa: „Man müsste Schutzräume, genauer: Zeitschutzräume für die Familie schaffen. Die Familie braucht vor allen Dingen Zeit.“⁶⁹ Kann z.B. der Sonntag als Schutzzone für alle gesichert werden? Auch wenn die Verteilung von Berufs- und anderer Arbeit auf Tage, Lebensphasen, Lebensalter möglich würde, könnten Männer eine bessere Balance von Leben und Beruf wiederfinden. Es gibt zudem Vorschläge für Auszeiten im beruflichen Leben für Männer wie Frauen, die sozialpolitisch gestützt werden.

64 Vgl. EWCO – European Foundation for the improvement of living and working conditions: Fourth European working Condition survey, Dublin 2006. www.eurofound.europa.eu/ewco/surveys/index.htm; Zugriff: 9.10.2008: 11.

65 Vgl. Studie Abb. 17.

66 Vgl. Sachverständigenkommission 2005 (vgl. Anm. 37).

67 Vgl. die Einleitung zum Kapitel „Familiale Lebenswelt“ in der Studie.

68 Vgl. Bertram nach Genderkompetenzzentrum 2006 (vgl. Anm. 44).

69 Radisch 2008 (vgl. Anm. 11): 67.

Dass über „Zeit“ so viel diskutiert wird, hat mit dem grundlegenden Bedürfnis vieler Männer nach mehr Lebensqualität und Zufriedenheit zu tun. Der interkulturelle Vergleich weist die Richtung: Am zufriedensten zeigen sich Menschen mit einer mittleren Belastung.⁷⁰ Auch die verschiedenen Männerstudien zeigen: Lebensqualität wird heute mehr von denen genossen, die beruflich nicht über- oder unterfordert sind. Die Verankerung in Beruf und Privatleben ist dafür Voraussetzung, und Männer wünschen diese auch. Für viele mit Erwerbsarbeit belastete Männer sind somit weniger Erwerbsarbeit und mehr Fürsorge in ihrem Leben erstrebenswert. Mehr Fürsorgetätigkeiten werden auch die vorherrschende Männlichkeit verändern. Und dies nicht um den Preis des ökonomischen Niedergangs, im Gegenteil. Øystein Holter, Arbeitsforscher aus Norwegen, sieht einen positiven Zusammenhang von ökonomischer Stabilität und der Integration von Fürsorge (care) in das Leben von Männern: „Meine Hypothese ist: Erhöhen Sie den Anteil des aktiven Vaterseins und der väterlichen Elternzeit und Sie erhalten eine bessere sozio-ökonomische Entwicklung.“⁷¹

6.3 Gerechte Verteilung

Zeit für Fürsorge zu lassen bedeutet mehr als eine Umorganisation von Arbeitszeit in einer Arbeitswelt, in der sich ansonsten nichts ändern muss – ob bei den Arbeitszeiten der breiten Masse oder bei den Führungsmännern. Langfristig gesehen steht das Ziel einer gerechten Verteilung der Erwerbsarbeit zwischen Arbeitsplatzinhabern und Erwerbslosen ebenso wie zwischen Alten und Jungen sowie zwischen Männern und Frauen mit der Vereinbarkeit von Leben und Beruf in enger Verbindung. Für Menschen, die keine Erwerbsarbeit haben, ist wenig zu vereinbaren – und das Gleiche gilt für Menschen, für die es nur Erwerb gibt, wie für die Führungskräfte und Leistungsträger in Deutschland. Es gibt berufliche Überlastung und Unterforderung in unserem Land, und es gibt Arbeit und Entlohnung zu verteilen. Umverteilung trifft auf breite Zustimmung, über zwei Drittel der Männer wollen Arbeit gerechter verteilen.⁷² Junge Menschen zu bilden, Erwerbslose ins Berufsleben wieder einzubeziehen und Überlastete zu entlasten (häufig auch um einen Teil ihres Einkommens), das kann nur im Rahmen eines Größeren gehen, eines Reformprojekts, das ansteckt und auch die Fragen nach Sinn, Qualität, Aufbau und Bedeutung von Berufsarbeit neu stellt.

6.4 Vielfalt der Lebensformen

Die Studie von Volz und Zulehner zeigt – wie auch die anderen Untersuchungen zu Männlichkeit – die starke Verbindung von Männlichkeit und Berufsarbeit, das Interesse und die Grenzen familialen Engagements von Männern und sie macht die Vielfalt der Lebenslagen und Bedürfnisse von Männern sehr deutlich. Es wird erkennbar, dass die Wünsche vieler Männer sich leicht mit dem Ziel der Gerechtigkeit verbinden lassen. Gerechtigkeit ohne eine Akzeptanz der Unterschiede und Vielfalt von Lebensformen aber läuft auf Angleichung und Ausgrenzung von Abweichenden hinaus. Privatleben muss nicht immer mit Kindern verbunden sein. Männer brauchen die grundsätzliche Möglichkeit, etwas neben der Berufsarbeit in den Lebensmittelpunkt stellen zu können, ohne ihre gesellschaftliche Anerkennung, ihre Anerkennung als Mann zu verlieren. Politische Rahmenbedingungen können stützen – dafür einsetzen müssen sich Männer aber auch selbst. Mehr Männer sollten den Mut haben, ihre Wünsche z. B. nach weniger Erwerbsarbeit und mehr Kinderbetreuung auch umzusetzen – und die Widerstände aufzuweichen, auf die sie dabei stoßen.

⁷⁰ Vgl. Levine, Robert: Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit der Zeit umgehen, München – Zürich 1998.

⁷¹ Holter, Øystein Gullvåg: Can men do it? Nordic experiences. Keynote paper to the „Fathers and Paternity leave: Men Do It“ conference, Vilnius 17.–18.11.2005. <http://www.dadcomehome.org/en/news.php?strid=1814&id=4036>; Zugriff: 17.7.2008. Übersetzung durch den Autor.

⁷² Vgl. Studie Tab. 14.

Männergewalt – ein nachwachsender Rohstoff?

Befunde, Deutungen, Schlussfolgerungen

Kurt Möller

Im Rahmen der öffentlichen Debatten über Kriminalität und Gewaltakzeptanz in Deutschland und in den anderen westlichen Industriestaaten werden immer wieder, ja deutlich zunehmend, tiefe Besorgnisse über statistisch konstatierte Anstiege der Fallzahlen, nicht selten auch insbesondere über Tendenzen zur Verrohung und Brutalisierung der nachwachsenden Generation geäußert. Ungeachtet des Realitätsgehalts solcher Klagen gilt: Je fachlicher die Diskussionen um Gewaltkriminalität generell, speziell aber auch um die sogenannte „Jugendgewalt“ ausfallen, desto stärker mehren sich die Hinweise auf eine besondere Belastung der Angehörigen des männlichen Geschlechts. In jüngerer Zeit wird diese Belastung dabei nicht nur aufseiten der (potenziellen) Täter, sondern vermehrt auch auf der Seite der Opfer gesehen. Die Männerstudie 2008 tut deshalb gut daran, dem Thema „Gewalt“ im Vergleich zur Vorgängerstudie von 1998¹ breiteren Raum zu geben. Sie vermag dadurch den (fach-)öffentlichen Diskurs über männliche Gewaltakzeptanzen und -widerfahrnisse im Rahmen ihrer Möglichkeiten als Survey empirisch zu stützen und die Frage nach adäquaten gesellschaftlichen Reaktionen weiterzutreiben.

Im Folgenden sollen zunächst in einem ersten Schritt zusammenfassend die zentralen Befunde der Männerstudie dargestellt werden. Diese werden dann in einem zweiten Schritt mit den Ergebnissen anderer thematisch einschlägiger Untersuchungen verglichen und in den Kontext der aktuellen Männer- bzw. Jungengewaltforschung eingeordnet. In einem abschließenden dritten Schritt sind dann Konsequenzen zu ziehen, wobei hier in Auswahl wichtiger Aspekte aus dem Gesamtspektrum zu treffender Maßnahmen in erster Linie auf pädagogische Schlussfolgerungen abgehoben wird, weil sich die Gewaltproblematik in ihrer heutigen Dimensionierung und Akzentuierung unabweisbar als Sozialisationsprodukt erweist.

1. Männlichkeit und Gewalt – zentrale Befunde der Männerstudie 2008

Zusammengefasst lassen sich aus der Männerstudie 2008 zum Themenfeld „Gewalt“ vor allem folgende zehn Ergebnisse hervorheben:

1. Nach wie vor wird im öffentlichen Bewusstsein von Männern und Frauen die Eigenschaft „gewalttätig“ im Geschlechtervergleich stark überwiegend dem Bereich männlichen Verhaltens zugewiesen – heute im Vergleich mit der zehn Jahre älteren Studie von Volz und Zulehner sogar noch deutlicher als früher.
2. Diese Zuordnung hat ihre reale Basis: Mit 28% zu 14% zeigen sich doppelt so viele männliche wie weibliche Befragte gewaltgeneigt.
3. Die Neigung zur Gewalt fällt allerdings innerhalb der Geschlechtergruppen höchst unterschiedlich stark aus und differiert erheblich je nach Zugehörigkeit zu den von den Autoren clusteranalytisch gewonnenen Geschlechertypen – wie im Übrigen auch die Einstellungen zur gruppenbezogenen

¹ Zulehner, Paul M./Volz, Rainer: Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie die Frauen sie sehen. Ein Forschungsbericht, Ostfildern 1998.

Feindlichkeit gegenüber Angehörigen von Gruppierungen, die als „anders“ bzw. „fremd“ betrachtet werden, etwa gegenüber Homosexuellen oder Ausländern. Gewaltbefürwortung wird vor allem von den teiltraditionellen Männern (58%) und Frauen (46%) getragen, während ein modernes Verständnis vom eigenen Geschlecht und dem Geschlechterverhältnis sowohl diesen geschlechtsspezifischen Unterschied als auch die eigene Gewaltbereitschaft (mit jeweils 3% bei den modernen Männern und den modernen Frauen nahezu) zum Verschwinden bringt. Damit bestätigt sich ein zentrales Ergebnis der schon vor zehn Jahren publizierten Vorgängerstudie.²

4. Altersspezifisch betrachtet fällt zum einen auf, dass bei der nachwachsenden Männergeneration, bei den bis 19-Jährigen nämlich, die überproportional gewaltgeneigte Gruppierung der teiltraditionellen Männer immerhin rund ein Viertel ausmacht, ein Anteil, der erst bei den über 40-Jährigen wieder leicht übertroffen wird; zum anderen geben sich nur 13% dieser Altersgruppe bei den Männern – und damit so wenige wie bei den über 70-Jährigen – als „modern“ und damit als tendenziell gewaltresistent zu erkennen, während der Anteil der Modernen bei den Frauen unter 20 Jahren mehr als dreimal so hoch ist. (Auch) vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass die jüngste Befragtengruppierung sich überproportional gewaltbereit zeigt.
5. Der benannte Befund erhält eine besondere Brisanz durch vier empirische Feststellungen: Zum Ersten ist zu konstatieren, dass sich Autoritarismus bei rund drei Vierteln der teiltraditionellen Männer (in etwa gleicher Höhe auch bei teiltraditionellen Frauen) findet. Zum Zweiten kommt bei einer Mehrheit (51%) der jüngeren Männer bis 19 Jahren Autoritarismus in einem Ausmaß vor, das die bis zu 30 Jahre älteren Männer nicht erreichen – gänzlich anders als bei den gleichaltrigen Frauen, die (mit 21%) den niedrigsten prozentualen Autoritarismuswert unter ihren Geschlechtsgenossinnen aufweisen. Zum Dritten ist im Vergleich zu der Studie von 1998 insgesamt eine deutliche Zunahme von Autoritarismus zu registrieren und diese besonders stark bei (auch jungen) Männern. Zum Vierten erweist sich, dass Autoritarismus und Gewaltneigung eng zusammenhängen. Es gilt das Motto: Je autoritärer, umso gewaltgeneigter. Dabei erzielen – allerdings auf geringer Datenbasis –, sowohl was Autoritarismus, als auch was Gewaltbereitschaft betrifft, die Sympathisantinnen und Sympathisanten rechtsextremer Parteien (gefolgt von denen der LINKEN) die Spitzenwerte – ein Befund, der auch deshalb plausibel erscheint, weil sich zeigen lässt, wie gerade die Bereitschaft zu Gewalt gegen Ausländer mit der Stärke des eigenen Autoritarismus nahezu linear zunimmt.
6. Menschen, die sich selbst als „religiös“ zu erkennen geben, sind in etwa genauso häufig (bei den Frauen) oder etwas weniger (bei den Männern) gewaltbereit als der Durchschnitt der jeweiligen geschlechtsspezifischen Gruppierung, geben sich aber als autoritärer zu erkennen.
7. Dass Männer sich nicht nur als gewaltbereiter bezeichnen, sondern auch häufiger eigene Gewalttätigkeiten einräumen als Frauen, entspricht dem Geschlechterklischee und verwundert insofern nicht. Dies gilt auch für den Fakt, dass der Geschlechterabstand bei den „harten“ Gewaltformen (prügeln, Waffeneinsatz, sexuell nötigen etc.) vergleichsweise größer ausfällt als bei denen weicheren Grades. Bei verbalen Attacken, der häufigsten Gewaltform, herrscht offenbar sogar Gleichstand: Knapp jede/r Fünfte räumt ein, innerhalb der letzten zwölf Monate solche Gewalt mindestens einmal ausgeübt zu haben.

² Vgl. Zulehner/Volz 1998 (vgl. Anm. 1).

8. Generell sehen Frau und Mann sich häufiger als Opfer denn als Akteurinnen/Akteure von Gewalt. Entgegen den in weiten Teilen des öffentlichen Opfer-Diskurses kursierenden Vermutungen stellt die Studie bei allen untersuchten Gewaltformen aber einen höheren Anteil weiblicher als männlicher Opfer fest. Bei den Männern fällt auf: Besonders häufig geben die Angehörigen jener Typen eigene Gewaltwiderfahrnisse an, die auch selber zu den gewaltbereitesten und -tätigsten gehören: die Teiltraditionellen und die Suchenden.
9. Als der mit Abstand gefährlichste Gewaltort erweist sich für beide Geschlechter – auch über das letzte Jahr hinausblickend retrospektiv für das ganze bisherige Leben der Probandinnen und Probanden – die Familie. Wenn Frauen zu Täterinnen werden, dann werden sie es vor allem hier, wobei die Zielscheibe des Partners in diesen Fällen verhältnismäßig häufiger erhalten muss als umgekehrt die der Partnerin bei Männern und daneben auch die meist von Müttern ausgehende erzieherisch gemeinte Gewaltanwendung nicht zu unterschätzen ist.
10. Vor diesem Hintergrund ist es wenig erstaunlich, dass Gewalterleiden und eigene Gewaltausübung stark von der Erfahrung und Bewertung der eigenen Kindheit abhängig sind – genauer gesagt davon, in welchem Maße man/„frau“ sie als „glücklich“ oder „unglücklich“ erlebt hat. Wer seine Kindheit als unglücklich oder gar sehr unglücklich einstuft, hat nach eigenen Angaben in seinem Leben nicht nur weitaus mehr Gewalt erlitten und scheint zum Opfer prädestiniert zu sein. Solche Personen agieren Gewalt auch aktiv deutlich stärker aus und werden gleichsam zu Täterinnen bzw. Tätern sozialisiert.³

Der Überblickscharakter der Männerstudie gestattet es nicht, zu Einzelaspekten männlichen Lebens so weit in die Tiefe zu gehen, wie Spezialstudien zu entsprechenden Problembereichen es tun können. Diesem Umstand geschuldet geben die Befunde zur Gewalt – methodisch betrachtet – weder Ergebnisse von Pfadanalysen wieder, mit denen die multifaktoriellen Verursachungsstrukturen von Gewaltphänomenen berechnen- und in Zahlenrelationen angebbbar wären, noch können sie im Wesentlichen auf längsschnittlichen Untersuchungen mit mehreren Wiederholungsbefragungen basieren oder gar Entwicklungen in einzelnen biografischen Verläufen samt ihrer subjektiven Bearbeitungsweisen detailgenau nachzeichnen. Dennoch deuten die Untersuchungsergebnisse Ursachen von Gewalt und Opferschaft an. Will man sie vorerst einmal grob verorten, so scheinen sie im Feld geschlechtsspezifischer Sozialisation zu liegen. Ihnen soll im Weiteren durch Einbezug von Erkenntnissen der Gewaltforschung vertiefend nachgegangen werden, um so auch zu theoretischen Erklärungen bzw. Deutungen des Verhältnisses von Männlichkeit und Gewalt durchstoßen zu können.

2. Gewaltsozialisation? – Die Befunde im Kontext weiterer Untersuchungen

Die Studie von Volz und Zulehner liefert Hinweise und Belege für die Annahme, dass Faktoren wie (teil-)traditionelle bzw. konventionelle geschlechtsspezifische Wertvorstellungen und Handlungsorientierungen, Gewaltneigungen auf der Einstellungsebene, Autoritarismus, gruppenbezogene Feindlichkeiten, Gewaltwiderfahrnisse und Erfahrungen einer (sehr) unglücklichen Kindheit bei ihrer individuellen Repräsentation auf der Ebene subjektiven Handelns generell die Wahrscheinlichkeit erhöhen, Gewalttätigkeiten zu begehen. Damit sind Haltungen und Erfahrungen markiert, die biografisch aufgebaut und stabilisiert bzw. durchschritten werden und somit auf die Relevanz sozialisatorischer

³ Vgl. Studie Abb. 149.

Prozesse verweisen. Dass sich gerade bei der nachwachsenden Männergeneration – anders als bei den Altersgleichen des weiblichen Geschlechts – eine Trendwende bezüglich der Akzeptanz autoritärer Positionierungen anzudeuten scheint und keine Effekte einer im Generationenverlauf weitergegebenen Enttraditionalisierung von geschlechtsspezifischen Rollenzuweisungen auszumachen sind, lässt insbesondere eine Fokussierung auf die aktuellen Bedingungen und Prozesse des Aufwachsens als Junge und junger Mann sowie ihre Einflussnahmen auf die Entwicklung von Gewaltakzeptanz, also von Gewaltbefürwortung, eigener Gewaltbereitschaft und Gewalttätigkeit, lohnenswert erscheinen.

Eine Durchmusterung der einschlägigen Forschung der letzten Jahre fördert diesbezüglich eine Reihe von Erkenntnissen zutage, die die Zusammenhänge von Gewaltakzeptanz und Sozialisationsbedingungen in Kindheit und Jugendphase weiter aufzuklären gestatten und so erlauben, die Analysen noch weiterzutreiben. Fassen wir sie bilanzierend zusammen, so können wir zunächst auf der Ebene empirischer Feststellungen und anschließend auf der Ebene ihrer theoretischen Deutungen mindestens die folgenden Einsichten zu den Gewichtungen des Gewaltphänomens zwischen den Geschlechtern (vgl. die folgenden Punkte 1–4), zu ihren Entwicklungstendenzen in den vergangenen Jahrzehnten und in jüngerer Zeit (Punkt 5), zu geschlechterübergreifenden Bedingungskonstellationen sowie zu den spezifischen sozialen und persönlichen Hintergründen männlicher Gewaltakzeptanz bzw. männlichen Gewalterleidens (Punkt 6) formulieren:

1. Der Befund einer überproportionalen Belastung des männlichen Geschlechts beim *Gewalthandeln* wird sowohl von offiziellem statistischem Material gestützt als auch von Dunkelfeldstudien bestätigt. Während schon immerhin rund drei Viertel der gesamten ermittelten Kriminalität in Deutschland auf männliche Täterschaften zurückgeführt werden können, werden im Bereich der Gewaltkriminalität bei fast 90% der Fälle Angehörige des männlichen Geschlechts von der Polizei als Täter verdächtigt. Mit einer bis zu rund zehnfachen Tatverdächtigenbelastung gegenüber dem weiblichen Geschlecht weisen nach den Ermittlungsstatistiken in diesem Deliktbereich vor allem die Altersgruppen der Heranwachsenden und Jungerwachsenen zwischen 18 und 25 Jahren herausragende Werte auf. Noch stärker fällt der maskuline Überhang speziell bei Raub und geradezu exorbitant höher bei Vergewaltigung (bei Heranwachsenden z. B. im Verhältnis 131,2 : 1) aus.⁴ Dabei gilt in der Regel die Devise: Je „härter“ die Taten, umso eher werden sie von Jungen oder Männern begangen. Zudem ist insgesamt zu berücksichtigen, dass mit wachsendem Alter die geschlechtsspezifischen Belastungsdifferenzen zuungunsten der Männer noch ansteigen. In der Verurteiltenstatistik sieht das Verhältnis zwischen den Geschlechtern eher noch ungünstiger für die Männer aus. In Gefängnissen sind rund 95% der Insassen männlich.⁵ Studien, die auf Gewalthandeln unterhalb der Aufmerksamkeitsschwellen von Staatsorganen fokussieren, kommen nicht zu grundlegend anderen Befunden. Auch hier dominieren Jungen und Männer mit deutlichem Abstand die Täterraten, wenn auch in geringerem Maße, nämlich – je nach Altersgruppe, Deliktbereich und Studie – alles in allem mit meist ungefähr dem Zwei- bis Fünffachen der Zahlen für das andere Geschlecht.⁶ Auch hier schmilzt ihr Vorsprung, wenn nicht-physisches Gewaltverhalten (etwa Mobbing) vorliegt. Relationale Aggressionen wie üble Nachrede oder soziale Ausgrenzung sind sogar eher Domänen der Mädchen.⁷

4 Vgl. zuletzt Polizeiliche Kriminalstatistik 2007. – Bundesministerium des Innern/Bundesministerium der Justiz: Zweiter Periodischer Sicherheitsbericht, Berlin 2006, 367.

5 Vgl. Bundesministerium des Innern/Bundesministerium der Justiz 2006 (vgl. Anm. 4): 615.

6 Vgl. z. B. Lösel, Friedrich/Bliesener, Thomas: Aggression und Delinquenz unter den Jugendlichen. Untersuchungen von kognitiven und sozialen Bedingungen, Wiesbaden 2003. – Petermann, Franz: Entwicklungspsychopathologie aggressiv-dissozialen und gewalttätigen Verhaltens, in: Dahle, K.-P./Volbert, R. (Hrsg.): Entwicklungspsychologische Aspekte der Rechtspsychologie, Göttingen 2005, 92–105. – Brettfeld, Katrin u. a.: Abschlussbericht zur Evaluation des Niedersächsischen Modellprojekts gegen Schulschwänzen (ProgeSS), Hamburg 2005 (unveröffentlichtes Manuskript).

7 Vgl. Crick, N. R. u. a.: Relational Aggression in early Childhood: „You Can't Come to my Birthday Party unless...“, in: Puttalaz, M./Biermann, K. (Hrsg.): Aggression, antisocial Behavior, and Violence among Girls: A Developmental Perspective, New York 2004.

2. Eine im Geschlechtervergleich insgesamt stärkere Belastung von Jungen und Männern in Bezug auf die eigene *Gewaltbereitschaft* ist ebenfalls feststellbar. Allerdings fällt hier die maskuline Vorherrschaft etwas geringer aus.

Noch kleiner wird der Abstand bei der *Billigung fremdausgeübter Gewalt*⁸. Er reduziert sich weiter, wenn man noch den Faktor der sozialen Dominanzorientierung (u. a. gemessen über das Item: „Es gibt Gruppen in der Bevölkerung, die weniger wert sind als andere“) mit berücksichtigt. Dann weisen sozial dominanzorientierte Frauen gleiche Werte für Gewaltbereitschaft wie gering dominanzorientierte Männer, aber tendenziell stärker Gewaltbilligung auf.⁹

3. In Hinsicht auf die *Gewaltbefürwortung* sowie im Hinblick auf solche Orientierungen, die Gewaltakzeptanz nachweislich fördern – wie *Autoritarismus*, *feindselige Haltungen* und *Diskriminierungsbereitschaften* gegenüber Angehörigen von gesellschaftlichen Gruppierungen, die als „fremd“ erachtet werden¹⁰ –, finden sich seit den frühen 2000er-Jahren nicht mehr jene geschlechtsspezifischen Eindeutigkeiten, von denen man größtenteils früher ausging. Rassismus und Fremdenfeindlichkeit sind bei Erwachsenen mittlerweile Haltungen, die öfter bei Frauen als bei Männern anzutreffen sind.¹¹ Auch Einstellungen wie Islamophobie und das Pochen auf Etabliertenvorrechte finden sich inzwischen mehr bei ihnen als bei Männern.¹² Bei Jugendlichen und Jungerwachsenen allerdings bleibt der Vorsprung des männlichen Geschlechts noch ungebrochen – bezeichnenderweise vor allem bei der Homosexuellenfeindlichkeit.¹³

4. Ein zahlenmäßiger männlicher Überhang betrifft auch die *Opferseite*. Zwar scheinen Frauen, insbesondere Mütter und Partnerinnen, bis heute als Ausübende von Gewalt gegen Jungen und Männer unterschätzt zu werden¹⁴, es ist aber nicht zu übersehen, dass Gewaltwiderfahrnisse des männlichen Geschlechts insgesamt stark überwiegend auf Gewaltakte von Geschlechtsgenossen zurückzuführen sind: Täter haben fast alle auch Opfererfahrungen und Opfer verfügen nahezu immer auch über Tätererfahrungen.

5. Die *Entwicklungstendenzen* der letzten Jahre zu beurteilen, fällt nicht leicht. Zum einen gibt es nur wenige Zeitreihenuntersuchungen, die methodisch saubere, echte Vergleiche über längere Zeiträume erlauben, zum anderen sind die dafür vorhandenen Daten nicht konsistent.

Insgesamt drängt sich immerhin für den Bereich der *Gewalttätigkeit* der Eindruck auf: Auf der einen Seite wird im Hellfeld, vor allem in den Ermittlungsstatistiken der Polizei, über die letzten Dekaden hinweg ein Anstieg von Gewaltanwendung, speziell einer von „Jugendgewalt“, registriert. Dabei zeigt sich geschlechtsspezifisch: Obwohl die prozentualen Anstiege der Tatverdächtigenzahlen im Jugend- und Erwachsenenalter zwischen 1993 und 2005 beim weiblichen Geschlecht doppelt so hoch ausfallen wie beim männlichen, büßt Letzteres wegen der weitaus höheren absoluten Ausgangsbasis seinen Vorsprung keineswegs ein, sondern baut ihn bei den Jugendlichen um mehr als die Hälfte, bei den Heranwachsenden auf etwa den doppelten Abstand aus. Auf der anderen Seite kommen Dunkelfelduntersuchungen, die sich auch auf Untersuchungen der *Gewaltbereitschaft* erstrecken, und auch die harten Daten der Versicherungswirtschaft¹⁵ in der Summe eher zu dem

8 Vgl. schon Schwind, Hans-Dieter/Baumann, Jürgen (Hrsg.): Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt. Analysen und Vorschläge der Unabhängigen Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt (Gewaltkommission), Band 1 und 2. Berlin 1990.

9 Vgl. Küpper, Beate/Zick, Andreas: Soziale Dominanz, Anerkennung und Gewalt, in: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Deutsche Zustände. Folge 6. Frankfurt a. M. 2008, 116–134, hier v. a. 127 ff.

10 Vgl. z. B. Zick, Andreas/Küpper, Beate: Vorurteile, Diskriminierung und Rechtsextremismus. Phänomen, Ursachen und Hintergründe, in: Jonas, K. J./Boos, M./Brandstätter, V. (Hrsg.): Zivilcourage trainieren!, Göttingen 2007, 33–57. Vgl. weiterhin diverse Beiträge in Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Deutsche Zustände. Folge 1–6, Frankfurt a. M. 2002, 2003, 2005, 2006, 2007, 2008.

11 Vgl. z. B. Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Deutsche Zustände. Folge 1, Frankfurt a. M. 2002.

12 Vgl. z. B. Küpper, Beate/Heitmeyer, Wilhelm: Feindselige Frauen. Zwischen Angst, Zugehörigkeit und Durchsetzungsideologie, in: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Deutsche Zustände. Folge 3, Frankfurt a. M. 2005, 108–128. Vgl. auch Stöss, Richard: Rechtsextremismus im Wandel, Berlin 2005. – Decker, Oliver/Brähler, Elmar/Geißler, Norman: Vom Rand zur Mitte. Rechtsextreme Einstellungen und ihre Einflussfaktoren in Deutschland, Berlin 2006.

13 Vgl. Endrikat, Kirsten: Jüngere Menschen. Größere Ängste, geringere Feindseligkeit, in: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Deutsche Zustände. Folge 4, Frankfurt a. M. 2006, 101–114.

14 Vgl. Jungnitz, Ludger u. a. (Hrsg.): Gewalt gegen Männer. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland, Opladen und Farmington Hills 2007.

15 Vgl. z. B. die Statistik über Raufunfälle an den Schulen: Bundesverband der Unfallkassen (Hrsg.): Gewalt an Schulen, München 2005. http://www.unfallkassen.de/files/510/Gewalt_an_Schulen.pdf?PHPSESSID=c550; Zugriff: 14.1.2008.

Schluss, dass ein bis in die Mitte der 90er-Jahre hinein zu konstatierendes Anwachsen des Gewaltniveaus in den Folgejahren ausgelaufen und mittlerweile die Entwicklung sogar rückläufig ist.¹⁶ Dies gilt selbst für die noch stärker männlich dominierte selbstberichtete Mehrfachtäterschaft sowie für den Brutalitätsgrad der Gewalttaten.¹⁷

Der Rückgang betrifft (bei Jugendlichen) auch *gewaltbefürwortende Einstellungen*¹⁸. Im Dunkelfeld ist insgesamt eher als eine durchschnittliche Zunahme männlicher Gewalt eine weibliche Aufhol-tendenz zu registrieren. In Bezug auf *Autoritarismus, gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit und Diskriminierungsbereitschaft* sind die Entwicklungstendenzen je nachdem, auf welche Orientierungsdimension genau abgehoben wird, uneinheitlich. Festzustellen ist aber, dass die autoritäre Aggression und die Diskriminierungsbereitschaft, die in rechtspopulistischen Auffassungen stecken, in den letzten Jahren im Anwachsen begriffen sind – der Anteil an Rechtspopulisten in der deutschen Bevölkerung stieg zwischen 2002 und 2005 von 19,2% auf 26% – und dies wiederum für Gewaltbilligung und -bereitschaft förderlich ist.¹⁹

Entsprechend der Gesamtentwicklung auf der Täterseite gehen auch die Opfererfahrungen zum Teil zahlenmäßig zurück, während jedoch die Quoten der Anzeigen durch Gewaltopfer steigen. Zahlreiche Fachleute machen die gestiegene Anzeigebereitschaft dann auch für den Anstieg der Gewaltdaten im Hellfeld verantwortlich.²⁰

6. Interessanter als Erkenntnisse über quantitative Relationen und Entwicklungen sind qualitative Erkenntnisse, aus denen *Ursachenzusammenhänge* zu entnehmen sind. Geschlechterübergreifende Gemeinsamkeiten gewaltförderlicher Bedingungen lassen sich vergleichsweise leicht auflisten, wenn man sich mit sehr allgemeinen Hinweisen z. B. auf die Risiken des Aufwachsens in benachteiligten Lebensverhältnissen, geringe Bildung und unzureichende Entwicklungsniveaus sozialer und personaler Kompetenzen zufriedengeben will. Weiterführender sind detailliertere Analysen, die auch Gewichtungen verschiedener Faktoren anzustellen erlauben. Sie stellen fest, dass die *Anzahl gewalttätiger und delinquenter Freunde* im Jugendalter am stärksten ist und damit mehr noch als relevante Faktoren wie exzessiver Konsum von (gewaltverherrlichenden) Medien, Schulabsenz und elterliche Gewalt Gewalthandeln erklärt. Wer sich regelmäßig in einer Clique von mehr als fünf derart orientierten Peers aufhält, hat ein rund zehnmal höheres Risiko, selbst gewalttätig zu werden, als jemand ohne delinquente Freunde.²¹ Das Motiv, sich solchen Cliquen anzuschließen, scheint dabei ganz entscheidend daraus zu erwachsen, dass Erfahrungen von Selbstwirksamkeit und Anerkennung in anderen Sozialisationsbereichen, vor allem in der Schule und in der Familie, als nicht vorhanden oder defizitär betrachtet werden und im Gleichaltrigenkontext alternative Formen von Kontrollerfahrungen, Integrationserleben und Kompetenzbeweisen Gültigkeit beanspruchen. Die Problematik entwickelt sich häufig, aber keineswegs zwangsläufig vor dem Hintergrund einer Kindheit, die sozialstrukturell und familiär (z. B. durch Alkoholkonsum oder andauernde Arbeitslosigkeit der Eltern) hochbelastet ist und in der – vor allem bei Jungen – früh Störungen des Sozialverhaltens eintreten, also unter Bedingungen, die durchaus als „unglücklich“ – vgl. die diesbezüglichen Ergebnisse der Studie von Volz und Zulehner – eingestuft werden können.²²

16 Vgl. z. B. Mansel, Jürgen/Hurrelmann, Klaus: Aggressives und delinquentes Verhalten Jugendlicher im Zeitvergleich, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Nr. 1/1998, 78–109. – Tillmann, Klaus-Jürgen/Holler-Nowitzki, Birgit/Holtappels, Heinz G. u. a.: Schülergewalt als Schulproblem. Verursachende Bedingungen, Erscheinungsformen und pädagogische Handlungsperspektiven, Weinheim und München 1999. – Fuchs, Marek u. a.: Gewalt an Schulen. 1994 – 1999 – 2004, Wiesbaden 2005. – Pfeiffer, Christian/Wetzels, Peter: Kriminalitätsentwicklung und Kriminalpolitik: Das Beispiel Jugendgewalt, in: Feltes, T./Pfeiffer, C./Steinhilper, G. (Hrsg.): Kriminalpolitik und ihre wissenschaftlichen Grundlagen. Festschrift für Hans-Dieter Schwind, Heidelberg 2006, 1.095–1.127.

17 Vgl. Bundesministerium des Innern/Bundesministerium der Justiz 2006 (vgl. Anm. 4): 354.

18 Vgl. Pfeifer/Wetzels 2006 (vgl. Anm. 16).

19 Vgl. Heitmeyer 2002–2008 (vgl. Anm. 10).

20 Vgl. kurz dazu Heinz, Wolfgang u. a.: Resolution zur aktuellen Diskussion um eine Verschärfung des Jugendstrafrechts. o. O. (Konstanz) 2008. <http://www.dvjj.de/artikel.php?artikel=986>; Zugriff: 4.8.2008. – Auch: Bundesministerium des Innern/Bundesministerium der Justiz 2006 (vgl. Anm. 4).

21 Vgl. Baier, Dirk/Wetzels, Peter: Freizeitverhalten, Cliquenzugehörigkeit und Gewaltkriminalität: Ergebnisse und Folgerungen aus Schülerbefragungen, in: Dessecker, A. (Hrsg.): Jugendarbeitslosigkeit und Kriminalität, Wiesbaden 2006, 69–97.

22 Vgl. zusammenfassend Bundesministerium des Innern/Bundesministerium der Justiz 2006 (vgl. Anm. 4): v. a. 376 ff.

Geschlechtsspezifisch wirksame Einflüsse auf die Entwicklung und das Niveau von Gewaltakzeptanz entwickeln diese Cliquen bei Jungen vor allem dadurch, dass sie die Orientierung an bestimmten Männlichkeiten propagieren. So ist z. B. die zum Teil konstatierte höhere Gewaltbelastung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund, speziell die der männlichen, nicht nur darauf zurückzuführen, dass sie weitaus häufiger als autochthone Kinder und Jugendliche Opfer elterlicher Gewalt bzw. Zeugen von Partnergewalt sind.²³ Vielmehr sorgen offenbar die Lebenswelten von migrantischen Kindern und Jugendlichen insgesamt, nicht zuletzt dabei diejenigen in der Peergroup²⁴, in besonderem Maße dafür, dass *gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen* orientierungsgebend, ja offensichtlich vor allem unter Mehrfachtätern handlungsleitend werden. Während bei männlichen deutschen Jugendlichen der neunten Jahrgangsstufe knapp 4% entsprechende Einstellungen vertreten, sind es bei den türkischen Jugendlichen gleichen Alters fast 25%.²⁵ Die zahlenmäßige Dominanz nichtdeutscher Jugendlicher in der Mehrfachtäterschaft von Gewaltdelikten ist letztlich darauf zurückzuführen, dass sie diesen Vorsprung bei den gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen haben. Dieser wiederum verdankt sich auch der Zugehörigkeit zum Islam, wobei eine intensive muslimische Religiosität die Akzeptanz dieser Männlichkeitsnormen noch steigert, allerdings in ungefähr dem gleichen Maße, wie sehr hohe christliche Religiosität dies bei männlichen (übrigens nicht bei weiblichen) christlichen Jugendlichen tut.²⁶ Betrachtet man all diejenigen, die diese Männlichkeitsnormen vertreten, gibt es keinen signifikanten Unterschied mehr zwischen den Anteilen deutscher und türkischer Jugendlicher unter Mehrfachgewalttätern.²⁷ Hinzu kommt (nicht nur, aber besonders deutlich) in zahlreichen islamisch geprägten Familien die Ausrichtung der Erziehung an einem Männlichkeitsbild, das vormodern ausfällt, Gewaltförmigkeiten Platz bietet und dem es demgemäß an Funktionalität für moderne Gesellschaften und modernisierte Geschlechterverhältnisse mangelt, das sich aber als unreflektiertes Halbwissen bei Jungen und jungen Männern findet, während das in Deutschland geltende Recht auf gewaltfreie Erziehung in den entsprechenden Communities kaum bekannt ist.²⁸ Dieser Befund wirft zugleich ein Schlaglicht auf die Notwendigkeit, die sog. Jugendgewalt nicht vorschnell als ein ethnisch-kulturelles Problem zu behandeln, sondern die darin steckenden prinzipiell nationen- und kulturübergreifenden Schwierigkeiten des Aufbaus männlicher Identität zum Thema zu machen, zumal sich auch Gegenbilder zu dem oben beschriebenen Ehrkonzept unter Muslimen ausmachen lassen.²⁹

Nimmt man all diese Befunde zusammen, so verdichten sich Hinweise auf die Vermutung, dass das gesellschaftliche Gewaltproblem in erheblichem Ausmaß auch durch Probleme zustande kommt und weiterhin genährt wird, die die Gesellschaft insgesamt, insbesondere aber ein großer Teil der Jungen und Männer damit hat, Männlichkeit in Distanz zu Gewalt und gewaltförderlichen Orientierungen zu definieren. Je mehr geschlechtsspezifische Identität unreflektiert an konventionellen Mustern ausgerichtet wird und je unflexibler speziell Jungen bzw. Männer für sich und andere Maskulinität unhinterfragt entlang entsprechender geschlechtsspezifischer Traditionen festmachen, desto wahrscheinlicher werden Gewaltnähe und Gewalthandeln. Letztere scheinen insofern einem Anachronismus orientierungswirksamer Männlichkeitsbilder geschuldet zu sein. Er findet offenbar einerseits seinen Nährbo-

23 Vgl. Brettfeld, Katrin/Wetzels, Peter: Soziale Selektivität strafrechtlicher Sozialkontrolle bei Jugendkriminalität? Ergebnisse repräsentativer Dunkelfelderhebungen zur Wahrscheinlichkeit polizeilicher Registrierung delinquenter Jugendlicher, in: Praxis der Rechtspsychologie, Nr. 13/2003, 226–257. – Enzmann, D./Brettfeld, Katrin/Wetzels, Peter: Männlichkeitsnormen und die Kultur der Ehre, in: Oberwittler, D./Karstedt, Susanne (Hrsg.): Soziologie der Kriminalität. Sonderheft 43 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Wiesbaden 2003, 264–287.

24 Vgl. Baier, Dirk/Pfeiffer, Christian/Windzio, Michael: Jugendliche mit Migrationshintergrund als Opfer und Täter, in: Heitmeyer, Wilhelm/Schröttle, Monika (Hrsg.): Gewalt. Beschreibungen, Analysen, Prävention, Bonn 2006, 240–268. – Tertilt, Hermann: Turkish Power Boys. Ethnographie einer Jugendbande, Frankfurt a. M. 1996.

25 Vgl. Baier u. a. 2006 (vgl. Anm. 24): 258.

26 Vgl. Wetzels, Peter/Brettfeld, Katrin: Auge um Auge, Zahn um Zahn? Migration, Religion und Gewalt junger Menschen, Münster 2003.

27 Vgl. Baier u. a. 2006 (vgl. Anm. 24): 259.

28 Vgl. Toprak, Ahmet: Das schwache Geschlecht – die türkischen Männer. Zwangsheirat, häusliche Gewalt, Doppelmoral der Ehre, Freiburg 2007.

29 Vgl. Scheibelhofer, Paul: Ehre und Männlichkeit bei jungen türkischen Migranten, in: Baur, Nina/Luedtke, Jens (Hrsg.): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland, Opladen und Farmington Hills 2008, 183–199.

den vor allem in Lebensverhältnissen, die von sozialer Benachteiligung durchzogen sind, andererseits in der breiten gesellschaftlichen Streuung und Akzeptanz von Maskulinitätsvorstellungen, in denen das archaische Muster martial-kämpferischer Virilität wenigstens symbolisch propagierend präsent gehalten wird³⁰ – und dabei durchaus auch zur Quelle von Leiden für Jungen und Männer selbst wird.

Die Befunde legen damit Erklärungsversuche nahe, die die Ursachen von Gewalt nicht in individuellen Dispositionen und Verantwortlichkeiten einzelner Gewalttäter lokalisieren, sondern die Geschlechtsspezifika der gesellschaftlichen Lebenssituationen von Jungen und Männern insgesamt sowie die damit verbundenen Geschlechter- und speziell Männlichkeitsbilder ins Auge fassen. Denn offensichtlich hat die vom männlichen Geschlecht ausgehende (und erfahrene) Gewalt viel mit den grassierenden Schwierigkeiten zu tun, ein „richtiger“ Mann zu werden und zu sein.

Im sozialwissenschaftlichen Männlichkeits-Diskurs hat wie kein anderes das Modell von Robert W. (inzwischen nach Geschlechtswechsel und Namensänderung: Raewyn) Connell Prominenz erhalten.³¹ Dessen Pointe liegt für unseren thematischen Zusammenhang darin, dass es das Modell erlaubt, männliche Gewalt als Ausfluss von Geschlechterstrukturen zu begreifen, deren Kernelement Machtausübung durch männliche Hegemonie ist. Anders als in der innerhalb der Frauenforschung immer noch häufig benutzten Vorstellung von patriarchalen Verhältnissen sind Männer in diesem Denkansatz nicht qua Biologie, sondern in durchaus unterschiedlicher Weise in die maskulinen Hegemonialstrukturen eingebunden: Sie können Träger hegemonialer Männlichkeit sein und diese via Heterosexualität, (Schein-)Rationalitätsorientierung und Entscheidungsmacht in Institutionen und Strukturen stabilisieren, sie können aber auch Komplizen solcher Männlichkeit darstellen, ohne sie selbst zu propagieren, oder sich in Positionen untergeordneter bzw. gar marginalisierter Männlichkeiten befinden. Insofern sich männliche Hegemonie als Struktur reproduziert, lassen sich durchaus auch Frauen als deren Trägerinnen begreifen, sind also Machtbeziehungen zwischen Frauen und Männern existent, in denen konkrete Frauen gegenüber bestimmten Männern strukturell in der machtvolleren Position sind, im Einzelfall z. B. sozioökonomisch als weiße deutsche Unternehmerin gegenüber dem dunkelhäutigen, ausländischen Hilfsarbeiter mit Zeitvertrag in ihrem Betrieb. Frauen profitieren dann zwar machtmäßig von Strukturen männlicher Hegemonie, sehen sich jedoch nicht wie Männer gezwungen, sich an dieser habituell zu orientieren. Im Prozess des „doing gender“ des Subjekts wird Männlichkeit entlang des Maßstabs hegemonialer Maskulinität entwickelt, weil er von anderen Männern wie von Frauen, speziell aber auch von den sozialisationsrelevanten Agenturen zugrunde gelegt wird. Als „Habitus“ schreiben sich Bestandteile von ihm nicht nur in die soziale, sondern auch die psychische und korporale Repräsentanz des Sozialisanden quasi als „zweite Natur“ ein, sodass sie Wahrnehmungs-, Orientierungs-, Bewertungs- und Ausdrucksformen ihren „Konditionierungs“-Stempel aufdrücken.³²

Nach Connells Auffassung befindet sich nun hegemoniale Männlichkeit historisch in einem Transformationsprozess. Dieser sorgt dafür, dass die über Jahrtausende hinweg Gültigkeit beanspruchende Hierarchisierung unterschiedlicher Männlichkeiten in den zentralen gesellschaftlichen Leistungsbereichen nicht mehr über das überkommene Muster eines interpersonalen Dominanzstrebens verläuft, das im Wesentlichen auf körperlicher Durchsetzungsfähigkeit beruht. Es wird vielmehr abgelöst durch ein Muster hegemonialer Männlichkeit, das sich auf institutionell anerkanntes Wissen, intellektuelle Kompetenz, Cleverness und technische Expertenschaft stützt.

30 Vgl. auch Möller, Kurt: Körperpraxis und Männlichkeit bei Skinheads. Hegemonialansprüche, Marginalisierung und Rebellion, in: Baur, Nina/ Luedtke, Jens (Hrsg.): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland, Opladen und Farmington Hills 2008, 223–238.

31 Vgl. Connell, Robert W. (jetzt: Connell, Raewyn): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Wiesbaden 2006.

32 Vgl. auch Bourdieu, Pierre: Die „feinen Unterschiede“, Frankfurt a. M. 1982.

Für die theoretische Deutung der Jungen- und Männergewalt von heute könnte dies bedeuten:

- ▮ Wem gesellschaftliche Macht innezuhaben wichtig ist und wem es zugleich möglich ist, an maskuliner Hegemonie über modernisierte Männlichkeit teilzuhaben, muss keine Veranlassung sehen, zu Durchsetzungszwecken auf Gewalt zu setzen – zumindest in solchen Bereichen nicht, wo die Macht verteilt wird.
- ▮ Wer dagegen nach Hegemonie strebt, aber die Mittel modernisierter Männlichkeit bzw. Zugänge dazu nicht zur Verfügung hat, kann sich darauf verwiesen sehen, diese Ohnmacht dadurch zu kompensieren, dass er zu Zwecken identitärer Selbstvergewisserung und interpersonaler Präsentation auf traditionell überlieferte Maskulinitätsmuster vertraut.
- ▮ Insofern als alle Männer habituell – und dies heißt in nichtvoluntaristischer Weise – mehr oder minder stark an eine Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkmatrix gebunden sind, in der Wettkampf und Konkurrenz Strukturprinzipien bilden³³ und in der die Geschichte männlicher Vorherrschaft samt ihrem Durchsetzungsmittel der interpersonalen Dominanz repräsentiert ist, können sich
 - ▮ auch die modernen Männer von den habituell geronnenen Maskulinitätsvorstellungen nicht ohne Weiteres lösen und sich in persönlichen Krisen, wenigstens jedoch außerhalb der zentralen gesellschaftlichen Machtverteilungssphären weiterhin auf sie beziehen (z. B. in den symbolisch-medialen Repräsentationen von Maskulinität, im Sport oder ggf. auch noch im Partnerschaftsverhältnis) und wird
 - ▮ durch diesen Umstand denjenigen, die am Muster interpersonaler Dominanz festhalten („müssen“) und sich insofern traditionalistisch gerieren, zumindest ihrer subjektiven Wahrnehmung nach, eine Legitimationsfolie geliefert, zumal die Bereiche des Sports, der Medien und des Konsums archaische Maskulinität (z. B. über Körper-Styling und Kampfspiele von Wrestling bis zu „Counter Strike“) modernistisch updaten, so zu sozial akzeptierten Männlichkeitsmustern hochstilisieren und ihren Nutzern gestatten, den derart übertünchten Anachronismus dieses Musters als realitäts-taugliche Männlichkeitsvorlage auszublenden. Die Assoziation „männlich = gewalttätig“³⁴ kann sich halten. Allerdings: Auch wenn sich Hegemonie mittels interpersonaler Dominanz in manchen Lebensbereichen vorerst weiter herstellen lässt – etwa in ungesicherten Gebieten des öffentlichen Raums, in Cliquennetzen männlich dominierter Peergroups Jugendlicher und in Sphären von Privatheit –, gilt die dermaßen zum Ausdruck gebrachte Männlichkeit in der „Mitte“ der Gesellschaft doch inzwischen zunehmend als amoralisch, wenigstens aber in Zeiten eines real durchsetzungsfähigen staatlichen Gewaltmonopols sowie entkorporierter und dabei zivilisierterer Machtmittel als obsolet. Entsprechend werden ihre Träger marginalisiert.

Dieser Zusammenhang könnte den vielfach replizierten Befund erklären, dass sozial Desintegrierte mit brüchiger Bildungsbiografie, wenig Erfahrungen und Chancen auf dem Arbeitsmarkt, entsprechender Konsumschwäche und dem Gefühl politischer Einflusslosigkeit eher vormodernen Konzepten „männlicher Ehre“ anhängen. Wenn ihre Versuche, Lebensgestaltung, also Lebenskontrolle, Integration und Kompetenzentwicklung, zu realisieren, auf sozial akzeptierte Art und Weise scheitern, die gewaltprotektiven Schutzmechanismen modernisierter Männlichkeit mithin nicht greifen, sie aber nicht darauf verzichten wollen, Selbstwirksamkeit, Zugehörigkeit, Partizipation, Anerkennung und Kompetenz zu verspüren und zu demonstrieren, liegen Belege eben dafür über Gewalt nahe.

³³ Vgl. Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft, Frankfurt a. M. 2005. – Meuser, Michael: Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer, in: Baur, Nina/Luedtke, Jens (Hrsg.): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland, Opladen und Farmington Hills 2008, 33–44.

³⁴ Vgl. Studie Abb. 133.

Dass in erster Linie männliche Jugendliche und Jungerwachsene gewaltauffällig werden, lässt sich im Anschluss an Connell daraus erklären, dass die jungen Noch-nicht-Männer im gesamtgesellschaftlichen Kräftefeld der maskulinen Hegemonie Positionen untergeordneter Männlichkeit einnehmen. Als noch nach ihrer Rolle Suchende besitzen sie aufgrund ihres Alters (noch) nicht die Möglichkeit, Funktionen zu erfüllen, die gesellschaftlich mit Männlichkeit in Verbindung gebracht werden (erzeugen, versorgen, beschützen), und erst recht nicht die Zugänge zu jenen Quellen der Macht, die modernisierte männliche Vorherrschaft nutzt. Einerseits auf Hegemonialansprüche sozialisatorisch „geeicht“ und entsprechend habituell ausgerichtet, andererseits aber sozial noch nicht in der Lage, sie aktuell nachhaltig durchzusetzen, können gerade jene anfällig für Nachweise interpersonaler Dominanzvermögens über Gewalt werden, die weder aktuelle Entwicklungsfortschritte bezüglich gesellschaftlich akzeptierter Formen von Männlichkeit (z. B. institutionelle Integration, Wissensausweis, Erfolg im Beruf, Konsumfähigkeit) noch entsprechende Optionen für ihre persönliche Zukunft wahrnehmen können. Der gefühlte Zwang, im „Wettbewerb der Kerle“ um Hegemonie um jeden Preis männliche Identität zeigen zu müssen, treibt dabei gerade diejenigen um, die anderenorts (vor allem in den Leistungsbereichen von Schule und Beruf sowie in den familiären Bezügen) identitär verunsichert sind.

Der Komplex hegemonialer Männlichkeit bietet darüber hinaus auch eine theoretische Deutung dafür, warum Mädchen und Frauen unter den Bedingungen der Moderne eher gewaltgeneigt sind als früher. Soweit auch sie zunehmend von Individualisierung betroffen sind und sie ebenso unter den Erwartungsdruck gestellt werden, Autonomie und Durchsetzungsfähigkeit zu beweisen bzw. sich die Strukturen männlicher Hegemonie zunutze zu machen, befinden sie sich mehr und mehr in ähnlichen Risikokonstellationen wie Männer, unterliegen dann vergleichbaren Gefahren des Scheiterns ihrer Lebensgestaltungsinteressen und greifen in diesen Fällen nachweislich ähnlich häufig zu gewaltförmigen (Schein-)Lösungen ihrer Probleme. Dass ihre Gewaltakzeptanz dabei noch stärker nichtphysische Konturen hat, hängt vermutlich sowohl mit der Übernahme von sozialisatorisch immer noch überlieferten Weiblichkeitsklischees als auch damit zusammen, dass kämpferische Haltungen bei ihnen nicht habituell verankert sind.

3. Konsequenzen

Die oben angestellten Analysen markieren zentrale Herausforderungen in Bezug auf die gesellschaftliche Bearbeitung des Kontextes von Männlichkeit und Gewalt. Ganz offensichtlich ist: Eine Gesellschaft, die daran interessiert ist, ihr Gewaltniveau herunterzuschrauben, kommt nicht umhin, ja muss geradezu allein schon aus diesem Beweggrund heraus proaktiv anzielen, die Demokratisierung sozialer Verhältnisse verstärkt auch auf die Geschlechterbeziehungen auszudehnen und im Interesse an Nachhaltigkeit vor allem auch die künftigen Generationen entsprechend zu sozialisieren. Denn Geschlechterdemokratie reduziert Gewaltakzeptanz. Diese Grundeinsicht zieht eine Reihe von Schlussfolgerungen nach sich, die nicht zuletzt geschlechterpolitisch und -pädagogisch bedeutsam sind. Zu ihnen gehört u. a.:

1. Wir brauchen die *Modernisierung von Geschlechterbildern und -verhältnissen*, denn sie schützt vor Gewalt – wie schon auf den ersten Blick der geringe Anteil von Gewaltbereiten bei den von Volz und Zulehner 2008 als „modern“ bezeichneten männlichen und weiblichen Geschlechtertypen verdeutlicht. „Modern“ wird in der dort unterlegten Typologie – wie aus den genutzten Items ersichtlich – in erster Linie auf die Akzeptanz einer Gleichstellung der Geschlechter bei der Haus- und Familienarbeit sowie einen nicht zuletzt dadurch gegebenen Autonomiezuwachs der Frau bezogen. Wer auch in den Geschlechterbildern und -verhältnissen keine „halbierte Moderne“ (Beck) will, muss sich indes fragen, ob die Modernität der Vorstellungen und Praxen von Geschlecht nicht einerseits breiter, andererseits spezifischer bestimmt werden muss; breiter u. a. deshalb, weil Geschlechterbeziehungen nicht nur aus Partnerschaftsbeziehungen Erwachsener bestehen, weil geschlechtsspezifische Zuordnungen sehr tief in sozioökonomische Strukturen eingeschrieben sind, weil nicht nur heterosexuelle Ausgangspunkte zu berücksichtigen sind und weil positive Männlichkeitsbilder nicht allein aus der Ausweitung der Beteiligung an häuslichen Pflichten sowie an weiteren emanzipativen Zugeständnissen an das weibliche Geschlecht gewonnen werden können, sondern, um für Verhaltensänderungen Anreize zu geben, auch darüber hinaus den Angehörigen des männlichen Geschlechts Gewinne in Aussicht gestellt werden müssen; spezifischer deshalb, weil solche „Modernität“ zumindest reflexiv angelegt sein muss und einen Bezugspunkt braucht, der über die Anpassung an die Realitäten geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung hinausführt. Dieser Bezugspunkt kann in einem Feld aufgefunden werden, das sich im Dreieck einer demokratisch gerahmten und sozial abgefederten Optimierung individueller *Lebensgestaltung*, der Realisierung von *Lebensgenuss* und der Erfahrung von *Lebenssinn* aufspannt und dabei die unhintergehbare Körperlichkeit des Männlichen nicht leugnet oder geringschätzt.

Zum Ersten bedeutet dies, dass sich „Modernität“ in Geschlechterbildern und Geschlechterangelegenheiten erst über eine *Demokratisierung* von Lebensverhältnissen herstellen lässt, die weit über die Egalisierung privater Geschlechterverhältnisse hinausgeht und die Gestaltungsmöglichkeiten produktiver Realitätsverarbeitung generell im Rahmen grundlegend optimierter sozialer Gerechtigkeit erhöht.³⁵ Geschlechterdemokratie ist eine Zielsetzung, die sich nicht auf eine Enthierarchisierung von Interaktionsverhältnissen begrenzen lässt, sondern des Abbaus von Strukturen der Ungleichheit und der Ungleichbehandlung bedarf – u. a. und gerade auch im Feld der Ökonomie –, zumal diese oft als Legitimationsbasis dafür verstanden werden, Ungleichheitsvorstellungen zu besitzen, Ungleichbehandlung zu propagieren, Diskriminierungen vorzunehmen und letztlich in solcher oder noch brachialerer Weise gewaltförmig aufzutreten.

Zum Zweiten ist damit gemeint, dass „Modernität“ und insbesondere „moderne“ Männlichkeit sich an den *Gestaltungsbedürfnissen der Subjekte nach gelingendem Leben* festmachen muss: am Bedürfnis, das eigene Leben in sozial verantwortlicher Weise so weit wie möglich selbst bestimmen und kontrollieren zu können, um nicht zum Spielball fremder Mächte zu werden, am Bedürfnis nach Integration in verständigungsorientierte Kontexte und am Bestreben, Kompetenzen erwerben, sichern und weiterentwickeln zu können.³⁶ Als wichtiger Befund der Gewalt-(und Rechtsextremismus-)Forschung bleibt nämlich festzuhalten: Wer Lebensgestaltungsbedürfnisse nach Lebenskontrolle, Integration und Kompetenzentwicklung in sozial akzeptierten Bahnen zu realisieren imstande ist, hat es nicht nötig, Selbstwirksamkeit, Durchsetzungsfähigkeit und Selbstpräsentation über das Mittel der Gewalt anzusteuern.³⁷

35 Vgl. Connell 2006 (vgl. Anm. 31); auch: Brandes, Holger: Wie Männer sich selbst sehen. Männlichkeiten und soziale Milieus, in: Rosowski, Martin/Ruffing, Andreas (Hrsg.): MännerLeben im Wandel. Würdigung und praktische Umsetzung einer Männerstudie, Ostfildern 2000, 86–110. – Pech, Detlef: „Neue Männer“ und Gewalt. Gewaltfacetten in reflexiven männlichen Selbstbeschreibungen, Opladen 2002.

36 Vgl. detaillierter Möller, Kurt: Gestaltungsbilanzierungen. Zur Bedeutung von Integrations- und Desintegrationserfahrungen im biographischen Verlauf, in: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Integrationspotenziale (Arbeitstitel), 2008 (im Druck).

37 Vgl. z. B. Möller, Kurt/Schuhmacher, Nils: Rechte Glatzen. Rechtsextreme Orientierungs- und Szenezusammenhänge – Einstiegs-, Verbleibs- und Ausstiegsprozesse von Skinheads, Wiesbaden 2007.

Zum Dritten vollziehen sich Gestaltungsprozesse in einem dialektischen Verhältnis von Erfahrungsproduktion und Bilanzierung. Spätestens dort, wo Routinisierungen von Abläufen unterbrochen werden und wo im biografischen Verlauf neuartige Herausforderungen auf das Subjekt zukommen, hält es im Strom des Lebens immer mal wieder inne, um sein Tun zu reflektieren. Diese Reflexionen besitzen den Charakter von Bilanzierungen des bisher Erfahrenen und Angeeigneten. Sie laufen aber keineswegs immer bewusst und rein kognitiv-kalkulativ ab. In hohem Maße sind sie auch affektiv-emotional und auf die psycho-physischen Aspekte verspürten Lebensgenusses bezogen. In diesem Sinne muss ein Jungen- bzw. Männerleben positive Valenz haben, um als befriedigend erlebt zu werden. Unter Gewaltbekämpfungsaspekten bedarf es dabei solcher Erfahrung(smöglichkeit)en, die gefühlsmäßig und korporal als mindestens genauso genussvoll erlebt werden wie die Lusterlebnisse, die mit Gewalterfahrung verbunden werden. Die Lust an der Gewalt wird dort gesucht, wo die Lust am Mannsein anderweitig vergangen ist.

Zum Vierten stellen die Erfahrungen von Gestaltungsfähigkeit (z. B. „die Dinge im Griff haben und etwas bewirken“) und das bestenfalls genießerische „Projekt des schönen Lebens“ („Erlebe Dein Leben!“)³⁸ Ressourcen von Sinn dar. Ein Teil der Jungen und Männer indes strebt diesbezüglich noch nach mehr: nach spirituellen und/oder transzendentalen Bezügen. Wo diese Bezüge selbst oder Aufforderungen zu ihrer (etwa missionarischen) Verbreitung mit exklusivem Wahrheitsanspruch, autoritär und kämpferisch aufgeladen sind, fördern sie eher Gewaltakzeptanz, als dass sie Gegengewichte zu ihr bilden.³⁹ Es erhebt sich – nicht nur mit Blick auf islamistische Attentäter und ihren Nachwuchs – die Frage, wie eine religiöse Männlichkeit bzw. männliche Spiritualität aussehen kann, die in der Lage ist, der Attraktivität religiös motivierter Autokratie oder gar Gewalt für Männer Paroli zu bieten.

2. Gerade die *jüngere Generation* muss geschlechterpolitisch und geschlechterpädagogisch in den Blick genommen werden – und hier insbesondere deren männlicher Teil. Gerade er hat ganz offensichtlich große Probleme, mit der Modernisierung der Geschlechterverhältnisse und der der eigenen Geschlechtsrolle klarzukommen (s. o.). Der Rückbezug auf Traditionalismen und autoritäre Vorstellungen als Versuch zur Lösung der damit verbundenen Verunsicherungen kann kein zukunftstaugliches Modell bilden. Er ist nicht nur geschlechtermoralisch und in Hinsicht auf seine Gewaltförderlichkeit bedenklich, sondern auch insofern dysfunktional, als die gesamtgesellschaftliche Modernisierung – u. a. die des Systems der Arbeit – die Modernisierung der Aufgabenverteilung zwischen den Geschlechtern unaufhaltsam nach sich zieht. Selbst wenn inzwischen geschlechtsspezifische Politiken oder geschlechtsreflektierendes (sozial-)pädagogisches Arbeiten nicht mehr automatisch ausschließlich mit der Zielgruppe der Mädchen und Frauen assoziiert werden und Jungen- und Männerarbeit wie auch die auf sie bezogenen Maßnahmen von gleichstellungsorientierter Politik deklamatorisch an Relevanz gewonnen haben, weisen ihre Praxen noch erhebliche Leerstellen und Nachholbedarfe aus. Dies gilt in zugespitzter Weise für jenes Feld der Kinder- und Jugendsozialisation, das wie kaum ein anderes auf das Zeitbudget, die kognitive Entwicklung, die Bildung von Freundesgruppen etc., kurz: auf das Aufwachsen der jungen Generation Einfluss nimmt: die Schule. Die heutige Schule ist alles andere als eine Jungenschule. Nicht ganz so stark, aber durchaus ähnlich wie im Kindergarten ist das Erziehungspersonal vorwiegend weiblich. Manche Inhalte, etwa im von Lehrerinnen gestalteten Deutschunterricht, vermögen eher Mädchen- als Jungeninteressen anzusprechen. Die Unterrichtsformen und -methoden bedienen nur wenig den vergleichsweise großen Bewegungsdrang von Jungen. So wenig wie Männer auch in ihrem privaten Bereich einen geschlechtsreflektierenden Blick auf sich selbst gewöhnt sind, so wenig werfen männliche

³⁸ Vgl. Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt/M. und New York 1992.

³⁹ Vgl. Küpper, Beate/Zick, Andreas: Riskanter Glaube. Religiosität und Abwertung, in: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Deutsche Zustände. Folge 4, Frankfurt a. M. 2006, 179–188.

Lehrkräfte einen geschlechtsreflektierenden Blick auf die Situation der von ihnen zu erziehenden Jungen. *Jungenförderung* ist in vielen Schulen noch unbetretenes Neuland, wenn nicht gar ein Fremdwort. Wo entsprechende Forderungen und Ideen entwickelt werden, sind bezeichnenderweise vielfach Lehrerinnen initiativ, die geschlechtersensible Sichtweisen aus der Mädchenförderung gewohnt sind. Gerade weil nach deutschen und internationalen Erkenntnissen eine „Gewaltspitze“ im Dunkelfeld zwischen 13 und 15 Jahren, also im Schulalter, liegt und vor allem immer wieder die Jungen entsprechend auffällig werden, wird ohne die präventiv wirksame Etablierung einer ebenso jungen- wie mädchenförderlichen Schule Abhilfe nicht möglich sein. Dass Analoges für außerschulische Bereiche der institutionellen, vereinsgebundenen, verbandlichen und kirchlichen Kinder- und Jugendsozialisation gilt, muss wohl kaum betont werden. Pädagogisch grundlegend ist dabei schon im Vorfeld gewaltinterventiver und/oder -präventiver Maßnahmen, die Chancen auf Lebensgestaltung, Lebenssinn und Lebensgenuss in dem oben beschriebenen Sinne zu erweitern, damit der Alternative Gewalt als Gestaltungs-, Sinn- und Genussressource das Wasser abgegraben werden kann.

3. Der *Verbindung von Autoritarismus und Gewalt* ist gerade bei den Jüngeren rechtzeitig entgegenzuarbeiten. Autoritäre Haltungen und Orientierungen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit bilden die Bühne und den Resonanzraum bzw. den Nährboden für Gewaltbefürwortungen, eigene Gewaltbereitschaften und Gewalttätigkeiten.⁴⁰ Je biografisch früher solchen Orientierungsbeständen und Verhaltensweisen sowie entsprechenden Verknüpfungen vorgebeugt wird, umso weniger können sie sich verfestigen und später zur Richtschnur (unter Umständen sogar extremistischen) erwachsenen Handelns werden. Deshalb gilt es, insbesondere die Erziehungsverantwortlichen in der Familie sowie in den familienersetzenden und -ergänzenden Einrichtungen entsprechend zu sensibilisieren. Gemessen an Projekten und Programmen, die zur Vorurteils- und Extremismusbekämpfung mit Jugendlichen durchgeführt werden, wird weitaus zu wenig an entsprechenden Unterstützungsleistungen für die Erziehung in jener Altersphase investiert, die der Jugend vorangeht und bekanntermaßen wichtige Vorläuferfaktoren für späteres Diskriminierungs- und Gewaltverhalten beinhaltet. Gewaltkarrieren in Verbindung mit extremistischen Umtrieben zeichnen sich bei vielen Betroffenen schon in der Kindheit ab, vor allem bei Jungen. Noch mangelt es an geeigneten Maßnahmen, solchen Entwicklungen flächendeckend in Kindertagesstätten und Grundschulen entgegenzutreten und dabei geschlechtsreflektierend gerade mit den Jungen zu arbeiten. Gerade um Letzteres umsetzen zu können, bedarf es weitaus mehr männlicher Erzieher. Sie wiederum zu gewinnen, hängt neben Veränderungen des Berufsbilds und einer Aufwertung der Ausbildung auf Hochschulniveau nicht zuletzt davon ab, ob man(n) mit dem Erziehergehalt instand gesetzt wird, eine Familie zu ernähren.
4. Besonders großen Entwicklungsbedarf hat die *Eltern- und Familienbildung*. Ausbau und Qualifizierung müssen hier deshalb erfolgen, weil verschiedene Formen elterlichen Fehlverhaltens, vor allem Gewalthandeln und Partnergewalt, sehr ernst zu nehmende Prädiktoren für ein späteres Gewalthandeln der Kinder darstellen. Gewaltförderliche ungünstige familiäre Verhältnisse liegen aber durchaus nicht nur dort vor, wo Papa Mama schlägt und der Nachwuchs regelrecht misshandelt wird, zumindest aber auf eine Tracht Prügel gefasst sein muss. Ähnlich prekär sind die Folgen von Vernachlässigung und die Auswirkungen sozio-emotionaler Verarmung der Familienbeziehungen, insbesondere derjenigen zwischen Eltern und Kindern. Wo weder Kritik und Grenzsetzung noch Zuwendung und Liebe adäquat gezeigt werden können, greifen Dissoziationen zwischen den Familienangehörigen um sich, bei denen man sich nicht wundern muss, wenn sie die so sozialisierten Kindern mangels Alternativerfahrungen zu dissozialem und antisozialem Verhalten verleiten.⁴¹ Erst recht dort, wo die Väter als Vorbilder für eine zugleich freudvolle und sozial verträgliche Bezug-

40 Vgl. auch Heitmeyer 2002–2008 (vgl. Anm. 10).

41 Vgl. auch Möller/Schuhmacher 2007 (vgl. Anm. 37).

nahme auf die eigenen emotionalen und körperlichen Bedürfnisse sowie für gelungenes Emotionsmanagement ausfallen, fehlt es den Söhnen an orientierungsgebenden Ausschilderungen zu einer ausbalancierten Männlichkeit. Um diesbezügliche innerfamiliäre Tradierungsschleifen gar nicht erst aufkommen zu lassen oder sie zu unterbrechen, geht an der geschlechtsreflektierenden Arbeit mit Familien und Eltern, insbesondere mit denjenigen, bei denen solche Orientierungen bzw. Defizite verbreitet sind, kein Weg vorbei. Kinder haben ein Anrecht auf eine glückliche Kindheit. Zuvörderst bedarf es der Entwicklung von geeigneten Zugangsweisen zu bildungsgewohnten Eltern und damit zu jenen Zielgruppen, die die nach wie vor gegebene Mittelschichtszentriertheit einschlägiger Institutionen verpasst. Gerade die in der gegenwärtigen Kindergeneration fortschreitende Multikulturalisierung der Gesellschaft und die mit ihr wachsende Konfrontation unterschiedlicher familiärer Lebenswelten und (geschlechtsspezifischer) Erziehungsstile bilden dabei zentrale Herausforderungen. Öffentliche und freie Träger, etwa auch kirchliche, könnten hier durch den Einbezug sozialarbeiterischer Kompetenz und strikteren Gemeinwesenbezug erheblich profitieren.

Bürgerschaftliches Engagement der Männer

Hans Hobelsberger

1. Zum Forschungsansatz der Männerstudie – Einleitung

Die Männerstudie enthält kein elaboriertes Konzept zur Erforschung des bürgerschaftlichen Engagements der Männer. Im Vergleich zum Ansatz der neueren Engagementforschung, wie sie z. B. der Freiwilligensurvey¹ vertritt, wählt sie einen wichtigen Teilaspekt des Themas aus, nämlich die Mitgliedschaft. Der Blick in die Geschichte der Ehrenamtsforschung zeigt, dass die erhobene Engagementhäufigkeit nicht unwesentlich an der Fragestellung hängt. Fragestellungen, die unspezifisch nach Ehrenamt und Engagement fragen und Engagement auf traditionelle Institutionen und Organisationen fokussieren, zeitigen geringere Engagementquoten.² Der Forschungsansatz der Männerstudie lässt sich im Vergleich zum Konzept des Freiwilligensurveys verdeutlichen.

Im Rahmen des Freiwilligensurveys werden zur Erfassung des Engagements den Befragten zunächst 15 unterschiedliche „Möglichkeiten, außerhalb von Beruf und Familie irgendwo mitzumachen, beispielsweise in einem Verein, einer Initiative, einem Projekt oder einer Selbsthilfegruppe“, vorgelegt. Diese Möglichkeiten sind breit gestreut von „Sport und Bewegung“ über den sozialen, den Gesundheitsbereich und den Bereich Schule und Kindergarten bis zum Bereich „sonstiger bürgerschaftlicher Aktivität an Ihrem Wohnort“. Zu jedem Bereich werden dann Beispiele genannt.³ Die Vorlage der umfangreichen Liste von Aktivitätsbereichen und zugehörigen Engagementbeispielen, die formelle wie informelle Strukturen umfasst und die den Grenzbereich des bürgerschaftlichen Engagements zur Selbst- und Familienhilfe und zur Nachbarschaftshilfe auslotet, soll den Befragten die Unsicherheit nehmen, was denn unter Ehrenamt oder bürgerschaftlichem Engagement zu verstehen sei. Wenn z. B. ein Vater mehr oder weniger regelmäßig kleinere Reparaturarbeiten im Kindergarten übernimmt oder bei der Pflege des Spielplatzes mithilft, ist das sicherlich bürgerschaftliches Engagement, ohne dass er Mitglied einer Initiative oder eines Vereins ist, und auch, wenn er es tut, weil das eigene Kind in der Einrichtung ist. Diejenigen, die in einem dieser Bereiche „aktiv mitmachen“, werden dann gefragt, ob sie in den jeweiligen Bereichen auch „ehrenamtliche Tätigkeiten“ oder „freiwillig übernommene Aufgaben und Arbeiten“ ausüben. Ausgehend von dem so erhobenen Engagement werden der organisatorische Rahmen und die Struktur dieser Tätigkeit abgefragt. An dieser Stelle kommt die „Engagementform“ Mitgliedschaft implizit ins Spiel, wird aber nicht explizit abgefragt.

Die Männerstudie dagegen nimmt ihren Ausgangspunkt bei der Frage: „Sind Sie selbst in einem der folgenden Vereine, Verbände oder Initiativen Mitglied?“ Die Liste, die dafür vorgelegt wurde, umfasst folgende Organisationen: Sportverein, alpiner Verein; Gesangsverein, Musikkapelle, Chor, Band usw.; Katastrophenhilfe (freiwillige Feuerwehr, Rotes Kreuz usw.); politische Partei; berufliche Vertretung, Standesvertretung; Umweltschutzorganisation; karitative bzw. soziale Organisation; kirchlicher Verein/kirchliche Initiative; Entwicklungshilfe; sonstige(s) bürgerschaftliche(s) Engagement/Initiative; Rotary Club/Lions Club; anderer Verein; nirgends Mitglied.⁴ Damit liegt der Fokus im Bereich Mitglied-

1 Vgl. Gensicke, Thomas/Picot, Sibylle/Geiss, Sabine: Freiwilliges Engagement in Deutschland. Ergebnisse der Repräsentativen Trendstudie zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement. Durchgeführt im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend; vorgelegt von TNS Infratest Sozialforschung, München 2005.

2 Vgl. dazu Rosenblatt, Bernhard von: Zur Messung des Ehrenamtlichen Engagement in Deutschland – Konfusion und Konsensbildung, in: Kistler, Ernst/Noll, Heinz-Heribert/Priller, Eckhard (Hrsg.): Perspektiven gesellschaftlichen Zusammenhalts. Empirische Befunde, Praxiserfahrungen, Messkonzepte, Berlin 1999, 399–410; auch: Hans Hobelsberger: Jugendpastoral des Engagements. Eine praktisch-theologische Reflexion und Konzeption des sozialen Handelns Jugendlicher, Würzburg 2006, 59–63.

3 Vgl. Gensicke/Picot/Geiss 2005 (vgl. Anm. 1): 439.

4 Vgl. Studie Abb. 99.

schaft. Erhoben wird also zunächst nicht eine „Engagementquote“, sondern eine „Mitgliedschaftsquote“. Ausgehend von der Mitgliedschaft wird dann gefragt, ob man in der jeweiligen Organisation „selbst aktiv mitarbeitet“⁵, also nach dem Engagement.

An anderer Stelle fragt die Männerstudie nach der *vorwiegenden* Freizeittätigkeit und listet auf: Sport; Familienleben; in einem Verein mitarbeiten; Freundinnen/Freunde treffen; alleine sein, mich alleine beschäftigen; ehrenamtliches Engagement; nichts davon. Auch hier wird, eingeschränkt durch die Festlegung „vorwiegend“, nicht freiwilliges, ehrenamtliches Engagement überhaupt erfasst, sondern nur, wenn die Mitarbeit im Verein oder das ehrenamtliche Engagement die Hauptbeschäftigung in der Freizeit ist.⁶ Es handelt sich hier gleichsam um die „Hochengagierten“.

Im Kontext einer naiven Individualisierungstheorie, die eher einen defizitären Blick auf die sozialen Ablösungsprozesse herkömmlicher Engagementformen richtete und nicht ressourcenorientiert das Potenzial formaler Organisationsstrukturen auch unter individualisierten Bedingungen analysierte, galt Mitgliedschaft allenfalls als schwache Form des Engagements. Der Freiwilligensurvey konstatiert jedoch, „dass 1999 wie 2004 die Vereine das wichtigste organisatorische Umfeld des freiwilligen Engagements darstellten. Über die Zeit stabil wurden jeweils 40% der freiwilligen Tätigkeiten innerhalb von Vereinsstrukturen ausgeübt“. Und auch öffentliche Einrichtungen (staatliche, kommunale und kirchliche), die „das zweitwichtigste Umfeld freiwilliger Tätigkeiten“ darstellen und deren Bedeutung seit 1999 gestiegen ist, sind keine Orte informellen Engagements. Die Bedeutung von „locker gefügten Gruppen und Initiativen“ als organisatorischer Rahmen des Engagements dagegen ist im Zeitraum von 1999 bis 2004 rückläufig. Verlierer bei den formellen Strukturen sind die klassischen Großorganisationen der Interessenvertretung (besonders Parteien und Gewerkschaften).⁷ Im ressourcenorientierten Blick auf die Vereine wird auch die Bedeutung von Mitgliedschaft neu gesehen: Im Kontext der Sozialkapital-Theorie⁸, die den (auch wirtschaftlichen) Erfolg eines Gemeinwesens an sozialer Integration und interpersonaler Vertrauensbildung festmacht, gilt Mitgliedschaft als eine wichtige Form der öffentlichen Teilnahme. Zudem ist Mitgliedschaft vielfach eine entscheidende Voraussetzung für weitergehendes Involvement und Engagement – die ehrenamtlich Engagierten in einer Organisation rekrutieren sich weitgehend aus dem Bereich der Mitglieder.

Wenn im Folgenden die Ergebnisse der Männerstudie zum Thema bürgerschaftliches Engagement⁹ dargestellt werden, wird mit dem Bereich der Mitgliedschaft zwar ein wichtiger Aspekt des bürgerschaftlichen Engagements aufgegriffen, aber eben nur ein Aspekt. Um die Ergebnisse deuten zu können, wird hauptsächlich nach geschlechtsspezifischen Unterschieden gesucht. Der Freiwilligensurvey dient als Vergleichsgröße, der erkennbare Zusammenhänge stützt und weitergehende Analysen ermöglicht.

2. Umfang des Engagements

Die unterschiedlichen empirischen Konzepte von Männerstudie und Freiwilligensurvey schlagen sich deutlich in der ausgewiesenen Engagementquote nieder. 53% der Männer und 35% der Frauen geben an, in einem Verein, einem Verband oder einer Initiative Mitglied zu sein¹⁰, wobei 3,6% der männlichen

5 Vgl. Studie Abb. 100.

6 Vgl. Studie Tab. 38.

7 Vgl. Gensicke, Thomas: Hauptbericht, in: Gensicke/Picot/Geiss 2005 (vgl. Anm. 1), 15–200, hier: 30.

8 Vgl. Ofte, Claus: „Sozialkapital“. Begriffliche Probleme und Wirkungsweisen, in: Kistler/Noll/Priller 1999 (vgl. Anm. 2), 113–120, hier: 113.

9 Dabei wird auf die Daten des in diesem Band veröffentlichten Forschungsberichts zurückgegriffen. Daten aus der Männerstudie, die mit keinem Verweis versehen sind, basieren auf einer Sonderauswertung.

10 Vgl. Studie Tab. 39.

Mitglieder und 2,4% der weiblichen angeben, in der jeweiligen Organisation, in der sie Mitglied sind, auch aktiv mitzuarbeiten.¹¹ „In einem Verein mitarbeiten“ ist für 10% der befragten Männer und 6% der Frauen die „vorrangige Freizeitbeschäftigung“, und „ehrenamtliches Engagement“ ist es für 4% der Männer und 3% der Frauen.¹² Der Freiwilligensurvey dagegen weist für 2004 72% freiwillig engagierte bzw. aktive, doch nicht engagierte Männer (39% freiwillig Engagierte und 33% Aktive ohne freiwilliges Engagement) und 67% Frauen (32% freiwillig Engagierte und 35% Aktive ohne freiwilliges Engagement) aus.¹³

Jenseits der ausgewiesenen Höhe des Engagements fällt bei beiden Untersuchungen auf, dass die Männer die aktivere Gruppe sind. Das lässt sich nach der Analyse des Freiwilligensurveys allerdings nicht darauf zurückführen, dass Frauen weniger engagementbereit wären, sondern vielmehr zeigt sich, dass das Engagement der Frauen stärker von den Anforderungen der jeweiligen Lebensphase geprägt ist, während männliches Engagement in Ausmaß und Ausrichtung im Lebenslauf stabiler und vor allem weniger abhängig von der Familienphase ist. Auch in der Männerstudie sind es vor allem die Merkmale „teilweise Erwerbstätigkeit wegen Kindererziehung“ und „Elternzeit“, die eine überdurchschnittliche Nichtmitgliedschaft zur Folge haben und die hauptsächlich von den Frauen gewählt werden. Die Männerstudie weist eine durchschnittliche Nichtmitgliedschaft von 57% aus (Männer und Frauen zusammen); teilweise Erwerbstätige wegen Kindererziehung sind zu 65% Nichtmitglieder und die Befragten in Elternzeit zu 68%. Damit sind die beiden die einflussreichsten Merkmale, die den Erwerbsstatus betreffen. Lediglich Erwerbslosigkeit hat mit einer Nichtmitgliedschaftsquote von 62% einen ähnlichen Effekt.

Ein weiterer Hinweis darauf, dass sich die Familiensituation gerade bei den Frauen mindernd auf ein öffentliches Engagement auswirkt, ist der Zusammenhang von beruflichem Leistungsdruck und Mitgliedschaft. Beruflicher Leistungsdruck wirkt sich bei Männern und Frauen diametral gegensätzlich aus. Während von den Männern, die sich einem sehr hohen beruflichen Leistungsdruck¹⁴ ausgesetzt sehen, 65% angeben, Mitglied zu sein, sind es bei den Frauen mit gleicher Beanspruchung gerade einmal 28%. Das hat damit zu tun, dass die Anforderung, Familie und Beruf unter einen Hut zu bringen, besonders die Frauen betrifft. Ergebnisse des Freiwilligensurveys bestätigen diese Sicht. So nennen Frauen als Hauptursache für die Beendigung eines Engagements im Zeitraum von 1999 bis 2004 mit wachsender Bedeutung „familiäre Gründe“¹⁵. Sieht man sich die Lebensphase von 25 bis 44 Jahren an, die für einen erhöhten Bedarf an Kinderbetreuung typisch ist, zeigen sich von 1999 bis 2004 jedoch signifikante Veränderungen. 1999 waren gerade einmal 29% der 25- bis 44-jährigen Frauen mit Kindern unter 4 Jahren engagiert, dagegen 46% der Männer dieser Alterskohorte mit Kindern unter 4 Jahren. 2004 ist der Unterschied kaum mehr sichtbar: Die Frauen steigern ihr Engagement spürbar auf 35%, während das der Männer sichtbar auf 38% absinkt. Picot/Gensicke interpretieren diese Veränderung mit einem Wandel in der Rollenverteilung von Männern und Frauen. „Da sich Männer inzwischen verstärkt in die häusliche Kinderbetreuung einzubringen scheinen, könnte das Zeitbudget für freiwilliges Engagement zwischen den Geschlechtern ausgeglichener verteilt sein. Frauen hätten damit mehr Freiräume für freiwilliges Engagement gewonnen.“¹⁶

11 Vgl. Studie Tab. 40.

12 Vgl. Studie Abb. 98.

13 Vgl. Picot, Sibylle/Gensicke, Thomas: Freiwilliges Engagement bei Frauen und Männern im Zeitvergleich 1999–2004, in: Gensicke/Picot/Geiss 2005 (vgl. Anm. 1), 258–302, hier: 264.

14 1 auf einer 10-gliedrigen Skala: 1 = sehr hoher Leistungsdruck, 10 = gar kein Leistungsdruck.

15 Vgl. Picot/Gensicke 2005 (vgl. Anm. 13): 300.

16 Picot/Gensicke 2005 (vgl. Anm. 13): 288.

Unterstützt wird diese These im Blick auf die Verteilung der Mitgliedschaft nach den Geschlechtertypen bei den Frauen und Männern:¹⁷ Der teiltraditionelle und der balancierende Lebensstil bei den Frauen ist deutlich unterdurchschnittlich mit Mitgliedschaft verbunden; bei den Männern sind es der moderne und der balancierende. Vereinsmitgliedschaft gehört deutlicher zur traditionellen Männerrolle, während die traditionelle Frauenrolle stärker auf die Familie fokussiert ist. Die suchende und moderne Frauenrolle ist „öffentlicher“. Das schlägt sich in häufigerer Vereinsmitgliedschaft nieder. Eine modernere Männerrolle gibt den Frauen offensichtlich mehr Spielraum für öffentliche Präsenz – unter Umständen zulasten des Engagements der Männer.

3. Tätigkeitsbereiche

Die Ergebnisse der Männerstudie bestätigen, was sich auch in anderen Studien immer wieder zeigt: Frauen sind häufiger aktiv in karitativen, sozialen und kirchlichen Organisationen, während die Männer im Sport, bei der beruflichen Interessenvertretung und in der Politik dominieren.¹⁸ Bei dem Längsschnittvergleich, der mit dem Freiwilligensurvey möglich ist, zeigt sich jedoch, dass die Männer beim Engagement im sozialen und kirchlichen Bereich zulegen und auch im Feld Schule und Kindergarten stärker vertreten sind. Der Abstand zu den Frauen bleibt jedoch nahezu unverändert, da auch die Frauen in diesen Bereichen seit 1999 ihr Engagement intensiviert haben.¹⁹

Mit der Männerstudie lässt sich konstatieren, dass besonders für Frauen die Mitgliedschaft und mehr noch die aktive Mitarbeit in einem kirchlichen Verein und einer karitativen oder sozialen Organisation Bestandteil eines traditionellen Lebensentwurfes ist.²⁰ Das macht sich auch an der klassischen Rollenteilung fest, die bei einem Engagement in diesen Bereichen herrscht. Während die Frauen die Mehrzahl der Engagierten stellen, bekleiden die Männer in weitaus höherem Maße die Vorstands- und Leitungsfunktionen. Laut Freiwilligensurvey ist im sozialen Bereich bei den engagierten Frauen die Vorstands- und Leitungstätigkeit von 1999 bis 2004 von 24% auf 19% gesunken, während im gleichen Zeitraum die Vorstands- und Leitungstätigkeit der Männer von 39% auf 43% gestiegen ist. Nicht so eklatant ist der Unterschied im Feld Kirche und Religion, was aber vor allem daran liegt, dass dort eine Vorstands- und Leitungstätigkeit für Männer nicht mehr so attraktiv erscheint. So halten die Frauen ihr Niveau zwischen 1999 (25%) und 2004 (24%) relativ konstant, die Männer aber verzeichnen einen Rückgang von 41% auf 36%.²¹

4. Ressourcen des Engagements

Die Ergebnisse der Männerstudie bestätigen, was bisher alle Engagementuntersuchungen gezeigt haben: Freiwilliges, ehrenamtliches Engagement ist mittelschichtorientiert. Der durchschnittliche ehrenamtlich Tätige steht im mittleren Lebensabschnitt, besitzt eine gute Ausbildung und ist in gehobener Position erwerbstätig.²² Der Grund für die Mittelschicht-Zentriertheit liegt darin, dass die zugehörenden Menschen über einen fruchtbaren Mix aus sozialer Integration, kulturellem und materiellem Kapital verfügen. „Nicht-Aktivität geht einher mit niedriger gesellschaftlicher Position; Aktivität und – noch verstärkt – ehrenamtliches Engagement verbinden sich mit höherer Position – man kann

17 Vgl. Studie Tab. 39.

18 Vgl. Studie Abb. 99.

19 Vgl. Picot/Gensicke 2005 (vgl. Anm. 13): 274–276.

20 Vgl. Studie Tab. 39 und 40.

21 Vgl. Picot/Gensicke 2005 (vgl. Anm. 13): 282.

22 Vgl. Heize, Rolf G./Olk, Thomas: Vom Ehrenamt zum bürgerschaftlichen Engagement, in: Kistler/Noll/Priller 1999 (vgl. Anm. 2), 77–100, hier: 92.

auch sagen mit mehr Ressourcen, die Zugang zu gesellschaftlichen Chancen eröffnen.“²³ Es lässt sich eine mehrdimensionale Gemengelage aus Ressourcen mit Faktoren wie hoher formaler Bildung, besserer sozialer Einbindung, vergleichbar höherer Kirchenbindung, stärker ausgeprägtem Vertrauen in die Zukunft, Glauben an die Wirksamkeit des Engagements, guter materieller Ausstattung und hoher allgemeiner und spezieller (prosozialer) Wertorientierung feststellen.

4.1 Bildung

Formale Bildung ist eine Schlüsselressource, an die sich auch die anderen günstigen Voraussetzungen für ein Engagement anlagern. Laut Männerstudie sind 54% der Befragten (Männer und Frauen zusammen) mit Abitur oder Fachhochschulreife und 50% mit Fachhochschul- oder Universitätsstudium Mitglied. Das ist bei einer durchschnittlichen Mitgliedschaftsquote von 43% deutlich über dem Durchschnitt, während die Befragten mit anderen formalen Bildungsabschlüssen (mittlere Reife, Volks- und Hauptschule mit Lehre, Volks- und Hauptschule ohne Lehre) leicht unterdurchschnittlich Mitglieder sind. Der Freiwilligensurvey stellt fest, dass der „Bildungsstatus, eine weitere wichtige Schichtvariable, ... einen deutlichen und zunehmenden Zusammenhang mit dem Auftreten von freiwilligem Engagement (zeigt). Ein höherer formaler Bildungsabschluss ist inzwischen bei Frauen und Männern mit erhöhter Wahrscheinlichkeit mit freiwilligem Engagement verbunden.“²⁴ Wobei sich die Wichtigkeit der Bildung bei den Männern zwischen 1999 und 2004 verdoppelt hat und somit den Level der Bedeutung bei den Frauen erreicht hat. Auch die Art der ehrenamtlichen Tätigkeit der Männer ist stark von der Bildung abhängig: Niedrige formale Bildung korreliert besonders mit „persönlicher Hilfeleistung“ und mit „praktischen Arbeiten“; Engagierte mit hoher Bildung machen im Unterschied dazu vor allem die „Gruppenleitung“, die „Verwaltungstätigkeiten“ und die „Vernetzungsarbeiten“.²⁵

4.2 Freundes- und Bekanntenkreis

Auch bei der Frage nach sozialer Integration mit ihren verschiedenen Aspekten wie Freundes- und Bekanntenkreis, Verwurzelung am Wohnort, Kirchenbindung, Leben im größeren Mehr-Personen-Haushalt oder Erwerbstätigkeit zeigen die Ergebnisse der Engagementforschung eine eindeutige Tendenz: „Unter all diesen Aspekten weisen Personen, die irgendwo aktiv mitmachen, ein höheres Maß an sozialer Integration auf als die Nicht-Aktiven. Die ehrenamtlich Aktiven wiederum sind sozial stärker integriert als die Aktiven ohne ehrenamtliches Engagement, die Hochaktiven stärker als die ehrenamtlich Aktiven insgesamt.“²⁶ Eine für die Erklärung von Engagement hochbedeutsame sozial-integrative Variable ist die Größe des Freundes- und Bekanntenkreises. Im Freiwilligensurvey ist es die wichtigste soziale Erklärungsgröße für Engagement bei Männern (insgesamt noch leicht wichtiger) wie bei Frauen. Auch die Männerstudie kennt diesen Zusammenhang: Je mehr Männer und Frauen als Freunde bezeichnet werden, desto wahrscheinlicher ist eine Mitgliedschaft. Eine interessante Nuance hält dieses Ergebnis bereit: Der Zusammenhang von Größe des Freundeskreises und Mitgliedschaft ist deutlicher und ausgeprägter, wenn es sich um männliche Freunde handelt. Das illustriert die oben getroffene Feststellung, dass das Vereinswesen männlich geprägt ist.

23 Rosenbladt, Bernhard von/Picot, Sibylle: Freiwilligenarbeit, ehrenamtliche Tätigkeit und bürgerschaftliches Engagement. Überblick über die Ergebnisse. Repräsentative Erhebung im Auftrag des Bundesministeriums für Senioren, Frauen und Jugend. Infratest Burke (Typoskript), München 1999, 22.

24 Picot/Gensicke 2005 (vgl. Anm. 13): 292.

25 Vgl. Picot/Gensicke 2005 (vgl. Anm. 13): 297.

26 Rosenbladt/Picot 1999 (vgl. Anm. 23): 22.

4.3 Erwerbsstatus und Einkommen

Als wichtiges sozialintegratives Merkmal erweist sich auch die Erwerbstätigkeit in Abgrenzung zur Erwerbslosigkeit. Auffällig ist, dass bei den Männern weniger die unterschiedlichen Formen des Erwerbs (Vollzeit oder Teilzeit) Auswirkung auf das Engagement haben als die Erwerbslosigkeit. Oben wurde schon angedeutet, dass Teilzeiterwerb vor allem bei Frauen (hauptsächlich in den alten Bundesländern) förderlich für ein Engagement ist. „Die Kombination von Teilzeit und Familie lässt sich auch gut mit freiwilligem Engagement vereinbaren. Vollzeiterwerbstätigkeit ist dagegen für Frauen ... deutlich schwerer mit Engagement zu verbinden, auch wenn dies offenbar zunehmend gelingt.“²⁷ Deutlich ist, dass erwerbslose Befragte, auch wenn sie aufholen, signifikant weniger engagiert sind als Erwerbstätige, Schüler, Studierende oder Auszubildende oder auch Hausfrauen und Hausmänner.²⁸ In der Männerstudie sind die Erwerbslosen nach denen, die aufgrund von Kindererziehung teilweise erwerbstätig sind, und denen, die in Elternzeit sind, die Gruppe mit der geringsten Mitgliedschaftsquote. Auch ein Zusammenhang von Einkommen und Mitgliedschaft zeigt sich: Die Gruppen mit mittlerem Einkommen (zwischen 2.000 und 3.000 € im Monat) haben die höchste Mitgliedschaftsquote. Auf eine ähnliche Zahl kommt nur noch die Einkommensgruppe unter 500 € – hier sorgen die Schüler und Studierenden für die gute Quote.

4.4 Kirchlichkeit

Eine weitere bedeutsame kulturell-sozialintegrative Variable ist die Kirchenbindung und die Kirchenpraxis. Kirchenbindung ist bei den Frauen seit 1999 mit steigender Tendenz die zweitwichtigste kulturell-sozialintegrative Erklärungsvariable für freiwilliges Engagement. Bei den Männern hatte Kirchenbindung 1999 dieselbe Erklärungskraft wie bei den Frauen, hat aber 2004 etwas eingebüßt, sodass sie bei den Männern an die dritte Stelle gerückt ist.²⁹ Auch die Männerstudie weist einen positiven Zusammenhang zwischen Mitgliedschaft und Kirchenbindung aus: Wer sich der Kirche oder Religionsgemeinschaft stärker verbunden fühlt oder große Sympathie entgegenbringt, ist in einem deutlich höherem Maße auch Mitglied. Ebenso korrespondieren regelmäßiger Kirchgang, eine hohe religiöse Selbsteinschätzung und das christliche Glaubensbekenntnis („Ich glaube, dass es einen Gott gibt, der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat.“) mit hoher Mitgliedschaft.

4.5 Wertorientierung

Am bedeutsamsten für die ideelle Unterstützung des freiwilligen Engagements sind die sogenannten Kreativitäts- und Engagementwerte.³⁰ Diese Werte leisten gegenüber 1999 mit deutlich steigender Tendenz einen hohen positiven Erklärungsbeitrag zum männlichen wie weiblichen Engagement. Bei den Männern sind sie die zweitwichtigste Variable.³¹ Auch mit der Männerstudie lässt sich ein Zusammenhang zwischen Wertorientierung und Mitgliedschaft feststellen. Zunächst zeigt sich, dass diejenigen Befragten, die auf dem Index „Selbstbezogenheit“³² eine schwache bis sehr schwache Ausprägung aufweisen, auch signifikant öfter Mitglied sind. Die Korrelation der Mitgliedschaft mit dem Index Solidarität ergibt ein inhomogenes Bild. Zwar sind die Befragten, die eine sehr hohe Ausprägung auf dem Solidaritätsindex haben, auch leicht überdurchschnittlich Mitglied, jedoch ist Mitgliedschaft unter den Befragten mit einer sehr schwach ausgeprägten Solidarität weitaus am häufigsten. Darin zeigt sich wohl, dass bei der Beteiligungsform Mitgliedschaft das Interesse an der sozialen Nahwelt dominiert.

27 Picot/Gensicke 2005 (vgl. Anm. 13): 293.

28 Vgl. Gensicke 2005 (vgl. Anm. 7): 68.

29 Vgl. Picot/Gensicke 2005 (vgl. Anm. 13): 292.

30 Sammelvariable, gebildet aus der Wichtigkeit von Kreativität, Toleranz, sozialer Hilfsbereitschaft und politischem Engagement.

31 Vgl. Picot/Gensicke 2005 (vgl. Anm. 13): 292, 294.

32 Zur Bildung der Indizes vgl. die Ausführungen zu den Persönlichkeitsmerkmalen im Kapitel „Innenwelt“.

Die Engagementforschung lehrt, dass ein Engagement dann zustande kommt, wenn Passung besteht zwischen den Lebensentwürfen, Lebensplänen und Lebensstilen der Engagementbereiten und den Gelegenheitsstrukturen des Engagements. Die vorliegenden Analysen haben deutlich gemacht, dass das an Mitgliedschaft orientierte Engagement in Vereinen, Verbänden und Initiativen vor allem für Männer aus der Mittelschicht und für Frauen mit einem eher traditionelleren Lebensentwurf passt. Gerade im Blick auf die einem Engagement zugrunde liegenden Ressourcen wird deutlich, dass es auf bestimmten kulturellen, sozialen und materiellen Voraussetzungen beruht und dann selbst zur wichtigen Ressource wird, die kulturelles Kapital aufbaut und soziale Integration stärkt. Diese Analyse erscheint plausibel und muss deshalb auch nachdenklich stimmen. Zwar ist klar, dass diese kulturell-sozialintegrativen Voraussetzungen freiwilligen Engagements nicht in jedem Fall zutreffen müssen. Es handelt sich um Bedingungen, unter denen sich die Bereitschaft zum freiwilligen Engagement und tatsächliches Engagement leichter herausbilden und sozial gestützt und von den äußeren Lebensumständen begünstigt werden. Andererseits bedeutet es aber auch, dass die Strukturen sozialer Ungleichheit auch in den Bereich des freiwilligen Engagements hineinwirken und dass dort, wo die kulturell-sozialintegrativen Ressourcen geringer sind, sich ggf. weniger Verhaltensweisen finden, die den sozialen Zusammenhalt stärken. Eine Gesellschaft, die auf die Beteiligung ihrer Bürger setzt, muss an der Stelle sehr hellhörig werden, wenn kulturell-soziale Voraussetzungen vermittelt über freiwilliges Engagement soziale Exklusionsprozesse verstärken. Der Männerarbeit erwächst hier die Aufgabe, Formen und Strukturen der Beteiligung jenseits der Passung für die Mittelschicht zu entwickeln.

Männer im Lernfeld

Bildungsanlässe und pädagogische Szenarien (Vermutungen, Forderungen, Konsequenzen)

Hans Prömper

1. Taugen die alten Bilder noch? Anfragen an die Interpretations- und Begründungsmuster

Die Geschlechterstereotype sind oft Scheuklappen, welche die Wahrnehmung von Veränderungen behindern. Es ist das Verdienst der Männerstudie 2008, langsame Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen sichtbar zu machen.

Bevor ich nun die Studie im Licht der Erwachsenenbildung betrachte und nach möglichen Konsequenzen frage, möchte ich meinen Zugang zum Themenfeld Geschlecht und Bildung explizieren. Ich verstehe Geschlecht im Sinne von „doing gender“ als gesellschaftliche Strukturkategorie. Konstruktion von Geschlecht meint, dass das als „natürlich“ erscheinende biologische Geschlecht immer mit einer „geschlechtlichen“ Bedeutung ausgestattet und in eine Matrix sozialer Ungleichheit eingebunden ist – verknüpft mit Ethnie, sozialer Schicht, Milieu, Kultur oder sexueller Orientierung zu einem geschlechtlichen Habitus. Das habituelle Geschlecht ist nun faktisch Basis und Ausgangslage von Lernen und Bildung, aber es sollte immer weniger den Zielkorridor von Bildung definieren. Gerade unter den normativen Aspekten der personalen Subjektbildung und der gesellschaftlichen Beteiligungsgerechtigkeit der Bildung¹ geht es eher um eine „Entgeschlechtlichung“ des Lebens und Lernens. Ziel einer geschlechtersensiblen Bildung – bezogen auf die Voraussetzungen – ist die Eröffnung von Freiräumen, welche die Lebensgestaltungsmöglichkeiten von Jungen und Mädchen, von Frauen und Männern immer weniger an stereotypisierte geschlechtliche Rollen bindet. Ihre Identität als „Mann“ (oder eben als „Frau“) sollte sich weniger dominant am Geschlecht als vielmehr am Vollzug ihrer je individuellen Kompetenzen, Fähigkeiten und Potenziale entwickeln.

Da geschlechtsbezogene Begriffe Teil eines relationalen Universums symbolischer Gewalt durch Bezeichnung und Unterscheidung sind², plädiere ich für deren sparsamen Gebrauch. Soweit ich von Männlichkeit(en) und Männerbildung spreche, verwende ich diese als beschreibende Begriffe (zweiter Ordnung), aber nicht als normative Begriffe. Deshalb sollten Jungen und Männer ihre Menschlichkeit und Identität entsprechend den in ihnen schlummernden Potenzialen entwickeln, auch ihre körperlich, sexuell geprägte Identität als Mann, aber nicht unbedingt ihre „Männlichkeit“³. Die Potenziale werden dann geschlechtergerecht genutzt werden können, wenn das Geschlecht nicht mehr das bestimmende Dispositionsmoment im Lebenslauf darstellt. Was als Paradoxie, als Widersprüchlichkeit in der Zieldefinition erscheint, ist der Impuls, eine geschlechtliche Identität ohne geschlechtsbezogene (stereotype) Vorgaben auszubilden. Denn das Menschenrecht auf Bildung und die Geschlechtergerechtigkeit erfordern, dass das Geschlecht als Bestimmungsmoment von Unterschieden in den Hintergrund tritt.

1 Zum Begriff Bildung: Hentig, Hartmut von: Bildung. Ein Essay, München – Wien 1996. – Heimbach-Steins, Marianne/Kruip, Gerhard/Kunze, Axel Bernd (Hrsg.): Das Menschenrecht auf Bildung und seine Umsetzung in Deutschland. Diagnosen, Reflexionen, Perspektiven, Bielefeld 2007.

2 Vgl. Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft, Frankfurt am Main 2005.

3 Deswegen verstehe ich zwar, was Volz und Zulehner in der Studie mit „männlich entwickeln“ meinen (Kap. 10.19: „Männlicher also sollen die Männer werden, nicht weiblicher.“), nämlich die Orientierung an den ihnen als Männern offenstehenden Eigenschaften und Stärken, aber ich plädiere dafür, wegen der Möglichkeit maskulinistischer Missverständnisse und Freiheit verbauender Männlichkeitszuschreibungen in der Zielbeschreibung auf genus-bezogene Formulierungen zu verzichten.

Die empirischen Daten der Studie belegen, dass die Menschen in ihrer Lebenspraxis hier vielleicht schon weiter sind als ihr stereotypisiertes Wissen über „Geschlechter“. Viele der in der Studie 2008 erhobenen Einstellungen und Haltungen unterscheiden bzw. trennen stärker in Milieus und Kohorten Gleichgesinnter innerhalb der biologischen Genustypen als zwischen Frauen und Männern. Anscheinend schleift die fortschreitende Moderne die stereotypen geschlechtlichen Zuweisungen an Männer und Frauen in deren Verhalten ab. Jedenfalls verlaufen die in der Studie wahrgenommenen Gemeinsamkeiten und Differenzen immer weniger entlang der Linien der dual gedachten Geschlechter (Frauen versus Männer), sondern entlang der Scheidelinien Traditionelle versus Veränderte (mit Frauen und Männern mit jeweils ähnlichen Konflikten, Einstellungen und Interessen).⁴ Ähnlich beobachten die neuen SINUS-Studien zu Geschlechterfragen in fast allen Milieus jeweils Submilieus mit traditionellen und modernisierten Verhältnissen zwischen den Geschlechtern. Die reine Geschlechterfront Frauen versus Männer sehe ich nur bei Einzelfragen wie zum Beispiel dem mehrheitlichen Plädoyer von Frauen für Frauen- und Mädchenförderung einerseits und von Männern für Jungen- und Männerförderung andererseits; oder bei den „feuchten“ Haushaltstätigkeiten, die nach wie vor mehrheitlich von Frauen ausgeübt werden. Ansonsten haben wir meistens die beharrenden Systemkonformen (Frauen wie Männer), die sich am Diktat der globalisierten Unternehmensnormen orientieren einerseits und die veränderungsorientierten Sucher und Sucherinnen nach lebensfreundlichen Verhältnissen andererseits.

In Vielem gleichen sich die Frauen den Männern an. Dies gilt im Vergleich 1998 zu 2008 für die Bereiche „Gesundheitsverhalten“, „sich bei Krankheit/Tod zusammenreißen“, „selbstbezogene Werte“, „Glaube und Leidbewältigungskompetenz“, „Zuschreibung von Gewaltbereitschaft“ und „Ausübung von Gewalt“. Die größten Zuwächse an Wichtigkeit verzeichnen bei Männern die Lebensbereiche „Politik“ (+19 Prozentpunkte), „Religion“ (+12) und „Freizeit“ (+14). Im letzteren Bereich geht die Entwicklung bei den Frauen in die gleiche Richtung (+25).⁵ Werden generell die Männer religiöser und die Frauen egoistischer? Damit gerät jedenfalls die Bevorzugung des kirchlichen Bereichs bei den Frauen ins Hintertreffen. Frauen übernehmen tendenziell mehr die klassischen Arbeitsrollen und Tugenden. Männer werden religiöser und spiritueller. Die Differenzen zwischen den religiösen Selbstbildern bei Frauen und Männern nivellieren sich. Offen ist allerdings, was Kohorten von Frauen und Männern jeweils darunter verstehen.

Die Differenzen innerhalb des Genustyps der Männer sind hoch, in vielen Einzelaspekten nehmen sie sogar eher zu. Die Biografie verstärkt diese Verschiedenheiten innerhalb der Kohorte der Männer. Die Lebensphase stellt Männern unterschiedliche Entwicklungsaufgaben. Dies erfordert unterschiedliche Entwicklungsräume für ziemlich verschiedene Männer. Gerade die allgemeine Erwachsenenbildung muss sich noch viel mehr als bislang darauf einstellen, dass die Lebensgeschichten der Individuen eine Abfolge von Krisen, Lebenskontexten und eben biografischen Herausforderungen darstellen, welche immer wieder Neulernen fordern und möglich machen. Dieser biografisch motivierte Wandel bildet sich – so meine These – auch im Einstellungswandel zwischen den Jahren 1998 und 2008 ab. Die „Verweichlichung“ und das Abschmelzen „klassischer“ männlicher Werte wie Durchsetzung, Zähne-Zusammenbeißen oder Arbeit als dominierender Bezugswert „männlicher“ Identität zeigt sich im zehnjährigen Einstellungswandel der Alterskohorte der 1998er „Traditionellen“ zu den 2008er „Teiltraditionellen“; es sind ja die „gleichen“ Männer, welche nun nach 10 Jahren die Dinge etwas anders sehen.⁶

⁴ Vgl. Studie, Kommentar zu Abb. 235: „In den meisten Fragen lautet die Polarität nicht: Männer hier und Frauen dort, sondern: Teiltraditionelle (Männer wie Frauen) hier und Moderne (Männer wie Frauen) dort.“

⁵ Vgl. Studie Tab. 9.

⁶ Zur Wirkung der Zeit vgl. Studie, Kommentar zu Abb. 218: „Moderne und Teiltraditionelle ähneln einander in den zwei Untersuchungs Jahren. Der Abstand zwischen beiden Studien ist größer als der Abstand zwischen den männlichen Geschlechtertypen.“

Ob dies nun ein allgemeiner gesellschaftlicher Wandel (schleichende Erosion der Werte der „Arbeitsgesellschaft“) oder ein persönlicher Wandel im Lebenslauf ist, ist vielleicht Sache der Interpretation. Erwachsenenbildnerisch bedeutsam ist jedenfalls, dass die „gleiche“ Kohorte zehn Jahre gealtert das Leben etwas anders sieht und anders interpretiert. Dies ist eine pädagogische Herausforderung erster Güte: Lebenslanges Lernen ist nicht nur eine Frage des Veraltens von Qualifikationen – das ist banal, wenngleich auch das aktuell noch immer hervorragende Interesse der Bildungspolitik. Lebenslanges Lernen ist ein Bildungsvorgang erster Güte, der sich auf die Entwicklung der Person im Lebenslauf bezieht – unabhängig von ökonomischen Nützlichkeitsabwägungen oder Arbeitsmarkterfordernissen.⁷ Das „Menschenrecht auf Bildung“ ist auch biografisch im Lebenslauf auszulegen und immer wieder neu in Anschlag zu bringen – für alle Altersgruppen, für alle Milieus und Lernkulturen, für Männer wie für Frauen.⁸

Das erfordert eine sich immer stärker differenzierende Pädagogik, Beratungsarbeit und kommunikative Angebotskultur. Dabei erreicht die pädagogische Gender-Rhetorik nur kleine Gruppen von Männern (und Frauen). Partnerschaftlichkeit und „gleiche Frauenrechte“ sind zwar in „Feminismus“ ist dagegen out. Geschlechterdemokratie erscheint entweder als selbstverständlich akzeptiert oder als eine Art Kampfbegriff. Pädagogische Angebote werden hier vorsichtig/sensibel formulieren müssen – oder nur eine sehr kleine Gruppe ansprechen. Ich warne davor, den von einigen Männer-Pädagogen bevorzugten Rekurs auf klassische „männliche Werte und Bilder“ in der Ansprache von Männern als dauerhaft Erfolg versprechend zu sehen. Er erreicht nur eine kleine Gruppe.

Die in der Männerstudie 2008 festgestellte Invarianz der erhobenen Stereotypen von „männlich“ und „weiblich“ ändert daran nichts. Wer Klischees abfragt, erhält Klischees. Anderes ist wenig zu erwarten. Ethisch und pädagogisch ist es weder sinnvoll noch gerechtfertigt, aus der Konstanz dieser Stereotype etwas anderes abzuleiten als die Aufforderung, nicht noch weiter zu deren immer neuer Herstellung (Gendering) beizutragen. Die abgefragten „männlichen“ und „weiblichen“ Eigenschaften bedienen allenfalls die Bedürfnisse nach Gendering und einer entsprechenden Abwehr von Lernangeboten. Bildungstheoretisch wie menschenrechtlich ist es geboten, die Universalität der in jedem Menschen angelegten Möglichkeiten individuell und frei von jeglicher Einschränkung und Diskriminierung zu entwickeln. Die Geschlechterstereotype sind in dieser Hinsicht keine „wahren“ Aussagen (auch keine Belege für die Richtigkeit „biologischer Tatsachen“ oder „geschlechtlicher Wesenseigenschaften“), sondern sie sind Teile der Konstruktion von Geschlechterrollen und Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, die sich nur allzu leicht gegen die je individuellen Entwicklungspotenziale richten. Der Zusammenhang von Männlichkeitsbildern mit „Schulversagen“ oder „Ausbildungsuntauglichkeit“ bei bestimmten migrantischen Milieus ist dafür ein aktueller Beleg.⁹

Wohlverstandene Bildung der Geschlechter kann hier dazu beitragen, diesen Prozess der Gewinnung neuer Bildungsfreiräume zu unterstützen, indem sie sich gerade an den individuellen Bedürfnissen, Stärken und Schwächen orientiert. Dabei sind vorhandene Männlichkeitskulturen eine Rahmung pädagogischen Handelns, welche berücksichtigt, aufgegriffen und vielleicht sogar zeitweise unter-

7 Als Gegenstimmen gegen den qualifikatorischen Mainstream der Erwachsenenbildung siehe z. B.: Bittner, Günther: Der Erwachsene. Multiples Ich in multipler Welt, Stuttgart – Berlin – Köln 2001: insb. 221 ff.; vor allem aber im Blick auf Tod und Sterblichkeit als Bildungsaufgaben: Arnold, Rolf: Abschiedliche Bildung. Anmerkungen zum erwachsenenpädagogischen Verschweigen des Todes, in: Report. Zeitschrift für Weiterbildungsforschung, Nr. 3/2006, 19–28.

8 Vgl. Heimbach-Steins/Kruip/Kunze 2007 (vgl. Anm. 1). – Münk, Hans Jürgen (Hrsg.): Wann ist Bildung gerecht? Ethische und theologische Beiträge im interdisziplinären Kontext, Bielefeld 2008.

9 Vgl. Motakef, Mona: Das Menschenrecht auf Bildung und der Schutz vor Diskriminierung. Exklusionsrisiken und Inklusionschancen im deutschen Bildungssystem, in: Heimbach-Steins/Kruip/Kunze 2007 (vgl. Anm. 1), 97–114. – Siehe auch: Toprak, Ahmet: Männlichkeit und Soziale Arbeit im Kontext der Migration, in: Hollstein, Walter/Matzner, Michael (Hrsg.): Soziale Arbeit mit Jungen und Männern, München – Basel 2007, 213–227.

stützt werden müssen, um in einem Raum der Anerkennung in einen pädagogischen Kontakt zu kommen.¹⁰ Aber dies sollte nicht dauerhaft zur Verfestigung und erneuten Rechtfertigung einengender Stereotype dienen, auch nicht sprachlich. Die Gleichzeitigkeit beherrschender Männlichkeitsstereotype und andersartiger Bedürfnisse, Wünsche und Sehnsüchte wird von den einzelnen Personen als innerer Konflikt und lebenspraktische Dilemma-Situation ausgetragen. In der Männerstudie 2008 wird dies sichtbar.

2. Emotionen und Konflikte als Lernanlässe

Warum Emotionen und Konflikte als Lernanlässe? Und nicht Einstellungen, Überzeugungen, Werte? In der Erwachsenenbildung der letzten Jahre ist es zu einer Neubewertung der Emotionen beim Lernen gekommen.¹¹ Gefühle erscheinen nicht mehr als Störfaktoren von Erkenntnis und Lernen, sondern als Schleusen und Motoren für Lerninteressen, Beteiligung und Bildungsmotivation. Für eine auf der Freiwilligkeit der Teilnahme basierende Erwachsenenbildung ist es unabdingbar, solchen emotionalen Lernanlässen im Lebenslauf nachzuspüren. Stellen Emotionen doch die Energien für Lernbereitschaften und Bildungsprozesse bereit. Schauen wir also, was die Männerstudie 2008 dazu hergibt.

Die Dilemmata unentrinnbarer Widersprüchlichkeiten nehmen zu, gerade die jüngeren Männer geraten immer mehr unter Druck. Dies sind zunehmend Bildungsanlässe. Beispiele sind: der zunehmende Kinderwunsch bei steigendem Arbeitsdruck und Arbeitsvolumen; die wachsende Sinnentleerung der Arbeit bei wachsender Identifikation mit den Imperativen beruflichen Erfolgs (insbesondere bei den Typen der Balancierender und Modernen); die zunehmende innere Unsicherheit und die daraus folgende Gewaltanfälligkeit (vor allem bei den „Suchenden“); die Abkehr der (biografisch „gereiften“?) Traditionellen vom Diktat der Leistung und des Erfolgs zu „weicheren“ Werten und postlaboralen Lebenszielen; der Druck auf die jungen Männer zwischen Männlichkeitsrhetorik und Männlichkeitszuminungen einerseits und erlebter innerer Schwäche und Sprachlosigkeit andererseits; die ansteigende Sprachlosigkeit zwischen Frauen und Männern (vor allem im Feld der Sexualität) bei gleichzeitig steigendem Konfliktpotenzial (vor allem im Haushalt¹²); der zunehmende Kampf um Kinder, Sorgerecht und Anerkennung; die zunehmenden Zweifel der Männer am Sinn technischer Großprojekte und die nachlassende Identifikation mit hegemonialer Männlichkeit – bei gleichzeitiger Wertschätzung und Stolz auf das Leben als Mann; die Romantisierung von Liebe und Beziehung bei gleichzeitigem Schwinden von längerfristiger Bindungsbereitschaft und Bindungsfähigkeit. Das ließe sich noch lange fortsetzen. Aufmerksame und sensible Leserinnen und Leser werden in der Studie sicherlich diese und weitere Unverträglichkeiten, Konflikte und emotionalen Dilemmata herausspüren.

Und es gibt einen neuen „männlichen Paternalismus und Machismus“ bei gleichzeitig wachsender Emotionalität und Väterlichkeit (vgl. die entsprechenden Items). Dabei dürften sich im Generationenverlauf oder auch zwischen verschiedenen Herkunftskulturen teilweise im Detail hochgradig „explosive Mischungen“ unverträglicher Werte und Lebensorientierungen ergeben. So gibt es bei Männern immer wieder verblüffende Legierungen von männlichen Dominanzattitüden mit geschlechterdemokratischen Einstellungen und kommunizierten Selbstverständlichkeiten. Die Lebenszufrieden-

¹⁰ Vgl. Katja Neuhoff in: Neuhoff, Katja/Prömper, Hans: Bildung und Beteiligung. Warum Gleichheit nicht immer gerecht ist, in: Walz, Heike/Plüss, David (Hrsg.): Theologie und Geschlecht. Dialoge querbeet, Berlin 2008, 240–260.

¹¹ Vgl. Ciompi, Luc: Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik, Göttingen 1999. – Arnold, Rolf: Die emotionale Konstruktion der Wirklichkeit. Beiträge zu einer emotionspädagogischen Erwachsenenbildung, Baltmannsweiler 2005. – Gieseke, Wiltrud: Lebenslanges Lernen und Emotionen. Wirkungen von Emotionen auf Bildungsprozesse aus beziehungstheoretischer Perspektive, Bielefeld 2007.

¹² Lebensführung und Haushalt zeigen ein großes Konfliktpotenzial; meistens sehen und bewerten Frauen den Anteil von Männern geringer als diese selber.

heit ist im Zehnjahresvergleich gesunken. Zugenommen haben ich-bezogene Ängste, die „Sorge um die Welt“ (Umwelt, Friede, Gerechtigkeit Nord-Süd) ist demgegenüber weniger stark ausgeprägt. Die Männermythen der Unverletzbarkeit und Stärke haben an Kraft verloren. Väterlichkeit ist gegenüber Mütterlichkeit eher positiv besetzt. Männer scheinen heute eher bereit, ihren Gesundheitsrisiken ins Auge zu schauen und ihre größere Einsamkeit und Gesundheitsgefährdung anzuschauen. Dabei erscheinen mir die „Modernen“ oft mehr mit den Imperativen der Arbeitsgesellschaft identifiziert als die „Teiltraditionellen“.

Die ungleiche Verteilung der Berufs- und Lebenszufriedenheit ist erschreckend. Den ca. 20% Superidentifizierten, welche ihren Lebenssinn in der Arbeit finden, stehen 40% „Instrumentelle“ gegenüber, für die die Arbeit eher eine lebensnotwendige, aber monotone Last der Lebensführung darstellt. Die Zufriedenheit ist alles andere als gleich verteilt.

Das alles sind pädagogische Herausforderungen. Die angeführten Brüche und Dilemmata zeigen mir ein hochgradig vorhandenes Bildungsklima. Emotionale Konflikte und Dissonanzen der Lebensführung sind prinzipiell Lernanlässe und stellen Bildungsenergien bereit. Die Sehnsüchte nach authentischem Leben, gelingendem Leben, bewältigbarem Leben und spiritueller Sinnggebung jenseits der Arbeit sind Triebfedern persönlicher Entwicklung – und damit Anlässe zum Lernen, sei es formell, passager, informell oder längerfristig. Gesucht werden wohl eher Kompetenzzuwächse, biografische Stimmigkeit und Situationen stressfreier Anerkennung; Wissenszuwächse, politische Bildung oder Sexismus als Thema dürften weniger interessieren. Die Zunahme der Freundschaften, das Interesse an Selbstentfaltung und Kommunikation, die hohe Bedeutung der Freizeit verweisen auf außerberufliche Bedürfnisse der Lebensgestaltung. Haben wir dafür schon genügend Lernorte?

Ich sehe jedenfalls gute Zeiten für Männerbildung. Sie muss aber „passend“ sein!

3. Männerbildung: homosozial, geschlechtsorientiert, quer oder einfach überhaupt einmal?

In meinem Kommentar zur Männerstudie 1998 hatte ich auf die quantitativ schmale Basis der Bereitschaft zur Beteiligung an „Männergruppen“ hingewiesen und für eine nicht immer geschlechtlich konnotierte Bildungsarbeit mit Männern plädiert¹³, welche Bedürfnisse nach männlicher (Selbst-)Entwicklung aufgreift und unterstützt, denkbar in ganz verschiedenen Kontexten. Daran hat sich nicht sehr viel geändert. Zur Mitwirkung in einer Männergruppe bzw. bei männerspezifischen Seminaren sind 46,2% der Männer „auf keinen Fall“ bereit; immerhin jeweils 5,3% machen bereits mit bzw. können sich das vorstellen.¹⁴ Die Frage des homosozialen Lernarrangements trennt also die Männer untereinander. Am ehesten in Männergruppen wollen übrigens die „Unsicheren“, die „Modernen“ am wenigsten.

Nehmen wir nun aber zwei andere Zahlen bzw. Fragen dazu, dann wird die Bereitschaft zur „Männerentwicklung“ deutlicher. 59% der Männer befürworteten, „dass Männer an ihrer Entwicklung arbeiten“. Und 34% sind 2008 dafür, „dass Männer sich zusammenfinden, um für sich ein neues Selbstbild zu erarbeiten“ – das ist gegenüber 1998 eine satte Steigerung um 18 Prozentpunkte¹⁵.

¹³ Vgl. Prömper, Hans: „Männerlaboratorien“. Neue Formen geschlechtsspezifischer Bildungsarbeit, in: Rosowski, Martin/Ruffing, Andreas (Hrsg.): MännerLeben im Wandel. Würdigung und praktische Umsetzung einer Männerstudie, Ostfildern 2000, 162–187.

¹⁴ Vgl. Studie Abb. 236.

¹⁵ Vgl. Studie Abb. 231.

Pädagogische Angebote zur Männerentwicklung treffen also auf einen breiten Resonanzboden, der sich im letzten Jahrzehnt mehr als verdoppelt hat. Es ist nun Aufgabe der Erwachsenenbildung und ihrer benachbarten Disziplinen, dieser Bereitschaft mit kreativen Angeboten zu begegnen.¹⁶ Ich empfehle eine Mischung aus nicht geschlechtlich konnotierten Angeboten, die einfach Lebenssituationen und Lebensthemen von Männern ansprechen – egal in welchem geschlechtlichen Rahmen –, und bewusst homosozialen Angeboten „nur für Männer“. Letztere werden nach den vorliegenden Antworten zwar nur 10% aller Männer echt interessieren, aber sie setzen den fast drei viertel Entwicklungsinteressierten das Signal: Für dich als Mann gibt es ein Angebot, du bist als Mann wichtig in deiner persönlichen Entwicklung! Die Zeit männlicher „Genügsamkeit“ ist vorbei.

Der durch die Männerstudie 2008 belegte Wandel der Männer – er zeigt sich auch in den neueren Sinus-Studien zu Migranten, jüngeren Männern und Frauen sowie zuletzt zu Männern, welche in den jeweiligen Milieus ein älteres und ein jüngeres Teilmilieu mit gewandelten Selbstbildern unterscheiden – spricht für eine ergebnisoffene, weder maskulinistisch noch feministisch motivierte Männerbildung, welche sich am Gesamtziel persönlicher Freiheitsentwicklung und Geschlechterdemokratie orientiert.

Pädagogisch besteht kein Grund, sich auf eine bestimmte Gruppe zu konzentrieren, gerade auch wegen der Unübersichtlichkeit der Veränderung der Geschlechterrollen. Es sind einfach unterschiedliche Männertypen mit unterschiedlichen Herausforderungen, aber keine besseren oder schlechteren. Sinnvoll erscheint mir, Erwachsenenbildung weniger im Sinne klassischer politischer Bildung und Aufklärung als Orte kognitiver Reflexion zu organisieren, sondern diese mehr im Sinne ästhetischer Lernwelten als Orte persönlicher Unterbrechung, Reflexion und Neuorientierung zu gestalten. Dabei kann das Konzept verschiedener Lernumgebungen (wissenszentriert, reflexionszentriert, erfahrungszentriert, tätigkeitszentriert) Anhaltspunkte liefern, Lernorte und Bildungsveranstaltungen entsprechend verschiedenen Lernertypen und Lernbedürfnissen zu konzipieren.¹⁷

Unter Aspekten der Beteiligungsgerechtigkeit sind Einrichtungen der allgemeinen Erwachsenenbildung herausgefordert, Männer mehr als Zielgruppe anzusprechen und zu gewinnen.¹⁸ Hier lassen sich in einzelnen Bereichen sicherlich „Problemgruppen“ definieren, welche gezielt gefördert werden könnten und sollten. Stichpunkte sind: jugendliche Migranten ohne Ausbildung und Berufsperspektive, Gesundheitsbildung für „verbrauchte“ Männer, generell Förderung sozialer Kompetenzen und Ich-Identität für innerlich schwache und unsichere Männer (auch im Sinne der aktiven und passiven Gewaltprävention; Männer als Täter wie als Opfer von Gewalt); Lern- und Unterstützungsangebote in Krisenzeiten und biografischen Übergängen: Trennung/Scheidung, Übergang in den Ruhestand, Vaterschaft, Krise der Lebensmitte (Stillstand auf Erfolgsplateau). Dabei sollten männertypische Gesellungsformen aufgegriffen, berücksichtigt und genutzt werden: Sportvereine, berufliche Zusammenhänge, technische Vorlieben, Naturnähe.

Das Geschlecht ist allerdings nicht immer die einzige und die bestimmende Dimension; hier legt die Studie eine Geschlechterrollenzentrierung nahe, die ich so nicht teile! Die Studie zeigt oft eine hohe Differenzierung innerhalb der Rollentypen, die ich als Ausdruck weiterer Unterschiede wie Gemein-

16 Zur männerspezifischen Bildungsarbeit siehe: Prömper, Hans: Emanzipatorische Männerbildung. Grundlagen und Orientierungen zu einem geschlechtsspezifischen Handlungsfeld der Kirche, Ostfildern 2003. Weiterhin als Überblick über die verschiedenen Ansätze im Zeitvergleich: Brandes, Holger/Bullinger, Hermann: Handbuch Männerarbeit, Weinheim 1996. – Möller, Kurt (Hrsg.): Nur Macher und Macho? Geschlechtsreflektierende Jungen- und Männerarbeit, Weinheim – München 1997. – Richter, Robert/Verlinden, Martin: Vom Mann zum Vater. Praxismaterialien für die Bildungsarbeit mit Vätern, Münster 2000. – Krall, Hannes (Hrsg.): Jungen- und Männerarbeit. Bildung, Beratung und Begegnung auf der „Baustelle Mann“, Wiesbaden 2005. – Hollstein, Walter/Matzner, Michael (Hrsg.): Soziale Arbeit mit Jungen und Männern, München – Basel 2007.

17 Vgl. Kaiser, Arnim/Kaiser, Ruth/Hohman, Reinhard (Hrsg.): Lernertypen – Lernumgebung – Lernerfolg. Erwachsene im Lernfeld, Bielefeld 2007.

18 Siehe auch Rieger-Goertz, Stefanie: Geschlechterbilder in der Katholischen Erwachsenenbildung, Bielefeld 2008.

samkeiten mit anderen Männern neben dem Geschlecht sehe. Hier sind weitergehende intersektionale Analysen sicherlich erforderlich. Diese hätten auch den Aspekt der Migration aufzugreifen.¹⁹ Die immer wieder unterschiedlichen Antworten der als Religionsgemeinschaft ausgewiesenen Muslime, die sich von den Christlichen unterscheiden, sind mir jedenfalls Hinweis auf viele weitergehende Differenzierungen innerhalb der Männer.

Ich vertrete einen männerorientierten Ansatz, ohne Männlichkeit als alleiniges oder dominantes Bestimmungsmoment zu begreifen. Männlichkeiten sind gemeinsame soziale Lagen von Männern, aber keine Wesenseigenschaften oder andere stereotype Essentialitäten. Männlichkeit als habituelle Disposition setzt Bedingungen und eröffnet gerahmte Spielräume für Lernmöglichkeiten und Bildungsanlässe. Im Sinne eines konjunktiven Erfahrungsraums ist Männlichkeit dabei immer verknüpft mit anderen Elementen der Herkunft und der sozialen Lage. Männerfreundliche Lernräume berücksichtigen diese habituellen Voraussetzungen, ohne sie immer explizit anzusprechen, ohne sie in der Ausschreibung oder im Bildungsprozess auf jeden Fall zu thematisieren. Für unterschiedliche Männlichkeiten gilt es, passende, viable, annehmbare Bildungsangebote zu entwickeln. Das müssen allerdings in den wenigsten Fällen „geschlechtshomogene Männerangebote“ sein.

Allerdings habe ich insgesamt den Eindruck, dass die Barriere der Homophobie (Angst vor zu großer Nähe und Intimität mit anderen Männern; Vorstellung, von Frauen besser verstanden zu werden; Angst vor Kränkung und Verletzung durch andere Männer bei emotionaler Offenheit und Schwäche) kleiner wird. Vielleicht ist es eine insgesamt gestiegene „Vaterfreundlichkeit“, die hier wirkt: Je weniger biografisch ein autoritärer, verschlossener, innerlich abwesender und schweigender Vater (die Söhne der Kriegs- und Nachkriegsgeneration!) wirkt und die Kontakterwartung zu anderen Männern stört, umso eher können eigene Unsicherheiten und ungeschützte Befindlichkeiten anderen Männern gefahrlos gezeigt werden und auf verständnisvolle andere Männer treffen. Die gestiegene emotionale Offenheit ist mir hier Anzeichen eines Klimawandels unter Männern.

Explizite, homosoziale Bildungsangebote nur für Männer und mit Männern stoßen jedenfalls auf einen wachsenden Markt. Die Zahl der Männer, die sich die Mitwirkung in einer „Männergruppe“ oder einem anderen männerspezifischen Lernarrangement vorstellen können, steigt. Bildungsträger, Beratungsstellen und Vereine können und sollen dies nutzen. Es muss nicht immer die „klassische Männergruppe“ sein. Es kann auch einfach nur die Sportgruppe, die Rückenschule, die Bergtour oder das Klosterwochenende (nur) „für Männer“ sein. Hier werden Männer über ihr Mannsein als Ressource des besseren Verstehens, des „passenden“ Angebots, des stressfreien Austauschs und der Lebensbewältigung unter Personen mit ähnlichen Voraussetzungen und Erfahrungen angesprochen. Die Männerfreundschaften und andere Männerzusammenkünfte haben demgegenüber etwas „Erholendes“. Gerade für bestimmte Jungen könnte ein intergenerationelles Mentoring im Beruf und in der Berufsausbildung eine „nachholende Bevaterung“ ermöglichen.

Gefühle: Der Softie ist out, der alte Defizitdiskurs (Männern fehlen Gefühle ...) findet bei jüngeren Männern weniger Anklang. Die 52% Zustimmung zum Satz „Männern fällt der Zugang zu ihren Gefühlen schwer“ lese ich als Aufforderung, dieser Sehnsucht mit einer Emotionspädagogik entgegenzukommen. Denn selbst die Teiltraditionellen äußern nun ihre emotionalen Sehnsüchte. Männer haben zwar

¹⁹ Vgl. Tunç, Michael: Migrationsfolgegenerationen und Männlichkeiten in intersektioneller Perspektive, in: Migration und Männlichkeiten (Schriften zur Geschlechterdemokratie der Heinrich-Böll-Stiftung 14), Berlin 2006. – Tunç, Michael: Konkurrenzen von Männern in der Einwanderungsgesellschaft? Eine an Pierre Bourdieu orientierte intersektionelle Männerforschung. Manuskript zur 4. Tagung des Arbeitskreises interdisziplinäre Männerforschung „Geschlechterkonkurrenzen: Männer – Männer, Männer – Frauen, Frauen – Frauen“ in Stuttgart-Hohenheim vom 2.–4. Februar 2006.

immer noch ein niedrigeres Angstniveau als Frauen, aber ihre Ängste vor persönlichen Schicksalsschlägen (Krankheit, Kontrollverlust, Beziehungsende) sind höher als die vor globalen Gefahren. Überhaupt: Wo bei den Fragen „ich“ vorkommt, scheint mir mehr Energie zu sein. Dies alles spricht für eine emotionsbezogene, an Ich-Entwicklung und Lebensgestaltung orientierte Erwachsenenbildung.

4. Pädagogische Detailsichten

Spannend erscheinen mir die teiltraditionellen Männer. Diese (eher älteren) Männertypen erscheinen „weicher“, innerlicher und in Bezug auf die Anforderungen des Lebens merklich entspannter (weil sie die Phase der Arbeit hinter sich haben?). Entwickelt sich die Generation der Kriegskinder zu „neuen“ Großvätern und spirituellen Sinnsuchern? Die Daten deuten darauf hin.²⁰ Diese Verknüpfungen scheinbar widersprüchlicher, inkonsistenter Einstellungen und Werte machen die Teiltraditionellen für mich zu einer erwachsenenbildnerisch interessanten Gruppe. Pädagogisch zieht hier nicht das „Emanzipationsvokabular“ einer neuen Männlichkeit, sondern eher das Versprechen einer Unterbrechung und Neuorientierung des Alltags.

Beispiel: Senioren-Männer suchen neue Lebensorientierung, da die alten Imperative der Arbeitswelt nicht mehr tragen. Spirituelle Bedürfnisse entstehen und wollen geweckt werden. Gelungene Workshops mit Männern wie „Time-out für Männer im Beruf“ (mit Führungskräften), „Das Leben (neu) erfinden – zum Übergang vom Beruf zum Ruhestand“ (mit Männern zwischen 55 und 75) oder Klosteraufenthalte, Exerzitien und spirituelle Wanderungen „nur für Männer“ (mit berufstätigen Männern „in der Lebensmitte“) erscheinen mir im Licht der Daten nicht als Eintagsfliegen, sondern als Ausdruck einer sich ändernden Bedürfnislage vieler Männer. Darauf deuten auch die generell steigenden Werte bei Religiosität und Spiritualität hin. Die Männerstudie 2008 sollte pädagogisch ermutigen, noch sehr viel mehr in eine entsprechende Angebotsentwicklung zu investieren. Der Markt ist da. Und die Lernwünsche zielen generell in Richtung „gelingendes Leben“. Bereitgestellt werden sollten eher reflexions- und erfahrungsorientierte Lernumgebungen, die sich an Sehnsüchten nach einem „anderen Leben“ orientieren.

Die modernen Männer haben die geringste Zufriedenheit von allen Typen. Die modernen (jungen) Männer stecken immer mehr im emotionalen Dilemma. Sie sind die Einzigen, die bei der Wertschätzung der Arbeit gegenüber 1998 noch zugelegt haben. Erforderlich sind auch hier pädagogische Angebote einer Time-out-Kultur zur Selbstfindung. Wenn das Leben aus Druck von allen Seiten und einem enger werdenden Raum persönlicher Freiheit besteht, werden partielle Räume des Innehaltens und Besinnens umso wichtiger. Diese können durchaus mit Frauen und/oder Kindern sein. Wichtig wäre, dass die Bildungsangebote konjunktive Reflexions- und Erfahrungsräume eröffnen, welche andere Männer (und Frauen) als Leidensgenossen erleben lassen. „Wochenenden“ und „Ferien“, welche aus dem Alltag herausführen und einen anderen Zeitfluss erleben lassen, sind angemessene Lernräume.

Die Männer des Typs der Balancierer erscheinen mir oft als die „Meister des Bewältigens“ innerer Widersprüche. Weitaus mehr als die anderen Typen vereinen sie gegensätzliche Werte und extreme Haltungen, ihre Bindungsangst scheint größer (Kinder ohne Ehe). Leben sie den „Ritt auf des Messers Schneide“ mit der Gefahr des schnellen Absturzes? Ist dies ein Männertyp, der beruflichen Erfolg

²⁰ Beispiele: Bei den Fragen/Items „Väter können ebenso wie Mütter ihre Kinder lieben und pflegen“ (83,8% „stimme voll überein“) oder „Manchmal muss man Kinder schlagen, damit sie zur Vernunft kommen“ (64,8% „stimme überhaupt nicht überein“) erzielen sie auf einer 5er-Skala jeweils die höchsten Werte – weit vor den Modernen, denen man/„frau“ dies viel eher zuschreiben würde. Nur eine Falschaussage aus politischer Korrektheit? Oder ein Beleg für die Milde und gereifte Gelassenheit des Alters? Das Material ist jedenfalls immer wieder gut für unerwartete Überraschungen!

und Totalidentifikation mit der Arbeit einerseits, mit Lebensgenuss, Geschlechtergerechtigkeit und Väterlichkeit andererseits zu vereinen sucht? Die Sturzhöhe scheint mir hoch. Die Balancierere sehe ich als hochriskante Gruppe, die leicht vom Absturz bedroht ist. Sind sie tatsächlich in der Lage, mit Dauerkonflikten, Lebenskrisen und Niederlagen souverän umzugehen? Was bedeutet diese brisante Mischung für Krisenberatung und Lernangebote in Krisenzeiten? Stehen Beratung und Bildung hier vor der Aufgabe, quasi eine konsistentere Lebensweise zu ermöglichen? Und wie geht das? Oder ist dies der Typ Männer, denen es helfen kann, private Konflikte und Aufgaben der privaten Lebensführung (Partnerschaft, Kindererziehung, Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Sorge um pflegebedürftige Eltern) mit den Augen professioneller Lösungsstrategien anzugehen? Und dies auch beim Lernort zu berücksichtigen? Also nicht der Spielkreis in der Familienbildungsstätte, sondern das „Väter-Kompetenz-Team“ in der betrieblichen Weiterbildung? Die Widersprüchlichkeiten auf den ersten Blick unvereinbarer Lebensziele und gelebter Werte in einer Person sollten Pädagogen jedenfalls herausfordern, sich bei der Suche nach Lernorten, Lernanlässen und Bildungsangeboten stärker als bisher zwischen den Lebenswelten und Segmenten der Gesellschaft zu bewegen. Die Menschen leben zwischen den Welten. Also sind die Pädagogen gefordert, ihre „Gärten“ zu verlassen, Netzwerke zwischen den Welten aufzubauen und zu nutzen und mit neuen Verbündeten neue Wege zu gehen.

Im hohen Ausmaß erlittener wie ausgeübter Gewalt²¹ (vor allem auch unter Männern) liegt eine Herausforderung, die vielleicht am wenigsten auf innere Antriebe der Betroffenen setzen kann. Der Typ der Unsicheren hat in allen Items niedrige Werte, jedoch das Ausmaß erlittener Gewalt wie ausgeübter Gewalt ist hier am stärksten. Leben scheint eher außerhalb der eigenen Gestaltbarkeit zu liegen. Nötig wäre eine gesellschaftliche Offensive der Persönlichkeits- und Identitätsstärkung, z. B. als Training sozialer Kompetenzen in einem weiten Sinn. Schlägt hier die „Vaterlosigkeit“ durch? Persönlichkeit, Selbstvertrauen, Kompetenzerwerb, die Ausbildung eigener Fähigkeiten und gelebter Wertüberzeugungen brauchen eine Atmosphäre anerkennender Blicke, welche viele Elternhäuser und Erziehungseinrichtungen für Jungen und junge Männer nicht immer bereithalten. In der Männerstudie 2008 sind die Unsicheren teilweise die mit den „Macho-Werten“. Die Ideale männlicher Hegemonie scheinen einen Ausweg aus der erlebten eigenen Schwäche zu bieten. Hier braucht es eher Räume der Begegnung mit männlichen Bezugspersonen, welche die Männlichkeits-Hüllen erlebter innerer Schwäche und kompensierten Desinteresses mit der Erfahrung banalen Männerlebens füllen – in Form von männlichen Erziehern, Lehrern, Jugendleitern, Mentoren und anderen Bezugspersonen, welche einfach das Unspektakuläre und Alltägliche realen Männerlebens erfahren lassen. Sind die „Unsicheren“ die Modernisierungsverlierer, welche sich als Ausgleich für ihre gesellschaftliche Randständigkeit eher mit der „patriarchalen Dividende“ einer Kultur der Macho-Identität trösten? Die pädagogische Antwort läge dann nicht in einem kognitiven Anti-Sexismus, sondern im emotionalen Lernfeld sozialer und pädagogischer Zuwendung.

Was sind „hot topics“ für Männer, bezogen auf ihr Leben? Väterrechte und Folgen bei Trennung und Scheidung, Kindererziehung/Väterlichkeit, Sorgerecht für Kinder und neu, zunehmend: Alterssicherung! Weitere thematische Herausforderungen für Bildungsarbeit liegen in: Destabilisierung der Familien, prekäre Finanzsituation der Familien, Männer und Pflege, Religion und Werte Europas. Erwachsenenbildung könnte dies aufgreifen und nutzen. Die passenden Lernorte, Formen und Themen sind aber vielleicht erst noch zu entdecken.

²¹ Die Studie von Volz und Zulehner bestätigt repräsentativ das Ausmaß der in einer Pilotstudie festgestellten Gewalt von und an Männern, auch von Frauen: Jungnitz, Ludger u. a. (Hrsg.): Gewalt gegen Männer. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland, Opladen – Farmington Hills 2007.

5. Spiritualität und Kirche

Das ist schon erstaunlich. Religiosität, spirituelles Interesse und Kirchenakzeptanz der Geschlechter nähern sich an. Die Männer werden spiritueller, die Frauen religions- und kirchenferner. Bedeutet dies einen Aufwind für kirchliche Männerarbeit und Männerbildung? Müssen die Glaubenskurse und Exerzitien jetzt umgeschrieben werden, damit sie mehr die Männer ansprechen? Es könnte nicht schaden! Die Männerstudie 2008 bestätigt jedenfalls die Hinweise anderer Studien, aber auch mancher Praktiker der sog. Männerarbeit²². Die Bedürfnisse nach spiritueller Nahrung und Entwicklung, nach religiöser Lebensgestaltung bei Männern wachsen. Aber was heißt das religionspädagogisch? Die Wünsche liegen mehr im Feld authentischer Erfahrung und lebensstaunder Selbstführung denn im Feld dogmatischer Kenntnis und moralischer Überzeugung. Es interessiert erfahrene Transzendenz und die Einordnung in einen erfahrenen oder tragfähigen Sinnzusammenhang. Kontingenz, die Bewältigung der eigenen Endlichkeit (in allen ihren Facetten, vom beruflichen Stillstand und dem Scheitern sozialer Beziehungen bis zu Krankheit und Tod), scheint mir das heimliche Lebensthema von Männern zu sein.

Mit dem Zerbrechen der inneren Bindung der „Arbeitsmänner“ an die Großprojekte technisch-wissenschaftlicher Fortschritt und Wohlstand scheint ihre spirituelle Offenheit für das Geheimnis der Welt wieder größer zu werden. Umgekehrt nimmt mit dem Auszug der Frauen aus dem Raum des Privaten und ihrer Übernahme beruflicher Rollen und Imperative nun ihre Distanz zum Religiösen zu. Wollen sie jetzt die Welt gestalten und entzaubern? Der Bereich des Religiösen ist jedenfalls einer der wenigen Bereiche, in denen sich gegenläufige Entwicklungen zwischen Frauen und Männern abspielen. Eine spannende Frage der nächsten Jahre wird sein, ob und wie es gelingt, dieser neuen spirituellen Offenheit der Männer kirchlich zu begegnen.

26% der Männer sagen: „Männer sind auf der Suche nach einer eigenen Spiritualität“, zugleich steigt der Anteil der (religiösen?) Männer ohne religiöse Erziehung. Die Glaubensentscheidung personalisiert und biografisiert sich, d. h. sie ist weniger (vormoderner) Glaube aus Tradition und Zugehörigkeit als Glaube als persönliche Entscheidung und biografischer Weg. Allerdings zeigen sich hier auch große Unterschiede zwischen den Männertypen und den Alterskohorten, die noch genauere Untersuchungen und Analysen verdienen. Spannender als die Fragen nach dem Patchwork der Glaubensinhalte finde ich die Frage nach den religiösen Gratifikationen und den emotional-spirituellen Ausdrucksformen.

Dabei kann sich eine Religionspädagogik für Erwachsene im Feld der Lebenserfahrung und vor allem der Freiwilligkeit der Teilnahme wahrscheinlich sehr wenig auf die schulische Religionspädagogik beziehen. Für die Kirchen und die kirchliche Bildungsarbeit eröffnen sich hier die Herausforderungen eines völlig neuen Feldes biografischer Patchwork-Religiosität, die sich stärker als an kognitiven Glaubensinhalten an der biografisch-emotionalen Tragfähigkeit von Glaubensvollzügen orientiert. Der Lackmestest religiöser Wahrheit ist nicht „die historische Glaubwürdigkeit der Evangelien“ oder die „Moralität der Kirche“ (das aber alles auch!), sondern die praktische Bewältigung der Kontingenzerfahrungen in der Moderne. Und zwar jeweils individuell, persönlich verantwortet.

Väter scheinen mir ein lohnendes Feld religiöser Alphabetisierung. Zumindest liegt hier die Herausforderung. Wenn Männer kaum mit Kindern beten, die religiöse Tradierung in der Familie und der Pfarrei bislang eher Sache der Mütter war, Frauen sich heute aber der Kirche und dem Glauben entziehen,

²² Vgl. Engelbrecht, Martin/Rosowski, Martin: Was Männern Sinn gibt. Leben zwischen Welt und Gegenwelt, Stuttgart 2007.

Männer sich nun umgekehrt immer mehr zum „Erzieher ihrer Kinder“ wandeln, dann muss hier investiert werden! Sicherlich ist hier viel zu differenzieren und auszuprobieren, aber: Insgesamt darf Kirche dabei darauf vertrauen, dass die Erwartung von Männern an einen Beitrag der Kirche zur Neugestaltung der Männerrolle gestiegen ist. Warum sollte Kirche diese Erwartung nicht in ihrem Kerngeschäft aufgreifen, der Investition in die Glaubensweitergabe – nun durch Väter?!

6. Desiderata und Forschungsaufgaben

Meinen die Menschen immer das Gleiche? Die Grundauszählungen der einzelnen Untersuchungsfragen zeigen mir immer wieder unerwartete, überraschende, manchmal „unlogisch“ erscheinende Ergebnisse, die „Männertypen“ antworten anders, als es die Gesamtentwicklungstendenz vermuten lässt. Dabei hatte ich öfters den Eindruck, dass der sprachlich identische Sachverhalt vielleicht ganz verschieden interpretiert, in völlig unterschiedliche Interpretationsmuster und Bedeutungshöfe einsortiert und entsprechend mit sehr unterschiedlicher persönlicher Bedeutung versehen wird. Der rein quantitative Vergleich wird dann nichtssagend.

Wünschenswert sind weitere, vor allem qualitative und handlungs-/praxisorientierte Analysen (Gruppeninterviews, teilnehmende Beobachtung, Handlungsforschung, Milieumarketing ...), um z. B. die emotionalen Dilemmata als Schleusen und Motoren persönlicher wie gesellschaftlicher Entwicklung nutzen zu können.

Offen ist die Verknüpfung von Entwicklungsfeldern und Lernbereitschaften mit Milieuzuschreibungen. Wünschenswert wäre eine Verknüpfung von Langzeit-Einstellungsstudien mit dem Sinus-Milieu-Ansatz, d. h. eine Verknüpfung der kognitiven Fragen mit ästhetischen Aspekten. Aus der Sinus-Milieu-Studie zu Männern gibt es starke Hinweise auf nur sehr schmale Gruppen gewandelter Männlichkeiten.

Sinnvoll ist die Verknüpfung der Männer- und Geschlechterforschung wie -praxis (!) mit den Reaktionen auf die Veränderung der Organisation der gesellschaftlichen Tätigkeitsfelder. Denn mit dem Wandel dieser Felder (wie Beruf, Eigenarbeit, Erziehung, Pflege, Ehrenamt ...) wandelt sich auch das gesellschaftliche Verhältnis von öffentlich und privat, welches über Jahrhunderte geschlechtlich konnotiert war.

Kirchlich ist ein Wahrnehmungswandel erforderlich, der die Angleichung der Religiosität und Kirchlichkeit von Männern und Frauen aufgreift und praktisch umsetzt. Kirchlich kann „gender“ durchaus als Querschnittskategorie hilfreich sein, um die Angemessenheit der pastoralen Angebote zu diesen Veränderungen zwischen den Geschlechtern zu überprüfen.

Es besteht eine große Lücke zwischen dem von Männern in der Studie bekundeten Interesse an spirituellen Fragen und religiöser Praxis einerseits und dem kirchlichen Angebot für Männer andererseits. Die Aktualisierung dieses neuen Interesses von Männern steht noch aus, sie ist eine der großen Herausforderungen der Kirchen in der Moderne!

Der Zuwachs emotionaler Bedürfnisse und Konflikte bei Männern weist auf die Notwendigkeit des Ausbaus männerfreundlicher, männersensibler Räume in Seelsorge, Beratung, Erziehung und Bildung. Diese sind milieu-, alters- und biografiesensibel zu gestalten. Die milieuorientierte Produktentwicklung und entsprechende Marketingstrategien stehen erst in den Anfängen.

Homosoziale Lernarrangements, welche das gemeinsame Geschlecht (in Verbindung mit Milieu, Ethnie, sozialer Lage) als positive Ressource nutzen, sollten aus guten (pädagogischen, emanzipatorischen, geschlechtergerechten) Gründen allerdings vermeiden, zur Re-Konstruktion (und Reifizierung) der überholten Geschlechterbilder, Männerrollen, Männlichkeiten und Geschlechterverhältnisse beizutragen. Hier ist Männerbildung (analog der Frauenbildung) immer in der Gefahr, sich in ihrem begrifflichen und methodischen Instrumentarium biologistischen und patriarchalen Restaurierungstendenzen anzudienen. Die in der Studie immer wieder feststellbaren Legierungen traditioneller und moderner Männlichkeiten sind sehr wahrscheinlich bei Lehrenden wie bei Lernenden zu finden. Deshalb sollten Produktentwicklung und Marketing von Männerbildung durch begleitende Männerforschung, geschlechtergerechte Qualitätsentwicklung und Aus- und Fortbildungsangebote ergänzt werden. Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung können hier mit der Praxis in einen konstruktiven Dialog treten, in dem wissenschaftliche Forschung, pädagogische Qualifizierung, institutionelle Qualitätssicherung und politische Strategiebildung und Förderung zusammenwirken.

Männerspezifische Perspektiven in Kirche und Theologie oder: Wozu die Männerstudie 2008 kirchliche Arbeit und theologische Wissenschaft herausfordert

Reiner Knieling

1. Die Studie als Herausforderung zu männerspezifischen Perspektiven in Kirche und Theologie

Kirchliche Arbeit und theologische Wissenschaft wurden in den vergangenen zwei Jahrtausenden wesentlich von Männern geprägt. Doch das heißt nicht, dass die dort verhandelten Fragestellungen und Themen *männerspezifisch* seien.¹ Natürlich: Theologie wurde durch das bestimmt, was Männer für wichtig hielten, wogegen sie sich abgrenzten und womit sich Männer gegen Männer (und zum Teil auch gegen Frauen) durchsetzten. Dabei war der Bezug zur eigenen Männlichkeit in der Regel unbewusst, unreflektiert und ambivalent. Die Frage nach der Männlichkeit des eigenen Mannseins drängte sich erst in den letzten Jahrzehnten auf, herausgefordert durch die feministische Bewegung und unterstützt durch die gesamtgesellschaftlichen Individualisierungs- und Pluralisierungsschübe und die damit verbundenen Verunsicherungen bezüglich der eigenen Identität und Lebensweggewissheit. Dazu passt die Beobachtung der vorliegenden Studie, dass die Zweifel der Männer gegen die von ihnen verantwortete Wissenschaft (Fortschritt) und Wirtschaft (Globalisierung) wachsen. Bezüglich der Auseinandersetzung der Männer mit sich selbst ist hervorzuheben – was nicht selten übersehen wird –, dass ein wesentlicher Anteil der männlichen Motivation in der Entdeckung steckt, dass „mehr Leben ins Männerleben“ kommen könnte².

Die Herausforderung der vorliegenden Männerstudie wie vorangehender Männerstudien ist, nach männerspezifischen Aspekten in kirchlicher Arbeit und theologischer Wissenschaft zu fragen. Diese Herausforderung besteht seit geraumer Zeit und wird umso dringlicher, je mehr sich männliche (und weibliche!) Orientierung weg von traditionellen Werten hin zu modernen Werten verschiebt (vgl. die Beschreibung der „Clusterbildungen“ in der Studie). Da die beschriebene Herausforderung bisher bestenfalls punktuell angepackt wurde, nehme ich die Männerstudie 2008 zum Anlass, vor dem Hintergrund des vorliegenden empirischen Materials durchzubuchstabieren, wie männerspezifische Perspektiven in Kirche und Theologie aussehen und weiterentwickelt werden könnten. Dazu werde ich exemplarisch auf einzelne empirische Ergebnisse zurückgreifen, ohne dass freilich in einem so kurzen Beitrag die Datenfülle in der Tiefe verarbeitet werden kann. Das bleibt weiteren Forschungen überlassen (vgl. unten).

Die größte Veränderung gegenüber 1998 ist – bei Männern und noch mehr bei Frauen – in der Gruppe der Traditionellen zu beobachten, weshalb diese jetzt als *Teiltraditionelle* bezeichnet werden. Die traditionellen Rollen sind geprägt durch die Vorstellung: Der Berufsmann sichert das Einkommen, die Familienfrau das Auskommen. Demgegenüber ist es auch in der Gruppe der eher traditionell ausgerichteten Männer – ganz gleich, aus welcher Motivation – selbstverständlicher geworden, die Berufstätigkeit der Frau zu akzeptieren bzw. zu unterstützen und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie (für sie) zu bejahen (Tab. 3; Abb. 2 und 6). Die *modernen* (1998: neuen) Rollen sind geprägt durch die Vorstellung: Der Mann bringt sich auch in der Familie ein, die Frau auch im Beruf. Auffällig ist, wie

¹ Vgl. meinen Aufsatz: Mannsbilder und Kirchenmänner. Empirische Männerforschung als Anstoß für christliche Theologie und Spiritualität, in: Pastoraltheologie 96/2007, 443–459.

² Vgl. in der Studie das Kapitel „Lebensfelder“.

viele Männer (und Frauen) zugleich zu traditionellen Vorstellungen *und* zu modernen Vorstellungen neigen. Diejenigen, die in beiden Bereichen hohe Werte haben, werden typologisch als die *Balancierenden* (1998: Pragmatischen) bezeichnet, diejenigen, die in beiden Bereichen niedrige Zustimmungen haben, als die *Suchenden* (1998: Unsicheren). Wenn sich Kirchen und Theologie – jedenfalls in weiten Teilen und gemessen an gesellschaftlichen Entwicklungen – an traditionellen Werten und Weltdeutungen orientieren und sich u. a. als Vermittler dieser verstehen, sind sie durch diese Verschiebungen besonders herausgefordert.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass sich gegenüber 1998 die Kirchenverbundenheit männlicher Kirchenmitglieder signifikant erhöht hat (von 16% 1998 auf 29%; bei Frauen von 24% auf 28%), wobei sie bei Teiltraditionellen oder Balancierenden deutlich ausgeprägter ist (36% und 34%) als bei Suchenden und Modernen (24% und 15%).³ Das bedeutet nicht zwingend eine höhere Frequenz des Kirchgangs⁴, aber einen erkennbar höheren förderlichen oder teilförderlichen Einfluss auf das alltägliche Leben (bei Männern von 28% 1998 auf 49%, bei Frauen von 34% auf 46%, Abb. 203). Die Grenze der quantitativen Forschung ist, dass die Gründe für diese Veränderungen nicht miterhoben werden (können). Hat die Kirchenverbundenheit der Mitglieder – und die Kirchensympathie der Nichtmitglieder – zugenommen, weil die Kirche ebenso als im Wandel wahrgenommen wird wie das eigene Leben (vgl. die schrittweise Veränderung der Traditionellen zu den Teiltraditionellen)? Oder ist die Kirche attraktiver geworden, weil sie als Anker in unsicheren Zeiten, als sicherer Rückzugsort, als verlässliche Größe, als Gegenwelt oder konkurrenzfreier Raum wahrgenommen wird (vgl. Abb. 180)? Das müsste durch weitere qualitative Forschungen vertieft werden.

Ich frage auf der Datenbasis der vorliegenden Studie: (1) Wo kommen die für Männer wesentlichen Themen – der Beruf und das berufliche Umfeld, die facettenreiche und komplexe familiäre Lebenswelt, Überzeugungen, Werte, Wünsche und Sehnsüchte, die Innenwelt mit ihren verschiedenen Aspekten – in kirchlicher Arbeit und theologischer Wissenschaft vor? Und: (2) Wie kommen sie vor?

Hinter den Fragen steht die Überzeugung, dass das erhöhte Interesse an Kirche dadurch weiter gefördert und stabilisiert werden kann, dass sich die Kirche um Erhöhung der Gratifikationen bemüht (vgl. Abb. 190). Das geschieht dort, wo Männer erleben, dass sie mit ihren Weltansichten und Lebensstilen in der Kirche vorkommen – und zwar als Menschen, die etwas einbringen können und die nicht primär hören wollen, wo es langgeht.⁵ Kirche wird als für Männer bedeutsam wahrgenommen, wo diese – Teiltraditionelle wie Balancierende, Suchende wie Moderne – erleben, dass „mehr Leben in ihr Männerleben“ kommt. Dass das für verschiedene Männer entsprechend verschiedene Erfahrungen sind, setze ich genauso voraus, wie dass sich in der gemeinsamen Auseinandersetzung Verbindendes – auch über die Geschlechertypen hinweg – einstellt.

In der Beantwortung der Fragen beziehe ich mich primär auf die Praxis der evangelischen Kirchen und deren theologischer Reflexion und weise gelegentlich auf Parallelen in der katholischen Kirche hin, die von Leserinnen und Lesern aus diesem Kontext unschwer durch eigene Praxiserfahrungen ergänzt werden können.

³ Vgl. insgesamt Abb. 176–181, auch 197–200.

⁴ Vgl. Tabellenband zu Frage 93.

⁵ In der Studie „Was Männern Sinn gibt“ werden als Beispiele für Fremdbestimmung neben dem DDR-Regime vor allem die Kirchen, die in der Perspektive der Befragten Werte undiskutiert setzen wollen, genannt (Engelbrecht, Martin/Rosowski, Martin: Was Männern Sinn gibt. Leben zwischen Welt und Gegenwelt, Stuttgart 2007; in der Erstveröffentlichung: Was Männern Sinn gibt. Abschlussbericht [...], Kassel 2005, 56). – Dass in der vorliegenden Studie viele nicht empfinden, dass die Kirche Männern nicht gerecht würde (Tabelle 68), scheint dem zunächst zu widersprechen, könnte aber auch bedeuten, dass kein entsprechendes Problembewusstsein vorhanden ist (weil gemeinhin Männerdominanz und Männerspezifika nicht unterschieden werden). Hier wären weitere qualitative Studien wünschenswert.

2. Männerspezifische Perspektiven in klassischen kirchlichen Handlungsfeldern und deren theologische Reflexion

Ich bin zu Gast. Beim Abendessen wird eine geraume Zeit über Exfrauen und Exmänner gelästert, bis irgendwann jemand mit einem Schmunzeln sagt: „Ich kann leider nicht mitreden. Ich bin immer noch mit meiner ersten Frau verheiratet.“ Die Lästerstimmung ist wie verfliegen. Und der, der den Mund am weitesten aufgerissen hat, sagt: „Das wünsche ich meinem ärgsten Feind nicht, was ich alle zwei Wochen erlebe, wenn ich meine Kinder abhole und wieder abgebe.“ – Betretenes Schweigen, bis endlich jemandem ein anderes Thema einfällt.

Ich frage: Was wäre, wenn sich dieser Mensch in einen Gottesdienst „verirren“ würde? Kämen seine Themen vor? Wie kämen sie vor?

Die Prioritätenliste der vorliegenden Studien bestätigt und differenziert aus, wie wichtig die komplexen Themen und Fragen für Männer sind, die sich in der eben beschriebenen kurzen Szene spiegeln.⁶ An erster Stelle stehen: „gleiche Rechte für Männer bei Scheidungen“ (74%, 1998: 70%); „dass sich Männer um ihre Kinder kümmern“ (70%, 1998: „sich für Familie und Haushalt verantwortlich fühlen“ 66%); „geteiltes Sorgerecht bei nichtehelichen Kindern“ (66%); „dass sich Männer nicht durch Frauen unterdrücken lassen“ (60%, 1998: 47%); „dass Männer an ihrer Entwicklung arbeiten“ (59%); „nicht leiden müssen unter der Frauenemanzipation“ (53%); „dass ein Mann Kinder hat“ (52%); „dass Männer für Geschlechtergerechtigkeit eintreten (51%); „dass der Mann unabhängig und ungebunden ist“ (46%, 1998: 58%).

Wo und wie also kommen diese Themen in der Kirche vor? Die Frage impliziert nicht, dass die Kirche Männern nach dem Mund reden sollte. Sie impliziert auch nicht das Gegenteil: dass die Kirche die Männer zu den christlich-traditionellen Werten zurückrufen sollte. Sie impliziert vielmehr, dass Kirche kulturelle Sensibilität benötigt und zusammen mit ganz unterschiedlichen Männern – zunächst vor allem mit Teiltraditionellen und Balancierenden, den quantitativ stärksten Gruppen – herausfindet, wie christliche Orientierung in gegenwärtigen Unsicherheiten und Ambivalenzen aussehen kann. Dabei wird es nicht nur um wechselseitige Zustimmungen, sondern auch um prophetische Einsprüche (die ja nicht nur den Männern außerhalb, sondern auch innerhalb der Kirche gelten könnten) und möglichen Widerstand gehen. Es wäre eine Illusion, dass sich solche Veränderungen in der Kirche ohne Konflikte vollziehen könnten.⁷ Wie gegensätzlich die Erwartungen sein können – und zwar innerhalb der Geschlechtertypen –, zeigt z. B. Abb. 237: Die einen erwarten von den Kirchen, dass sie sich für die Erhaltung des traditionellen Verhältnisses von Männern und Frauen einsetzen, die anderen, dass sie einen Beitrag zur Neugestaltung der Männerrolle leisten.

2.1 Männerarbeit

In der klassischen Männerarbeit der Kirchen (Männerberatung, Männergruppen, Männerpolitik) kommen die genannten *Themen* facettenreich und differenziert vor. Und die *Arbeitsformen* sind männerspezifisch. Kirchliche Männerarbeit bietet einen Raum, in dem Männer sich einbringen, mitreden,

⁶ Vgl. Studie Abb. 231 f.; vgl. auch das Kapitel zur „Familialen Lebenswelt“.

⁷ Dabei ist zu berücksichtigen, dass die römisch-katholische Kirche, jedenfalls in ihrer offiziellen Erscheinung, und die evangelikale Bewegung insgesamt – Ausnahmen bestätigen die Regel – deutlich konservativer ausgerichtet sind als die evangelischen Kirchen. Doch alles in allem sind auch Letztere im Vergleich zur Gesellschaft eher traditionell orientiert. Sie werden von gesellschaftlichen Avantgardisten jedenfalls nicht als ihresgleichen wahrgenommen (vgl. z. B. die Sinus-Studie, dazu: Ebertz, Michael N./Hunzig, Hans-Georg (Hrsg.): *Hinaus ins Weite. Gehversuche einer milieusensiblen Kirche*, o. O., o. J. (Würzburg 2008).

Verantwortung übernehmen oder sich auch einfach mal zurücklehnen können.⁸ Sie bietet Raum für gemeinsame Erfahrungen und Aktionen – und so manches Gespräch über Gott und die Welt, das sich daraus ergibt. Sie bietet Raum für die Themen, die auf der oben genannten Prioritätenliste weit oben stehen: Fragen nach der eigenen Rolle und Identität in den beruflichen, vor allem aber privaten Beziehungen, Fragen nach dem Umgang mit Kindern nach der Trennung, nach rechtlichen Möglichkeiten. Kirchliche Männerarbeit bietet Raum für die Entdeckung, dass z. B. andere Männer auch das Gefühl haben, sie seien zum Zahlen gut genug, mögen sich sonst aber bitte aus der Erziehung heraushalten. Hier wird praktiziert, was Männern zunehmend wichtig ist: Leben und Erfahrungen zu teilen, statt einfach zu gehorchen oder zu dienen (vgl. Abb. 69–73). In der öffentlichen Darstellung der Männerarbeit kann das nicht genug hervorgehoben werden, weil Kirche immer noch eher mit Gehorsam und Dienst verbunden wird als mit echter Solidarität. *Die Männerarbeit der Kirchen ist ein entscheidender Impuls- und Resonanzraum für die gesamtgesellschaftliche Männerentwicklung und muss daher eher ausgebaut als von Kürzungen heimgesucht werden.*⁹

Männerarbeiten einzelner Landeskirchen bearbeiten auch die Frage nach jungengerechter Pädagogik.¹⁰ Diese Spur könnte – in Kooperation mit den Jugendarbeiten und der Religionspädagogik – noch vertieft und systematischer als bisher verfolgt werden. Jungengerechte Pädagogik und Unterstützung junger Männer in Sachen Identitätsentwicklung und Rollenfindung sind für die Zukunft der Männer in Deutschland unter dem Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Entwicklung nicht zu unterschätzen, weil es nicht zuletzt auch den Frauen zugutekommen würde, wenn die Verunsicherung der Männer reduziert und eine zugleich flexible und stabile Identität genährt würde.

Neben der Aufnahme männerspezifischer Erfahrungen und Einstellungen, Weltansichten und Lebensstile in den Männerarbeiten der Kirchen ist zu fragen, wo und wie diese sonst in Kirche und Theologie vorkommen.

2.2 Gottesdienst und Verkündigung – Liturgik und Homiletik

Dass es eigene Kinder-, Jugend- und Familiengottesdienste gibt, außerdem den Weltgebetstag der Frauen, bedeutet im Umkehrschluss nicht, dass in den anderen Gottesdiensten Männer in ihrem Mannsein ausdrücklich vorkämen. Die *Lebenswelt Arbeit* spielt in Gottesdiensten und insbesondere in der Verkündigung eine – im Vergleich zu deren alltäglicher Bedeutung – außerordentlich geringe Rolle. Und wenn sie doch vorkommt, gibt es nicht selten Ratschläge von Pfarrerinnen und Pfarrern, die nicht von Arbeitslosigkeit bedroht sind, *diesen* Erfolgsdruck nicht erleben, ethische Konfliktsituationen (z. B. zwischen betrieblichem Interesse und Ehrlichkeit) in der Intensität wie in manchen Berufen nicht aushalten müssen etc. Die facettenreiche und komplexe familiäre Lebenswelt kommt dann vor – und das ist nicht sehr häufig –, wenn es um die Einhaltung des sechsten Gebotes geht („Du sollst nicht ehebrechen“). Was aber ist, wenn die Wirklichkeit – wie so oft – dem Ideal nicht entspricht? Nur ganz selten werden entsprechende kleinere oder größere Brüche und Risse in Gottesdienst und Verkündigung verständnisvoll und mit Verzicht auf zu schnelle Lösungen aufgenommen, z. B. der Konflikt zwischen beruflicher Verpflichtung und Zeit für die Familie, zwischen Sehnsucht nach stabilen Beziehungen und gefühlter „Unfähigkeit“ dazu – oder: enttäuschte Erwartungen, im Moment nicht vergebare Schuld, das Gefühl, nicht überall gleich potent sein zu können, es aber doch gerne zu wollen etc.

⁸ Vgl. Bürger, Tim: MännerRäume bilden. Männer und die evangelische Kirche in Deutschland im Wandel der Moderne (Geschlecht – Gewalt – Gesellschaft 5), Münster 2005. Bürger zitiert (263–290) Schnack, Dieter/Neutzling, Rainer: Wie Männer miteinander umgehen, in: Männer verändern sich. Wie Männergruppen Lebendigkeit entfalten, hrsg. v. von Hans Stapelfeld u. a. Bielefeld 1995, 161–175, hier: 172 f.: „Methoden sollten diese Gespräche vorbereiten und anregen. Der Kontakt der Männer zueinander ist wichtig, viel wichtiger als einen der weiteren männlichen Vorturner kennenzulernen.“

⁹ Sie leistet durch die Männerstudien einen wesentlichen Forschungsbeitrag zur gesamtgesellschaftlichen Männerentwicklung.

¹⁰ Vgl. z. B. das Projekt „Mehr Väter in die Kitas“ in der Evangelischen Kirche im Rheinland (ähnliche Projekte gibt es in der westfälischen, hessennassauischen und pfälzischen Kirche).

In diesem Kontext muss *liturgisch* und *homiletisch* auch gefragt werden: Was bedeutet es, dass nach wie vor vornehmlich Männer die (*leitenden*) *liturgisch und homiletisch Handelnden* sind?¹¹ Was bedeutet es, dass bei denen, die in den Pfarrberuf einsteigen, sich Frauen und Männer in etwa die Waage halten, die Frauen aber in den Examina durchgehend etwas besser abschneiden?¹² Im katholischen Bereich sind Pastoralreferentinnen und ehrenamtliche Mitarbeiterinnen an Gottesdiensten beteiligt, aber da das Priesteramt nach wie vor für Frauen nicht zugänglich ist, sind Messen primär durch Männer geprägt. Was bedeutet es außerdem, dass insgesamt – sowohl in der katholischen wie in der evangelischen Kirche – mehr Frauen als Männer den Gottesdienst besuchen? Was bedeutet es dagegen, dass in den *biblischen Erzählungen*, die im Gottesdienst gelesen werden und der Verkündigung zugrunde liegen, häufiger Männer als Frauen die Hauptakteure sind – und dass sie fast ausschließlich von Männern geschrieben sind –, ohne dass das in der Regel in irgendeiner Weise thematisiert und für Männlichkeit, Mannsein, Männerleben und Männerwelten – und sei es in kritischer Auseinandersetzung damit – fruchtbar gemacht würde?¹³

Hier können – mangels liturgischer und homiletischer Forschungen – nur die Fragen gestellt werden. Mögliche Spuren zu entsprechenden Antworten lege ich im letzten Teil meines Beitrags.

2.3 Seelsorge und Seelsorgelehre

In der Seelsorge ist – wie in der Pastoraltheologie – die Frage nach dem Mannsein des Mannes schon stärker reflektiert als in der Liturgik und Homiletik, wenngleich weiter ausbaufähig.¹⁴ Seelsorge gibt Raum für all die oben genannten Themen, die in Gottesdienst und Verkündigung nur selten aufgenommen werden. Seelsorge ist genau dafür da, dass Menschen sich aussprechen, dass sie der Wahrheit ins Gesicht schauen lernen, auch wenn es schmerzhaft ist, dass sie sich für eigene Veränderungsprozesse und die nächsten konkreten Schritte Unterstützung holen. Weil Seelsorge – wie andere Beratungsangebote – häufig Krisenintervention ist, bedeutet das, dass sich Seelsorgesuchende ihre Not eingestehen müssen, wenn sie sich Unterstützung holen wollen. Weil das für viele Männer schwieriger ist als für Frauen, ist in unserem Zusammenhang für ein weites Seelsorgeverständnis zu plädieren, das nicht nur spezifische Beratungsgespräche, sondern auch die Gespräche „zwischen Tür und Angel“, am Gartenzaun oder beim gemeinsamen Bier einschließt; Gespräche über „Gott und die Welt“, über die Faszination von Autos und Frauen, über Erfahrungen mit „Gottes Bodenpersonal“ oder Gespräche, die beim Wetter anfangen und bei der Frage nach der Ursache von Krankheit und Tod aufhören.¹⁵

Seelsorge bietet Raum für Erfahrungen und Verunsicherungen, Widerstände und Ängste, Visionen und offene Fragen, die die Umbrüche im Selbstverständnis und in den Rollenerwartungen und -zuminungen mit sich bringen. Seelsorge sorgt für die Seele.

11 Laut EKD-Statistik vom 31.12.2005 sind im Pfarrdienst aktiv: 68,2% Männer (15.385), 31,8% Frauen (7.183). Bei den ehrenamtlich Mitarbeitenden ist das Verhältnis nahezu umgekehrt (69,9% Frauen, 30,1% Männer).

12 Es spiegelt die Diskussionslage wider, wenn sich Michael Klessmann in seiner Pastoralpsychologie zur Frage nach Frauen und Männern im Pfarramt ausschließlich auf Literatur von Frauen bezieht (ders., Pastoralpsychologie. Ein Lehrbuch, Neukirchen-Vluyn 2004, 552–556). Eine eigene männerspezifische Perspektive ist in der Pastoraltheologie und in der Pastoralpsychologie noch nicht entwickelt. Dem entspricht, dass es keinerlei Untersuchungen über das Mannsein der Pfarrer/Priester gibt.

13 Schon eher wird es von Frauen – in der Regel in kritischer Abgrenzung – thematisiert.

14 Im folgenden Band ist z. B. ein Beitrag zur feministischen Seelsorge zu finden, aber kein entsprechendes Gegenstück zur Seelsorge mit Männern und in Männerperspektive: Pohl-Patalong, Uta u. a. (Hrsg.): Seelsorge im Plural. Perspektiven für ein neues Jahrtausend, Hamburg 1999. Dagegen reflektiert die Thematik Michael Klessmann in seiner Pastoralpsychologie (vgl. Anm. 12): 463 f. (mit Verweis auf: Cozad Neuger, Christie u. a. (Hrsg.): The care of Men, Nashville 1997) und in: ders.: Seelsorge. Begleitung, Begegnung, Lebensdeutung im Horizont des christlichen Glaubens. Ein Lehrbuch, Neukirchen-Vluyn 2008, 333–336.

15 Einer, der dafür plädiert, ist: Hauschildt, Eberhard: Alltagsseelsorge. Eine sozio-linguistische Analyse des pastoralen Geburtstagsbesuchs, Göttingen 1996.

2.4 Gemeindearbeit, Kirchenleitung und Kybernetik

Vor allem im *missionarischen Gemeindeaufbau* in der evangelischen Kirche muss – wie in der *katholischen Kirche* – die Frage nach der Verbindung von klassisch männlichen Bildern (Stärke, Standhaftigkeit, Überzeugungskraft, Durchsetzungsvermögen) und Mission selbstkritisch reflektiert werden.¹⁶ Die kirchenhistorische Einsicht, dass die Ausstrahlungskraft einer Märtyrerkirche nicht primär in den verehrten Märtyrern, sondern in der Ohnmacht der Kirche liegt, weil in solchen Situationen der Verdacht, es ginge der Kirche um Selbsterhaltung und Machtsicherung, gar nicht erst aufkommt, verbindet sich mit dem Wunsch der Zeitgenossen – wohl nicht nur der Männer –, die Kirche nicht einfach als wertsetzend, sondern (auch) als gesprächsfähig und beweglich wahrzunehmen. Das bedeutet nicht, dass es keine Reibungsflächen mehr geben dürfte, sondern dass verschiedene Überzeugungen zueinander in Beziehung gesetzt werden und es zu einem offenen Austausch kommt (vgl. oben bei „Männerarbeit“). Diese Arbeitsweise entspricht dem Ansatz der *Gemeindepädagogik*, in der allerdings – trotz des emanzipatorischen Ansatzes – die Männerarbeit als eigenes Thema kaum vorkommt.¹⁷ Für die Gemeindearbeit insgesamt ist zu fragen: Wie können sich Männer mit dem einbringen, was sie können: mit ihren beruflichen, sozialen und persönlichen Kompetenzen, mit ihren intellektuellen und handwerklichen Fähigkeiten?

Das Thema *Männer in Leitungspositionen* wurde in den vergangenen Jahrzehnten vor allem von Frauen problematisiert – mit dem Erfolg, dass es mittlerweile eine beträchtliche Anzahl von Frauen in Leitungämtern gibt.¹⁸ Das ist ein einschneidender Schritt auf dem Weg zur „Geschlechtergerechtigkeit“. Diese wird dabei auf der *hierarchischen Ebene* erreicht – was unbestritten große Bedeutung hat –, nicht aber auf der *geschlechterspezifischen Ebene*. Dass mehr und mehr Frauen in leitende Positionen kommen, heißt noch nicht, dass damit geklärt wäre, wie frauen- und männerspezifisches Leiten aussehen könnte. Dabei geht es nicht um „besser“ und „schlechter“. Die Frage ist vielmehr, wie Frauen und Männer ihr Spezifisches in ihre Leitungsverantwortung einbringen können. Das aber kann nur gemeinsam – durch „trial and error“, wechselseitige Zumutungen und gemeinsames Ringen – herausgefunden werden.

2.5 Kirchliche Bildung und Pädagogik

Auch hier wird, wie in der Seelsorge und Pastoraltheologie, die Genderfrage thematisiert¹⁹, wobei die Probleme eher beschrieben als gelöst zu sein scheinen. Allein die Feststellung, dass Kinder bis zum zehnten Lebensjahr nahezu ausschließlich von Frauen erzogen werden (Mütter, Erzieherinnen, Grundschullehrerinnen) und dass dadurch ein bestimmtes Frauen- und Männerbild stabilisiert wird, ändert noch nichts. Wie aber könnte Spielraum für die Entwicklung von Jungen zu Männern eröffnet werden? Der Wiener Theologe und Psychoanalytiker Erich Lehner antwortet zugespitzt so: „Jungen und Jugendliche brauchen keine männlichen Vorbilder. Sie brauchen vor allem Männer, die bereit sind mit ihnen Beziehungen einzugehen, in denen offen und respektvoll auf partnerschaftlicher Ebene Auseinandersetzung möglich ist. Jungen und Jugendliche brauchen aber ebenso Frauen, die sich mit ihnen auf diese Art und Weise auseinandersetzen. Im Grunde brauchen sie männliche und weibliche Menschen, die Beziehungen leben können, in denen Geschlecht und Geschlechterverhältnisse erfahrbar,

¹⁶ Vgl. meinen Beitrag: Man(n) macht Mission. Selbstkritische Anmerkungen zum Verhältnis von Männern, Macht und Mission, in: Winterhoff, Birgit u. a. (Hrsg.): Atem und Herzschlag der Kirche. Missionarische Gemeindearbeit in der Praxis (BEG Praxis), Neukirchen-Vluyn 2008, 57–71.

¹⁷ In folgendem Band kommen die Stichworte „Ehe/Familie/Scheidung“, „Frauen“, „Jugend/Jugendliche“, „Kinder“, nicht aber „Männer“ vor: Bäumler, Christof u. a. (Hrsg.): Gemeindepraxis in Grundbegriffen. Ökumenische Orientierungen und Perspektiven, Düsseldorf u. a. 1987.

¹⁸ Die Kategorien der Pfarrdienststatistik der EKD lassen zusammen mit der Unschärfe des Leitungsbegriffs (zählt z. B. eine Referentinnenstelle in einem Landeskirchenamt dazu oder nicht?) leider keine genauen Aussagen darüber zu, ob der Anteil der Pfarrerrinnen in Leitungsmännern ihrem Gesamtanteil im kirchlichen Dienst entspricht, ganz abgesehen von den vielen anderen hauptamtlichen und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen in der Evangelischen Kirche, die Leitungsfunktionen wahrnehmen (nicht nur als Synodenpräsidentinnen verschiedener Landeskirchen).

¹⁹ Vgl. z. B. die verschiedenen Theorien zur unterschiedlichen Geschlechtersozialisation.

benennbar und letztendlich gestaltbar werden.“²⁰ Hier spielt die Vater-Sohn-Arbeit, für die es immerhin in 12 der 23 Landeskirchen Angebote gibt, eine wesentliche Rolle.²¹ Dabei ist auch das sensible Verhältnis der Väter zu ihren eigenen Vätern ein zentrales Thema.

Der Durchgang durch klassische kirchliche Handlungsfelder und der dazugehörigen praktisch-theologischen Disziplinen zeigt, dass männerspezifische Perspektiven durchaus eine Rolle spielen, dass deren Bedeutung aber in den einzelnen Bereichen unterschiedlich groß ist – in Gottesdienst und Verkündigung schwach, in Seelsorge und Unterricht stärker – und in allen Bereichen ausbaufähig. Wenn der Mann, von dem ich eingangs erzählte, also „zufällig“ in einen Gottesdienst geraten würde, würde er sich mit seinen Themen wahrscheinlich deplatziert empfinden. Wenn er auf spezifische Angebote der Männerarbeit stoßen würde, würde er seine Themen wiederfinden. Ob ihn das locken würde, sich auf Kirche einzulassen, steht auf einem anderen Blatt. Aber die Einladung wäre erkennbar.

Dass bei dem Durchgang durch klassische kirchliche Handlungsfelder so viele Fragen gestellt wie Antworten gegeben wurden, liegt in der Natur offener Veränderungsprozesse und daran, dass die Frage nach Männerrollen und Männerwelten, Männeridentität und Männerbildern relativ jung ist. Auch die Kirche muss ihre „männliche Identität“ neu entwickeln. Die Fragen zu *stellen* bedeutet, die Veränderungsprozesse zu unterstützen. Sie als *Fragen* zu stellen bedeutet, für unterschiedliche Ergebnisse offen zu sein und dem typisch männlichen Wunsch nach schnellen und operationalisierbaren Lösungen zu widerstehen.

3. Wie männerspezifische Perspektiven in kirchlichen Handlungsfeldern und theologischer Reflexion gefördert werden

3.1 Biblische Männergeschichten

Ein Weg, der in der Männerarbeit erprobt ist²², der von Einzelnen auch in Seelsorge und Erwachsenenbildung, Jugendarbeit und Unterricht eingebracht wird, der aber den Weg in klassische kirchliche Bereiche wie Gottesdienst und Verkündigung noch (nahezu) nicht gefunden hat und auch in den anderen Bereichen noch verstärkt werden kann, ist: biblische Geschichten als Männergeschichten zu entdecken. Sie enthalten viel mehr Facetten gegenwärtiger Lebenserfahrungen, als verinnerlichte kirchliche Kernbotschaften vermuten lassen, und sperren sich nicht selten gegen einfache Auflösungen komplexer Situationen. Biblische Männergeschichten erzählen von ganz unterschiedlichen menschlichen Beziehungen, von Liebe und Kampf, von Treue und deren Bruch, von Aggression und Leidenschaft, von Hingabe und Verantwortung ...

Abraham ist Vater und Vorbild – und zugleich irritiert seine Bereitschaft, seinen Sohn zu töten: Wozu sind wir Männer eigentlich im Gehorsam gegen Autoritäten bereit? *Abraham* ist zugleich ein Spielball der Frauen, hin- und hergerissen zwischen Saras Erwartungen und seiner Fürsorge für Hagar und deren Sohn. *Jakob und Esau* leben ihre Bruder- und Männerrivalität, kämpfen nicht nur mit lauterem Mitteln um Vorteile, bekommen ihre Wut nur schwer unter Kontrolle. *Jakob* kämpft mit Gott, ringt ihm den Segen ab, und der Weg zur Versöhnung ist weit. *Josef* macht Karriere, verbirgt seinen Stolz in der Familie nicht gerade, lebt aber insgesamt geradlinig und bleibt sich selbst – und Gott – treu. Vor

20 Lehner, Erich: Wann wird der Mann ein Mann?, in: *das baugerüst*, 53. Jg./Nr. 3 (2001), 25–29, hier: 29.

21 Vgl. Volz, Rainer: Zwischen Alleinernährer und aktivem Vater: Väter im Spagat zwischen Wunsch und Wirklichkeit und was die evangelische Kirche anbietet, in: *Evangelische Kirche im Rheinland* (Hrsg.): *Väter. Ihre Rolle in Familie und Gemeinde*, Düsseldorf 2008, 55–58, hier: 56.

22 Vgl. z. B. Arnold, Patrick M.: *Männliche Spiritualität. Der Weg zur Stärke*, München 1994; Culbertson, Philip: *Alter Adam – neuer Mann. Aufbruch zur Spiritualität*, München 1995; Baumgartner, Konrad u. a. (Hrsg.): *Adam, wer bist du? Männer der Bibel bringen sich ins Wort*, München 1999.

diesen sog. Vätergeschichten im 1. Mosebuch (Genesis) stellt uns in der Urgeschichte *Kain* vor die Frage nach Bevorzugung und Zurücksetzung und nach der Gewalt in uns Männern, ein höchst sensibles Thema, das in der vorliegenden Studie wesentlich ausführlicher als vor zehn Jahren erhoben wurde. Das Thema Gewalt spielt auch bei *Mose* eine Rolle, wenn er den Ägypter erschlägt (2. Mose/Exodus). *David* ist nicht nur der große König, sondern auch der raffinierte Partisanenkämpfer (1. Samuel). Und die *Eli*geschichte (1. Könige 17 ff.) zeigt, was Männer müde macht und was Kampf, Anstrengung und Erschöpfung mit Gottes- und Weltbild, Glaube und Religion zu tun haben können. Vor allem die alttestamentlichen Männergeschichten bieten reiches Material, die verschiedenen in der Studie erhobenen Aspekte in Erzählungen wiederzufinden. Als verdichtete Lebenserfahrung locken sie – vielleicht gerade wegen der zeitlichen Distanz zu ihnen –, sich mit der eigenen Lebensgeschichte dazu in Beziehung zu setzen, sich „hineinverwickeln zu lassen“, sich kritisch mit den Urerfahrungen wie mit den eigenen Erfahrungen auseinanderzusetzen.

Auch wenn das Neue Testament überschaubarer ist, enthält es einige neu zu entdeckende Männergeschichten. So könnte z. B. gefragt werden, inwiefern *Josef* das Verhältnis von Männern zur Kirche widerspiegelt: Die Frauen stehen mit Maria im Mittelpunkt des Geschehens. Und es geht ums Jesuskind. Dabei steht Josef etwas versetzt im Hintergrund. Als Unterstützer und Versorger ist er willkommen, er möge sich aber bitte nicht zu sehr einmischen.²³ *Petrus* ist einer, der gerne große Worte macht – und den dann die Wirklichkeit einholt; der mehr will, als er schafft. *Judas* erliegt der Versuchung, vorsichtshalber die Seiten zu wechseln, *Paulus* scheint mit unermüdlicher Energie unterwegs zu sein und hat doch auch seine schwachen Seiten.

Bei der Entdeckung und Interpretation dieser Männergeschichten ist darauf zu achten, dass die Personen nicht idealisiert werden, sondern ihre ganze Menschlichkeit wahrgenommen, ernst genommen, entdeckt und zur Sprache gebracht wird. Dazu ist das Gespräch mit unterschiedlichen – besonders auch nichtkirchlichen – Männern hilfreich, die die kirchlichen Insider „zwingen“, ihre erlernten Deutemuster zunächst einmal hintanzustellen und sich auf die Faszination und Komplexität der Geschichten einzulassen.

Biblische Männergeschichten sind – wie andere Geschichten auch – verdichtete Lebens- und Glaubenserfahrungen und zugleich offen für Gottes Geschichte mit Menschen. Wo sie als *Männergeschichten* erzählt werden, können sich Männer (und Frauen) mit ihren Erfahrungen, Einstellungen und Perspektiven unmittelbar angesprochen fühlen oder bewusst dazu in Beziehung setzen.

Deshalb sollten biblische Männergeschichten – selbstbewusst und selbstkritisch, hör- und redebereit – verstärkt in Gottesdienst, Verkündigung und Seelsorge, in Religions- und Konfirmanden- bzw. Firmunterricht und in der Jugendarbeit eingebracht werden. Die Methoden reichen von der Erzählung über den Bibliolog bis hin zum Bibliodrama.²⁴

²³ So z. B. Hofer, Markus: Männer glauben anders, Innsbruck 2003.

²⁴ Vgl. z. B. Pohl-Patalong, Uta: Bibliolog. Gemeinsam die Bibel entdecken – im Gottesdienst – in der Schule – in der Gemeinde, Stuttgart u. a. 2007. Außerdem die Reihe: Bibliodrama Kontexte (EB-Verlag). Michael Meyer-Blanck unterscheidet fünf Kategorien, wie die Bibel in die Seelsorge eingebracht werden kann: kerygmatisch, empathisch, auffordernd, alternativ, diskursiv (ders., Entdecken statt verkündigen. Neue Chancen für die Bibel im Seelsorgegespräch, in: Pohl-Patalong 1999 [vgl. Anm. 14]: 27–35; vgl. Bukowski, Peter: Die Bibel ins Gespräch bringen. Erwägungen zu einer Grundfrage der Seelsorge, Neukirchen-Vluyn 1996). Diese fünf Kategorien könnten auch für das Einbringen biblischer Geschichten in Verkündigung und Unterricht durchbuchstabiert werden.

3.2 Lehrstühle für männerspezifische Theologie

Die praktische Verwendung biblischer Männergeschichten erfordert eine *männerspezifische wissenschaftliche Bibelauslegung*. Der Vorwurf aus dem feministischen Bereich, die Theologie sei männerdominiert, hat uns lange Zeit dafür blind gemacht, dass eine männerdominierte Theologie noch lange nicht männerspezifisch ist. Eine männerspezifische Bibelauslegung fragt nach spezifisch Männlichem in der biblischen Tradition des Alten und Neuen Testaments.²⁵ Der elaborierten feministischen Bibelauslegung stehen nur wenige einzelne männerspezifische Beiträge gegenüber.²⁶ Nicht um den Unterschied zur feministischen Bibelauslegung zu reduzieren oder gar den Stand der feministischen Forschung zu erreichen oder – typisch männlich – zu überholen, sondern um der eigenen Männlichkeit willen – „mehr Leben ins Männerleben“ – ist es nötig, die Bibel in entsprechender Perspektive zu lesen. Dass dabei verschiedene Männer zu verschiedenen Ergebnissen kommen werden, setze ich genauso voraus wie eine (selbst-)kritische Reflexion der männlichen Prägung und das Gespräch mit Vertreterinnen und Vertretern anderer theologischer Disziplinen und benachbarter Wissenschaften, ausdrücklich auch mit Vertreterinnen unterschiedlicher Strömungen des Feminismus.

Neben der männerspezifischen Bibelauslegung ist männerspezifische Forschung auch in anderen Bereichen der Theologie dringend nötig. Den Weg der *Kirche* durch die *Geschichte* in dieser Perspektive zu erkunden, verspricht erschreckende wie erfreuliche Entdeckungen. In der *Dogmatik und Ethik* werden männer- (und frauen-)spezifische Fragestellungen vereinzelt aufgenommen.²⁷ Doch der Weg zu einer männerspezifischen systematischen Theologie ist noch weit, weil dafür wichtige Forschungen in biblischer und historischer Theologie genauso ausstehen wie die männerspezifische Erkundung gegenwärtiger kirchlicher Praxis durch die praktische Theologie. Eine solche systematische Theologie müsste sich innerhalb der Anthropologie z. B. mit der Frage nach „gender“ und „sex“, nach Konstruktivismus und Biologismus auseinandersetzen. „Der Konstruktivismus könnte sich auf das Thema Gerechtigkeit beziehen, der Biologismus auf jenes der Identität. Dann wären Wege der Selbstentwicklung zu suchen, die beides zugleich anstreben: mehr Gerechtigkeit (und dazu Rekonstruktion gesellschaftlicher Verhältnisse und kultureller Begleitbilder) und zugleich mehr bzw. eindeutige Identität.“²⁸ Eine männerspezifische systematische Theologie müsste auch dringend an der (Neu-)Bewertung von Themen wie Leistung, Erfolg, Stärke, Stolz, Freiheit, Aggression etc. arbeiten.²⁹ Die *praktische Theologie* könnte an wenige vorliegende Forschungen anknüpfen und diese vertiefen (z. B. im Bereich der Seelsorge) und andere Felder in männerspezifischer Perspektive neu erschließen (z. B. Gottesdienst und Verkündigung). Reiches empirisches Datenmaterial steht in der vierten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, der Studie „Was Männern Sinn gibt“ und der vorliegenden Studie zur Verfügung, das auf eine vertiefende Auswertung für die einzelnen praktisch-theologischen Disziplinen im oben skizzierten Sinn wartet.³⁰

25 Dabei sollten ganz unterschiedliche Vorstellungen von „Männlichkeit“ berücksichtigt werden, wie sie sich in den Ergebnissen der vorliegenden Studie abbilden (vgl. Abb. 215 ff.).

26 Vgl. Schottroff, Luise u. a. (Hrsg.): Kompendium Feministische Bibelauslegung, Gütersloh²1999. – Zu den männerspezifischen Perspektiven vgl. die zu den biblischen Männergeschichten genannte Literatur und Haacker, Klaus: Art. Mensch. ἀνὴρ. Mann. III. NT, in: Theologisches Begriffsllexikon zum Neuen Testament 2 (NB), 1345–1348.

27 So unterscheidet z. B. Wilfried Härle in seiner Dogmatik nicht nur männliche und weibliche Ausdrucksformen im Reden von Gott (253–255), sondern fragt auch nach spezifisch männlichen und weiblichen Formen der Sünde (483 und Fußnoten 32 f.; ders., Dogmatik, Berlin u. a. 1995). Aus dem katholischen Bereich liegt die systematisch-theologische Tagungsdokumentation vor: Schneider, Theodor (Hrsg.): Mann und Frau – Grundproblem theologischer Anthropologie (Quaestiones disputatae 121), Freiburg u. a. 1989. In dem in evangelisch-katholischer Zusammenarbeit entstandenen „Handbuch christlicher Ethik“ (Freiburg u. a. ²1993) ist immerhin ein ganzes Kapitel den „Maßstäb[e]n für die Bewertung der Gleichheit und Ungleichheit von Mann und Frau“ gewidmet (Bd. 3, 317–336).

28 Zulehner, Paul M.: Neue Männlichkeit – Neue Wege der Selbstverwirklichung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Nr. 46/2004, 5–12: 12. Vgl. dazu auch in der Studie das Kapitel „Was ist ein Mann?“.

29 Vgl. dazu meine Beiträge: Mannsbilder und Kirchenmänner (vgl. Anm. 1). Und: Konkurrenz in der Kirche. Praktisch-theologische Untersuchungen zu einem Tabu, Neukirchen-Vluyn 2006.

30 Vgl. Huber, Wolfgang u. a. (Hrsg.): Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006. Dazu: Hermelink, Jan u. a. (Hrsg.): Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Band 2. Analysen zu Gruppendiskussionen und Erzählinterviews, Gütersloh 2006. – Engelbrecht/Rosowski 2007 (vgl. Anm. 5).

Deshalb plädiere ich für die Einrichtung von *Lehrstühlen für männerspezifische Theologie* in den verschiedenen theologischen Disziplinen. Diese Forderung mag angesichts der Haushaltsdiskussionen und Spardebatten der letzten 15 Jahre als illusorisch erscheinen. Dagegen ist hervorzuheben, dass in Bereichen, die als wichtig, innovativ, zukunftsorientiert gelten, auch in den vergangenen Jahren neue Stellen geschaffen wurden. Weil diese Kriterien – wichtig, innovativ, zukunftsorientiert – in hohem Maße für männerspezifische Theologie gelten, plädiere ich trotz knapper Kassen nachdrücklich dafür, entsprechende Lehrstühle einzurichten. Eine männerspezifische Perspektive in der Theologie würde einen entscheidenden Forschungsbeitrag leisten, weil es die Theologie in einer ausdifferenzierten Gesellschaft anschlussfähiger machen und nicht zuletzt das Gespräch zwischen den Geschlechtern profilieren und entspannen würde. Wenn für jede Disziplin sowohl im evangelischen wie im katholischen Bereich je ein Lehrstuhl eingerichtet würde, wäre das ein ausgezeichnete Anfang.³¹

3.3 Synode zum Thema „Männerspezifische Perspektiven in Kirche und Theologie“

Nachdem sich die EKD-Synode 1989 mit der „Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche“ beschäftigt und damit – völlig zu Recht – frauenspezifische Anliegen unterstützt und gefördert hat, könnte sich die EKD-Synode – vielleicht 25 Jahre danach, also 2014 – mit dem Thema in männerspezifischer Perspektive beschäftigen. Im damaligen Synodenbeschluss ging es um Frauenbewegung, feministische Bibelauslegung, Förderung theologischer Frauenforschung, Hilfe für Frauen unter besonderen Belastungen und Frauenförderung in Kirche und Diakonie.³² So berechtigt und unterstützenswert diese Anliegen sind, so berechtigt und unterstützenswert ist auch die Wahrnehmung männerspezifischer Perspektiven in Kirche und Theologie. Ein ähnlicher Prozess könnte im Zentralkomitee der deutschen Katholiken angestoßen werden.³³

Dabei sei noch einmal ausdrücklich betont, dass es nicht um Männer*dominanz* und deren theologische Legitimation geht. Diese Gefahr im Blick zu haben, wird für die vorbereitenden Männer und Frauen eine wichtige Aufgabe sein. Die Beachtung *männerspezifischer* Perspektiven in Kirche und Theologie kann nur im Gespräch mit weiblichen bzw. feministischen Sichtweisen, in Dialog und gegenseitiger Akzeptanz, gelingen. Und einen entsprechenden Gewinn hätten nicht nur die Männer innerhalb und außerhalb der Kirche, deren Identitätsentwicklung und (neue) Rollenfindung unterstützt würden, sondern auch die Frauen, weil sie selbstbewusstere Männer als Gegenüber hätten.³⁴ Identitäten und Rollen können sich – wenn Menschen miteinander auskommen wollen – nur im Miteinander, in Gespräch und Auseinandersetzung, in Streit und Zustimmung entwickeln. Oder, um mit Buber zu sprechen: Männer werden u. a. am weiblichen Du zum Ich und umgekehrt.

31 Im (sozial-)pädagogischen Bereich ist die „Professur für Jungen- und Männerarbeit“ an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen in Berlin eine rühmliche Ausnahme. Daneben gibt es einige Professoren, die sich schwerpunktmäßig mit Männer- und Geschlechterfragen befassen, ohne dass ihre Professur dafür ausgeschrieben wäre (z. B. Holger Brandes oder Lothar Böhnisch). Dem stehen Dutzende von Lehrstühlen für Frauenforschung und Feminismus gegenüber.

32 Vgl. Kirchenamt der EKD (Hrsg.): Die Gemeinschaft von Männern und Frauen in der Kirche. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 1990.

33 Dieser könnte u. a. an dessen Erklärung „Familienpolitik: geschlechter- und generationengerecht“ vom 21. Mai 2008 und an die „Richtlinien für die Männerseelsorge und kirchliche Männerarbeit“ (Arbeitshilfe 178) der Deutschen Bischofskonferenz vom 19. November 2001 anschließen.

34 Dabei verstehe ich „selbstbewusst“ im wörtlichen Sinn: sich seiner selbst – seiner Gaben wie seiner Grenzen – bewusst sein.

Vom Aufbruch in die Bewegung ...

Die Entwicklung männlicher Identitäten als Herausforderung für die Männerarbeit der Kirchen in Deutschland

Martin Rosowski/Andreas Ruffing

Nie zuvor wurde ein vergleichbares öffentliches und mediales Interesse an der Arbeit mit Männern bekundet wie bei der Präsentation der Ergebnisse der ökumenischen Männerstudie im November 1998 in Bonn. Sämtliche überregionalen Tageszeitungen sowie zahlreiche Rundfunk- und Fernsehanstalten waren bei der Pressekonferenz vertreten. Der Fokus hatte bereits einige Tage zuvor über die Ergebnisse der Studie berichtet. Die alles beherrschende Frage war natürlich: „Gibt es ihn und wie sieht er aus, der ‚neue Mann‘?“ Nach jahrelanger Dominanz der feministischen Forschung und Politik schien nun einmal der Mann „dran zu sein“. Hinzu kam eine Ahnung, dass die klassischen Männerrollen offensichtlich nicht mehr trugen, neue Rollendispositionen von Männern hingegen längst noch keine allgemeine gesellschaftliche Akzeptanz erlangt hatten. Es war die Zeit, in der ganz Deutschland über Till Schweiger im „bewegten Mann“ lachte und Männer und Frauen gleichermaßen diffuse und nicht selten widersprüchliche Vorstellungen von der Traumrolle ihres geschlechtlichen Widerparts entwickelten. In diesen Zeiten schien die Studie, will man es mit theologischem Pathos ausdrücken, so etwas wie der Kairos für kirchliche geschlechtsspezifische Arbeit mit Männern zu sein.

„Wo immer in Landeskirchen und Diözesen, in Verbänden und kirchlichen Gemeinschaften in Zukunft über kirchliche Männerarbeit nachgedacht, Arbeit mit und für Männer konzipiert und organisiert wird, kann dies nicht ohne Berücksichtigung der Ergebnisse der Studie geschehen, will man nicht an der Lebenswirklichkeit und den Bedürfnissen von Männern heute vorbeiplanen und vorbeiorganisieren.“¹ So formulierten es die Auftraggeber aus der evangelischen und katholischen Männerarbeit vor zehn Jahren im Vorwort des Forschungsberichtes „Männer im Aufbruch“. Zehn Jahre später knüpfen sich ganz ähnliche Erwartungen an die Rezeption der zweiten Männerstudie in der kirchlichen Männerarbeit.

Sind solche Erwartungen berechtigt? Für die 98er-Studie haben sie sich auf jeden Fall erfüllt. Unmittelbar nach ihrer Präsentation starteten in Diözesen und Landeskirchen, aber auch in kirchlichen Verbänden zahlreiche Informationsveranstaltungen zur Studie. In der kirchlichen Presse fanden die Ergebnisse ein breites Echo. Wichtiger noch: In den Folgemonaten und -jahren wurde die Studie intensiv bei Konzeptentwicklungen, Planungen und Publikationen der kirchlichen Männerarbeit zurate gezogen. Sie hat nachhaltig die Diskussion um Anliegen, Ziele und Methoden der kirchlichen Arbeit mit und für Männer beeinflusst. An einige Wegmarken sei hier kurz erinnert.

1. Geschlechtsbezogene und biografisch orientierte Männerpastoral

Noch unter dem unmittelbaren Eindruck der ein knappes halbes Jahr zuvor erschienenen Studie verabschiedeten die Teilnehmer der Haupttagung der katholischen Männerarbeit im Mai 1999 in Fulda „Ziele und Leitlinien katholischer Männerseelsorge und Männerarbeit in Deutschland“, die einen gesellschaftspolitischen, kirchenpolitischen und pastoralen Zielkatalog umfassten.² Gesellschaftspo-

¹ Zulehner, Paul M./Volz, Rainer: Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen. Ein Forschungsbericht, Ostfildern 1998, 11.

² Die Leitlinien wurden veröffentlicht in: Mann in der Kirche, Nr. 2/1999, 13–15.

litisch wurde damals u. a. eine „eine Gleichstellungspolitik ..., die durch Männerbeauftragte die ganzheitliche Entfaltung der Männer fördert“ verlangt oder auch sehr konkret – das Wort Elternzeit war damals noch nicht gebräuchlich – ein „finanziell attraktiver Erziehungsurlaub für Väter“ eingefordert. Kirchenpolitisch wurde vor allen Dingen der Ausbau der diözesanen Männerseelsorge gefordert und im pastoralen Teil „Männerentwicklung“ als Kernaufgabe der Männerseelsorge definiert. Bald wurde auch in Kreisen der katholischen Männerarbeit der Wunsch laut, die Bischöfe mögen sich nunmehr dezidiert zu den Aufgaben heutiger Männerpastoral äußern.

Zwei Jahre später war es soweit: Im November 2001 verabschiedeten die katholischen deutschen Bischöfe „Richtlinien für die Männerseelsorge und kirchliche Männerarbeit“³. Das Papier führt die verschiedenen theologischen und pastoralpraktischen Überlegungen zur Neuorientierung der Männerseelsorge, wie sie vor allem auch im Anschluss an die Studie diskutiert wurden, zusammen. Die Richtlinien optieren dezidiert für eine geschlechtsbezogene und biografisch orientierte Männerpastoral. Der Text geht dabei konkret auf den Wandel männlicher Lebenswelten mit seinen Auswirkungen auf das Verständnis von Geschlechterrollen und die Entwicklung männlicher Geschlechtsidentität ein. Die Richtlinien verstehen die Veränderungen als Resultat gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse und sind sich der Bedeutung dieser Veränderungen für pastorales Handeln bewusst. Die Richtlinien halten unmissverständlich fest, dass es in der Gestaltung des Mannseins unterschiedliche Ausprägungen und Verwirklichungsformen gibt. So wenig es also „den“ Menschen gibt, so wenig gibt es auch „den“ Mann. Die katholische Männerseelsorge geht also nach diesem bischöflichen Papier nicht länger ontologisch vom „Wesen des Mannes“ aus, sondern verfolgt in ihrer Arbeit einen *kontextuell-situativen* Ansatz.

Zwar wird die Studie im Text nicht ausdrücklich⁴ genannt. Dennoch wird beim Lesen immer wieder deutlich, wie bei der Neuformulierung der Grundlagen, Aufgaben und Ziele katholischer Männerarbeit in den Richtlinien die Ergebnisse der ersten Männerstudie prägend im Hintergrund gestanden haben. So sind im katholischen Bereich die Richtlinien das sicherlich prominenteste Beispiel für die Rezeption der ersten Männerstudie.

2. Männerarbeit mit „Profil“

Für die evangelische Männerarbeit bedeuteten die Ergebnisse der ersten empirischen Männerstudie so etwas wie eine Initialzündung. Auf der einen Seite wurde deutlich, dass es nach wie vor zu den Bildungsaufgaben kirchlicher Männerarbeit gehören würde, Männer zu ganzheitlicherer Gestaltung ihrer Lebensentwürfe zu ermutigen. Andererseits sah sie sich jedoch zugleich in die Verantwortung gestellt, die Umgestaltung der dazu notwendigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen vehement einzufordern. Evangelische Männerarbeit als geschlechtsspezifische Arbeit erhielt ein zusätzliches Profil: Sie politisierte sich. Das Instrumentarium dieser Politisierung bestand vor allem in der öffentlichen Positionierung und in der kontinuierlichen Förderung der Forschung.

So konnte die Arbeitsgemeinschaft der Männerarbeit der EKD in den vergangenen Jahren eine Reihe von Stellungnahmen abgeben, in denen sie aus der Sicht christlicher Männer Beiträge zur genderpolitischen Diskussion formulierte. Dabei ist auf die männerpolitischen Wahlprüfsteine zur Bundestags-

³ Text der Richtlinien in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.): Richtlinien für die Männerseelsorge und kirchliche Männerarbeit (Arbeitshilfen 178), Bonn 2003, 7–16. Im Internet: www.kath-maennerarbeit.de unter Materialien.

⁴ Anders ist das im Kommentarteil der Arbeitshilfe zu den Richtlinien (vgl. Anm. 3). Dort wird auf S. 20–24 ausführlich auf die Bedeutung der ersten Männerstudie für dieses Papier eingegangen.

wahl 1997 ebenso hinzuweisen wie auf die Stellungnahme der Männerarbeit der EKD zur Reformpolitik der Bundesregierung im Jahr 2000 oder ihre Stellungnahmen im jüngsten Gesetzgebungsverfahren des Deutschen Bundestages zur Feststellung biologischer Vaterschaft.⁵

Daneben war es der Männerarbeit der EKD sehr wichtig, zu Anknüpfungen und Vernetzungen innerhalb der einschlägigen wissenschaftlichen Forschung beizutragen. Ein gelungenes Beispiel ist die von Peter Döge und Rainer Volz vorgenommene Analyse der Zeitverwendung von Männern im Rahmen der Zeitbudgeterhebung der Bundesregierung für die Jahre 2001/2002, die Döge 2006 zu einer bis heute lebhaft diskutierten und von der Männerarbeit der EKD geförderten Veröffentlichung brachte.⁶ So ist auch die Unterstützung der empirischen Väterstudie von Heinz Walter⁷ u. a. als wissenschaftliche Reflexion eines profilierten Praxisfeldes der Männerarbeit, nämlich der Arbeit mit Vätern und Kindern, zu sehen. Mit den Arbeiten von Tim Bürger über die Bedeutung der Männerarbeit für den theologischen und soziologischen Wandel der evangelischen Kirche⁸ sowie dem religionssoziologischen Vergleich der Bayreuther Sinnstudie⁹ mit der 4. Mitgliedschaftsuntersuchung der EKD durch Friederike Benthous-Apel¹⁰ sollte zudem versucht werden, den fehlenden geschlechtsspezifischen Blick auf die Männer auch in die religionssoziologische und theologische Forschung einzutragen.

3. Innovative Entwicklungen

Natürlich gab es schon vor 1998 ökumenische Kontakte und Projekte zwischen evangelischer und katholischer Männerarbeit. Die Studie jedoch profilierte und intensivierte diese Zusammenarbeit. Vor allen Dingen schärfte sie den Blick beider Partner für gemeinsame pastorale und männerpolitische Anliegen. Ihren Niederschlag fand dies in den Folgejahren in mehreren gemeinsamen Publikationen und Initiativen. Hier ist zunächst der Kommentarband zur ersten Studie¹¹ zu nennen, dann auch das inzwischen vergriffene Praxishandbuch zur Männerarbeit¹², ein Männergebetbuch¹³ und ein Werkbuch Männerspiritualität¹⁴. Auf dem ersten Ökumenischen Kirchentag 2003 in Berlin veranstalteten beide Partner ein gemeinsames Männerzentrum. Mit der „Heppenheimer Erklärung 2005“¹⁵ aus Anlass der Halbzeit der „Ökumenischen Dekade zur Überwindung von Gewalt“ meldeten sie sich mit evangelischen und katholischen Frauenverbänden zusammen aus der Männerperspektive zum Thema Gewalt in Geschlechterverhältnissen zu Wort. Zum Schluss sei noch ein weiteres Forschungsprojekt genannt: die qualitative Studie „Was Männern Sinn gibt“, die im Auftrag der Männerarbeit beider Kirchen im Jahre 2006 der Öffentlichkeit vorgestellt wurde¹⁶.

Kein Zweifel: Die Männerstudie 1998 war in vielerlei Hinsicht Motor für innovative Entwicklungen in der kirchlichen Männerarbeit. Gleiches erhoffen sich die kirchlichen Auftraggeber von der Nachfolgestudie. Welche Herausforderungen aber benennt nun die Studie für die evangelische und katholische Männerarbeit? Welche Ergebnisse sind für die Männerarbeit besonders wichtig. Eine Bestandsaufnahme:

5 Alle Positionen der Männerarbeit der EKD unter www.maennerarbeit-ekd.de

6 Döge, Peter: Männer – Paschas und Nestflüchter? Zeitverwendung von Männern in der Bundesrepublik Deutschland, Opladen 2006.

7 Walter, Heinz (Hrsg.), Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie, Gießen 2002.

8 Bürger, Tim: MännerRäume bilden. Männer und die Evangelische Kirche in Deutschland im Wandel der Moderne (Geschlecht – Gewalt – Gesellschaft 5), Münster 2006.

9 Engelbrecht, Martin/Rosowski, Martin: Was Männern Sinn gibt. Leben zwischen Welt und Gegenwelt, Stuttgart 2007.

10 Benthous-Apel, Friederike: Kirchlichkeit, Religiosität und (religiöse) Sinndeutungsmuster von Männern. Unveröffentlichter Forschungsbericht im Auftrag der Männerarbeit der EKD, Köln 2006.

11 Rosowski, Martin/Ruffing, Andreas (Hrsg.): MännerLeben im Wandel. Kritische Würdigung einer empirischen Männerstudie, Ostfildern 2000.

12 Rosowski, Martin/Ruffing, Andreas (Hrsg.): Ermutigung zum Mannsein. Ein ökumenisches Praxishandbuch für Männerarbeit, Kassel 2002.

13 Rosowski, Martin/Ruffing, Andreas (Hrsg.): Kraft-Räume. Gedanken und Gebete für Männer, Kevelaer 2006.

14 Hochholzer, Martin/Kugler, Tilman (Hrsg.): Werkbuch Männerspiritualität. Impulse – Bausteine – Gottesdienste im Kirchenjahr, Freiburg 2007.

15 Text u. a. in: Mann in der Kirche, Nr. 1/2005, 28–31.

16 Engelbrecht/Rosowski 2007 (vgl. Anm. 9).

4. Die Modernisierung der Traditionellen

Es gehört wohl zu den ermutigenden Befunden der vorliegenden Studie, dass die Bewusstseinsänderung so vieler traditioneller Männer dazu geführt hat, die bisherigen Clustertypen einer Überprüfung und in deren Konsequenz einer Angleichung an die Realität zu unterziehen. Der 1998 noch als traditionell definierte Typ hat seine negative Einstellung zur Berufstätigkeit von Frauen und deren vermeintlich negative Auswirkungen auf das Aufwachsen der Kinder erheblich revidiert. So liegt bei der Faktorenanalyse der Wert für die positive Bewertung der Berufstätigkeit von Frauen als einziges Item quer zu den extremen Einstellungen zwischen traditionell und modern. Insgesamt ist bei den Männern die Zustimmung zu dem Item der gemeinsamen Haushaltsführung um 5 Prozentpunkte gestiegen und hat sich bei der Aussage, dass ein Kleinkind unter der Berufstätigkeit der Mutter leide, um 18 Prozentpunkte verringert. Dabei weisen traditionelle wie moderne Männer vergleichbare Werte auf.¹⁷ Vor allem im Vergleich zu den Ergebnissen von 1998 haben sich aber bei den Traditionellen deutliche Verschiebungen ergeben. Die hervorstechendsten Veränderungen beziehen sich auf die Positionen „*Frauen sind von Natur aus besser dazu geeignet, Kinder aufzuziehen*“ (-18 Punkte), „*Mann und Frau, halbtags erwerbstätig, sollen sich gleich um Haushalt und Kinder kümmern*“ (+17), „*Eine erwerbstätige Frau kann ihrem Kind genauso viel Wärme und Sicherheit geben wie eine Mutter, die nicht arbeitet*“ (+20) und schließlich „*Frauenemanzipation ist eine sehr notwendige und gute Entwicklung*“ (+15).¹⁸ Solche erheblichen Differenzen im Zeitvergleich haben Volz und Zulehner bewogen, diesen Typus nicht mehr als traditionell, sondern als teiltraditionell zu bezeichnen.

Gewiss sollte man sich nicht zu früh mit zu wenigem begnügen, doch ist dieses Verschwinden eines vor zehn Jahren noch konstitutiv traditionsbildenden Faktors als ein wichtiger Entwicklungsschritt im gesellschaftlichen Bewusstsein für geschlechtergerechte Partizipation von Frauen und Männern an allen Lebensbereichen zu werten. Man mag darüber klagen, dass diese Entwicklung möglicherweise den durch die wirtschaftlichen Veränderungen bedingten ökonomischen Zwängen vieler Partnerschaften geschuldet sei.¹⁹ Doch die Erfahrungen der Vergangenheit haben immer wieder bestätigt, dass Veränderungen von gesellschaftlichen Normen durch in der Regel ökonomische Interessen der Betroffenen beschleunigt wurden, das gilt insbesondere für die Normierung von Geschlechterrollen. „Das Sein bestimmt das Bewusstsein“ – diese These von Marx aus dem dialektischen Materialismus scheint ihre Gültigkeit zu behalten, sollte allerdings auch nicht dazu verführen, die Gefahr ihrer Instrumentalisierung zu übersehen.

Von daher ist es selbstverständlich, dass politische Rahmenbedingungen perspektivisch in zwei Richtungen steuern: das ökonomische Auskommen der Menschen zu sichern und die tatsächliche Wahlfreiheit ihrer Lebensentwürfe und -arrangements zu gewährleisten. Hier gilt es für die Männerarbeit der Kirchen nach wie vor, aktiv in die politische Diskussion zur Geschlechter- und Familienpolitik einzugreifen. Sie unterstützt dabei den eingeschlagenen Weg der aktuellen Bundesregierung und ihrer Vorgängerin, behält sich aber den kritischen Männerblick auf die weiteren politischen Konzeptionen vor – nicht zuletzt im Hinblick auf die anstehenden Bundestagswahlen.

Ein weiteres wichtiges Aufgabenfeld erschließt sich zudem der Männerarbeit wie der Politik gleichermaßen: die Problematisierung der nach wie vor hohen Affinität der Teiltraditionellen zu Autoritaris-

¹⁷ Vgl. Studie Tab. 2 und 3.

¹⁸ Vgl. Studie Tab. 3 sowie Abb. 8.

¹⁹ So die Interpretation von Volz und Zulehner zu Abb. 2.

mus und Gewaltneigung – wie aber auch gleichsam dazu, Opfer von Gewalt zu werden.²⁰ Dieser Befund stellt eine deutliche Herausforderung an das gemeinsame gesellschaftliche Wirken für männliche und dabei nicht zuletzt väterliche Leitbilder, die Kindern eine positive und selbstverständliche Wahrnehmung ihrer emotionalen wie körperlichen Bedürfnisse sowie einen konstruktiv-kreativen Umgang mit ihnen erleichtern.²¹ Diese Herausforderung stellt sich dem Agendasetting der kirchlichen Männerarbeit ebenso wie den Einrichtungen der Erwachsenenbildung, den staatlichen Erziehungsagenturen oder den Medien. Eine konzertierte gesellschaftliche Aktion tut not.

5. Ungleiches Rennen: Frauen „modernisieren“ ihre Rollen schneller!

Rainer Volz und Paul Zulehner stellen eine große Diskrepanz zwischen Männern und Frauen hinsichtlich des Prozesses der Modernisierung von Geschlechterrollen fest. Dabei schließen sie nicht aus, dass diesbezüglich der „Partnermarkt“ für Frauen und Männer zunehmend enger wird – vorausgesetzt, man geht davon aus, dass sich Männer und Frauen vorrangig innerhalb der jeweiligen Rollentypen finden und zusammenschließen.²² So stehen im Jahr 2008 19% moderne Männer 32% modernen Frauen gegenüber. Während sich in der Kategorie der Teiltraditionellen das Geschlechterverhältnis dreht: Hier begegnen nun 27% teiltraditionelle Männer (wobei diese Zahl im Vergleich zu 1998 um 3 Prozentpunkte gesunken ist) 14% weiblichen Teiltraditionalistinnen. Dieser Überhang der modernen Frauen und im Gegenzug der teiltraditionellen Männer wird zudem durch die Überrepräsentanz der suchenden Männer (30%) gegenüber den suchenden Frauen (19%) verstärkt.

Besonders irritierend sind die Zahlen im Hinblick auf die jüngere Generation. Danach weisen Männer bis 19 Jahren die wenigsten „modernen“ Werte auf und sind entsprechend dabei weitaus autoritativer als ihre weiblichen Gleichaltrigen. Hinzu kommt die starke Einbindung dieser jungen Männer in den Gewaltkontext.²³ Eine Situation, die in ihrer soziologischen Konsequenz zu Verhältnissen führt, die die Studie „Not am Mann“ für die strukturschwachen Regionen Ostdeutschlands mit einem eklatanten Bevölkerungsüberschuss der schlecht ausgebildeten und perspektivarmen jungen Männer mit klarer Präferenz für rechtsextreme Positionen beschreibt.²⁴ Kirchliche Männerarbeit sollte an dieser Stelle sensibel sein und diese Sensibilität für die problematische Situation von Männern – gerade von Männern in einem Alter, in dem sie noch stark geprägt werden durch externe Sozialisationsfaktoren – an die Kirchen in der Gesamtverantwortung ihrer Dienste zu vermitteln suchen.

Es stellt sich hier die berechtigte Frage – jenseits aller Spekulationen über mögliche Reproduktionsbarrieren –, wie sich das Missverhältnis in der Verteilung der Geschlechtertypen bei Frauen und Männern auf die Entwicklung der Geschlechterrollen zukünftig insgesamt auswirken wird. Es wird sehr genau darauf zu achten sein, dass sich diese Ungleichzeitigkeit der Entwicklungen nicht auf die Geschwindigkeit der Modernisierung der Frauenrolle auswirkt. Auf der anderen Seite darf allerdings auch nicht der Druck unterschätzt werden, der sich daraus auf die Männerrollen entwickeln wird. Solchen gesellschaftlichen Veränderungsdruck scheinen Männer zunehmend ernst zu nehmen, fühlen sie sich den Rollennormen der Gesellschaft doch offensichtlich stärker verpflichtet als Frauen.²⁵ Noch einmal sei an dieser Stelle daher an die Verantwortung aller gesellschaftlichen Kräfte für die entsprechenden Rahmenbedingungen erinnert. Denn die Entwicklungsfähigkeit der Männer steht außer Frage. So sind sie

20 Vgl. Studie Abb. 130, 134 und 144, wobei die Suchenden im Erleiden von Gewalt mit 152% vor den Teiltraditionellen mit 123% rangieren.

21 Vgl. auch den Beitrag von Kurt Möller in diesem Band.

22 So die Interpretation der Tabellen 5 und 6.

23 Vgl. Studie Abb. 136.

24 Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung (Hrsg.): Not am Mann. Von Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht? Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen Abstiegsregionen der neuen Bundesländer, Berlin 2007.

25 Vgl. Studie Abb. 229.

nach eigenen Einschätzungen in den letzten zehn Jahren selbstsicherer, emotionaler, kooperativer und solidarischer geworden. Ihre Interessen an einer Rollenentwicklung beziehen sich auf profilierte männliche Identitätsbildung, auf männliche Gleichberechtigung gegenüber Frauenemanzipation und Feminismus sowie auf stabile Väterlichkeit, auch in Fällen des Scheiterns von Paarbeziehungen. Es steht der kirchlichen Männerarbeit gut an, Männer in ihrem Entwicklungswillen zu unterstützen und auch in der Kirche Räume für solche Entwicklung zu schaffen.

Die Studie belegt eine steigende Intensivierung und Qualifizierung der Dinge, die moderne Männer heute mit und für ihre Kinder tun.²⁶ Nimmt man zudem den Anteil der Erziehungszeit in Anspruch nehmenden Männer als Index, dann deutet der hier fast 4%ige Anstieg auf eine deutlich stärkere Partizipation der Männer an der Erziehungsrolle hin. Dennoch scheint dieser Rollenwandel nicht in vergleichbarem Maße auch auf die teiltraditionellen Männer zu übertragen sein.²⁷ Faktisch liegt der Kinderanteil der befragten Männer bei 1,36 Kindern pro Mann und die kinderreichste Gruppe wird von den Teiltraditionellen gestellt, während die Modernen den größten Kinderwunsch artikulieren. Interessant ist dabei die Vergleichsgröße der modernen Frauen, die die größte Gruppe der Befragten bei der besonders hohen Bewertung der Bedeutung eines Kindes für den persönlichen Lebensentwurf stellen (93%), obwohl gerade sie wiederum bei der Kinderwilligkeit die geringsten Werte aufweisen. Bei den modernen Männern ist dieser Bedeutungswert des Kindes ebenfalls hoch (84%), vor allem im Vergleich zu den teiltraditionellen Männern (59%), erreicht allerdings nicht den der Frauen.²⁸ Angesichts der oben angedeuteten Unterschiede in der Zugehörigkeit von Frauen und Männern zu den jeweiligen Geschlechertypen stellen daher Volz und Zulehner die Frage, wie denn angesichts solcher Verhältnisse die Geschlechter noch zusammenkommen können. Männerarbeit der Kirchen kann hier mit einem ihrer profiliertesten Arbeitsfelder in die Bresche springen: der Arbeit mit Vätern und Kindern!

6. Vaterrolle wird wichtiger und aktiver

Die Arbeit mit Vätern hat in der Männerarbeit der beiden Kirchen einen hohen Stellenwert. Viele ihrer Angebote richten sich gezielt an Väter (und ihre Kinder). Die Väter kommen mit bestimmten Einsichten und konkreten Erwartungen zu den Veranstaltungen und nicht – was noch vor zehn, fünfzehn Jahren öfters der Fall sein konnte –, weil ihre Partnerinnen sie „geschickt“ haben. Die Väter kommen, weil sie erleben, wie wichtig ihre väterliche Präsenz für die Kinder ist. Sie spüren, wie sie damit ihre Partnerschaft stabilisieren. Vor allen Dingen aber erfahren sie, wie es ihnen selber guttut. Dabei stehen sie unter einem doppelten Erwartungsdruck. Aktives Vatersein ist mittlerweile sozial erwünscht. Ihre Partnerinnen erwarten es²⁹, Gesellschaft, Politik³⁰ und nicht zuletzt die Kirche vermitteln ihnen die Botschaft: Seid gute, d. h. aktive und präsente Väter. Auf der anderen Seite wird von ihnen verlangt, im Beruf voll „ihren Mann zu stehen“. Das große Thema der Väter, die Angebote der kirchlichen Männerarbeit wahrnehmen, ist es daher, im Alltag eine gute Balance zwischen ihrer Vaterschaft und der beruflichen Beanspruchung zu finden und Wege aus dem Vereinbarkeitsdilemma zu finden.

26 Vgl. Studie Abb. 53.

27 Vgl. Studie Abb. 55.

28 Vgl. Studie Tab. 23.

29 Nach der aktuellen Vorwerk-Familienstudie wünschen sich 36% der Mütter eine stärkere Beteiligung ihrer Partner an der Familienarbeit (Haushalt und Kindererziehung); vgl. Vorwerk & Co. KG (Hrsg.): Vorwerk Familienstudie 2008. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage zur Familienarbeit in Deutschland, Wuppertal 2008, 50.

30 Vgl. z. B. die Broschüre des BMFSFJ „Neue Wege. Porträts von Männern im Aufbruch“ aus dem Jahre 2007 (<http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/Kategorien/Publikationen/publikationsliste,did=100970.html>).

Die Studie zeigt, dass die Ausbalancierung von Familie und Beruf keineswegs nur das Thema einiger weniger Väter ist. Auf die Frage, welche Bedeutung Kinder in ihrem Leben haben³¹, antworten 84% der modernen und 81% der balancierenden Männer mit Kindern: „sehr groß“. Bei den beiden anderen Geschlechertypen liegen die Prozentzahlen niedriger bei immerhin noch 59% und 54%. Nach den Tätigkeiten mit Kindern gefragt³², sind es wiederum die modernen und balancierenden Männer, die als Väter erheblich mehr als die anderen beiden Typen mit ihren Kindern aktiv zusammen sind. Die hohe Bedeutung, die balancierende und moderne Männer den (eigenen) Kindern zumessen, korreliert also erkennbar mit dem väterlichen Engagement, das sie aufwenden.³³ Zugleich stehen gerade die Männer aus diesen beiden Geschlechertypen unter einem hohen beruflichen Leistungsdruck.³⁴

Hoher Leistungsdruck im Beruf auf der einen und aktive Präsenz als Vater auf der anderen Seite: Das Dilemma, in das Männer geraten, die heute Vaterschaft und Beruf miteinander vereinbaren wollen, ist evident. Die Befragungsergebnisse bilden an dieser Stelle präzise die Wirklichkeit ab, in der heutige Väter im Spagat zwischen Anforderungen im Beruf und Erwartungen an eine aktive Vaterschaft stehen. Was sich 1998 schon andeutete, wird zehn Jahre später offensichtlich: Das Thema Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist für viele Väter zur Schlüsselfrage geworden – und spielt möglicherweise auch eine entscheidende Rolle, wenn junge Männer sich gegen Kinder entscheiden.³⁵ In diesem Zusammenhang ist noch ein weiteres Ergebnis der Studie von Interesse: Stärker noch als 1998 fordern Männer im Jahre 2008 gleiche Rechte bei Scheidungsfragen.³⁶ Dabei geht es den Scheidungsvätern nicht allein um finanzielle Fragen. Entscheidender ist für sie noch die Frage nach Quantität und Qualität ihrer Kontakte zu den Kindern, die zumeist bei den Müttern bleiben. Für diese Männer stellt sich das Thema „aktive und präsenste Vaterschaft“ nochmals mit besonderer Brisanz und gewinnt zudem auch allgemeine gesellschaftliche Bedeutung, wenn man die deutliche empirische Verbindung zwischen dem Erleben positiver präsenster Vaterschaft und geringer Gewaltneigung dabei mit bedenkt.³⁷

Für die kirchliche Männerarbeit ergeben sich aus den Befunden der Studie mehrere Konsequenzen: Die Begleitung und Unterstützung von Vätern bleibt ein Schwerpunkt der Arbeit und wird – so ist angesichts der Datenlage zu vermuten – in der Zukunft an Dringlichkeit eher noch zunehmen. In der konkreten Arbeit mit Vätern wird es dabei weiterhin primär darum gehen, Räume zu öffnen, in denen Männer sich als aktive Väter mit ihren Kindern konkret erleben können und mit anderen Vätern in Austausch treten können. Die kirchliche Männerarbeit steht hier nicht am Anfang, sondern verfügt in Diözesen und Landeskirchen über fachkundige Väterarbeiter und ein bewährtes Know-how. Ein zweiter Punkt betrifft die innerkirchliche Sensibilisierung für die Situation der Väter und ihrer Anliegen. Eine Reihe von Fragen drängt sich auf, die die Männerarbeit stellvertretend für die Väter stellen kann: Wie wird eigentlich die Vereinbarkeitsdebatte in der evangelischen und katholischen Kirche geführt? Immer noch primär als Frauenthema oder wirklich als Thema, das Frauen und Männer, das Mütter und Väter gleichermaßen betrifft? Welche väterfreundlichen Maßnahmen ergreift konkret der Arbeitgeber Kirche, was könnte er noch tun? Wie vätersensibel sind die kirchliche Familienbildungsarbeit und Familienpastoral? Finden Väter, wenn sie kirchliche Beratungsstellen aufsuchen, genügend kompetente männliche Berater?

31 Vgl. Studie Tab. 23.

32 Vgl. Studie Abb. 55.

33 Insgesamt liegt Umfang und zeitlicher Aufwand der Tätigkeiten mit Kindern auch bei diesen beiden Geschlechertypen nach wie vor unter denen der Frauen. Die strukturelle Asymmetrie zwischen Müttern und Vätern in der Kindererziehung bleibt – was auch andere aktuelle Studien wie die schon erwähnte Vorwerk-Familienstudie 2008 bestätigen – also erhalten. Aufschlussreich ist jedoch, dass moderne Frauen und moderne Männer sich in ihrem jeweiligen Zeitaufwand für ihre Kinder annähern.

34 Vgl. den Tabellenband der Studie: 181. Noch höheren beruflichen Druck erleben die teiltraditionellen Männer – verständlich, da diese sich primär als Versorger ihrer Familie verstehen.

35 Die Studie misst auf der einen Seite einen hohen Kinderwunsch jüngerer Männer (vgl. Studie Abb. 34). In diesen Alterskohorten bleiben jedoch immer mehr Männer kinderlos. Sehen jüngere Männer in der Vereinbarkeit von Beruf und Familie ein unlösbares Dilemma und entscheiden sich für den einen Pol, nämlich den Beruf?

36 Vgl. Studie Abb. 90.

37 Vgl. Studie Abb. 150.

Die durch die Studie belegte Tatsache, dass für Männer die Vaterrolle wichtiger wird und sie diese aktiver ausfüllen wollen, ist auch theologisch von Belang. Das Thema Väter hat derzeit ja gesellschaftlich Konjunktur und spiegelt sich dementsprechend auch in den Studienergebnissen wider. Hinter den aktuellen Debatten um Papamonate und stärkere Präsenz der Väter in den Familien – so gewinnt man den Eindruck – scheint ein sehr grundsätzliches Thema auf: Was heißt eigentlich Vatersein und Väterlichkeit zu Beginn des 21. Jahrhunderts? Die Brisanz der Frage liegt darin, dass in unserem Kulturkreis in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine massive Infragestellung der Väter stattfand, in Deutschland noch verstärkt durch die Schuldgeschichte der beiden Weltkriege und des Hitler-Regimes. Im Anschluss an Alexander Mitscherlichs Klassiker über die vaterlose Gesellschaft ist dies ja ausführlich beschrieben worden und hat auch die Theologie nicht unberührt gelassen.³⁸ In den letzten Jahren hat sich nun so etwas wie die Suche nach dem bereits verloren Geglauten vollzogen. Natürlich geht es dabei – wie in der Studie – um die realen Väter. Aber es geht dabei immer auch um die Bedeutung des Urwortes „Vater“ für eine Gesellschaft.³⁹

Auch als Unterstützung und Vergewisserung der konkreten kirchlichen Väterarbeit ist daher in Theologie und Verkündigung ein neues Hinhorchen auf das Urwort „Vater“ wünschenswert. Gerade die biblischen Schriften mit ihren vielen Erzählungen von menschlichen Vätern und von Gott, unserem Vater, wären vor diesem Hintergrund einer relecture zu unterziehen.⁴⁰

7. Männer, Spiritualität und Kirche: Das Verhältnis entspannt sich

„Kirchen sind für viele Männer exotischere Orte geworden als die entlegensten Szenekneipen. Wenn überhaupt, dann haben die meisten Männer eine Kirche zum letzten Mal wegen ihrer Kinder betreten (wenn sie welche haben), vielleicht waren auch eine Hochzeit oder eine Beerdigung der Anlass ... Vermutlich jedes Mal ein etwas bizarres und fremdes Erlebnis. Die gehörten Begriffe klangen merkwürdig nach Vergangenheit und schienen mit ihrem eigenen Leben wenig bis gar nicht zu tun zu haben.“⁴¹ So oder so ähnlich lauteten die Einschätzungen, wenn in den vergangenen Jahren etwas zum Thema Männer und Kirche gesagt wurde. Damit verband sich oftmals auch die Vermutung, Männer seien spirituell weniger „veranlagt“ als Frauen. Männer, Spiritualität und Kirche: Dies schien einfach nicht zusammenzupassen. Die Männerstudie von 1998 konnte diesen Eindruck auch auf den ersten Blick bestätigen, stellte sie doch eine große spirituelle und eine noch größere kirchliche Distanz bei den deutschen Männern fest.

Die qualitative Studie „Was Männern Sinn gibt“⁴² schärfte vor drei Jahren den Blick dafür, dass Männer keineswegs spirituell so amputiert sind, wie es ihnen weithin unterstellt wird. Und sie zeigte, dass ihr Verhältnis zu den beiden großen Kirchen sich ebenfalls differenzierter und interessierter darstellt als gemeinhin angenommen. Vor diesem Hintergrund erwarteten die kirchlichen Auftraggeber die Ergebnisse mit großer Spannung. Das Ergebnis lässt auf jeden Fall positiv aufhorchen: Im Vergleich zu 1998 sind die Männer im Jahre 2008 religiöser und kirchlicher geworden.

38 Dazu immer noch lesenswert: Jaschke, Helmut: Gott-Vater? Wiederentdeckung eines zerstörten Symbols, Mainz 1997. Vgl. auch: Cordes, Paul Josef: Die verlorenen Väter. Ein Notruf, Freiburg 2002.

39 Ein aktuelles Buch zeigt schon im Titel sehr schön die Sehnsucht nach dem Vater: Walter, Heinz (Hrsg.): Vater, wer bist du? Auf der Suche nach dem „hinreichend guten“ Vater (Leben Lernen 211), Stuttgart 2008.

40 Vgl. die knappen Hinweise bei: Ruffing, Andreas: Spannungsreiches Verhältnis. Väter und Söhne im Alten Testament, in: Bibel und Kirche, Nr. 3/2008, 144–148. Die relevanten Vätertexte der Bibel hat übersichtlich zusammengestellt: Ohler, Annemarie: Väter, wie die Bibel sie sieht, Freiburg 1996.

41 Modler, Peter: Für Wanderer und Krieger. Männergebete, Freiburg 2004, 9f.

42 Vgl. Anm. 16.

Das religiöse Gesamtpotenzial von Männern ist von 37% (1998) auf 39% (2008) gewachsen, während das von Frauen auf 43% gefallen ist und sich damit dem Niveau der Männer annähert.⁴³ Die These, Männer seien weniger spirituell als Frauen, ist aufgrund dieses Befundes so nicht mehr zu halten.⁴⁴ An einer anderen Stelle in der Studie findet sich dafür ein weiterer Anhaltspunkt. Auf die Frage, ob Glaube für Männer bei der Bewältigung ihrer Lebenskrisen Bedeutung⁴⁵ habe, antworten dreimal so viele Männer wie 1998, dass dies so ist. Persönlicher Glaube als krisenbewältigende Kraft im eigenen Leben: Für nicht wenige Männer ist dies also durchaus eine Option.⁴⁶

„Kirchlicher“ wird hier in einem doppelten Sinne gebraucht: Beschrieben wird damit die Verbundenheit der Mitglieder mit ihrer jeweiligen Kirche und die Sympathie bei Nichtmitgliedern. Beides ist bei Männern gewachsen.⁴⁷ Die große Distanz, wie sie noch 1998 festzustellen war, gehört (endgültig?) der Vergangenheit an. Freilich muss ehrlicherweise auch gesagt werden: Wir reden hier von einem Zuwachs der Kirchenverbundenheit bei Männern auf einem nach wie vor niedrigen Niveau von 16% im Jahre 1998 auf 29% im Jahre 2008 und bei der Kirchensympathie von 3% 1998 auf 11% im Jahr 2008. Dennoch ist als Ergebnis festzuhalten: Kirche hat bei Männern an Ansehen gewonnen. Auch wenn sie sich in den Kirchenbänken rar machen, der Gesprächsfaden zwischen Kirche und Männern scheint keineswegs abgerissen zu sein, wie gerne behauptet wird. Zu einem Dialog kommt es aber erst, wenn die neue religiöse und kirchliche Offenheit der Männer auf eine neue Offenheit der Kirchen für das Leben und die Bedürfnisse von Männern trifft. Die zunehmende Bindung von Männern an die Kirchen wird es diesen dabei aber nicht zwangsläufig leichter machen. Aus anderen Forschungszusammenhängen wissen wir, dass sich Männer zunehmend für einen dogmatisch nicht gebundenen Glauben stark machen und eine nichtpersonale Gottesvorstellung, die ihnen genügend Raum für einen persönlichen Interpretationsrahmen des Glaubens eröffnet, bevorzugen. Dies sind Voraussetzungen für einen Dialog, der sich den Kirchen zukünftig als eine enorme Herausforderung stellen könnte.⁴⁸ Natürlich hat die kirchliche Männerarbeit hier eine besondere Verpflichtung und tut gut daran, wie schon bisher entsprechende Settings anzubieten.

Doch damit nicht genug: Die Studienergebnisse sind eine deutliche Einladung, in allen kirchlichen Vollzügen geschlechtssensibler zu werden, wenn es um Männer geht. Männerarbeit ist eine kirchliche Querschnittsaufgabe und keineswegs ein abgesondertes Refugium, in dem einige Spezialisten mit einigen „männerbewegten“ Männern fernab vom sonstigen Leben der Kirche arbeiten. Die Studie regt an, Männerarbeit in das Leben der Gemeinden, der Verbände, Einrichtungen und Werke hinein zu veralltäglichen. Die organisierte Männerarbeit der Kirchen kann hier Impulse und Anregungen zu einem geschlechtersensiblen Umgang mit Männern und entsprechenden Angeboten geben. Parallel dazu aber ist auch eine weitere Qualifizierungsoffensive kirchlicher Mitarbeiter (gerade der Männer) in der Aus-, Fort- und Weiterbildung nötig.

43 Vgl. Studie Abb. 152.

44 In der Studie wurde auch dies abgefragt. Auf die Frage „Sind Frauen religiöser/gläubiger als Männer?“ (vgl. Studie Abb. 153) antworten rund ein Drittel der befragten Frauen und Männer mit Ja. Die höchsten Zustimmungswerte finden sich interessanterweise bei den teiltraditionellen Männern mit über 50%.

45 Vgl. Studie Abb. 122.

46 Was die Männer konkret glauben und wie kompatibel dies mit christlichen Glaubensinhalten ist, ist natürlich eine andere Frage. Wie bunt das Feld hier mittlerweile ist, beschreibt die Studie ja sehr eindrücklich, vgl. z. B. Abb. 171.

47 Vgl. Studie Abb. 176.

48 Vgl. Rosowski, Martin: Was Männern Kirche gibt ... Das Forschungsprojekt und die 4. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD, in: Laube, Martin (Hrsg.): „Was Männern Sinn gibt“. Wie kirchenferne Männer Leben mit Sinn füllen und was die Kirchen daraus lernen können (Loccum-Protokolle 72), Loccum 2006, 51–65, hier: 61.

Haben Frauen und Männer unterschiedliche Zugänge zu Glaube und Religion? In der kirchlichen Männerarbeit wird dies von vielen ausdrücklich bejaht. Aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang zwei Fragen⁴⁹, die in der Studie gestellt wurden: „Frauen haben einen anderen Zugang zu Glaube und Religion als Männer“ und „Männer sind auf der Suche nach einer eigenen Spiritualität“. Das Ergebnis: Quer durch die Geschlechtertypen signalisierten Frauen wie Männer bei der ersten Frage eine höhere Zustimmung als bei der zweiten. Dass sich die beiden Geschlechter bezüglich ihres Zugangs zu Glaube und Religion unterscheiden, wird also etwas häufiger gesehen, als eine spirituelle Suche bei Männern wahrgenommen wird. Immerhin: 26% der Männer stimmen der zweiten Aussage zu. Es gibt also ein klares Potenzial an Männern, das für spirituelle Fragen ansprechbar ist. Wie aber kann hier Kontaktaufnahme gelingen? Zu erinnern ist in diesem Zusammenhang nochmals an die Ergebnisse der oben erwähnten Studie „Was Männern Sinn gibt“, die sich mit Erfahrungen aus der kirchlichen Männerarbeit decken. Da ist besonders die Bedeutung der Natur als spiritueller Resonanzort zu nennen. Auch wenn sie sich ansonsten in den Kirchenbänken eher rar machen, nehmen Männer dann gerne religiöse Angebote an, wenn diese draußen stattfinden – wie etwa Wallfahrten oder Wanderexerzitien. Was sind die Gründe? Die Männer sind in Bewegung, es ist etwas los, es gibt etwas zu tun, die physischen und psychischen Kräfte werden herausgefordert, Grenzen ausgelotet. In gewisser Weise ist es also durchaus das religiöse Abenteuer, das die Männer lockt, das „religiöse Indianerspielen“, wie es der Männerbuchautor Markus Hofer einmal überspitzt, aber nicht ganz unzutreffend charakterisiert hat. Und es ist natürlich die Natur selber, die Männer fasziniert und in der sie sich wohlfühlen. Die Natur ist – so schildern es die Männer in der Sinnstudie – die Gegenwelt, in der die befragten Männer wieder Kraft zu schöpfen hoffen – gegenüber dem Leistungs- und Profitdenken, der Hetze und der fremdbestimmten Pflicht des Alltags. Die Natur also als der Ort, an dem Männer ihre prägenden religiösen Erfahrungen machen? Nichts Neues eigentlich, denn schon die Bibel erzählt an vielen Stellen davon. Große biblische Männergestalten wie etwa Mose, Jakob und Elia machten ihre prägenden Erfahrungen mit Gott draußen in der Natur: am Wasser, in der Wüste, auf dem Berg. Die Bedeutung, die das Erleben der Natur für Männer darstellt, ist also mit der biblisch-christlichen Gottes- und Christuserfahrung zu verknüpfen. Darin liegt eine zentrale theologische Herausforderung für die kirchliche Männerarbeit.

Ein letzter Punkt in den reichen religionssoziologischen Daten verdient Aufmerksamkeit, da er zunächst konträr zu den positiven Entwicklungen zu stehen scheint. Denn ein anderes Bild ergibt sich, wenn man nach der religiösen Erziehung fragt. Diese hat in den letzten zehn Jahren abgenommen.⁵⁰ Auf die Frage, ob sie als Kind religiös erzogen wurden, antworten 2008 27% aller Befragten mit „überhaupt nicht“. Im Jahre 1998 waren dies noch 16%. Ein Grund dafür scheint darin zu liegen, dass die Frauen (Mütter/Großmütter), an die in unserem Kulturkreis die religiöse Erziehung delegiert ist, als Hauptträgerinnen der Weitergabe des Glaubens ausfallen. In diesem Zusammenhang erinnern Volz und Zulehner besonders an den markanten Rückgang an Kirchlichkeit bei den modernen Frauen. Damit rücken nun aber auf der anderen Seite die Männer (Väter/Großväter) in den Blick. Die Studie stellt unmissverständlich klar: Kirchlicherseits nur auf die Frauen als Tradentinnen des Glaubens zu setzen, wie dies in der Vergangenheit oft der Fall war, wird in Zukunft zu kurz greifen. Vielmehr muss es darum gehen, Männer wieder stärker in der Familie, aber auch in gemeindlichen Bezügen als spirituelle Mentoren für ihre Kinder und besonders hier auch für die Jungen zu gewinnen. Auch die katechetische Arbeit muss also in Zukunft aus einem wohlverstandenen kirchlichen Eigeninteresse heraus geschlechtssensibler mit Blick auf die Männer werden.

49 Vgl. Studie Abb. 154 und 155.

50 Vgl. Studie Abb. 156.

8. Männer: Täter und noch mehr Opfer von Gewalt

„Die Täter- bzw. Opferschaft von Frauen und Männern muss differenziert wahrgenommen werden.“ Diese Forderung stammt aus der Heppenheimer Erklärung der kirchlichen Frauen- und Männerverbände (siehe oben). Die Verbände verlangen in dem Papier, genau und vorurteilsfrei hinzuschauen, wenn es um Gewalterfahrungen von Frauen und Männern geht. Kritisch ist dabei besonders das Klischee „Männer sind Täter, Frauen sind Opfer“ zu hinterfragen. Die Männerstudie von 1998 hatte dazu kein aussagekräftiges Datenmaterial geliefert, weil damals allein nach der Gewaltneigung, nicht aber nach tatsächlich erlittener bzw. ausgeübter Gewalt gefragt wurde.⁵¹ Zehn Jahre später hat sich dies geändert: In der Nachfolgestudie findet sich ein umfangreiches und differenziertes Frageinstrumentarium zu Gewalterfahrungen von Frauen und Männern.

Das Ergebnis überrascht Experten nicht. Gewalt ist selbstverständlich und leider ein Männerthema.⁵² Aber es betrifft Männer, insofern sie eben nicht nur Täter, sondern auch und gerade Opfer von Gewalt sind. Abbildung 140 des Forschungsberichtes illustriert dies auf besonders anschauliche Weise: Da liegen bei einzelnen Gewaltformen die Prozentzahlen für Gewalt, die Männer erleiden, mit einer Ausnahme immer über der männlichen Täterschaft. Nach eigenem Bekunden haben sich die in der Studie befragten Männer also mehr als Opfer denn als Täter erfahren.⁵³ Nicht überraschend: Je jünger die Männer sind, desto stärker sind sie von Gewalt betroffen. Und bei den Geschlechertypen sind es die teiltraditionellen und suchenden Männer, die stärker als die beiden anderen Gruppen als Täter wie als Opfer von Gewalt betroffen sind.⁵⁴ Spannend und herausfordernd ist der Zusammenhang, der in der Studie zwischen erlittener bzw. ausgeübter Gewalt und Kindheitsglück respektive Vatererfahrungen in der Kindheit hergestellt wird.⁵⁵

Schließlich ist noch ein kurzer Blick auf Orte von Gewalt zu werfen. Abbildung 143 macht dazu zwei Aussagen. Die erste ist erschreckend banal: Es gibt eigentlich keine gewaltfreien Orte. Gewalt kann sich prinzipiell an jedem Ort ereignen. Aber es gibt Unterschiede in der Intensität. Das ist die zweite Aussage: Gewalt tritt dort am meisten auf, wo Frauen und Männer sich bevorzugt bewegen respektive ihren Lebensmittelpunkt haben. Das ist natürlich und in erster Linie der familiäre Lebensraum, gefolgt vom Arbeitsplatz und dem öffentlichen Raum. Gewalt, der Männer als Opfer ausgesetzt sind und die sie selber ausüben, ist also ein all-tägliches und ein all-gegenwärtiges Phänomen. Nicht nur weit weg von uns in den Kriegs- und Konfliktgebieten unserer Welt, sondern erschreckend nahe in unseren Häusern, unseren Arbeitsstätten, auf unseren Straßen, in unseren Institutionen (Männer nennen hier besonders das Militär!), in den öffentlichen Verkehrsmitteln, auf unseren Schulhöfen, in unseren Häusern.

Was bedeuten diese Daten für die Praxis kirchlicher Männerarbeit? Zunächst ist klarzustellen: Von ihrem Auftrag und Charakter her kann kirchliche Männerarbeit keine therapeutische Beratung von Männern ersetzen, die als Täter und Opfer von Gewalt betroffen sind. Betroffenen Männern kann sie jedoch weiterhelfen, indem sie in Kontakt mit entsprechenden Beratungsstellen steht und – wenn notwendig und erwünscht – Männer auch weitervermitteln kann. Vor welchen Aufgaben steht also die Männerarbeit angesichts dieser Daten? Zunächst einmal, durch entsprechende Angebote überhaupt Männer zur Auseinandersetzung mit dem Thema Gewalt einzuladen und dabei auch ihre Abwehr und

⁵¹ Dies wird in der aktuellen Studie wieder abgefragt. Das Ergebnis von damals wiederholt sich: Je autoritärer jemand eingestellt ist, desto gewaltbereiter ist er auch. Erschreckend: Autoritarismus ist bei Frauen um 4 Prozentpunkte und bei Männern sogar um 10 Prozentpunkte gestiegen.

⁵² Vgl. dazu auch den Beitrag von Kurt Möller in diesem Band.

⁵³ Dies sehen die Frauen bei sich selber ebenso. Die Werte sind aber bei Opfern und Täterinnen niedriger als bei den Männern.

⁵⁴ Vgl. Studie Abb. 144.

⁵⁵ Vgl. Studie Abb. 149 und 150.

ihre Widerstände, die eng mit dem Klischee „Männer sind Täter, Frauen sind Opfer“ verbunden sind, zur Sprache zu bringen.⁵⁶ Dann, die eigene Arbeit bewusst und konsequent in Solidarität mit allen Opfern (Kinder, Frauen – und Männer) zu verstehen und zu kommunizieren⁵⁷ und dabei verstärkt Wege zu männlichen Gewaltopfern zu suchen. Und schließlich muss es angesichts des Ausmaßes der Gewalt, von der Männer betroffen sind, in der Männerarbeit zukünftig darum gehen, selber verstärkt gewaltpräventive Maßnahmen durchzuführen.⁵⁸ Kirchliche Männerarbeit tut gut daran, sich dabei von drei Grundüberzeugungen leiten zu lassen. Die erste ist eine theologische Vergewisserung: Gott steht auf der Seite der Opfer – und auf der Seite der Täter, die zur Umkehr bereit sind. Die zweite Überzeugung: Gewalt ist kein Lösungsweg; Konflikte können auf andere und bessere Weise als durch Gewalt gelöst werden. Die dritte: Gewalttätigkeit ist kein unentrinnbares Schicksal, der Weg daraus für Täter immer möglich.

9. Gesundheit vor Arbeit, Arbeit vor Gesundheit?

Wenn es um den Umgang mit dem eigenen Körper geht, sind Geschlechterklischees besonders hartnäckig. „Männer pflegen ihr Auto, Frauen ihren Körper“, lautet ein solches Klischee. Gehen also Männer insgesamt achtloser mit ihrer Gesundheit um als Frauen? Vor zehn Jahren schien dies in der Tat der Fall zu sein. Damals bezeichneten sich 44% der Frauen als sehr gesundheitsbewusst gegenüber 32% der Männer. Und heute? Das Bild⁵⁹ hat sich gewandelt: Während der Anteil der Männer, die nach eigener Aussage sehr auf ihre Gesundheit achten, mit 33% praktisch gleich geblieben ist, ist der entsprechende Wert bei Frauen auf 36% gesunken. Was schon beim Thema Religion und Kirche zu beobachten war, zeigt sich auch hier: Frauen und Männer haben sich in den letzten zehn Jahren in Feldern, in denen Frauen bislang größere Ressourcen zugeschrieben wurden, angenähert. Insgesamt hat man ja beim Lesen der Studie öfter den Eindruck, dass sich Lebensmuster und Einstellungen von Frauen und Männern in vielen Bereichen annähern.⁶⁰ Dies gilt vor allen Dingen für den modernen Geschlechertyp.

Nun ändert die Annäherung von Frauen und Männern im vorliegenden Fall nichts daran, dass sich im Vergleich zu 1998 im Gesundheitsbewusstsein der Männer wenig verändert hat. Es bleibt dabei: Lediglich ein Drittel der Männer verhält sich nach eigener Aussage ausdrücklich gesundheitsbewusst. Nachdenklich macht allerdings, dass der Anteil der Männer, die überhaupt nicht auf ihre Gesundheit achten, massiv gestiegen ist.⁶¹ Dies ist schon erstaunlich in einer Gesellschaft, in der so sehr der Wert der Gesundheit betont⁶² wird, Gesundheitspolitik ein hochemotionales Dauerstreitthema ist und eine riesige Gesundheits- und Fitnessindustrie mit ihren Produkten Frauen und Männer auf den „rechten Pfad“ zu führen sucht.

56 Dass dieses Gespräch auch mit der eigenen Tradition zu führen ist, versteht sich von selber. Gerade die Bibel erzählt in oft schmerzhafter Weise in der Perspektive von Männern Geschichten der Gewalt, in die selbst Gott hineinverwoben ist (vgl. zum hermeneutischen Umgang gerade mit diesen Texten: Baumann, Gerlinde: Gottesbilder der Gewalt im Alten Testament verstehen, Darmstadt 2006). Aber um auch nicht gleich hier wieder dem Klischee aufzusitzen: Es sind eben nicht nur Geschichten von männlichen Tätern und weiblichen Opfern, die in der Bibel erzählt werden, sondern auch und gerade von männlichen Opfern, so paradigmatisch in der berühmten Geschichte von Kain und Abel. Dass dort das Opfer den bezeichnenden Namen Abel (hebräisch: Hauch) erhält, sei nur am Rande erwähnt. Diese biblischen Geschichten männlicher Opfer dem Vergessen zu entreißen, ohne die Täter aus dem Auge zu verlieren, wäre eine dringliche geschlechtsbewusste relecture biblischer Texte aus Männerperspektive.

57 Zur theologischen Begründung vgl. die Hinweise bei: Weiß-Flache, Martin: Befreiende Männerpastoral (Tübinger Perspektiven zur Pastoraltheologie und Religionspädagogik 10), Münster 2001, 392 f.

58 Die durch die Daten sich nahelegende Vermutung, dass intensive und geglückte Vaterbeziehungen besonders bei Männern Gewalt minimieren, zeigt, wo gerade die Männerarbeit in Kooperation mit der Jungenarbeit anzusetzen hat.

59 Vgl. Studie Tab. 42.

60 Die Konfliktlinien, so die generelle Vermutung der Forscher, laufen damit nicht mehr unbedingt zwischen den Geschlechtern, sondern zwischen „traditionelleren“ und „modernerer“ Lebensmustern und Lebenseinstellungen. Insgesamt ist die Lage der Geschlechterverhältnisse unübersichtlicher und bunter geworden – keine guten Zeiten für Ideologen gleich welcher Couleur mit Vorliebe für Schwarz-Weiß-Malereien.

61 Wie übrigens bei Frauen auch. Bei ihnen sind es 11% (gegenüber 5% im Jahre 1998) und bei den Männern 17% (gegenüber 10% im Jahre 1998).

62 Manche Kritiker mit kirchlichem Hintergrund sprechen gar von der Ersatzreligion „Gesundheit“, so beispielsweise der Kölner Arzt und Theologe Manfred Lütz in seinen flott und für ein breites Publikum geschriebenen Büchern und Aufsätzen.

Wie erklärt sich dieser Widerspruch? Natürlich kann man in diesem Zusammenhang auf die „Körperferne“ von Männern verweisen, einen Topos, der in schöner Regelmäßigkeit in der Männerliteratur bemüht wird. Weil – so die Argumentation – Männer in ihrer Sozialisation einen instrumentellen Umgang mit ihrem Körper erlernen („Hauptsache, die Maschine läuft“), sind sie weniger körper- und damit gesundheitsbewusst als Frauen.⁶³ Doch genau an dieser Stelle setzt die Studie ein deutliches Fragezeichen. Wenn Frauen sich in ihrem Gesundheitsbewusstsein den Männern annähern, kann die männliche Sozialisation nicht alleiniger Grund für deren mangelndes Gesundheitsbewusstsein sein. Was aber dann? Die Tabelle 43 hilft an dieser Stelle weiter. Auf die Frage, ob sie zu Hause bleiben, wenn sie krank sind, antworten 26% der Männer und 19% der Frauen mit „nie“ oder „fast nie“. Begründung: Die Arbeit ist wichtiger als die Gesundheit. Gegenüber 1998 sind diese Werte bei beiden Geschlechtern (um 4 Prozentpunkte bei Männern, um 2 Prozentpunkte bei Frauen) gestiegen. Und entsprechend sind die Werte für die Gegenposition „Gesundheit ist wichtiger als Arbeit“ gesunken.⁶⁴ Was schon beim Kapitel Familie, Partnerschaft und Erziehung sichtbar war, ist auch hier erkennbar: Die Erwerbsarbeit wird zum entscheidenden Konkurrenzwert. Männer und Frauen geraten damit in ein weiteres Dilemma. Wie kann in einer „suchtförmigen Arbeitsgesellschaft“ (Volz und Zulehner in ihrem Kommentar zur Tabelle), die dem Ökonomischen permanent Vorrang gibt, von Männern (und Frauen) Fürsorge nicht nur für andere, sondern auch für sich selber gelebt werden?

In dreifacher Hinsicht – theologisch, pastoral und politisch – stellt der Befund der Studie für die kirchliche Männerarbeit eine Herausforderung dar. Eine theologische Herausforderung, weil wir als kirchliche Männerarbeit an dieser Stelle wieder zentral an den biblisch verbürgten Zusammenhang von Gottes-, Nächsten- und Selbstliebe erinnert und aufgefordert werden, ihn für die eigene Arbeit durchzubuchstabieren. Eine pastorale Herausforderung, weil auch hier wie beim Thema Gewalt wir sorgsam darauf zu achten haben, die Grenzen zwischen Beratung und Seelsorge nicht zu verwischen.⁶⁵ Und schließlich animieren die Studienergebnisse dazu, sich etwa in der Frage einer aktiven Männergesundheitspolitik offensiv zu engagieren.⁶⁶

10. Pflege – (k)ein Thema für Männer

Ein nicht unerheblicher Teil der in der Studie von Rainer Volz und Paul Zulehner befragten Männer scheint die individuelle häusliche Pflege als ihrer männlichen Rolle nicht gemäß zu empfinden. Dies ist ein erstaunlicher Befund, wenn man ihn mit den Ergebnissen der Einstellung zu der Aussage kontrastiert: „Für einen Mann ist es eine Zumutung, zur Betreuung seines kleinen Kindes in Elternzeit zu gehen.“ Dieser Aussage stimmen nur 25% aller und gar nur 3% der modernen Männer zu. Immerhin 53% der Teiltraditionellen sind dieser Meinung. Ein anderes Bild jedoch ergibt sich bei der Frage nach der Bereitschaft der Männer, ihre Berufsarbeit zugunsten der Pflege – hier bezieht sich die Frage sehr deutlich auf die Pflege alter bzw. kranker Angehöriger – zu verringern. Hierzu wären 27% aller befragten Männer rigoros nicht bereit, und eine Bereitschaft zur Reduzierung der Arbeitszeit um 70% oder 100% findet sich nur bei 12% bis 14% der Befragten. Lediglich bei der Rate der Reduzierung um 50% wären 24% dazu bereit. Hier weisen Teiltraditionelle und Moderne fast identische Werte auf, wobei die Modernen bei der radikalen Ablehnung einer Reduzierung der Arbeitszeit zugunsten der häuslichen

63 Zum Thema der „Körperferne“ vgl. beispielsweise die Arbeiten von Lothar Böhnisch und Reinhard Winter.

64 Vgl. Zulehner/Volz 1998 (vgl. Anm. 1): 163.

65 Es versteht sich von selber, dass die kirchliche Männerarbeit keine Gesundheitsberatung im eigentlichen Sinne macht. Dass sie aber sehr wohl mit spezifischen Angeboten etwa im Rahmen von Männergesundheitstagen präsent sein kann, zeigt etwa auf lokaler Ebene das Beispiel des Neusser Männergesundheitstages (www.maennergesundheitstag-neuss.de).

66 Die Herausgabe eines kontinuierlichen Männergesundheitsberichtes auf Bundes- respektive Länderebene gehört zum Beispiel zu den politischen Forderungen, für die die kirchliche Männerarbeit weiterhin werben sollte.

Pflege sogar noch um drei Punkte vor den Teiltraditionellen liegen (Teiltraditionelle 23%, Moderne 26%, Balancierende immerhin 33%).⁶⁷

Die kleinfamiliäre und partnerbezogene Pflege- oder Betreuungsbereitschaft scheint deutlich einem modernen Männerbild heute zu entsprechen, während die Pflege Alter und Kranker eher in einem traditionellen männlichen Rollenverständnis enthalten ist. Eine Situation, über die in der kirchlichen Männerarbeit wie in der gesellschaftspolitischen Diskussion des Pflegeproblems noch intensiv nachgedacht und gestritten werden muss. Auf jeden Fall sollten wir uns in der Gestaltung einer modernen, weil gemeinschaftsdienlichen Männerentwicklung damit nicht zufriedengeben.

Die Argumente, mit denen die Männer durch alle Geschlechertypen hindurch ihre Distanz zur Rolle des Pflegenden begründen, sind sehr rational: Die professionellen nichtstaatlichen und staatlichen Einrichtungen leisten bessere Arbeit und können dem Pflegebedürftigen deshalb besser helfen als der individuell agierende Angehörige (47%). Der die häusliche Pflege übernehmende Mann gefährdet seine beruflichen Aufstiegschancen (34%). Aus finanziellen Gründen ist das Arrangement „vernünftiger“, wenn die in der Regel weniger verdienende Frau die Pflege übernimmt (46%). Schließlich halten 31% der befragten Männer die häusliche Pflege von Angehörigen nicht für ihre Aufgabe.⁶⁸ Die pragmatischen Argumente hier erinnern frappierend an die in weiten Teilen bereits überwundenen Grundsatzdiskussionen um die Übernahme der Haushalts- und Erziehungsverantwortung durch Männer.

Während man im Zusammenhang mit den aktuellen familienpolitischen Entscheidungen heute um die Erziehung und Übernahme von sonstigen Reproduktionsaufgaben zumindest formal kaum noch streitet, tritt im Hinblick auf die häusliche Pflege von Angehörigen eine subtile rational-instrumentalisierte Distanz zutage. Männer können sich solche Ablehnung bzw. Verantwortungsverlagerung heute offensichtlich noch leisten. Der öffentliche Druck auf diesen noch ausstehenden Rollenwandel der Männer hin zu Aufgaben, die dem Leben dienen, fehlt heute gesellschaftlich noch gänzlich. Als Ergebnis dieses angesichts der Gesamtentwicklung des Geschlechterverhältnisses erstaunlichen Desiderates bleibt festzustellen: Die Pflege ist weiblich!

Dies gilt sowohl für die professionelle wie für die private Pflege. Den Mitarbeiterinnen der Pflegedienste korrespondieren die pflegenden Töchter und Schwiegertöchter in den Familien. Gewiss ist hier ein für die Frage der Geschlechtergerechtigkeit auf Dauer nicht hinnehmbares Ungleichgewicht zu konstatieren. Doch zugleich muss auch die Frage erlaubt sein, was diese Situation eigentlich für den zu pflegenden Mann bedeutet. Traditionelles Männerleben – und das haben wohl die meisten heute älteren Männer geführt – war durch Leistungsorientierung, Funktionstüchtigkeit und Selbstbewusstsein geprägt. Da bleibt dann plötzlich wenig, wenn die Leistung weder im Physischen noch im Psychischen erbracht werden kann und wenn der Körper langsam schlappmacht. Der hilflose alte Mann ist der Pflege von Frauen überantwortet. Die empirisch durch den Altenbericht und andere Surveys belegte hohe Rate von älteren Männern als Opfer von Gewalt in der Pflege macht deutlich, dass diese Begegnung nicht immer ohne Spannung bleibt. Männlich konnotierte Medizin produziert einen ständig wachsenden Pflegebedarf, der weitgehend von Frauen zu bewältigen ist und die Grenzen der professionellen Belastbarkeit nicht selten überschreitet. Hier fehlt eine genderbewusste politische Konzeption des Pflegesystems. Auch in diese ethisch wie politisch gleichsam relevante Diskussion wird sich kirchliche Männerarbeit einzubringen haben.

⁶⁷ Vgl. Studie Tab. 31.

⁶⁸ Vgl. Studie Tab. 32.

Denn es darf angesichts der beschriebenen Probleme auch nicht übersehen werden, dass die Pflege, die von Männern ausgeht, nicht völlig marginal ausfällt und dass umso mehr die Notwendigkeit besteht, Männer für die professionelle Pflege zu gewinnen bzw. für die private Pflege zu motivieren. Die Rate der im Alter die Partnerin pflegenden Männer ist höher als allgemein erwartet. Der Altenbericht spricht von einem Anteil von 30% Männern im Bereich der Pflege von Lebenspartnern im Alter. Gerade in den traditionellen Gruppen unserer kirchlichen Männerarbeit wissen wir von einer großen Anzahl männlicher Lebensentwürfe, die sich in der dritten Lebensphase dieser Aufgabe der Pflege widmen.

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich für die kirchliche Männerarbeit vier wichtige Konsequenzen:

- ▮ In der theologischen, seelsorgerlichen und pädagogischen Konzeption von Männerarbeit muss die Frage nach der Endlichkeit und der Begrenztheit menschlichen Lebens als konstruktiver Erfahrungswert deutlicher beschrieben und in die Definition männlicher Identität integriert werden.
- ▮ Die Gemeinschaft der kirchlichen Männerarbeit sollte bereits vorfindliche männliche Pfl egetätigkeit stärker wahrnehmen, würdigen und andere Männer ermutigen, sich dieser Aufgabe zu stellen.
- ▮ Kirchliche Männerarbeit wird ein Männerbild unterstützen, das die Verantwortung der Männer auch für die soziale Versorgung der Gesellschaft verstärkt widerspiegelt.
- ▮ Die Motivation und Unterstützung von Männern in Pflege-, Sozial- und Erziehungsberufen ist ein vorrangiges männerpolitisches Anliegen, das die kirchliche Männerarbeit in struktureller wie bewusstseinsbildender Hinsicht zukünftig noch stärker zu vertreten hat.

Ziel all dieser Bemühungen muss es sein, die Pflege des der fremden Hilfe bedürftigen Menschen und die aktive und zugewandte Anteilnahme am Leid des in seiner persönlichen Lebenssituation Schwachen zu Selbstverständlichkeiten des männlichen Persönlichkeitswertes und seiner Empathie zu entwickeln. Das ist eine herausragende gesellschaftliche Aufgabe, der sich kirchliche Männerarbeit im Konzert mit den diakonischen und caritativen Fachverbänden in Zukunft zu widmen hat. Mit dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend sind bereits entsprechende Projektoperationen vereinbart.

11. Kultur oder Natur – Dispute, Diskurse, Diskussionen ...

In Bezug auf die Fragen der Studie nach typisch männlichen oder weiblichen Eigenschaften wurden viele Klischees bestätigt, die man längst als überholt betrachtet hatte. So gilt auch 2008 noch „*gefühlvoll, empathisch und sanft*“ als typisch weiblich, während „*stark, leistungsbewusst und logisch*“ als männliche Eigenschaften identifiziert werden.⁶⁹ Nicht zuletzt an diesen scheinbar unverrückbaren Klischees entbrennt schließlich die Auseinandersetzung darüber – auch in der Diskussion der Ergebnisse durch die Kommentare der übrigen Wissenschaftler –, ob geschlechtstypisches Verhalten vorrangig eine Frage der Kultur oder der Natur sei. Es ist gleichermaßen interessant wie obsolet, diesen Diskurs zu führen, da er zu einer Lösung der aus den Unterschieden erwachsenden Konflikte außer ihrer Erklärung wenig beitragen kann. Für den auf die Geschlechtergerechtigkeit orientierten Diskurs gilt allerdings als Prämisse, dass beide Perspektiven nicht gegeneinander ausgespielt werden sollten. Es geht weder um Ideologie noch um wissenschaftlichen Wahrheitsstreit, sondern um die Bedingungen des Zusammenlebens von Frauen und Männern in Gerechtigkeit – was nicht allein heißen kann: Gerechtigkeit für Frauen, Disziplinierung und Veränderung der Männer. Es gilt die Förderung der Entwicklung beider! Für den fairen Diskurs ist es sicherlich nötig, unterschiedliche Verhaltensweisen zu benennen und

⁶⁹ Vgl. Studie Abb. 221 und 222.

auf ihre Implikationen der Ungleichheit hin zu überprüfen. Dabei sind faktische Ungerechtigkeiten aufzudecken, aber nicht a priori Männlichkeiten oder Weiblichkeiten unter den Dominanzverdacht zu stellen. Geschlechterrollen sind weitgehend veränderbar – sie in ihrer Veränderbarkeit zu nutzen, sollte das Ziel sein, statt den Ideologiestreit über den Grad der Veränderbarkeit zu führen. Er trägt für die Gerechtigkeit nichts aus, zumal seine ideologischen Hintergrundinteressen selten aufgedeckt werden. In diesem Sinne wird sich Männerarbeit aus der bewusst geschlechtsspezifischen Perspektive und in bewusster Anerkennung des Unterschiedes der Geschlechter in die Genderdebatte um die Gleichwertigkeit von Männlichkeiten und Weiblichkeiten einzubringen wissen.

Kirchliche Ansprache an den Mann, Theologie für Männer/von und mit Männern ist gewiss mehr als Männerarbeit oder Männerbildung, wenn sie auch immer Lernprozesse umschreibt und initiiert. Eine solche Hinwendung der Kirche zum Dialog mit den Männern entspringt einer genderbewussten Vorklärung der Lebensbedingungen von Männern in Kirche und Gesellschaft. Sie macht das Geschlecht der Adressaten und des Adressierenden gleichsam wie das soziale Milieu, den Lebensentwurf, die Alterszugehörigkeit oder die Weltanschauung zu wissenschaftlichen Kategorien oder kritisch-reflexiven Überprüfungen/Vergewisserungen des je eigenen Tuns und Fragens. Natürlich macht dies nicht immer zwangsläufig geschlechtshomogene Gruppen und Gesellungsformen nötig, muss aber für deren situative und anlassorientierte Notwendigkeit sensibel bleiben. Dies gilt auch für die Erwachsenenbildung, die sich bei aller Distanz gegenüber geschlechtsspezifischen (oder muss man eher sagen männerspezifischen?) Lernformen⁷⁰ einmal Rechenschaft darüber ablegen sollte, dass sie eine radikal weiblich konnotierte Lebensäußerung von Kirche darstellt und ihr die Ansprache der Männer oft nur dort gelingt, wo sie genderbewusste Partner findet.

Die Studie weist eine große Anzahl von Männern auf, die an Fragen der männlichen Identitätsbildung interessiert sind. Auf der anderen Seite steht die scheinbar relativ geringe Zahl der befragten Männer, die sich dazu in spezifischen Männer-Interessengruppen zusammenschließen wollen. Sicherlich ist der geringe Prozentsatz vor dem Hintergrund der doch niedrigen Zahlen in den Alterskohorten hochgerechnet auf die Gesamtbevölkerung höher einzuschätzen, als der erste Blick suggeriert. Doch ist daneben auch festzustellen, dass kirchliche Männerarbeit in ihren Gruppen und vor allem ihren geschlechtsspezifischen Angeboten weitaus offener und vielfältiger agiert, als die Vorstellungen von herkömmlichen Männerelbsthilfegruppen vermitteln mögen. Männerinteressen vernetzen sich zunehmend. Bedeutend mehr Männer als noch 1998 erwarten heute von den Kirchen einen Beitrag zu dieser Vernetzung und mit ihr zur Veränderung der Männerrollen in der Gesellschaft (+ 19 Prozentpunkte).⁷¹ Bei aller Skepsis gegenüber den problemorientierten Gruppen suchen Männer Räume für sich, gerade in der Kirche. Allen gängigen Klischees zum Trotz sind sie spirituell kompetent, legen allerdings hohen Wert darauf, ihre religiösen Erfahrungen selbstbestimmt zu gestalten und ihnen ihre eigene männliche Stimme zu geben. Wer Männer-Stimmen hören will, muss ihrer Suche nach dem Heil ihrer Seele Raum geben – vor allem aber muss er wirklich hören wollen. Wer anders als die kirchliche Männerarbeit kann Männern diesen Raum erschließen?

⁷⁰ Vgl. den Beitrag von Hans Prömper in diesem Band.

⁷¹ Vgl. Studie Abb. 237 und 238 sowie Tab. 75.

Autoren

Peter Döge, geb. 1961, Dr. rer. pol., Mitbegründer und Mitglied des geschäftsführenden Vorstands des Instituts für anwendungsorientierte Innovations- und Zukunftsforschung e.V. – IAIZ Berlin. Arbeits- und Publikationsschwerpunkte: Anti-Diskriminierungs- und Chancengleichheits-Politik, Innovationsmanagement, systemische Organisationsentwicklung

Hans Hobelsberger, geb. 1960, Dr. theol., Dipl.-Theol., Referent für Jugendpastorale Bildung bei der Arbeitsstelle für Jugendseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz, Düsseldorf. Freiberuflich tätig als Projektberater und in der Fortbildung

Stephan Höyng, Dr. phil., Dipl.-Päd., Professor für Jungen- und Männerarbeit an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin, Mitglied u. a. im Bildungsnetz Berlin und bei Dissens e.V., Berlin. Arbeits- und Publikationsschwerpunkte: Männlichkeit, Vereinbarkeit von Beruf und privatem Leben

Reiner Knieling, geb. 1963, Dr. theol. habil., Pfarrer der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, Dozent für Praktische Theologie und Neues Testament an der Evangelistenschule Johanneum, Wuppertal, und Privatdozent (Praktische Theologie) an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal

Kurt Möller, Dr. phil. habil., Dipl.-Päd., Professor an der Hochschule Esslingen. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Gewalt, Rechtsextremismus, Fremden- und Menschenfeindlichkeit, männliche Sozialisation und Jungen- bzw. Männerarbeit, politische Sozialisation, Jugendkulturen

Hans Prömper, geb. 1950, Dr. phil., Dipl.-Päd., Leiter der Katholischen Erwachsenenbildung – Bildungswerk Frankfurt. Arbeitsschwerpunkte: Bildungsmanagement, Didaktik und Methodik lebensgestaltender Bildung, Qualifizierung ehrenamtlichen Engagements, Männerbildung und Geschlechtergerechtigkeit

Martin Rosowski, geb. 1958, Theologe, Historiker und Pädagoge, Hauptgeschäftsführer der Männerarbeit der EKD, Hannover. Arbeitsgebiete: theologische, soziologische und gesellschaftspolitische Männer- und Genderfragen, gemeinsam mit Andreas Ruffing Koordinator der 1. und 2. empirischen Männerstudie, Mitautor des Ergebnisbandes der qualitativen Studie „Was Männern Sinn gibt – Leben zwischen Welt und Gegenwelt“ (2007)

Andreas Ruffing, geb. 1959, Dr. theol., Dipl.-Theol., Leiter der Kirchlichen Arbeitsstelle für Männerseelsorge und Männerarbeit in den deutschen Diözesen e.V., Fulda. Arbeitsgebiete: Männer- und Bibelpastoral, Männerspiritualität, Geschlechtergerechtigkeit, mit Martin Rosowski Herausgeber des Kommentarbandes zur ersten Männerstudie „MännerLeben im Wandel“ (2000)

Rainer Volz, Dipl.-Sozialwissenschaftler, Leiter und Wissenschaftlicher Referent des Zentrums für Männerarbeit der Evangelischen Kirche im Rheinland, Düsseldorf. Arbeitsgebiete: empirische Sozialforschung in den Bereichen Männerforschung/Genderforschung, Religions- und Kulturosoziologie sowie Fallstudien zu sozialetischen Themen

Paul Michael Zulehner, geb. 1939, Dr. phil., Dr. theol., em. Professor für Pastoraltheologie an der Universität Wien, Mitglied der Österreichischen und Europäischen Akademie der Wissenschaften, zahlreiche Veröffentlichungen zu religions-, kirchensoziologischen und pastoraltheologischen Themen, mit Rainer Volz zusammen Autor der ersten Männerstudie

Herausgeber:

Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend
11018 Berlin
www.bmfsfj.de

Bezugsstelle:

Publikationsversand der Bundesregierung
Postfach 48 10 09
18132 Rostock
Tel.: 018 05/77 80 90*
Fax: 018 05/77 80 94*
E-Mail: publikationen@bundesregierung.de
www.bmfsfj.de

Stand: März 2009

Gestaltung: KIWI GmbH, Osnabrück

Druck: DruckVogt GmbH, Berlin

Für weitere Fragen nutzen Sie unser
Servicetelefon: 018 01/90 70 50**
Fax: 030 18/5 55 44 00
Montag–Donnerstag 9–18 Uhr
E-Mail: info@bmfsfj.service.bund.de

* jeder Anruf kostet 14 Cent pro Minute aus dem deutschen Festnetz,
abweichende Preise aus den Mobilfunknetzen möglich

** nur Anrufe aus dem Festnetz, 3,9 Cent
pro angefangene Minute